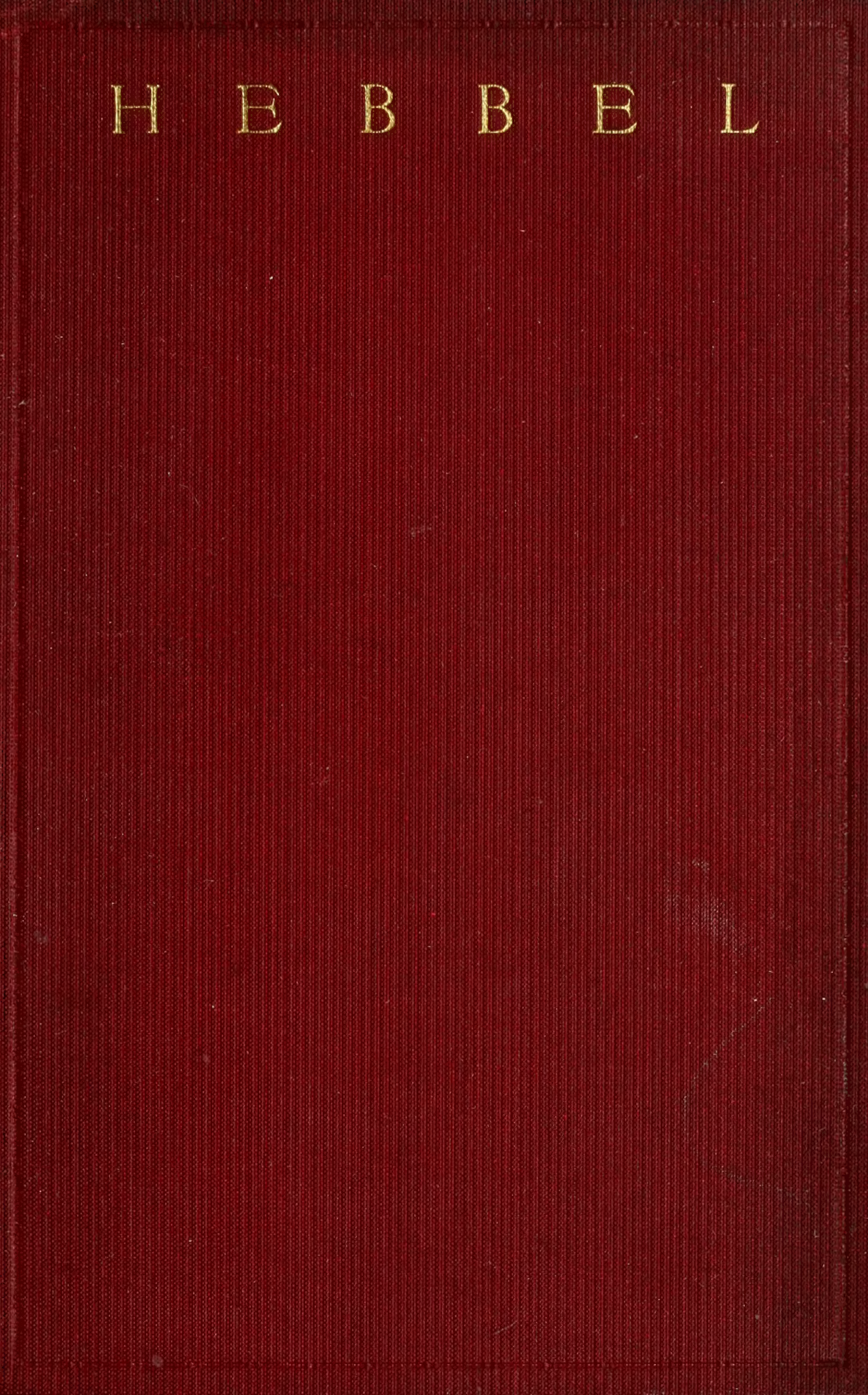
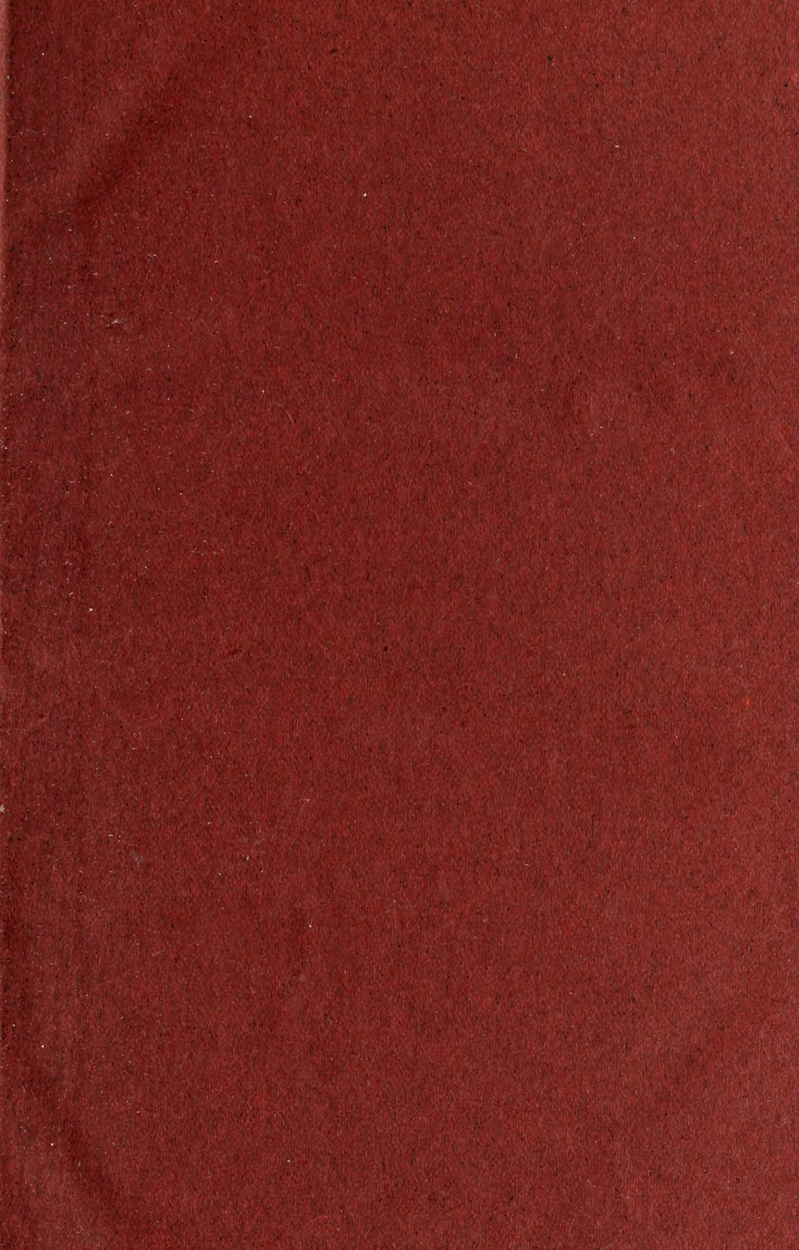
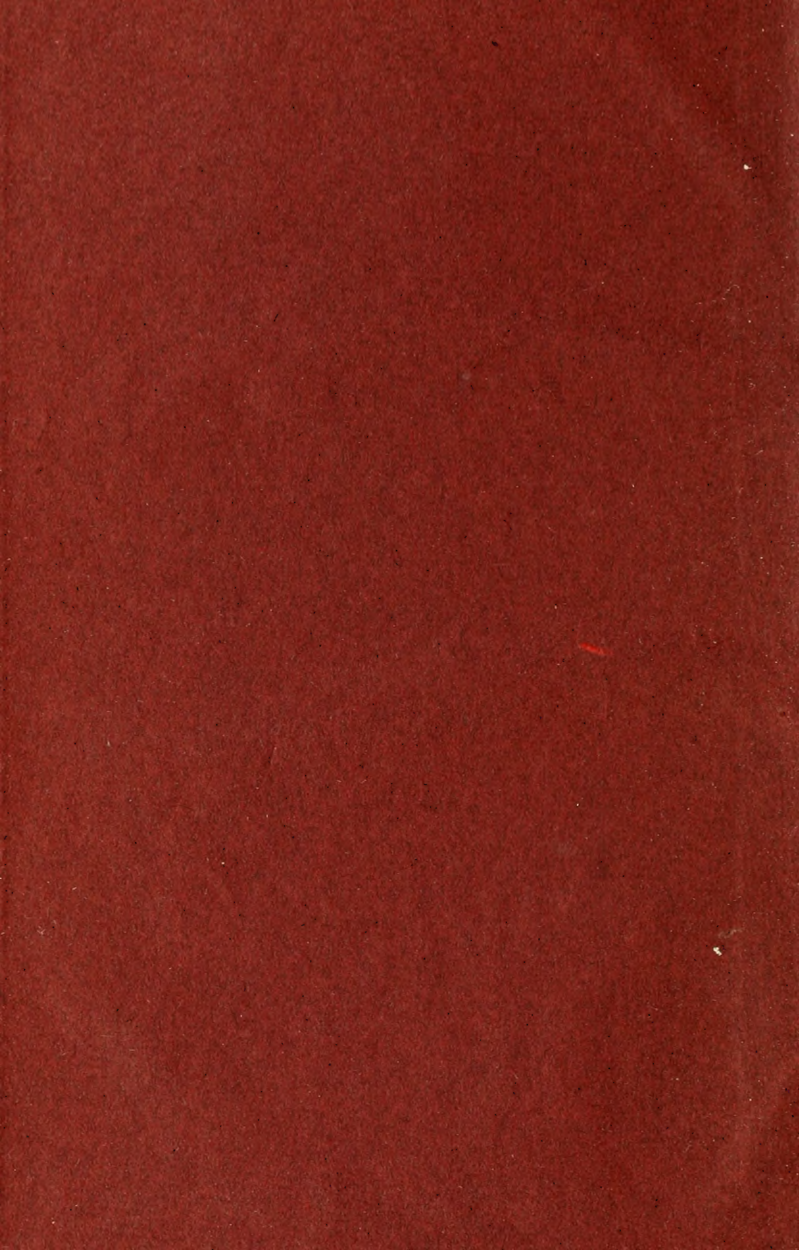

HEBBEL





Friedrich Hebbel

Sämtliche Werke in zwölf Bänden

*

Nebst Auszügen aus den Tagebüchern und einer Auswahl von Briefen des Dichters

*

Herausgegeben und eingeleitet von Adolf Stern

*

Zehnter Band

Berlin – Leipzig

Verlag von Th. Knaur Nachf.

Druck von Hallberg & Büchting (Inh.: L. A. Klepzig), Leipzig.

Inhalt.

Seite

Literaturbriefe

Kritische Schriften.

Zweiter Teil.

Ältere kritische Aufsätze aus Gutzkows Telegraph

von

1839 und 1840.



Sokrates nach dem Grade seiner Schuld zum Schutz gegen neuere Verunglimpfung.

Von Dr. Theodor Heinsius. Leipzig 1839.

Der Verfasser, der sich der Forchhammerschen Schrift*) über denselben Gegenstand entgegenstellt, setzte sich den Zweck: diejenigen jungen Männer, die nicht mit der Sokratischen Philosophie bekannt sind, auf denjenigen Standpunkt hinzuführen, aus dem ihr Stifter nach Lehre und Wandel zu betrachten ist, und den Glauben an die sittliche Reinheit des griechischen Weisen da, wo er erschüttert sein sollte, wieder herzustellen. Wir müssen dies letztere als ein bedenkliches Unternehmen bezeichnen, bedenklich, insofern es mißlingen, noch bedenklicher, insofern es gelingen kann. Die Geschichte, oder was sie an Charakteren darbeut, lebt uns nicht, weil wir, und so weit wir an sie glauben: sie ist kein Tempel, wo wir still unsere Andacht verrichten sollen, und wo die Götter bankerott machen müssen, sobald wir ihnen den Tribut der Verehrung entziehen. Die Geschichte hat nur so lange Wert für uns, als sie uns, die wir in unsere beschränkten Zustände, in unsere dürftige Individualität gebannt sind, in ihre großen allgemeinen Kämpfe zieht, und darin, daß noch niemals irgendeiner dieser Kämpfe abgeschlossen ward, liegt ihre Göttlichkeit. Die Jahrhunderte bilden wahrlich keine große Philisterfamilie, wo immer der Sohn das Handwerk des Vaters treibt und wo der Enkel sich noch für den Sparpfennig des Großvaters berauscht: sie stehen einander trotz der innigen Verwandtschaft feindlich gegenüber, und nur das, was jedem Angriff siegreich widersteht, nicht aber das, was gar nicht angefochten, was als unverletzlich respektiert wird, macht ihren Besitz aus. Wir wollen nichts erben, Erbschaften machen faul und träge, wir wollen unsere Kräfte gebrauchen, und wenn diese in die Vergangenheit

*) P. W. Forchhammer: Die Athener und Sokrates, die Gesetzlichen und der Revolutionär. (Berlin, 1837.)

zurückgreifen, so liegt darin kein Frevel, die Vergangenheit will nur so lange schlafen, bis wir sie erwecken. Jeder, dem die Geschichte mehr als Gedächtnisfutter sein soll, muß zu ihr ein durchaus individuelles Verhältnis suchen; es ist ein großer Irrtum deutscher Wissenschaft, wenn sie auch in diesem Kreise die Vermittlung für ihre Aufgabe hält, und es steht ihr fast komisch, wenn sie für die reine Wäsche der historischen Charaktere sorgen zu müssen glaubt. Leben denn die Toten unter uns fort, weil wir sie beräuchern, weil wir jede mutwillige Mücke, und was sie sonst in ihrem Schlummer zu stören droht, mit Sklavenängstlichkeit verscheuchen? Wird nicht vielmehr der lebendige Schlüssel zu manchem dunkeln Riesendasein oft ein ganzes Säkulum später geboren, ist z. B. Napoleon nicht eine Leuchte für Alexander und Cäsar, und diese wieder für ihn? Herr Theodor Heinsius irrt aber auch noch darin, daß er wähnt, die Menschheit verliere eben so viel, als Sokrates verlöre, wenn seine Gegner Recht hätten. Das Gegenteil ist der Fall. Wo die Geschichte eine Ungerechtigkeit zeigt, welche sich im Laufe der Zeit nicht ausglich, da hat sie eine Lücke. Es liegt an und für sich wenig daran, ob auch einmal die Masse — und wäre es die Masse von Athen — eine Sünde begeht; sie steht in ihrer Ungebundenheit noch unter dem einzelnen, der in seiner Persönlichkeit Schranken findet, welche jene nicht kennt. Aber es liegt allerdings daran, daß das, was als Sünde in die Welt eintritt, und was in bezug auf diejenigen, die es zunächst veranlaßten, auch immerhin Sünde bleiben mag, von höherer Hand die Taufe der Notwendigkeit erhalte; es liegt daran, daß das Schicksal die Tat blinder Leidenschaft adoptiere; wir müssen uns überzeugen, daß nur Sokrates, nicht aber die ewige Rechtsidee selbst, welche, einmal feierlich hingerichtet, die Welt zur Schädelstätte der Gottheit machen würde, weil sie niemals wieder aufstehen könnte, den Giftbecher trank. Und so war es, die Athener taten mit bösem Gewissen und aus unlauteren Gründen das Rechte; Sokrates stand seiner Zeit mit dem scharf geschliffenen Schwert einer neuen Philosophie gegenüber; seine Zeit, stärker als er, entwaffnete ihn und tötete ihn mit seinem eigenen Schwert, mit dem Schwert, womit er sie töten wollte. Er errichtete dem „unbekannten Gott“ den ersten Altar und ward dem alten Donnerer als letztes Opfer geschlachtet; wir mögen das Opfer beklagen, aber — und dessen freuen wir uns — wir haben nicht nötig, die Opferer zu verdammen. Ist es wirklich besser, „ein allgemein für Wahrheit genommenes, die ganze sittliche Welt beglückendes Vorurteil“ stehen zu lassen, oder darf die Forschung auf die Gefahr hin, „den schönen Glauben an die Tugend der

analysierten Person zu vernichten, daran rütteln? Herr Theodor Heinsius erklärt sich für das erstere: er meint sogar, daß jedes, wenn auch nicht evident begründete, Urteil, das sich historisch an Jahrtausende lehnt und von Denkern und Gelehrten für vollständig erwiesene Wahrheit (ob dies möglich ist?) genommen wurde, sobald es die Welt beglückt, die Kraft einer doch nie zu findenden Wahrheit fast vollständig ersetzt. Es haben dies schon viele vor ihm gemeint, ich meine es nicht. Wo ein Vorurteil besteht, da liegt die Wahrheit begraben; darf man die Gruft nicht öffnen? Ist ein Fragezeichen nicht mehr wert, als ein Gedankenstrich? Liegen denn die Probleme bloß vor uns, nicht auch hinter uns, und können wir in finsterer Nacht nicht an dem nämlichen Felsen stranden, auf dem einst ein Leuchtturm stand? Geht denn die Tugend zugrunde, wenn das Logis, das unser gutmütiger Glaube ihr anwies, zusammenstürzt? O, wahrlich nein. Das Göttliche in unserer Brust ist nicht abhängig von irgendeiner seiner äußeren Manifestationen, und, man sage, was man wolle: das Vollgefühl unserer eigenen Kraft, die Ahnung dessen, was wir selbst vermögen, ist ein ungleich stärkerer Sporn für uns, als alle Erinnerungen an Sokrates und ähnliche Erscheinungen; diese richten nichts aus, wenn jene schläft; sie sind überflüssig, wenn sie wacht.

So viel über die Prinzipien der vorliegenden kleinen Schrift, über sie selbst etwas zu sagen, ist unnötig. Sokrates ward schon zu oft verteidigt, als daß sein neuer Defensor noch etwas Neues bringen konnte. Wenn es aber auch an Licht mangelt, so ist doch Wärme vorhanden, jener Mangel entspringt aus der Natur der Sache und fällt dem Verfasser nicht zur Last; für diese Wärme werden ihm die Jünglinge, denen er seine Arbeit bestimmte, Dank wissen.

Gedichte von C. Blessig.

Nürnberg.

Als Lord Byron in seinem siebenzehnten Jahre die „Stunden der Muße“ herausgab, spottete das Edinburgh Review darüber, daß der junge Dichter dem Titel die Angabe seines Alters beigefügt hatte. Das Review hätte dies nicht tun sollen; Lord Byrons Beispiel hätte dann die Sache vielleicht zur Mode gemacht, und die Rezensenten würden sich gut dabei stehen. Die Kritik hat zwiefache Pflichten zu erfüllen. Ihre Hauptaufgabe ist, die auftauchenden Erscheinungen in ihrem Verhältnisse zur Literatur zu würdigen, das Bedeutende einzuregistrieren, das Mittelmäßige und Verwe fliche zurückzuweisen. Sie soll jedoch

nicht minder auf die Autoren Bedacht nehmen, sie soll den schon fertigen und gemachten die gehörige Stellung zum Publikum vermitteln, bei den angehenden und unentwickelten aber Sorge tragen, daß sie nicht ihre Zukunft im Keim ersticke, indem sie über ihre Vergangenheit, wie diese sich in einer unausgegorenen Produktion abspiegelt, den Stab bricht. Der letztgedachten Forderung Genüge zu tun, muß schwer sein, denn es ist selten geschehen: was gehört denn aber Großes dazu? Die Kritik soll jung bleiben, sie soll sich erinnern, daß sie nur lernend lehren darf, sie soll demütig bei jedem neuen und frischen Ton des Lebens und der Jugend in die Schule gehen und den Unterricht gern mit ihrer aufgespeicherten Weisheit bezahlen; sie soll vor allem nicht vergessen, daß sie in dem Augenblick, wo sie übermütig wird, wo sie auf eigene Hand und für sich selbst zu leben anfängt, zu leben aufgehört hat. Oft zwar kommt sie bei dem besten Willen in Verlegenheit, vorzüglich dann, wenn poetische Hervorbringungen ihr Urteil herausfordern. Wer sagt ihr, ob der Sänger, der in der Wolke seines Buchs vor sie hintritt, ein bloßes Präludium gibt oder die Symphonie, und wie verschieden sind die Maßstäbe, womit beide gemessen werden müßten? Deshalb wäre es äußerst wünschenswert, daß jeder Poet schuldig und gehalten wäre, das zu tun, was Byron aus freien Stücken tat.

Blessigs Gedichte haben eine Eigenschaft, die sie unwiderstehlich macht, sie sind bescheiden. Wir sehen in der Bescheidenheit freilich keine Kardinaltugend, wir lieben im Gegenteil im ganzen Paul Fleming nichts so sehr, wie seinen stolzesten Vers. Aber die Bescheidenheit ist das Kind unter den Tugenden; das Kind, welches jede Forderung bezahlt, weil es sie aufhebt. Blessig gefällt uns; es tut uns seinetwegen leid, daß wir nicht sagen können, warum. Dürften wir den vorliegenden Band seiner Gedichte als eine Schuldverschreibung ansehen, der von seiner Jugend auf seine reiferen Jahre ausgestellt worden, so wollten wir ihm herzlich gern kreditieren und uns unseres Schuldners sogar freuen. Doch dem widerspricht eine, wir möchten sagen, bedenkliche Ausgebildetheit der äußeren Form; dieser Geist versteckt sich nicht mehr ungeschickt hinter das rührende Feigenblatt, er ist ganz comme il faut gekleidet und wird schwerlich noch wachsen. Desungeachtet wollen wir nicht fragen: bist du ein Dichter? wir wollen nur fragen: bist du eine Individualität? Und hierauf können wir nicht mit Ja antworten. Hier ist Liebe und Lust, Schmerz und Verzweiflung: aber das Gemüt, dem diese Gefühle entfließen, ist ohne Charakter, es drückt ihnen niemals jenes Gepräge auf, das uns mit allen Geheimnissen einer fremden Existenz

durchschauert. Das Allgemeine aber ist in der Kunst gleich dem Nichts; ein Strom ohne Ufer ist kein Strom mehr. Der Dichter gibt in der „Vorklage“ seiner Muse den Auftrag: „Die süßen Freuden längst verrauschter Zeiten noch einmal zu Grabe zu geleiten.“ Nun kommen: Gedichte an Alexandrina, Reiselieder, an Emma, an Sappho, an Lilla, an Bianca, an Malvina, an Ida, Sonette, Sonette nach Shakespeare, Herzensklänge und Liebesanfänge, Mädchenlieder, Abschiedsgesang, Epistel an meine Freunde, Trinklieder, vermischte Gedichte, Romanzen, Scherz und Laune. In allen diesen Gedichten ist eine wohltuende Wärme, die durch den Brennspiegel größerer Konzentriertheit sich vielleicht bis zur Glut hätte steigern lassen. Nicht selten findet sich ein hübscher Gedanke, ein ganz artiger Einfall; doch begegnet es dem Dichter dann wohl, daß er das, was das Herz seines Gedichtes sein könnte und sollte, zum bloßen zufälligen Schmuck, zur Verzierung verwendet. Ein Fehler übrigens, der bei Blessig nicht allein vorkommt!

Leben und Taten Emerichs Tökölys und seiner Streitgenossen.

Ein historisches Drama von A. Z. Leipzig bei Wilhelm Einhorn.

Gegen kein Werk muß die Kritik so scharf sein, wie gegen ein Werk ohne Form. Was ohne Gehalt ist, das verschwindet von selbst aus der Reihe des Lebendigen, wo es sich eindrängte; man braucht gegen das Nichts keinen Vertilgungskampf zu führen. Was aber ohne Form ist, das kann, gleich mancher physischen Mißgeburt, noch immerhin ein zähes Leben atmen; es kann sogar fortzeugen, und dennoch hat es kein Recht, zu existieren. Ist denn etwa die Form nach irgendeiner Beziehung hin etwas Willkürliches, das man, wie es der Bequemlichkeit eben beliebt, jetzt beobachten, jetzt wieder unberücksichtigt lassen kann? Im Gegenteil, in der Form liegt das ganze Geheimnis, ja die ganze Kraft der Kunst, und das wahrhafte Genie vertauscht höchstens eine mit der andern, aber nie gefällt es sich in einem breiten maßlosen Ergießen. Der Verfasser des vorliegenden sogenannten Dramas hat versucht, ein Kunstwerk zu schaffen, ohne sich irgend um die Kunst zu bekümmern; vielleicht hat er bei seiner Arbeit den Götz von Berlichingen vor Augen gehabt, es wäre jedoch sehr schlimm, wenn ihm das Organische, das durchaus Abgeschlossene dieses durch den überwältigenden Stoff in seiner abweichenden Form bedingten Schauspiels entgangen wäre, und wenn er seine Lizenzen durch Goethes Lizenzen entschuldigen zu

können glaubte. Eine vorübergehetzte Jagd von Lebensszenen in einer Prosa dargestellt, wie wir sie so ziemlich alle schreiben, hilft zu einem Drama gerade so viel, wie ein Haufen Bausteine zu einem Tempel; möglicherweise läßt sich der beste daraus errichten, aber dem Geiste, der den Riß entwirft, dem Arm, der ihn kühn und sicher ausführt, gebührt die Ehre. Doch wir wollen über den Verfasser nicht urteilen, da er kein Werk geliefert hat, welches ein künstlerisches Urteil zuläßt. Möge er uns in unserer schauspielarmen Zeit recht bald mit einer gegliederten Produktion wieder vor Augen kommen!

Wissenschaft und Universität in ihrer Stellung zu den praktischen Interessen der Gegenwart.

Eine Gegenschrift gegen Professor R. H. Scheidler: „Über die Idee der Universität, im Verhältnis zur Staatsgewalt". Von Dr. Carl Biedermann, außerordentlichem Professor der Philosophie an der Universität Leipzig. Leipzig, Gebrüder Reichenbach.

Die vorliegende Schrift nimmt in ihrer Entschiedenheit und kräftigen Selbständigkeit eine viel höhere Bedeutung in Anspruch, als man nach dem Titel erwarten sollte. Der Verfasser, durch eine früher erschienene Fundamentalphilosophie bekannt, bleibt nicht bei der bloßen Widerlegung seines etwas großväterlich aufgetretenen Gegners stehen, er schlägt diesen nur aus dem Felde, um Raum für sich selbst zu gewinnen! Es verdient alles Lob daß er, statt nach Art der Philosophen das Spinngewebe der Metaphysik abzuhaspeln und mit dem Senkblei einer kecken Hypothese die Tiefen der Gottheit zu ermessen, sich für seine Gedankenentwicklung nach einem kompakten und reellen Gegenstand umsah. Er gibt uns, den zwischen Universität und Staat, zwischen der Spekulation und der Praxis bestehenden Streit auf die beiden zugrunde liegenden Prinzipien zurückführend und diese in ihrer Unausgleichbarkeit mit allen ihren Konsequenzen, wie zwei den Lebensstrom gefrieren machende Basilisken, einander gegenüberstellend, ein treu und scharf gezeichnetes Bild der deutschen Nation, er reißt ihr die Schönpflästerchen, womit sie so manche alte Wunden zu decken sucht, ab, er schlägt ihr den werten mittelalterlichen Pokal mit den schönen Randverzierungen aus der Hermannsschlacht, dem sie so manchen Rausch verdankt, aus der Hand, er zeigt ihr, daß es keine Tugend, daß es nicht einmal ein Unglück, sondern daß es eine ekle Schande ist, nur an Träumen und Phantasien reich zu sein. Es taten dies viele vor ihm, aber keiner tat es mit so zermalmender Gründlichkeit, so einschneidender Dialektik, keiner hat mit solcher Evidenz

nachgewiesen, daß nicht unsere Ohnmacht, sondern daß unsere Kraft uns vor dem Forum der Geschichte anklagt, daß praktisches Zurückbleiben durch geistiges Voranschreiten nicht entschuldigt, sondern verdammt wird. Der Verfasser ist, wie sich hiernach von selbst versteht, der geschworene Feind des Ideals, nur begegnet ihm die Menschlichkeit, daß er dem Ideal seinen Tribut abstattet, während er es bekämpft, denn indem er das Idol, das verlockend im Blauen gaukelt, bis in den letzten Winkel, wohin es sich retten möchte, verfolgt, merkt er nicht, daß das schlaue Proteuskind sich in seinen eigenen Kopf hineinflüchtet und aus diesem in dem Augenblick, wo er es völlig vertrieben wähnt, in verwandelter Gestalt, solid-bürgerlichen Ganges, das Einmaleins in der Hand und den Blick heuchlerisch auf die materiellen Interessen richtend, wieder hervortritt. Diese ironische Strafe, die der Einseitigkeit immer auf dem Fuß zu folgen pflegt, trifft ihn mit Recht; das Ideal ist der Sporn menschlicher Tatkraft, die, könnte sie den Ertrag ihrer Anstrengung vorher auf Heller und Pfennig berechnen, sich wohl nur selten in Bewegung setzen würde; wir sollen des Sporns wegen nicht reiten, aber er ist demungeachtet sehr notwendig. Vor allen der Deutsche, den der Verfasser doch fast ausschließlich im Auge hat, bedarf eines höhern Anknüpfungspunktes für seine Bestrebungen, wenn er sich eine frische Existenz erhalten, wenn er nicht an Leib und Seele verdorren soll; gibt es wohl eine abscheulichere, eine unwürdigere Erscheinung, als die des deutschen Philisters, der, nachdem er aus dem hitzigen in das kalte Fieber gefallen ist, sich Baumwolle in die Ohren stopft, um die tausend Stimmen des Lebens von sich abzuwehren, und der nichts bereut, als daß er einst jung war, daß er nicht im Schlafrock und in der Nachtmütze zur Welt kam! Unser Kosmopolitismus ist allerdings durch den einfältigen Gang, den unsere Geschichte nahm, bedingt, aber eben dieser einfältige Gang unserer Geschichte, woher entsprang er, als aus der Beschaffenheit unserer Natur? Und diese wird ewig dieselbe bleiben! Stimmen wir daher auch mit den Wünschen des Verfassers größtenteils überein, so können wir doch seine Hoffnungen nicht teilen, wünschen aber dennoch seiner Schrift, die auch als ein gelungener Versuch, die Resultate des philosophischen Denkens in einer allgemein-verständlichen Sprache darzulegen, anerkannt werden muß, viele deutsche Leser, die nicht, wie wir, in bezug auf den vorhin erwähnten Punkt von ihrer Unverbesserlichkeit überzeugt sind. Nicht an die Krankheit glauben, führt ja zur halben Gesundheit!

Die Dramatiker der Jetztzeit.

Von Ludolf Wienbarg. Erstes Heft. — Altona, bei Carl Aue.

Es hat wohl kein Deutscher, der die Macht des Theaters, seinen stillen Einfluß auf das Volk und die hieraus entspringende Rückwirkung auf das sich entwickelnde dramatische Kunstgenie zu würdigen weiß, dem Verfall und gänzlichen Untergang des unsrigen mit Gleichgültigkeit zugesehen. Das Schauspiel einer Nation, in würdiger Bedeutung aufgefaßt, repräsentiert sie in ihrem Selbstbewußtsein; es ist der Brennspiegel, der die einzelnen Ausstrahlungen ihrer inneren Wesenheit, wie die vorüberwandelnde Geschichte sie aus der Tiefe hervorlockt, auffängt, der sie verdichtet und konzentriert und so ein Jahrhundert durch das andere entzündet, eine leuchtende Tat durch die andere ins Leben ruft. Die Tragödie stellt ein Volk in seinem Verhältnis zu den wichtigsten Aufgaben sowohl seiner selbst, wie der Menschheit überhaupt, dar. Die Komödie malt es in seinen notwendigen Verirrungen und Abnormitäten, in seinen erdwärts gekehrten Richtungen und Bestrebungen; nur beide, in ihrer gemeinschaftlichen Ausbildung, in ihrer Erhaltung auf gleicher Höhe erschöpfen seinen Gesamtinhalt und geben ein treues, ewiges Bild seines Wollens und Könnens, seines Schwankens und Erliegens. Dies ist der Punkt, den die dramatische Dichtkunst ins Auge fassen muß, wenn sie wirken will; zwar mag ein noch höheres Drama denkbar sein, eine Tragödie, die es nur mit dem reinen Menschen, dem Menschen an sich, in seiner zweifelhaften Stellung zu Gott und Natur, zu tun hat, eine Komödie, welche die Nationalitäten selbst in den Sarg legt und die Leichen buntscheckig aufputzt. Doch ist es noch die Frage, ob die Kunst bei einer so allgemeinen Herrschaft der Humanitätsidee, wie sie jener Zustand voraussetzt, überall fortexistieren kann, und jedenfalls ist die Zeit, wo diese geisterhafte Herrschaft eintreten wird, noch fern, obgleich die Literatur manches dramatische Gedicht entstehen sah, das für sie bestimmt zu sein scheint.

Tieck tat schon vor vielen Jahren, bei Gelegenheit einer Claurenschen Miserabilität, den Ausspruch, wir seien endlich im Keller angelangt und müßten wieder hinauf. Er hatte in seinem Ausspruch recht, leider aber nicht in der Hoffnung, die er daran knüpfte. Weit entfernt, den Keller eilig zu verlassen, haben wir es unten ganz bequem gefunden, wir haben uns, so gut es ging, eingerichtet und sind gräßlich zufrieden. Statt des geharnischten Geistes unserer Vorzeit, taumelt Nante Strumpf in der zerrissenen Jacke aus den Kulissen hervor und zeigt uns, welchen Humor Dummheit und Branntwein erzeugen, wenn sie

sich im Kopf eines Eckenstehers ein Rendezvous geben; wollen sich Schiller und Goethe einmal aus dem Exil heranwagen, so tritt ihnen Nestroys Plumpuddings-Genius in den Weg, dem sie dann freilich auch bescheiden weichen: Shakespeares und Calderons Zauberwelten ersticken schon in der Geburt an dem Kopfschütteln des Maschinenmeisters, der seine Mittel für Raimunds Tollhausspuk zusammenhalten muß. Seien wir aber auch gerecht, erinnern wir uns, daß unser Theater, trotz der großen Kräfte, die sich ihm zuwandten, auch in seiner glänzendsten Zeit nicht war, was es sein sollte, und dies nicht ganz aus eigener Schuld. Ein Lustspiel hatten wir niemals, Possen und Albernheiten vertraten dessen Stelle, und die Kritik selbst, wenn wir die Schlegelsche ausnehmen, schien es nicht zu ahnen, daß Tragödie und Komödie aus einer und derselben Wurzel hervorsprossen und die erstere sich durchaus nicht in ihrer ganzen Größe entfalten kann, wenn die letztere hinter ihr zurückbleibt. Den Begriff des Lustspiels auf die enge etymologische Bedeutung seines Namens beschränkend und aus dem zufälligen Ausbleiben des Dichters die innere Unmöglichkeit des Gedichts ableitend, bildeten wir uns ein, wir könnten kein Lustspiel haben, da doch eben wir aus Gründen, die sich nicht im Vorübergehen entwickeln lassen, das beste haben sollten und müßten. Unsere Tragödie dagegen wollte den zweiten Schritt vor dem ersten tun: es behagte ihr nicht, von unserem eigenen Grund und Boden die Welt zu erobern, sie zog es vor, als heimatlose Vagantin bei allen Völkern der Erde umherzuziehen, und erst, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß man von Bettelbrot nicht fett wird, kehrte sie beschämt an die Brust ihrer Mutter zurück. Aber, inzwischen war in Deutschland der Enthusiasmus, der sich selten oder nie wieder erwecken läßt, verraucht, und als Wallenstein und Wilhelm Tell, als die Hermannsschlacht und der Prinz von Homburg erschienen, war nicht mehr an die zur Zeit der Iphigenien vielleicht mögliche Verschmelzung des Theaters mit dem Leben zu denken, man hatte sich gewöhnt, die Bühne als Zeitvertreib zu betrachten, und was zum Zeitvertreib herabsinkt, ist meistens für immer degradiert. Daher kam alles Unheil; daher kam es, daß seit langer Zeit Hunde und Affen, Taschenspieler und moderne Athleten dort ihre Triumphe feierten, wo die Kunst ihre tiefsinnigsten Orakel verkünden und wo ein Volk im stillen Genuß seiner selbst, in der gelinden Anspannung aller seiner Kräfte und in der Empfindung seiner geheimsten Sympathien und Antipathien sich erfrischen und erheben sollte.

Wienbarg glaubt, es sei jetzt ein Wendepunkt eingetreten. Diesem seinem Glauben verdanken wir seinen vorliegenden Lite-

raturbeitrag, der „darin besteht, daß er die neuere Dramenliteratur, vorzüglich die bühnenlose, durch Anschauung wenig oder gar nicht bekannte, in jedesmal durch irgendeinen dramatischen Bildungszweck für Dichter und Publikum geleiteter Wahl, mit steter Rücksicht auf einen ihm vorschwebenden idealen Geschmacksmittelpunkt im geschichtlich-poetischen Bewußtsein der Nation, kritisch in zwanglosen Heften beleuchten will". Ein solches Unternehmen, von einem Manne ausgeführt, der mit Einsicht in die Sache eine Darstellungsgabe verbindet, wie die Zeit sie verlangt, verdient alle Anerkennung. Nur die Kritik, die sich Ansehen zu verschaffen weiß, kann der Muse des Dramas ihren Tempel wieder erobern, nicht diese Muse selbst, die ja, sobald sie Einlaß begehrt, jedesmal von ihrer noblen Priesterschaft unter den höflichsten Verbeugungen wieder in den Winkel geschoben wird. Die Kritik soll, der freiwilligen Armut des Repertoirs gegenüber, auf den vernachlässigten Reichtum der dramatischen Literatur aufmerksam machen, sie soll durch Charakteristik und Analyse die Vermittlerin zwischen dem Genius des Dichters und dem Talent des Schauspielers abgeben, und sie versündigt sich schwerlich stark an der Gegenwart, wenn sie der noch nicht heilig gewordenen jüngern Vergangenheit ihre hauptsächliche Aufmerksamkeit zuwendet. Sie kann überhaupt nicht oft genug rückwärts schauen.

Wienbarg beginnt mit Uhland. Er hatte recht, von seinem gewählten Standpunkt aus den herrlichen Heinrich Kleist in seiner Hermannsschlacht und dem Prinzen von Homburg einstweilen unberücksichtigt zu lassen. Uhland hat unter allen unsern Dichtern den Schatz deutscher Nationalität am reinsten gehoben; all dies Träumen und Sehnen, dies Hoffen und Dulden, aber auch all den Mut, all die Kraft, die nur beim Kampf in die vorderste Reihe tritt, nicht bei der Parade. Man kann Uhland gar nicht tadeln, ohne Deutschland mit zu tadeln, man kann Uhland jedoch loben, ohne Deutschland mit zu loben, denn jede Poesie idealisiert, indem sie einrahmt, wie ein Spiegel, seiner Grenzen wegen, zerstreute Einzelheiten zu einem scheinbar geordneten Ganzen zusammendrängt, das doch in der Natur keineswegs so harmonisch vorhanden ist. Uhlands Poesie ist eine Träne, hervorgestoßen aus dem dunkelblitzenden Auge durch den Schmerz, der sich im Herzen ungeduldig ausdehnt und keinen Raum mehr findet; aber, wie viel schöner ist der Schmerz, als die Wunde, und wie viel schöner die Träne, als der Schmerz! Solche Tränen sind erstickte Taten; erniedrigten nur bei uns Schlaffheit und empfindungsselige Zerflossenheit das Weihwasser nicht so oft zum Waschwasser!

Es sind treffliche Bemerkungen, womit Wienbarg seine Cha-

rakteristik Uhlands einleitet. Gar nicht genug zu beherzigen ist, was er Seite 17 sagt: „Unsere Literatur ist ein Gespenst, die meisten Dichtgattungen sind ein Spuk, den Glauben oder Unglauben daran nennt man Ästhetik. Frisches, junges Leben wird ausgesogen, architektonische Kräfte werden gemißbraucht, um entseelte Formen zu begeistigen und fortzupflanzen und die Eitelkeit der Literatur durch sogenannte Kunstwerke zu befriedigen.“ Geht doch die Philosophie am Systematisieren zugrunde, wie viel mehr die Poesie, die doch nur existiert, so lange sie frei ist! Der Trieb, ein Ende zu machen und das nicht auf Raum und Zeit Beschränkte mutwillig und eigenmächtig einzupferchen, ist der häßlichste in der menschlichen Natur. Das Leben, in welcher Phase es sich auch befinde, hat immer Form, wenn auch zuweilen eine mit Händen nicht greifbare, es ist stets in Gärung, aber nie in Fäulnis; seine Form geht ihm jedoch eben verloren, wenn wir es mit den tyrannisierenden Allgemeinheiten, die sich vom Großvater auf den Enkel vererbten, in Einklang zu bringen suchen, dann erstarrt es, und den Strom, der uns das köstlichste Bad gewähren konnte, können wir höchstens noch zur Schlittenbahn umschaffen. Schützt euch vor dem Meer, aber strebt nicht, es in seiner Bewegung zu hemmen und einzudämmen; gelänge dies jemals, so würde es zum Sumpf, und ihr alle — die Schiffer nicht allein — stürbet eines jämmerlichen Todes. Es ist schon ein Unglück, daß die menschliche Gesellschaft der auf nichts Ursprüngliches zurückführenden Form des Staates bedarf, denn die genialsten Richtungen und Entwickelungen der Individualitäten werden dadurch im Keim erdrückt, und es ist die Frage, ob die übrig bleibenden, die allerdings innerhalb der Wälle und Mauern besser, wie sonst, gegen Wind und Wetter geschützt sind, in ihrer füllereichsten Ausbeute für die zurückgehaltenen und erquetschten Ersatz leisten. Wollt ihr noch weiter gehen, als die Notwendigkeit euch drängt; wollt ihr dem Geist sogar auf seinem eigensten Gebiet unter dem hammelfrommen Namen einer Ästhetik die Konstitution aufdringen? Was kommt dabei heraus? Freilich, ihr könnt dann gesetzlich schimpfen und strafen, ihr könnt heute ein Gefühl wegen Trunkenheit in die Wache setzen, morgen einen Gedanken wegen Beleidigung eurer Majestät auf die Festung schleppen und übermorgen eine Phantasie wegen ihrer allzukühnen Flügel ins Tollhaus schicken. Das Leben ist sein eigenes Gesetz und seine eigene Regel, aber ihr wollt den Gott noch immer erst anbeten, nachdem ihr ihn gekreuziget habt. So lange der Baum grün ist, schneidet ihr ihm die Zweige ab, und aus dem dürren, gefällten macht ihr — nicht eine Welle für eure Mühlen, sondern ein Götzenbild.

Was Wienbarg über Uhland, den Balladendichter, sagt, ist hübsch, es war aber widerlegt, ehe es noch geschrieben ward. Uhland der Balladendichter, ist nicht der „in tausend Stücke gesprungene“ Dramendichter; die Gedichte erschienen 1815, das erste Drama 1818. Ich würde diesen äußern Beweisgrund nicht anführen, knüpfte sich nicht ein innerer daran. Alle diese strömend vollen Lieder und Romanzen waren fertig, bevor die edel-stille Kraft, die sie ins Dasein rief, sich für die Schöpfung eines dramatischen Werkes konzentrierte, und wahrlich, sie tragen nicht den roten Fieberfleck der im Dunklen umhertappenden Sehnsucht, die nicht findet, was sie sucht, und die deshalb den Gegenstand, über den sie stolpert, in die Arme schließt, an der Stirn, sie atmen jene lächelnd in sich selbst versinkende holde Befriedigung, ohne die es wohl einen Rausch, aber keine Freude, kein Leben gibt, allerdings schreitet, sowohl in den Liedern, wie in den Balladen, schon leise und nachtwandelnd der dramatische Geist, der später den Herzog Ernst und Ludwig den Bayer erzeugen sollte, und er ist es, der ihnen die feste Form, die tiefere Bedeutung verleiht, welche den guten Leuten, die hin und wieder eine Sage oder ein Gefühlchen in unschuldige Verse bringen, so schmählich abgeht. Doch das dramatische Element ist — mag diese Behauptung auch immer befremdlich klingen — so gut in der Poesie ein Wesentliches, ein solches, ohne das sie ins Nichts zerstiebt, wie das lyrische; von jenem kommt ihr der Leib, von diesem die Seele, und beide bedingen sich gegenseitig. Ist doch das Leiden selbst nur ein nach Innen gekehrtes Handeln! Seite 21 heißt es: „Wißt ihr, was ich an Uhlands unvollkommenen Dramen liebe? Es ist die lautere, wesenhafte, unter der Oberfläche meist trostloser Erscheinungen und von außenher angeflogener flitterhafter Bildung durch das ursprüngliche geistige Leben sich hinziehende und die Wünschelrute an die goldhaltigsten Adern der Nation anschlagende deutsch-dramatische Poesie.“ Deutsch-dramatisch! das ist das rechte Wort, und dies will unendlich viel sagen; denn deutsch und dramatisch sind Gegensätze. Eben weil Uhland so ganz deutsch-dramatisch ist, könnte er unserem Theater die heilige nationelle Weihe geben, die ihm fehlt, und die ihm allein Gehalt und Würde, Wirkung und Bestand verschaffen kann. Goethes Götz ist nicht bühnengerecht und wird es durch die Schere wohl schwerlich werden. Schillers Wallenstein ist trotz seiner Breite doch bloßes Charakterbild, der Dreißigjährige Krieg guckt nur hin und wieder, nur dann, wenn dem Herzog die Sentenzen ausgehen und wenn Max und Thekla von ihrer Liebe ausruhen, schüchtern hervor. Das Stück hat, mit aller Achtung gegen den großen Toten, dem ich nicht am Lorbeerbaum zu

pflücken gedenke, sei es gesagt, bei der Aufführung etwas Lächerliches: ein Gewitter, während dessen zwei Turteltauben sich schnäbeln. Wilhelm Tell ist schon anders, Bertha und Rudenz sind bescheidener und halten ihre Seufzer, Tränen und Ahnungen besser zu Rate; doch die dargestellten Verhältnisse sind zufällige, die sich unter ähnlichen Verhältnissen überall wiederholen, und man kann darnach germanische Natur, wenn man auch die Schweiz als Mitrepräsentantin derselben gelten lassen will, nicht beurteilen, so wenig wie einen Menschen nach dem Porträt, das während seiner Krankheit entstand; auch kann ich den Anblick der Kraft, die äußere Fesseln bricht, nicht so erbaulich finden, wie manche, warum ließ sie sich welche anlegen? Kleists Hermannsschlacht und sein Prinz von Homburg führen uns, die zu weit zurück, jene zu weit vorwärts. Uhland wählte die historischen Momente besser als Kleist, er behandelte sie würdiger und größer als Schiller. Schon darum steht er im Vordergrund.

Am nämlichen Ort wird die Frage aufgeworfen, von welchem religiösen oder Schicksalsbgriff unsere tragische Dramatik ausgegangen sei. Wienbarg hüpft über sie hinweg, nimmt wenigstens ihre Beantwortung zu leicht. Dennoch ist hier die Wurzel des Gewächses. Menschennatur und Menschengeschick: das sind die beiden Rätsel, die das Drama zu lösen strebt. Der Unterschied zwischen dem Drama der Alten und dem Drama der Neuen liegt darin: die Alten suchten bei der Fackel der Poesie die Labyrinthe des Schicksals zu durchspähen, wir Neueren suchen die Menschennatur, in welcher Gestalt oder Verzerrung sie uns auch entgegentrete, auf gewisse ewige und unveränderliche Grundzüge, wie auf ein unerschütterliches Fundament, zurückzuführen. Jenen war dieses Zweck, was uns Mittel ist, und umgekehrt.

Bei den Alten ging das Leiden aus dem Handeln hervor; ihre Tragödie war eigentlich ein Triumph des Instinkts. Der kecke erste Blitz des halb erwachten Bewußtseins beleuchtete den öden Olymp, und weil der Mensch die Götterhalle leer fand, suchte er in der eigenen Brust ein Zentrnm für den Kreis seines Daseins. Aber, wie er nun, um sich selbst sich drehend und dadurch den Pol der Welt negierend, in seiner spröden Isoliertheit dem großen Ganzen im Wege stand, packte ihn mit zentnerschwerer Gewalt das unsichtbare Schwungrad, welches das All umtreibt, und schleuderte ihn höhnend in einen Abgrund hinein. Nun fühlte er sich sündig, und wußte nicht worin; er fand sich gerechtfertigt in seinen irdischen Verhältnissen und ward den Alpdruck einer geheimen, ungeheuren Schuld doch nicht los von der Brust; da ahnte er schaudernd, daß die Sünde weiter gehen kann, als die Erkenntnis, daß in Dingen und Ereignissen, so

wie im menschlichen Denken und Empfinden ein mysteriöses Letztes liegt, das, von welcher Beschaffenheit und Wirkung es auch sei, heilig geachtet werden will. Man erinnere sich des Ödipus, und der Art, wie in diesem immer Rätsel durch Rätsel gelöst wird!

Bei den Neuern dagegen gebiert das Leiden meistens erst das Handeln. Der Held gerät in den Strudel hinein, er weiß selbst nicht, wie; aber dem Untergang nah, zeigt er sich als tapferen, furchtlosen Schwimmer. Dies kommt von dem Versuch, die Idee der Freiheit mit der Idee der Notwendigkeit nicht sowohl auszugleichen, als zu vergleichen. Die moderne Tragödie hat daher, neben die antike gestellt, einen kränklichen Anstrich, den der Umstand, daß das Individuum ihr Ausgangspunkt ist, noch erhöht. Ich wünschte mir Zeit, alle Konsequenzen dieser Gegensätze zu ziehen.

Soll ich nun den Grundbegriff der neueren Tragödie in der Kürze aussprechen, so finde ich ihn in dem herben Gebundensein des höchsten Adels menschlicher Natur in Leid und Tod, und in dem dadurch bedingten, ja als notwendig vorausgesetzten Widerstand der Welt gegen das Große in seinem Werdedrang.

Von den vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen geht Wienbarg zu einer Analyse des Uhlandschen Schauspiels Ludwig der Bayer über. Sie ist musterhaft und leistet alles, was sie leisten soll, indem sie mit der Charakterisierung des Dichters die organisch damit zusammenhängende Charakterisierung des deutschen Dramas in seiner Totalität verbindet. Gewiß wird jeder Leser wünschen, daß Wienbarg dem Trauerspiel Herzog Ernst den gleichen Liebesdienst erwiesen hätte, dessen eben die Uhlandschen Stücke in ihrer prunklosen Einfachheit so sehr bedürfen, wenn sie endlich einmal zu der ihnen gebührenden Anerkennung gelangen sollen. Wäre es statthaft, die Kritik einer Kritik so weit auszudehnen, so würde ich selbst diese deutscheste Tragödie in ihrem Ader- und Nervengeflecht zu beleuchten versuchen; vielleicht geschieht es an einem andern Ort. Wir sind reich und halten uns für arm; wir haben die Diamanten, und die Leute, die sie zu schleifen verstehen, werden auch nicht ausbleiben. Möge Wienbarg recht bald mit seinem zweiten Heft erscheinen! Gar mancher schiebt jetzt am Weiser der Zeit und beschleunigt nichts damit, als seine eigene Hinrichtungsstunde: er gehört nicht zu denen!

Lommels Jugendlieder von 1821 bis 1833.

Amberg, Verlag von W. Lämmermann.

Der Titel ist zweideutig. Sind diese Lieder für die Jugend bestimmt? Da möchten wir den Verfasser denn doch alles Ernstes fragen, ob er die Unschuld verführen wollte. Hier treffen wir: Kommerslied, Hanseatenlied, neudeutsches Trinklied, Matrosenweihe, und noch Ärgeres. Vergebens sehen wir uns nach einer Ermahnung zur Gottesfurcht um; nicht einmal vor den Folgen des Ungehorsams wird gewarnt, ja, der Dichter erkeckt sich, seinem zarten Publiko die bekannte Semele in Jupiters lockeren Armen vorzuführen, und von dem Fluch, der die Wollust trifft, sagt er kein Wort. Im Kommerslied verhehlt er es dem Unwissenden, daß man mit dem Wein zugleich das Podagra einschlürft. Wer im neudeutschen Trinklied eine eindringliche Darstellung der Wassersucht zu finden hofft, der irrt. Die Matrosenweihe könnte von einem Matrosenpresser abgefaßt sein, so absichtlich ist die gleißende Seite dieses ohnehin schon betörenden Standes hervorgekehrt. Zwar hat der Verfasser, um seine Unvorsichtigkeit in etwas wieder gut zu machen, auch den Tod des Sokrates in Verse gebracht, aber in Hexameter, die nur die Philologie abzusingen versteht. Herr Lommel erkenne schaudernd, welches Unheil er in leichtsinnigen jungen Gemütern angerichtet haben würde, wenn nicht die weise Natur ihm jene einschmeichelnden Gaben, durch die der Dichter oft so unwiderstehlich wird, glücklicherweise vorenthalten hätte. Oder, um auf den Titel zurückzukommen, irrten wir uns in unserer Voraussetzung; ist es etwa Herrn Lommels eigene Jugend, die hier ihre metrische Auferstehung feiert, setzt er großmütig die Rosinen seiner „glücklichsten Stunden“ auf den Tisch, um ganz Deutschland zu traktieren? Dann muß die Theologie sich zurückziehen, und die weltliche Kritik in ihre Stelle treten. Diese spricht nun nicht von zu viel Gift, aber sie spricht von zu wenig Gift. Sie behauptet, nicht denjenigen Poeten müsse sie steinigen, der sie verführt, sondern denjenigen, der sie nicht verführt. Gerechter Gott, wie bemitleidenswert ist der Mann in den Torheiten und dummen Streichen seiner Jugend! Andere junge Bursche schleichen sich zu Laure oder zu Lotte; er drechselt dem „Mucius“ ein Kompliment in vier Versen und richtet einen „Brander“ gegen die Türken. Statt zu trinken, macht er ein paar Trinklieder, die ihn in den Verdacht bringen, nie getrunken zu haben. Ja, er besingt sogar „Thüring, den zwölfjährigen Sohn des letzten Frankenherzogs, Heden II., der zugleich mit seinem Vater im Jahr 717 in der Schlacht bei Vincy fiel.“ Ist es nicht entsetzlich? Seine Muse

studiert die Chronologie; sie setzt seiner genügsamen Begeisterung den Abhub der Geschichte vor, einen Knaben, der sich Anno 717 ein Sonett verdiente, das er bis jetzt nicht erhielt. Im Gedicht St. Georg heißt es:

„Dies ist das Bild vom heil'gen Reiter,
Den Völkerführern eingeprägt,
Zu dessen Ehr' manch junger Streiter
Noch heut' den alten Namen trägt
Und betet: liebster Namensvetter,
Stähl' meinen Arm durch Sturm und Wetter,
Und mach mein Herz, wie deines, groß,
Dann laß auf mich die Drachen los!"

Gedichte von Julius Krais.

Heilbronn, Verlag von Karl Drechsler.

Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn die lyrische Poesie sich selbst besingt, wenn sie über die Würde des Sängertums in Verzückung gerät, wenn sie die Wunder, die sie schon verrichtet hat, nicht zu vergessen vermag, sie ist dann am weitesten davon entfernt, neue Wunder zu wirken. Kann denn der Dichter die Harfe rühren, so lange er anbetend vor ihr auf den Knien liegt? Ist ein Gefühl, das keinen Gegenstand hat, als sich selbst, nicht eine unsinnige Heuchelei? Ja, gibt es auch nur Gedanken, die sich selbst denken? Zwar hat Goethe seinen „Sänger", Uhland sein Lied: „Der Mohn" gedichtet. Aber Goethe stellt den Sänger wirkend und handelnd dar, er stellt ihn in einem Moment dar, wo die niedergesungene Welt ihm ihr Herrlichstes entgegenbringt, wo er den Lohn, den er will, vorschreiben und an seinen Dank dafür die höchste Ausgleichung menschlicher Verhältnisse knüpfen kann. Uhland im „Mohn" führt die tiefe Wahrheit aus, daß, wenn die Poesie ein Traum ist, in welchem die in ihrem innersten Wesen vorgebildeten Möglichkeiten der Dinge sich entfalten, der Dichter den unfreiwilligen, ewigen Spiegel dieses Traums abgeben muß.

Julius Krais freut sich viel zu sehr darüber, daß er ein Dichter sei, um wirklich einer zu sein. Niemand ist gern, was er ist. Dieser Erfahrungssatz verbirgt einen tieferen Sinn, als man gewöhnlich in ihm sucht. Alle Kraft des Menschen entspringt aus seiner Beschränkung, aber auch alles Unglück. Das Talent ist so gut eine Schranke, als sein Gegenteil, es fesselt, wenn auch nur an sich selbst. Die bedeutendsten Menschen tragen oft schwerer an ihren Vorzügen, als an ihren Mängeln und

Leiden. Denn allem Individuellen liegt ein Bewußtsein des Allgemeinen zugrunde, und jenes leistet nie für dieses Ersatz.

Die vorliegenden Gedichte gehören nicht zu den zeitlosen, sie kommen zu spät, und dies ist das hauptsächlichste, was die Kritik ihnen vorzuwerfen hat. Damals, als Friedrich Schiller produzierend und theoretisierend die kühne Reaktion gegen die echte Lyrik begann, als dieser hervorragende Geist, der so groß war, daß er selbst auf dem Wege der Unnatur die Wirkung nicht verfehlte, seiner Intelligenz die Harfe zu erobern suchte, um, statt der Melodien, Vernunftschlüsse und philosophische Systeme abzuspielen, damals hätten die Gedichte erscheinen sollen. Zu jener Zeit hätten sie in ihrer Exo-Existenz vielleicht Glück gemacht, Schiller selbst hätte sie durch Aufnahme in die Horen oder den Musenalmanach stillschweigend gelobt, und der Verfasser würde nach und nach eine der bescheidenen Unsterblichkeiten vor sich gebracht haben, die, wenn sie auch stets im Ausgehen begriffen sind, doch hin und wieder in einem Schulbuch oder in Gotha und New-York frisch begossen werden. Jetzt ist das anders, der Dichter muß jetzt in eigener Person vertreten, was sonst auf die Rechnung seines Vorbildes gesetzt worden wäre, und er wird einen Prozeß wohl nicht gewinnen, den Schiller verlor.

Lyrisches von E. Ferrand.

Berlin, Verlag von L. W. Krause.

Es tut mir leid, daß wir Ferrand nicht loben dürfen. Doch warum ist er auch der Konditor der deutschen Lyrik! Und warum ist er es so augenfällig und mit solcher Behaglichkeit, daß die Kritik ihn notgedrungen als Repräsentanten einer ganzen Klasse zur Verantwortung ziehen muß! Unleugbar hat dieser Dichter Gemüt, aber sein Gemüt ist weiter nichts, als ein leicht und angenehm dahinfließender Strom, der freilich alles abspiegelt, was ihm nahe kommt, der jedoch kein Gold und keine Perlen führt. Er gibt uns anmutige Bilder, reizende Situationen und dergl., aber er weiß uns nicht die Perspektiven des Herzens zu erschließen, wir sehen, wie das Instrument angeschlagen wird, aber wir hören nicht den Klang. Weil er dies fühlt, verzuckert er seine Gedichte mit jenen gangbaren allerallgemeinsten Empfindungen, deren sich die Dichtkunst auf ihrem jetzigen Höhepunkt billig enthalten sollte. Daher kommt die ärgerliche Erscheinung, daß seine Poesie, die in ihrem Grundelement gewiß nicht erheuchelt ist, dennoch einen Eindruck macht, als ob sie es wäre. Von einer echt poetischen Anschauung geht er aus und endet mit einer Trivialität, die uns jene selbst verdächtigt

oder verdirbt; es ist uns, als sähen wir den Blitz, der die Welt zu entzünden drohte, eine Pfeife in Brand stecken. Dies tritt nirgends deutlicher hervor, als in dem schönsten Gedicht der Sammlung: „Ein Wiederseh'n!". Hier schildert der Dichter das dämmerungssüße Verhältnis zu einem kindlichen Mädchen, dem er einst unverstandene Küsse gab, die seiner Schwester galten, und das er, nachdem die Geliebte geschieden ist, plötzlich in vollem Glanz der Jugend und mit demselben Zauber geschmückt, der ihn der Toten zu Füßen warf, als Jungfrau vor sich stehen sieht.

„Du bist es, du? Nun erst versteh' ich
Das Sehnen, das mich zu dir zieht;
Nach halb vergess'nen Zügen späh' ich,
Mein Herz erzittert traumerglüht.

Als ich dich sah vor manchen Jahren,
Da, Mädchen, warst du noch ein Kind,
Mit ros'gen Wangen, hellen Haaren,
Und kindlich froh, wie Kinder sind.

Für deine schöne Schwester glühte
Mein Herz in erstem Liebestraum,
Und neben der erschloss'nen Blüte
Sah ich die zarte Knospe kaum.

Doch oft, wenn ich erglühend zagte, —
Der Blick so kalt, das Herz so warm —
Und bangend nicht zu sprechen wagte,
Da zog ich dich in meinen Arm.
— — — — — — — — — — — —

Wie warst du, Mädchen, ihr so ähnlich —
Dein Blick macht mir die Seele weit;
Ich lächle still und denke sehnlich
An jene frühe Liebeszeit.

Wie vortrefflich ist dies alles! Aber es ist nur dann vortrefflich, wenn etwas noch Besseres kommt, denn der Schatz, den der Dichter nicht hebt, wird zur glühenden Kohle auf seinem Haupt. Und wie schließt das Gedicht?

— — — — — — — — — — — —
Ich meine träumend, sie zu seh'n.
Aus deinem Auge seh' ich winken

Der Jugend hellen Liebestraum. —
Ich könnte dir zu Füßen sinken
Und küssen deines Kleides Saum!

Damit ist es allerdings glücklich zu Ende gebracht, aber auch in ein pures Nichts aufgelöst. Die arme Idee! Man sieht ein holdes, geheimnisvolles Leben, wie es sich regt in stiller Werdelust, und wie es im Moment der Geburt auf einmal wieder in Luft und Wasser zerrinnt.

Erlebnisse des Herzens.

Liebes-Novelletten von Ferrand. Berlin, Verlag von L. W. Krause.

Was ist Leben? Das gewiß nicht, was der Gedanke an das leere Blatt, das man vollschreiben will, weil man nicht schlafen kann, einer lahmen Phantasie abjagt. Was sind Erlebnisse? Eindrücke, von denen man nicht weiß, ob man sie festhalten soll oder nicht, und denen man sich nur überläßt, um sich einbilden zu können, daß man noch nicht tot sei, wird niemand dafür halten. Leben ist der innere Tigersprung, der Sättigung irgendeiner Art erstrebt. Ein Erlebnis ist da, sobald eine Möglichkeit zur Wirklichkeit geworden ist. Freilich hat jeder Tagelöhner das Recht, seine Tochter Laura oder Elisabeth taufen zu lassen und sich vorzulügen, wenn er sie küßt, er küsse die Geliebte Petrarks, und wenn er sie ohrfeigt, er ohrfeige eine Königin von England. So mag denn auch ein Schriftsteller, der sein Herz so lange umrührt, bis es Blasen aufwirft, diesen hohlen Blasen immerhin die höchsten Namen beilegen; er verarge es der Kritik aber nicht, wenn sie dem Publikum, ihrer Pflicht gemäß, zuruft: bei diesem Wirt ist der gute Wein nur auf dem Schild zu haben, nicht in der Gaststube!

Himmel, welche Erfindungen! Ich weiß nicht, ob es noch ärmlichere gibt, denn ich kann mich nicht berühmen, alle schlechten Novellenschreiber zu kennen. Man höre. Der Verfasser tritt zu seiner Geliebten ins Zimmer. Er ist ernst und melancholisch. „Was fehlt dir?“ Er will's ihr morgen sagen. Er verläßt sie und begibt sich nach Hause, sie geht auf den Ball, verspricht ihm jedoch vorher, daß sie abends zu ihm kommen will. Als Geist nämlich; wenn dich ein Lüftchen umweht — man kennt das! Die Nacht bricht an, der Verfasser geht in seinem Zimmer auf und nieder, er trinkt Grog und bildet sich zuletzt ein, der Geist seines Mädchens sitze vor ihm auf einem Stuhl. „Warum ich so trübe bin, fragt wieder dein Blick. Hör' zu, ich will dir etwas erzählen!“ Nun erzählt er dem auf

dem Stuhle sitzenden Geiste eine Geschichte, die keine ist, weil sich nichts darin zuträgt, und die eine dieser Novelletten: Abendträume, ist fertig.

Es fällt mir nicht ein, den Marmor in die Wagschale zu legen, wenn ich den Wert des Kunstwerks bestimmen will; ich bin aber überzeugt, daß sich aus Luft keine Statuen meißeln lassen. Und dies hat Ferrand hier versucht. Wer sich elegisch angeregt fühlt, wem alle Augenblicke die Erinnerung an Trivialitäten die Augen naß macht, der dichte Elegien; er vergesse jedoch nicht, daß ein Herz, das immer von sich selbst spricht, sich leicht in den Verdacht bringt, statt einer Nachtigall einen Kuckuck zu beherbergen!

Genrebilder von L. Ernst.

Berlin, K. A. Wolff.

Diese Sammlung enthält drei Darstellungen, die jeden Titel eher rechtfertigen, als den gewählten, da sie von allem, was das Genrebild charakterisiert, nicht das Geringste aufzuzeigen haben. Die erste: Liebesleid, ist voll von jenem falschen, sich spreizenden Humor, der, ähnlich einem miserablen Bajazzo, dem die lustigen Einfälle ausgegangen sind, über sich selbst lacht, und der von anderen nichts verdient, als ein Nasenrümpfen oder einen Peitschenschlag. Die zweite: die Hand des Sohnes, liefert den Beweis, daß Mord und Totschlag, ein Mädchenraub, ein durch einen Pistolenschuß erblindeter, alter Uhrmacher, ja sogar eine aus dem Grabe hervorwachsende Hand, sehr effektlos sein können, wenn nicht der rechte Mann davon erzählt. Die dritte: Kunst und Kritik, übertrifft, obgleich sie aus Reflexion und Räsonnement zusammengesetzt ist, jene beiden bei weitem; sie zeigt, daß der Verfasser, besitzt er nur halb so viel produktives Talent, als Einsicht, gewiß noch einmal das Lobenswerte hervorbringen wird. Ja, sie tut noch mehr, sie realisiert diese Hoffnung schon, wenn auch keineswegs im ganzen, so doch hin und wieder im einzelnen. Die Beschreibung eines fingierten Gemäldes: trauernde Möpse, ist ergötzlich und ironisiert auf glückliche Weise das Bestreben der Düsseldorfer Schule, die Malerei zur Mimik herabzuwürdigen. Der Schluß, wo ein Kunstkenner sich blamiert, indem er einem Maler über das gedachte Gemälde, das dieser für ein auf ihn gemünztes Pasquill in Farben halten muß, die größten Komplimente sagt, weil er ihn für denjenigen hält, der es gemacht hat, ist komisch. Die Kritik soll kein Scheermesser sein, das über eine Warze stolpert, und eine Lebensader zerschneidet; sie soll eine Pflugschar sein, die zwar Wunden reißt,

aber nur, damit Früchte wachsen. Der Verfasser ist wahrscheinlich noch jung und wird daher keinen Anstand nehmen, sein vorliegendes Buch zum Dünger eines besseren zu machen. Sollte ihn nicht bloß der jugendliche Hang, sondern ein Bedürfnis seiner Natur zum Komischen hingetrieben haben, so merke er sich für künftige Darstellungen der Art, daß das Komische, eben weil es stofflich nichts ist, die größte Vollendung der Form verlangt, und daß es, seiner anscheinenden Abnormität ungeachtet, als ein Mysterium der Natur behandelt werden will. Der Humor ist der wahnsinnige Kuß, den das Höchste dem Gemeinsten aufdrückt: wer ihn zu beschwören gedenkt, der muß die Welt an ihren zwei Enden zu packen wissen.

Gedichte von Minna Fischer, geb. Loeber.

Arolsen. Speyersche Buchhandlung.

Ob es wohl erlaubt ist, an die lyrischen Gedichte einer Frau Ansprüche zu machen? Ich wage nicht, hierauf mit Ja zu antworten. Höchstens darf man verlangen, daß die Gedichte, die sie im Inhalts-Verzeichnis verspricht, wirklich im Buch stehen. Sappho ist berühmt durch ihren Sprung ins Wasser; ihre Gedichte sind verloren gegangen und verdanken vielleicht nur diesem Umstand ihre Unsterblichkeit. Geistvolle Romane, zarte Erzählungen, kecke Räsonnements, alles dieses und mehr haben Frauen gebracht; keine einzige hat sich in der Lyrik ausgezeichnet. Die Karschin, um bei Deutschland stehen zu bleiben, erhielt von Gleim Ruhm und Namensdauer pränumerando ausgezahlt, aber die Nachwelt akzeptiert Gleims Wechsel nicht mehr. Bettina, die ein so genial-individuelles Gefühlsleben lebte, schrieb Briefe. Und diese Erscheinung ist entscheidend. Der Brief ist die Form, worin das weibliche Gemüt sich aussprechen soll. Der Brief läßt bei aller Tiefe eine gewisse Breite zu, die sich mit dem lyrischen Gedicht durchaus nicht verträgt, die aber dem Weibe, welches das Ziel oft nur darum nicht erreicht, weil es den Weg nicht hinter sich liegen lassen mag, notwendig zu sein scheint.

Madame Minna Fischer, geb. Loeber, sagt in einem versifizierten Vorwort: sie habe ihre kleinen Lieder lange Zeit nur für sich gesungen. Da macht sie einst einen Spaziergang und hört die Nachtigall. „Wer wagt es — ruft sie aus — noch zu singen, nachdem dein Lied erscholl?“ Aber wehe, die Vögel singen alle, es fällt keinem ein, sich zu bescheiden. „Nun will ich auch laut werden!“ denkt sie und borgt Herrn Speyers Presse als Schnabel. Die beste Entschuldigung ist ein Ding, das nichts taugt; was ist hiernach die schlechteste?

Wenn der Spatz nicht schweigt, nachdem er die Nachtigall hörte, so beweist dies, daß er sie nicht versteht; es beweist aber nicht, daß schlechte Musik in der Welt sein soll. In unserer goldpapiernen Zeit ist es weit leichter, Gedichte zu machen, als es bleiben zu lassen. Der Reim ist der König Midas, der alles, was er berührt, in Gold verwandelt. Ich will gar nicht sagen, daß die Gedichte der Madame Fischer schlechter sind, als andere; sie sind (das eine über ein Fläschchen mit Wurzelsaft nehme ich aus) innig und warm empfunden und hie und da von einem sinnreichen Gedanken, einem artigen Einfall, einer hübschen Wendung durchblitzt. Ich sage nur, daß sie nicht besser sind, und darin liegt die Sünde. Dem Apoll kein Opfer zu bringen, das ist das einzige Opfer, das er von den Meisten verlangt. Aber dazu gehört Resignation, und die hat man nicht; denn es wäre ja doch möglich, daß der Wind des Tags unsere Lumpen und Fetzen auch einmal in die Höhe trüge. So wird es denn wahrscheinlich noch dahin kommen, daß ein Mann die Frage: Sie sind Lyriker? mit einer Herausforderung beantworten muß.

Schillers Gedichte, in allen Beziehungen erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt

nebst einer vollständigen Nachlese und Variantensammlung zu denselben. Für die Freunde des Dichters überhaupt und für die Lehrer des Deutschen an höheren Schulanstalten insbesondere. Von Heinrich Viehoff. Erster Teil. Stuttgart. P. Balzsche Buchhandlung.

Die Poesie setzt das, was man Bildung nennt, voraus, sie soll es nicht bringen. Sie hat, wie alle Kunst, das hohe Amt, an den Menschen die letzte Hand zu legen und ihm, nachdem er die Elemente der Welt und des Lebens durchdrungen und in sich aufgenommen hat, zu dem Gehalt die Form zu geben. Jeden inneren Nahrungsstoff gewinnt er besser und leichter auf anderem Wege, als auf dem ihrigen; an sie soll er sich erst wenden, wenn es sich am Schlusse des geistigen Prozesses, der sich in seiner Bedeutsamkeit immer steigert, um die eigentliche höhere Wiedergeburt handelt. Ihre eigenste Kraft liegt im Ausgleichen, im Ordnen und Bestimmen von Verhältnis und Maß; sie ist die Wage im Chaos der Schöpfung. Man kann aus Gold so gut ein Grabscheit machen, als eine Monstranz; doch werden nur die Wilden dies tun.

Es ist ein sonderbarer Irrtum, wenn man glaubt, die Bildung lasse sich stückweise für irgendeinen bestimmten einzelnen Zweck mitteilen. Mir scheint dies ebenso, als wenn man eine Handvoll Sonnenstrahlen aufgreifen wollte, um damit einen

Ort, den die Sonne selbst nicht beglänzt, notdürftig zu erhellen. Da kommt der eine und trägt in Klopstocks gotischen Dom, den er für zu finster hält, das nötige Licht hinein. Ein zweiter erbarmt sich des Schiller und steckt ihm zu Ehren sein kleines Öllämpchen an. Ein dritter wird nächstens den diamantenklaren Goethe beleuchten wollen. Ein vierter drängt sich vielleicht gar zwischen Uhland und das menschliche Herz und instruiert dieses über die Empfindungen, die es bei den Wander- und Frühlingsliedern hegen soll. Möchten doch die Herren bedenken, daß die Straßenlaternen nicht zur Illumination des Sternenhimmels brennen!

Der Kommentar, der hier zur Beurteilung vor mir liegt, beschäftigt sich mit Schillers lyrischen Gedichten. Lyrische Gedichte, sie mögen nun aus dem Geist oder aus dem Gemüt hervorgehen, sind Blumen. Die Blume ist die holdseligste Phase des Lebens, diejenige, wo der Ernst sich heiter und lieblich hinter ein reizendes Spiel versteckt, wo die glühenden Kräfte auf ihrem langen mühsamen Wege von der Wurzel zur Frucht in schöner Pause ausruhen und ihr stilles Werk, wenn auch nicht stocken lassen, so doch nur scherzend und gaukelnd weiter treiben. Der Duft ist die vergeistigte Frucht. Wer die Blumen erklären will, der hat Gelegenheit, sich in alle Geheimnisse, in die dunkeln der Erde und die lichten des Himmels, zu verlieren, wie denn überhaupt jeder Faden, den man ergreift, zum Mittelpunkt führt, wenn man ihn nur abzuwickeln versteht. Damit ist es aber nicht getan, daß man den Barometerstand aufzeichnet und das Erdreich aufwühlt, noch weniger damit, daß man den grünen Apfel verzehrt, der die rote Blüte verdrängte, und nun den Magen fragt, wie er sich verdauen läßt; das heißt statt des Schlüssels einen Klumpen Eisen reichen, woraus er geschmiedet werden kann. Und so weit kommt Herr Viehoff nicht einmal in seinem Kommentar. Er begnügt sich, die Blätter zu zählen und den Busch zu messen. Dies tut das Insekt, das darauf herumkriecht, auch, obwohl unbewußt.

Die Schillerschen Gedichte stehen freilich in einem wunderlichen Verhältnis zur Lyrik und sind ein schweres Problem der Kritik. Es zu lösen, kann an diesem Ort nicht meine Sache sein. Wer zum Resultat gelangen will, muß mit der Untersuchung beginnen, ob Schillers Geist die lyrische Form zur Entladung bloß in manchen Stunden bequem und gelegen fand, oder ob sie ihm wahrhaftig notwendig war. Nie kann es darauf ankommen, die Siebenmeilensprünge eines Riesen in die vielen Hahnenschritte, die sie enthalten, aufgelöst zu sehen; der Riese macht sie nicht, damit der Zwerg sie nachrechne, er macht sie, damit der

Zwerg vom erreichten Punkt aus weiter gehen soll. Aber, da scheidet man die relativen Fürwörter von den demonstrativen, da flickt man einen kecken Schluß mit nüchterner Logik, da pinselt man an einem Wort herum, da zählt man alle Bettlerherbergen auf, wo der Adler hätte einkehren müssen, wenn er, statt zu fliegen, ehrbar zu Fuß gegangen wäre. Alles geschieht zwar der lieben Jugend wegen, und zum Besten der Leute, die in der Schule nicht fleißig waren und doch auch den Schiller lesen wollen. Doch die Nüsse sind hart, damit die Zähne scharf werden, nicht aber, damit die Nußknacker Beschäftigung finden sollen!

Eduard Elfen.

Ein Roman von Ehrenreich Eichholz. Zwei Teile.
Berlin, Verlag der Voßschen Buchhandlung.

Aus diesen zwei Bänden ersieht man, daß der Verfasser ein gebildeter Mann ist, der manches gelernt und gedacht hat. Theologie, Philosophie, Ästhetik, Psychologie, Physiologie, sogar Nationalökonomie sind ihm geläufig. Zwar mischt er sie meistens nur aufs Geratewohl durcheinander, wie Spielkarten; doch spricht er auch nicht selten eine hübsche Bemerkung aus und zieht wohl gar ein Resultat. Aber soll man Romane schreiben, um zu zeigen, daß man nicht umsonst auf Universitäten war? Darf man eine Kunstform zum Bazar erniedrigen, wo man die erworbenen Kenntnisse und Gedankenschätze zur Schau ausbreitet und pfundweise verhökert? Freilich ist dies nach Goethes verlockendem Vorgang in den Wanderjahren oft genug geschehen, und die vornehmen Herren, die ihren poetischen Geschöpfen statt warmen Blutes das Eiswasser der Reflexion in die Adern flößen, sehen mit Stolz und Achselzucken auf andere herab, die vielleicht von einem engeren Gesichtskreis aus, aber jedenfalls mit größerem Talent, den historischen Roman kultivieren. Ich will dem letztern keineswegs das Wort reden, am wenigsten dem deutschen; er ist in meinem Auge nichts weiter, als eine Form zweiten Ranges, eine solche, die durch das Bedürfnis einer bestimmten Zeit oder eines bestimmten Individuums ins Dasein gerufen ward, und die sich, nachdem Unzählige sie gebraucht oder gemißbraucht haben, wieder gänzlich aus dem Kreise der Kunst, oder vielmehr der Darstellung, verlieren wird. Ich will nur nicht, daß man die Sünde für eine Erweiterung des Lebens halte, ich will nicht, daß man, wenn unser alter Prometheus, nachdem er so schön blühende Menschen schuf, zuletzt auch noch ein paar Marmorstatuen ausmeißelte, darin einen seiner schöpferischen Fortschritte sehe, ein faktisches Geständnis, daß der tote Stein mehr sei, als das

frische, atmende Fleisch. Ich will nicht, daß man die Bedeutung eines Romans und seines Helden nach der Atmosphäre, die ihn umgibt, nach der Welt, in der er sich bewegt, abmessen soll; nicht, weil es der Morgensonne gegenüberstand, sondern nur, weil die Morgensonne es ertönen machte, verehrte man das Memnonbild.

Wer ist dieser Eduard Elfen? Ein Perückenkopf, wie er aus dem Laden eines Friseurs mit geschminkten Backen und schwermütigen Glasaugen auf die Straße hinabschaut, sorgfältigst nach der neuesten Mode frisiert und aufgeputzt, als ob er eben aus der besten Gesellschaft käme. Der einzige Unterschied besteht darin, daß jener ruhig hinter Glas und Rahmen stehen bleibt, ein Ideal der jungen Leute von Erziehung und Ton, während Herr Eichholz seinen Eduard in den Zugwind schiebt, und, wenn dieser ihn umwirft oder ihm ein Stück vom angeklebten Schnurrbart abreißt, uns einzureden sucht, er habe jetzt ein Schicksal. Addiert zum Nichts so viel ihr wollt, es bleibt ein Nichts: nur das Etwas kann sich vermehren. Es ist ein Kniff, dessen die poetische Ohnmacht sich gerne bedient, daß sie neben oder hinter ihr Nichts einen fremden Gegenstand stellt, den die Einfalt dann mit zum Nichts rechnet, um so eher, als das Nichts in seiner Existenzlosigkeit immer die Farbe seiner nächsten Nachbarschaft trägt. Dazu wird nun gewöhnlich die Wissenschaft oder auch irgend ein Zeitinteresse benutzt und der solide Rahmen gilt für das Gemälde. Eduard Elfen ist alles, was man nur sein kann unter dem Monde: ein harmloser Student, ein Faust im kleinen, ein Libertiner, ein Journalist, ein Gefangener, ein Herumstreifer, zuletzt Beamter und Ehemann. Doch diese vielfachen Lebensformen reichen nicht hin, ihm Gestalt und Physiognomie zu geben, und es packt einen ein wahres Mitleid mit dem Verfasser, den man ängstlich bemüht sieht, den Schatten in Grenzen einzuschließen, und dem dies durchaus nicht glücken will, da der Schatten sich natürlich immer verändert, wie die Dinge um ihn her. Naiv ist die Weise, wie er sich im unbewußten Gefühl der mißlingenden Darstellung zu helfen sucht. „Nun liegt auch dies hinter Eduard &c. Nun hat er diese Erfahrung gewonnen &c. Nun erkennt er, daß &c.“ Mit solchen Erläuterungen tritt er alle Augenblicke hervor und ahnt nicht, daß dies die poetische Insolvenz ausdrücklich erklären heißt. Der Dichter soll nicht der Vormund seiner Geschöpfe sein; es unterscheidet die geistigen Kinder des Menschen von seinen leiblichen, daß jene entweder gar nicht, oder würdig auf die Welt kommen. Am originellsten wird in diesem Romane die Liebe behandelt. Gleich zu Anfang erscheint eine Alda, in die sich Eduard als

Student bis zum Sterben verliebt, um sie dann über andere Weiber zu vergessen. Zuweilen, wenn sein vielbeschäftigtes Herz gerade Zeit hat, erinnert er sich ihrer wohl noch; einmal (damit ich von der Geschicklichkeit des Verfassers im Motivieren eine Probe gebe) bei Gelegenheit der Rede eines Geistlichen, der von den unerwarteten Fügungen der Trennung und des Wiedersehens spricht. Ganz am Schluß, als Eduards Freunde es für nötig erachten, daß er sich endlich nach einer „Lebensgefährtin" umsehe, stellt er sich wieder ein; die Jahre sind wirkungslos an ihr vorübergegangen, sie spielt bloß ein bißchen Versteckens mit ihm, dann heiraten sie sich. Das ist albern, die Liebe ist das einzige Feuer, das, einmal erloschen, sich nie wieder anblasen läßt; der Magnet, der den Gegenstand, welchen er anzieht, nicht festzuhalten weiß, ist nicht der rechte.

Deutsche Sagen von Adolf Bube.

Gotha im Verlag von J. G. Müller.

Schlesischer Sagen-, Historien- und Legendenschatz.

Herausgegeben von Hermann Goedsche.

1. Band. 1. Heft. Meißen, bei Fr. W. Goedsche.

Die Bedeutung der Volkssage knüpft sich an ihr Verhältnis zur Geschichte und Poesie; einen selbständigen Wert kann sie nicht in Anspruch nehmen. Man charakterisiert sie vielleicht am treffendsten, wenn man sie den unbewußt-poetischen Ausdruck der Geschichte nennt und in ihr das dunkle Streben der Völker sieht, ihre angeborenen Grundideen und Anschauungen in geheimnisvollen und großartigen Lebensbildern zu gestalten. Sie ist die natürliche Tochter der Mythe und unterscheidet sich von ihrer Mutter eigentlich bloß dadurch, daß, wenn die Mythe durchaus aus dem religiösen Bedürfnis hervorging, die Sage sich auf das religiöse Bedürfnis mehr nur zurückbezieht; eben darum hat in unbewußter Analogie mit dem Heidentum die christkatholische Kirche sie als Tradition und Legende in ihren Kreis gezogen und den Altar des unbekannten Gottes mit ihren frischen, blutroten Blumen umwunden. Die Behandlung der Volkssage setzt eines von beidem voraus: einen formenden Dichtergeist, der ihren poetischen Elementen zu einem Körper verhilft, oder ein historisches Genie, das die verworrenen innern und äußern Zustände, die sich in ihrem Zwielicht abspiegeln, sondert und auseinanderwickelt. Es handelt sich nicht um grenzenlose Anhäufung des

Materials, wenigstens jetzt nicht mehr; das Labyrinth steht da, und nicht derjenige verdient unsern Dank, der sich die Mühe gibt, noch ein paar Kammern anzubauen, sondern derjenige, der uns für das Ganze oder für den einzelnen Teil den leitenden Faden reicht. Wer, wie Uhland, aus dem rohen Vitzliputzli der Sage einen von Schönheit leuchtenden Gott machen kann, den werden wir bewundern; wer dies nicht vermag, der bestrebe sich, uns das Physiognomische der Völker und der Zeiten zu überliefern, er zeige uns, wie sie gedacht und gebildet haben und ob sie vorwärts oder zurückgeschritten sind, vor allem aber scheide er das Willkürliche und völlig Ohnmächtige, das sich auch in diesem Kreise findet, von dem Lebengehaltigen und Bedeutenden aus! Eine Gemäldegalerie kann und soll nicht zustande kommen, aber ein Ideenalphabet und eine Hieroglyphensammlung.

Herr Adolf Bube hat für gut gefunden, die von ihm zusammengestellten Sagen in Verse zu bringen, sie haben dadurch an Deutlichkeit verloren und an Poesie nicht gewonnen. Herr Hermann Goedsche hat dies nicht getan und ist deshalb zu loben, um so mehr, als seine einfache, phrasen- und floskellose Prosa sich dem Gegenstande warm und innig anschmiegt. Beide haben bei der Auswahl zu wenig Strenge angewandt. Gerade hier sollten Wiederholungen am sorgfältigsten vermieden werden, auch sollte man sich billig enthalten, solche Dinge zu bringen, die sich, statt auf einen mystischen Zug der Natur, auf offenbare Albernheit und handgreiflichen Unsinn stützen. Der Aberglaube ist nur so weit zu achten, als er, wenn er auch nicht ist, was er sein sollte, doch wirklich etwas ist; das Absurde und durchaus Fundament- und Inhaltlose hat keinen Wert. Was sollen alle diese Jungfernsprünge, diese herausgescharrten Glocken, diese Teufelsmauern usw. Gebt uns ein Exemplar von jedem, und fügt eine gute Bemerkung hinzu! Bube z. B. teilt da eine Sage von dem ungenügsamen Bauern des Geratals mit, die also lautet: Im Frühling kamen immer ins Geratal viele Vögel, die von den Bauern gefangen und verschmaust wurden. Man ließ jedoch in der Regel einige übrig, damit sie Junge hecken und mit diesen im nächsten Frühling wiederkommen möchten. Einmal aber sind die Vögel fetter, als man sie je gesehen hatte; „da — fährt der Dichter fort — gab's ein Flintenwetter, dem keiner konnt' entgehen. Da aßen all die Bauern daran sich übersatt, da sah man viele kauern und stöhnen sterbensmatt; ja, einer mußte sterben, der zwanzig Vögel aß, so geht hervor Verderben aus jedem Übermaß." Freilich; aber verdient solches Zeug den Druck? Und hat Bube, weil er solche Verse machen kann, ein Recht, auszurufen, wie er Seite 73 tut: „Das merke

dir, Gelichter: der Muse Blumen pflücken nur die beruf'nen Dichter in Stunden voll Entzücken?" Interessant ist, was Goedsche Seite 32 erzählt: „Ein in Polen um das Jahr 1436 reisender Breslauer Bürger wird in einem Wirtshaus bestohlen. Er hält den Wirt für den Dieb und führt ihn vor den Richter, wo dieser denn den Diebstahl auch sogleich eingesteht. Der Richter verurteilt den Wirt zum Hängen, eröffnet aber dem Ankläger dabei, daß er nach dem alten Herkommen der Stadt ihn selbst henken müßte, weil kein Henker vorhanden sei: widrigenfalls habe der Dieb die Befugnis — ihn zu henken!

Über Literatur und Kunst.

Die Literatur macht sich seit einiger Zeit gern selbst zum Gegenstand der Betrachtung. Ein Spiegel soll nun zwar nicht sich selbst sehen wollen, und ein Held soll den Degen nicht einstecken, um einen Hymnus auf sich zu dichten. Aber es gibt Zeiten des Kampfes und Zeiten der Ruhe; auf die Donner der Schlacht folgt das Umackern und Besäen des Schlachtfeldes. So gibt es auch in der Literatur Perioden der Produktion, die kühn vordringt und ihre Schritte nicht abmißt, und Perioden der Kritik. Eine Mutter gebiert ihr Kind und weiß selbst nicht, was sie geboren hat. Das Leben bemächtigt sich ihrer Geburt und macht daraus, was es kann oder will.

Wir wollen nur zugeben, daß wir so lange stillstehen, als wir uns nach dem zurückgelegten Wege umschauen; wir wollen aber dennoch keinen Anstand nehmen, dies einmal zu tun. Aus dem, was hinter uns liegt, läßt sich am sichersten schließen auf das, was vor uns liegt. Das letzte Ziel ist und bleibt freilich ein Geheimnis, und es ist sogar möglich, daß die Reise um die Welt des Geistes keinen andern Ausgangspunkt hat, als die sichtbare Welt, daß wir uns über kurz oder lang plötzlich wieder an dem Orte finden, von wo wir ausgingen, und dies vielleicht zu einer Zeit, wo wir mit vollen Segeln in die Bucht von Utopien einzulaufen wähnen. Das Leben bewegt sich immer in Kreisen, die Kreisform aber, auch die engste trägt das Gepräge der Unendlichkeit.

Es ist ein gewöhnlicher Irrtum, und ein solcher, der fast die ganze Literatur ausfüllt, daß man sich leicht verführen läßt, das Wirtshaus, wo man einkehrt, für das Ende des Wegs zu halten. Man findet da guten Wein und erquickende Speisen, man sieht, daß dort so mancher sein Gepäck abwirft und sich hinter den Ofen setzt; es ist so angenehm, sich im Gefühl der überstandenen Mühseligkeiten zu Bett zu legen und von einem

zuvorkommenden Traum den Siegespreis zu erlangen. Aber welch ein Unglück, daß die Ruhe nichts ist, als der geschminkte Tod!

Die Anfänge der Literatur sind nie individuell und können es nicht sein. Allen gehört zuerst, was später Besitztum des einzelnen wird. Es scheint, als ob das allgemeine Vermögen, das sich eine Zeitlang sowohl im Denken und Empfinden, wie im Formen und Gestalten äußert, und Mythologien und Sagenkreise erzeugt, sich blöde zurückzieht, sobald die erste begabte Individualität aufgeht und in den ihr bestimmten Kreis eintritt. Dann regt es sich nur noch passiv im Aufnehmen und Zurückweisen und wird so als unverfälschter Ausdruck des Bedürfnisses zum höchsten Kriterium des Dargebotenen.

Die deutsche Literatur war seit der Zeit, da sie sich etabliert hat, schon mancherlei. In ihrer ersten Periode war sie für die Gelehrten nichts weiter, als eine Gelegenheit, ihre Lektion aufzusagen, für die Poeten aber Golgatha und Pranger zugleich. Später wurde sie eine Ruhmintrade, eine Kanzelei, wo man die Diplome der Unsterblichkeit ausstellte. Jetzt ist sie eine Börse. Hiermit sind ihre verschiedenen Phasen freilich nur auf negative Weise bezeichnet. Aber aus den Krankheiten, die er überstand, zieht man die besten Schlüsse über die Beschaffenheit des Körpers.

Urteile zu fällen ist hauptsächlich deshalb so bedenklich, weil das Urteil sehr oft der Sache erst die Form gibt, und weil eine einmal vorhandene Form nicht leicht wieder zerbrochen wird. Darum sollte man sich billig über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Literatur alles Urteils enthalten und den Zeitpunkt abwarten, wo die Verwirrung sich löst. Ein anderes aber ist ein Urteil, ein anderes eine übersichtliche Betrachtung.

Ich glaube behaupten zu dürfen, daß in der gegenwärtigen Literaturepoche die kritischen Kräfte den produzierenden bei weitem überlegen sind. Dies ist an und für sich kein Unglück, denn die Kritik in würdiger Erscheinung ist wieder Produktion. Aber es ist ein Unglück, daß die Kritik, ihr zufälliges Übergewicht mißbrauchend, auf die eigentliche Produktion einen prädestinierenden Einfluß auszuüben strebt, der ihr nicht zukommt. Es ist ungefähr ebenso, als wenn die Polizei die Hochzeitsnächte dirigieren wollte, um dem Staat tüchtige Soldaten zu verschaffen. Scheidewasser ist kein Blut.

Auf die Tat folgt der Gedanke, nicht umgekehrt. Die Tat ist der Stoff, an dem der Gedanke sich versucht. Von der Tat — auch die geistige der Kunst ist eine — fordern, daß sie sich dem Gedanken bequeme, daß sie sich zur Verkürzung eines seiner Sprünge hergeben soll, heißt sie, wenn nicht vernichten, so doch heillos verkürzen. Einen Stuhl kann man sich bestellen,

keinen Baum, obwohl aus dem Baum einer zurecht gezimmert werden kann. Die Natur war noch niemals so artig, nach einem ihr vorgelegten gelehrten Modell neue korrigierte Geschöpfe auszuführen, sie macht die Adler und die Nachtigallen noch so, wie sie sie vor Jahrtausenden machte. Auch die Kunst wird ihre Würde zu behaupten wissen und sich nicht zum Papagei der Spekulation, die zuweilen nicht einmal Spekulation ist, erniedrigen lassen.

Unsere Zeit ist gar nicht eitel, aber sie hält sich doch für das Faß Pulver, das bestimmt ist, das Felsenfundament, worauf die ganze sittliche und religiöse Welt ruht, in die Luft zu sprengen. Ob sie sich hierin täuscht oder nicht, und ob sie wirklich, wie sie sich einbildet, von Ideen oder von ein paar mißverstandenen Individualitäten, die ebenso abnorm als groß sind, regiert wird, will ich hier nicht untersuchen. Nur dies will ich rügen, daß sie jetzt sonderbarerweise die Gestaltung dieser Ideen von der Kunst, statt, wie sonst, **vom** Leben verlangt. Die Kunst ist keine Hebamme.

Man wird mich nicht so mißverstehen, als ob ich die Kunst von der Zeit und dem, was sie bewegt, losreißen wolle. Dies kann schon deshalb nicht meine Absicht sein, weil es unmöglich wäre. Die Zeit prägt jedem ihrer Erzeugnisse ihr Monogramm auf; im schlimmen Fall als Stigma, im guten als Glorienstrahl. Aber eben weil dies immer geschieht, braucht es nicht förmlich zum Zweck erhoben zu werden.

Der Gott, vor dem man, wenn er erscheint, nicht sogleich anbetend auf die Kniee stürzt, ist ein Dieb, der Jupiters Schlafrock stahl und den Donnerkeil vergaß. Die Sonne, die ihren Feind vernichten will, hat nichts zu tun, als — ihn zu beleuchten, und das macht ihr nicht einmal Mühe, denn es ist ihre Natur. Die Sonne trat zum erstenmal schüchtern hervor und erblickte die Finsternis; da zitterte sie sehr. Sie wandelte den Himmelsbogen völlig hinauf, da war die Finsternis verschwunden, als wäre sie nie dagewesen, und die Sonne rief aus: „Wie töricht war ich, etwas zu fürchten, was gar nicht vorhanden war!" — Ich glaube, die Idee, die nicht siegt, wie die Sonne, wird nie siegen!

Glaube und Wissen.

Ein Roman von Wilhelm Elias. Zwei Teile.
Bremen, Verlag von Karl Schünemann.

Ich will diesem Roman keinen Vorwurf daraus machen, daß er seiner Idee nicht genügt; wie könnte das in der Kunst

zur Erscheinung kommen, was sogar über die Grenzen der Geschichte hinausgeht! Alle großen Romandichter: Cervantes, Goethe, Jean Paul, wußten es, daß man die Ufer nicht mit zum Strom rechnen darf, und wenn Herr Elias dies nicht weiß, so ist es ein Beweis mehr dafür, daß er ihnen nicht gleicht. Das Leben ist ein Gegenstand der Darstellung, nicht der geheimnisvolle Urstoff des Lebens; den Menschen und die Welt, die ihn umgibt, kann man malen, nicht das Blut, das in seinen Adern fließt, nicht die Luft, die er atmet. Es ist charakteristisch, daß gerade die Mittelmäßigkeit sich so gern an unlösbare Probleme wagt, daß gerade sie es unternimmt, die zeugende und gestaltende Kraft bis in den Embryo hinein zu verfolgen und das Wachsen zu veranschaulichen.

Glaube und Wissen, für den Kopf Gegensätze, sind für das Herz Grade, die auf einen gemeinschaftlichen Superlativ hindeuten. Der Glaube ist das weibliche Vermögen des Geistes, das empfangende, wodurch er mit allem Unsichtbaren in sichtbarer Verbindung steht. Das Wissen ist das überlieferte Resultat der höchsten Lebensprozesse. Die große Frage über das Verhältnis des Glaubens zum Wissen hat bisher mit größerem oder geringerem Ernst noch jedwedes Zeitalter beschäftigt. Es kommt weit mehr darauf an, daß sie überall aufgeworfen, als darauf, wie sie beantwortet wird, denn sie bildet keine vorübergehende, sondern eine ewige Aufgabe der Menschheit, eine von denen, die, als geistige Gradierhäuser, den Geistern Würze und Salz nicht geben, sondern entlocken sollen. Leider aber werden die fundamentalen Dinge meistens nur in ihren Beziehungen, die doch immer mehr oder minder zufällig sind, erkannt und geschätzt; der Felsen trägt ein Haus, nun ist es seine Bestimmung, ein Haus zu tragen, und wenn er vielleicht zerspringt, weil der Erdgeist sich im Schlaf schüttelt, oder weil eine ungeduldige Quelle ans Licht will, so weiß man nicht mehr, wofür man ihn halten soll. Seit man die Uhren erfunden hat, kann jeder Uhrmacher sie verfertigen; weiß man aber darum, was die Zeit ist? Fast in allen Kreisen des Denkens und Forschens hat man aus geistigen Erlebnissen eine Art von Uhr zusammengesetzt, in deren Zifferblatt nur die Flachheit eine Übersetzung der tiefsten Hieroglyphen zu sehen glaubt.

Der Roman ist seit lange eine Aula, wo alle möglichen Themata zu Tode disputiert werden und wo dies um so leichter vonstatten geht, als die Herren Autoren ihren fingierten Gegnern nicht mehr Witz zu leihen brauchen, als sie bequem widerlegen können. Herr Elias verwandelt die Aula in eine Kanzel; niemand wird etwas dagegen haben, denn das Ungeschickte wird

hinlänglich dadurch bestraft, daß es nicht gelingt. Aber er besteigt seine Kanzel mit all dem geistlichen Hochmut, der den seligen Goeze unsterblich machte, mit all der Behaglichkeit, die sich weit mehr an der fremden Hölle wärmt, als an dem eigenen Himmel, mit all den zweideutigen Tränen, die nur wegen des Engels mit der goldenen Schale vergossen werden, und für die der Nachbar als Zwiebel dient. „Wir würden — heißt es Seite 49 — gewiß nicht entschuldigt sein, wenn wir unsere Feder so sehr entwürdigt hätten, einen jener geist- und seelenlosen Verächter der göttlichen Lehre aus der sogenannten gebildeten Welt darzustellen, deren Empörung gegen das Christentum sich aus der unedelsten aller Quellen herschreibt: aus Tugendhaß und sinnlicher Raserei. Denn wie sollten jene Jünglinge und Männer unseres Deutschlands eine Lehre nicht verdammen, die ihren Fluch auf schnöde Taten und Worte legt, die Selbstverleugnung und Demut predigt und im Gegensatz zu ihnen den Geist statt des Fleisches frei zu machen strebt. Jene begabtern unter ihnen, die gewagt haben, die Koryphäen jener dumpfbrütenden, verworrenen und unklaren Geister zu werden und dem frivolen Gedanken das Wort zu leihen, hat die öffentliche Meinung und die Schmach, die sie in ihrer tolldreisten Torheit auf sich luden, hinlänglich gerichtet." O, über diese gehässigen, immer fertigen Urteilssprecher, die, unfähig irgend einer Erscheinung auf den Grund zu sehen, um so bereitwilliger sind, jede abweichende zu verdammen. Es gibt keinen Tugendhaß; die Sünde hat große Macht, aber die Macht, sich als selbständigen Gegensatz der Tugend hinzustellen und diese in freiem Haß zu befehden, hat sie nicht. Das Fieber ist nur, so lange der Mensch ist, den es befiel; die Kraft, womit es den Körper bekämpft, saugt es aus dem Körper selbst. Die Sünde ist die Krankheit der Tugend, eine Krankheit, die sie in dem einzelnen Individuum ohnmächtig darniederwerfen und ihr das Hinaustreten in die lebendige Erscheinung unmöglich machen, die sie aber nimmermehr vernichten und sich an ihre Stelle drängen kann. Sinnliche Raserei trieb noch keinen aus dem Schoß der Kirche heraus, der ihn nicht auch ohne sie verlassen hätte; dies ist schon deshalb unmöglich, weil niemand mit dem Christentum zugleich dem Sittengesetz entläuft. Es ist ein ungeheurer Irrtum, die Religion, und zwar die positive, in anderem als im allerweitesten Sinne, für den Inhalt der menschlichen Natur zu halten, statt für ihre schönste und harmonievollste Form, für den vollkommensten Ausdruck der in ihr liegenden göttlichen Elemente; das Evangelium spricht nur von einer Wiedergeburt, nicht von einer Geburt an sich; jedenfalls müssen wir über den Pfeiler, den wir umklammern, den Erd-

boden nicht vergessen, der diesen trägt. Das Regieren setzt mehr Schweiß und Blut voraus, als sein Gegenteil; es verlangt jene hohe Kraft, die sich, dem reißenden Strom der Geschichte gegenüber, in sich selbst zusammenzuziehen und in heiliger Einsamkeit aus dem eigenen Kern die Welt in irgendeiner ihrer Möglichkeiten hervorzuspinnen vermag, es ist die letzte Zuflucht der nicht ganz in der Schöpfung aufgegangenen ewigen Freiheit. Ich finde es schnöde, daß Herr Elias sich erlaubt, ein paar neuere Schriftsteller auf zwei oder drei ihrer scheinbar antichristlichen Darstellungen hin des Tugendhasses und der sinnlichen Raserei zu bezichtigen; oder kannte er sie etwa persönlich, hat er sie begleitet, ist er Zeuge gewesen, wie sie die Unschuld verführten und Prachtexemplare der Tugend beschmutzten? Romane und Novellen sind keine Konfessionen, so wenig wie Statuen und Gemälde, nach denen man bis jetzt den Lebenswandel der Bildhauer und Maler noch niemals beurteilte. Ich darf meine Indignation über diese Verdächtigungen aussprechen, denn ich bin auf keine Weise beteiligt.

Was soll ich nun über den Eliasschen Roman selbst sagen! Die Geschichte läßt sich nicht wiedererzählen, denn sie ist keine; spannende Situationen kommen nicht vor, Charaktere finden sich nicht, nicht einmal Figuren. Nur einen einzigen poetischen Ausdruck fand ich, das Gebet wird — sehr schön — eine irdische Auferstehung genannt. Sonst fehlt es sogar, woran es einem solchen Produkt, das sich zwischen Kunst und Wissenschaft in die Mitte stellt, am wenigsten fehlen sollte, an eigentümlichen Gedankenentwickelungen; dies geht so weit, daß der Verfasser, als einer seiner Helden durch Strauß im Glauben wankend gemacht wird, diesen Helden, statt aus eigenem Vermögen gegen Strauß etwas Erkleckliches vorzubringen, zu einem „berühmten Theologen" ins Haus schickt und ihn von letzterem, ohne daß wir genauer erfahren wie, von seinen Zweifeln kurieren läßt. Auf ähnliche Weise macht er einen Freigeist durch Unglücksfälle mürbe und bekehrt ihn, statt durch Gründe, durch eine Krankheit. Jede nähere Analyse wäre zu grausam und zu langweilig.

W. Zimmermanns Gedichte.

Zweite Auflage. Stuttgart, bei Scheible.

Dieser Dichter hat einen schönen Kern, aber statt ihn zu entfalten, hat er ihn auf eine wunderliche Weise zu konsolidieren gesucht. Fast jede lyrische Zelebrität der Gegenwart: Heine, Grün, Lenau und mancher andere scheint auf ihn Einfluß gehabt und ihn in der freien Entwickelung seiner selbst gestört zu

haben; er ist wie ein Vogel, der sich fremde Flügel an den Leib klebt: wären es auch die des Adlers, sie werden ihn nicht tragen, sie werden ihn bloß im Gebrauch der eignen hindern. Wir sollen zwar die Zeit, in der wir uns bewegen, in unsere Speise verwandeln, so weit wir können; wir sollen aber nicht uns selbst zur Speise der Zeit machen, denn nur das in uns, was nicht in uns aufgeht, was ihr ohne Kampf siegreichen Widerstand leistet, ist ewig und göttlich. Ich erkläre mir aus jenem unglücklichen Konsolidierungsprozeß das Weitschichtige der Zimmermannschen Formen, in denen sich der reizende Inhalt oft verliert, wie der Perlenstrauß im Meer: dies gemächliche Spazierengehen des Gedankens im Gummi-Elastikum-Vers, dies kokette Sprödetun des Gefühls, das nicht auf ein Zauberwort, sondern nur auf eine bezaubernde Rede hört, dies breite Wetterleuchten der Idee, das nur selten zum Blitz wird. Am meisten ärgert mich — nicht bei Zimmermann allein — das Zusammenkoppeln unselbständiger Bilder, das sich mit der Lyrik verträgt, wie das Stillestehen mit dem Gehen; ein Bild verwickelt sich in das andere, und durch alle zieht sich, wie durch die schimmernden Kügelchen eines Rosenkranzes, ein gemeiner Zwirnsfaden hindurch. Der Geist schlüpft, als hätte er uns die Seelenwanderung zu veranschaulichen, in jeden Käfer und jedes Rosenblatt hinein und vergißt, daß er an *einem* Körper genug, also an zweien zu viel hat.

Die Form hat aber nie einen Mangel, der nicht vom Inhalt ausginge; der Inhalt hat keinen, der nicht im Dichter selbst wurzelte. Dies ist der Grund, weshalb die Kritik die formellen Gebrechen so streng rügen muß. Die Bestätigung findet sich bei Zimmermann. Dieser Dichter hat in vielen Fällen nicht den Gegenstand seiner Poesie, sondern nur die Ahnung des Gegenstandes; dann sind seine Gedichte nichts weiter, als Versuche, dem Gegenstand näher zu kommen und ihn zu unterwerfen. Gelingt der Versuch, so ist's doch immer nur eine Jagd, die ein glücklicher Erfolg krönte; gelingt er nicht, so müssen wir uns statt der Melodie das Instrument, dem ein Meister sie entlocken kann, gefallen lassen. Freilich ist das künstlerische Darstellen kein bloßes Ankleiden, welches, wenn man das bißchen Putz ausnimmt, alles andere voraussetzt; es soll jedoch auch keineswegs ein Brückenschlagen zwischen Subjekt und Objekt sein. Der Odem des Schaffens ist das erste Aufatmen eines geheimnisvollen Lebens, das sich selbst verstehen lernt, und die Form ist das klare, himmlische Augenöffnen dieses Lebens.

Noch eins muß ich an Zimmermann tadeln. Er scheint sich zuweilen mehr *für* etwas, als *durch* etwas zu begeistern. Die

Glut ist da, nun greift er nach diesem oder jenem spröden Stoff und sucht ihn flüssig zu machen. Dies ist nicht das Rechte und kann am wenigsten beim Lyriker, der streng auf die innerliche Symbolik verwiesen ist, gut geheißen werden; die lyrische Poesie ist durchaus ein Tauchen, ein Ergründen des innern Reichtums: sie soll die Quellen des Menschen aufgraben und sich nicht um die Welt, sondern nur um ihren Widerstrahl in Geist und Gemüt bekümmern. Dieses alles findet auch Anwendung auf die Ballade und Romanze; das Lied ist ein dem Herzen abgelauschtes Selbstgespräch, Ballade und Romanze geben die Wechselrede zwischen dem Herzen und dem Geschick.

Aber, trotz der Gerechtigkeit meines Tadels, ist Zimmermann ein Dichter, und ein solcher, dem schon das Vortreffliche gelang. Wie schauerlich schön ist das Gedicht: La rose de Gueldres, Seite 43, wo die kalte, blasse Blume, die plötzlich gerötet da steht, dem Dichter vertraut: der Tod habe sie gestern gegrüßt, da sei sie vor Freuden rot geworden. Dies heißt die Natur in ihren Mysterien enträtseln; der Halbpoet schiebt ihren Hieroglyphen, die er nicht aufzulösen vermag, einen willkürlichen Sinn unter, er gibt uns, da er die Frucht nicht zu pflücken versteht, einen hübschen Einfall über den Baum. Wie ergreifend ist das Gedicht: Letzter Gang, Seite 317. Ein Jüngling wird zum Tode geführt; er blickt zu dem Fenster eines bleichen Mädchens auf, die ihm eine rote Rose herunterwirft, er zieht, die Rose im Munde, lächelnd weiter:

> Trommeten rasseln, Fahnen flattern,
> Und es rollt ein Haupt im Sand.
> An den Locken hebt's der Richter
> Hoch empor, zeigt's in der Rund,
> Fest das treue Totenantlitz
> Hält die Rose in dem Mund.

Welche holde Apotheose des Lebens ist das Gedicht: Der Rosenbaum, Seite 357:

> Ich geh' zum Baum und spreche:
> „Ich möcht' gern eine Ros'",
> Schnell fallen zehn der schönsten
> Zugleich mir in den Schoß.

„Die frühen Tode" (118) ist ein abortus, enthält aber ein liebliches Bild. Die Todesengel durchziehen den Lebensgarten und wetteifern, wer von ihnen den schönsten Strauß heimbringe. Das Geisternachtmal (179) gibt der bekannten Sage eine feste,

christliche Basis und ist kernig ausgeführt. **Der Strauß** (152) enthält einen rührenden Zug, ist aber, trotz der zugrunde gelegten guten Idee, völlig mißglückt. Daß einer Frau der Geliebte gestorben, drückt der Verfasser so aus:

Ach, die mit süßem Brande
Der Lust ihr Herz erhellt,
Die Sonne strahlt am Rande
Schon einer andern Welt.

Der Ritter von Ronceval (274) ist auf einen längst ausgebeuteten Kontrast gebaut und schließt mit einer ekelhaften, modernen Effektmacherei. Im **Wiegenlied** (172) sagt eine Mutter zu ihrem Kinde, sie werde bald sterben, dann solle das Kind als ein rotes Röslein auf ihrem Grabe blühen; ich weiß nicht, ob das poetisch ist. Im **Tod des Feldmarschalls** (384) küßten sich Schiller und Bürger; diese Romanze ist bauschig, wie ein Reifrock.

Wilhelm Waiblingers gesammelte Schriften.

Mit des Dichters Leben, von H. von Canitz. Rechtmäßige Ausgabe letzter Hand. Fünf Bände. Georg Heubel, Hamburg.

Man liest Seite 135 in Waiblingers Leben: „Jetzt stieg sein Elend zu der höchsten Stufe, denn er konnte sich kaum noch so kleiden, daß er auf der Straße sich sehen lassen durfte. Freilich war es ein sonderbarer Anblick, und er mußte häufig über sich selbst lachen, wenn er sich zufällig in einem Spiegel sah, mit abgetragenem Frack, dessen Ellenbogen hier und da zu offenherzig waren und woraus das Futter und das Hemd neugierig und erstaunt in die bunte Römerwelt blickten, wenn er mit ängstlichen Blicken seine Beinkleider maß, die von Tag zu Tag mehr zusammenschrumpften und kaum bis zu den Schuhen reichten, die gern den unruhigen Füßen die Aussicht ins Freie gestatteten, während auf dem von der Sonne gebräunten Haupte ein Hut thronte, der nicht in der neuesten Zeit aus der Fabrik hervorgegangen zu sein schien. Aber nicht dieser Aufzug, über den er am Ende selbst lachte, ja, über den er selbst in der tollsten Laune witzeln konnte, nicht die Karikaturen, die seine abscheulichen Landsleute, deutsche Maler ohne Talent und Kraft und Herz, in allen Straßen von ihm aushingen und verkauften, nicht das Geschrei der Gassenbuben, die mit dem Ausruf: „ecco il poëta" hinter ihm herliefen, alles dies kränkte ihn nicht, sondern der Gedanke, wie so manche ihn verließen, die sich ihm für Freunde ausgegeben, ja, denen er Gutes erwiesen hatte, und die jetzt die ersten waren, ihn zu verspotten und zu verhöhnen." O, wir

kennen es wohl, dies schreckliche Lachen, das sich wider sich selbst kehrt, wir kennen diesen entsetzlichen Witz, der das eigene Elend zu seinem Abgott macht, diesen grauenhaften Humor, der sich stellt, als ob die Todeswunde seine Lebensquelle sei! Aber vergesse nur niemand, daß dies alles aus einem hohen Stolz entspringt, der sich nur noch durch Selbstverleugnung zu retten weiß, daß jenes Lächeln nichts ist, als die Schminke, worunter ein Schmerz, der sich seines Ursprungs schämt, sich verbirgt, daß jener Witz, der die unwillkürlichen Tränen aus dem heißen Auge hinwegsengt, mehr kostet, als ein Schrei der Verzweiflung, daß jener Humor, der mit dem roten Herzblut des Menschen possenhafte Karikaturen seiner selbst aufs Papier zeichnet, die Last, die er hinwegzuspotten scheint, verdoppelt. Eine edle Natur stößt den Pfeil, den sie nicht herauszuziehen vermag, mit aller Kraft tiefer in die Brust hinein und ruft aus: er kam mir eben recht; denn sie will sich schützen vor dem gemeinen Mitleid, das sich gerne an die Sterbenden drängt; um auf ihre Kosten in wohlfeilen Rührungen zu schwelgen, sie will dem Schicksal eine Schande und der Welt eine Hinrichtungsszene ersparen. Der Kampf um die Existenz ist der einzige, mit dem ein Mensch um so eher verschont werden sollte, je höher er steht, und doch ist es gerade dieser, den die Bedeutendsten kämpfen müssen. Für den kümmerlichsten Wicht hat die Gesellschaft einen Platz, aber Genie und Talent sehen sich umsonst nach einem Zufluchtsort um. Im Kampf um die Existenz müssen sie sich aufreiben, und wenn dieser schmähliche Kampf in irgendeinem außerordentlichen Fall einen Erfolg hat, so haben sie noch nichts gewonnen, als was sie gerechterweise nie hätten entbehren sollen. Und es kann sich ereignen, daß die Kraft des Gefangenen nur eben zum Durchbrechen der Kerkermauern ausreicht, und daß er ohnmächtig dahinsinkt, wenn er an die freie Luft kommt.

Noch anderes kam mir, als ich das obige las, in den Sinn. Wahrscheinlich hat Waiblinger in der Periode, die sein Biograph so herzzerreißend schildert, manches von dem, was die vorliegenden fünf Bände enthalten, geschrieben; noch wahrscheinlicher hat er damals dafür keinen Verleger gefunden. Das Schicksal der deutschen Autoren ist doch zu grausam! Solange sie leben, können sie dem Buchhändler ihr Bestes bieten und er weist sie, wenn sie nicht Charakter und Manneswürde mit in den Kauf geben wollen, schnöde ab; sobald sie tot sind, stöbert er ihre Nachlässe durch, findet nichts zu gering, plündert ihre Tagebücher und Korrespondenzen und macht sie so noch im Grabe zum Werkzeug der Ungerechtigkeit gegen ihresgleichen. Wer hätte dem armen Waiblinger, als er hungern und dursten, als er den Hohn der Maler-

gesellen und Gassenbuben erdulden mußte, nicht gegönnt, daß er seine schlechteste Novelle an den Mann gebracht hätte! Wer kann, nun er längst hinabgeärgert ist, wünschen, daß auch nur die beste wieder abgedruckt wird!

Denn, um von allgemeinen Betrachtungen auf besondere überzugehen, die meisten der uns in diesen fünf Bänden dargebrachten Produktionen ragen durchaus nicht über die Unterhaltungslektüre hinaus, sie haben ihre Zeit erlebt, und es ist eine Sünde gegen die Talente der Gegenwart, daß die Spekulation, die sich gern hinter Pietät versteckt, sie neu auflegt. Hier finden wir Novellen und Erzählungen, die sich allerdings hie und da durch Beschreibungen und durch einzelne Gedankenblitze auszeichnen, die sich aber, was Glut und Kraft der Phantasie anlangt, auch nicht im entferntesten mit Leopold Schefer vergleichen können, und die in bezug auf die Erfindung und Verkettung der Situationen, so wie auf das, was man in diesem Kreise Charakteristik nennt, weit gegen Spindler, Emerentius Scävola u. a. zurückstehen. Wir finden Märchen, die in der Ausführung bunt und keck, in der Idee aber nackt und leer sind, und dem Märchen-Charakter, wenn man ihn nicht etwa in das simple Wegdenken der Unmöglichkeit zu setzen beliebt, in nichts entsprechen. Wir finden Satiren, die freilich oft genug den richtigen Punkt treffen, bei denen uns aber dennoch nicht recht wohl wird, da sie, wenn auch aus einem kräftigen, so doch keineswegs aus einem ganz freien Geiste hervorgingen, und da die Satire, die nicht aus der höchsten Freiheit entspringt, unbehaglicher wirkt, als die Philiströsität, die sie verspottet. Wir finden zwei biographische Darstellungen, die eine aus Waiblingers eignem, die zweite aus Hölderlins Leben, beide mit Anmut und Leichtigkeit geschrieben. Wir finden Aphorismen und Tagebuch-Bemerkungen, die uns in das Innerste des Verfassers einen Blick tun lassen, und die durch den regen Wechsel und die Mannigfaltigkeit, die in ihnen herrscht, anziehen. Wir finden zuletzt noch ein Trauerspiel: Anna Bollen. Hören wir, bevor wir unser Urteil über dasselbe aussprechen, das, was Waiblinger selbst, Band 4, Seite 165, über das Wesen der Tragödie sagt: „Eine greuliche Geschichte" — heißt es da — „worin tüchtig geweint, geliebt, gehaßt und endlich gemordet wird, ist noch lange keine Tragödie, selbst dann nicht einmal, wenn im Kampf der Gemüter und im Einbrechen eines traurigen Schicksals eine sittliche Idee ergreifend dargestellt wird. Bürgerlichen Jammer, der uns wirklich zu entehrenden Tränen verlocken kann, will ich auf dem Theater nicht. Ich will eine Menschenkraft von ungeheurem, riesenhaftem Willen, in welthistorischen, nationalen Verhältnissen, die in einem ent-

weder verschuldeten oder unverschuldeten Kampf mit einem Schlag auf Schlag, wie das jüngste Gericht, hereinbrechenden Verhängnis liegt und in diesem alle Menschennatur bis in die untersten Tiefen erschütternden und göttlich erhebenden Schicksalsstreit als eine endliche Kraft der unendlichen furchtbar untergeordnet wird. Eben aber dieses Unterliegen ist erhebend, ist groß, denn wir sehen den Kampf mit dem Höchsten, was wir denken können, den Kampf einer äußersten, endlichen Kraft, welche die gesamte Menschheit repräsentiert, mit dem letzten und allerhöchsten, mögen wir es nun Gott oder Schicksal oder Vorsehung nennen. Ich verlange in einer Tragödie Könige und Herren, Völker und gewaltige Stämme, Geschlechter und ganze Zeiten usw." Waiblingers Anna Bollen ist schön gedacht und großenteils mit Sicherheit und Klarheit ausgeführt, aber den Forderungen, die er, dem Vorstehenden nach, selbst an die Tragödie stellt, entspricht sie nicht. Ein lasterhafter König, der seine Majestät frevelhaft mißbraucht, um sich einer Gemahlin, die ihm im Wege ist, zu entledigen, kann wohl Abscheu und Entsetzen einflößen, aber was noch weiter? Anna selbst weiß zu viel von Maria Stuart, besonders im letzten Akt. Der Charakter der Seymour hat schöne Züge, und manches einzelne ist noch außerdem zu loben, aber dem Ganzen fehlt eben der großartige Hintergrund, welcher es der Menschheit vindiziert. Doch verdient dieses Trauerspiel noch am ersten den Wiederabdruck. Auch ist es gar nicht die Frage, daß, wenn Langbeins und Johanna Schopenhauers sämtliche Werke erscheinen durften, auch Waiblingers Hervorbringungen zu dieser Ehre berechtigt sind!

Leben und Briefe von Adalbert von Chamisso.

Herausgegeben durch Julius Eduard Hitzig. Zwei Bände.
Leipzig. Weidmannsche Buchhandlung.

Wenig Menschen haben ein Recht auf eine Biographie, und eigentlich nur diejenigen, die bei einer entschiedenen Wirkung nach außen in dem Kreise ihrer Tätigkeit keine Gelegenheit fanden, ihr Inneres befriedigend und genügend darzulegen. Die wahrhaft großen Erscheinungen, die Träger der Menschheit, fallen der Geschichte anheim, und es ist schwer, ja unmöglich, sie vereinzelt aus dem Welt- und Zeitnexus herauszulösen; höchstens kann man ihnen selbst die Befugnis zusprechen, eine Scheidung der atmosphärischen Elemente, die sie nach und nach in sich aufnahmen, von den ihnen rein und ursprünglich angehörigen zu versuchen. Unter den minder bedeutenden Größen bedarf am wenigsten die echte dichterische der Nachhilfe eines

Biographen zum Aufschluß oder zur Verständigung, denn was ist alle Poesie anders, als unmittelbare Entwickelung oder mittelbare Darstellung des Lebensprozesses eines bevorzugten Geistes? Gewiß war es kein bloßer Zufall, daß Goethe seine Konfessionen mit seiner Jugendgeschichte schloß, und wahrscheinlich hätte er, nach seiner Ökonomie, nicht einmal diese gegeben, wenn es ihm nicht auf bewunderungswürdige Weise gelungen wäre, die wichtigsten allgemeinen Zustände zugleich mit seinen eigenen anschaulich zu machen. Aber es gibt Dichter, in denen die Poesie eher ein Einsaugen, als ein Ausströmen ist, und die das Talent, das sie in sich finden, als Medium benutzen, das ihrem Wesen Fremde, oft sogar Entgegengesetzte sich einzuverleiben oder sich näher zu bringen. Ein Blick in das Walten solcher Naturen, deren Wert von ihrer Bewußtlosigkeit abhängt, ist immer interessant und belehrend; kommt nun noch hinzu, daß sie, indem sie sich innerlich abrunden und befestigen, nach außen Einfluß gewinnen, so wird es wünschenswert und notwendig, daß ihr Wachsen und Umsichgreifen der Nation, der sie etwas geworden sind, in klaren, verständigen Umrissen gezeichnet werde, da die Selbsterkenntnis einer Gesamtheit, wie die des einzelnen, nur aus genauester Beobachtung und Abschätzung der einwirkenden Potenzen hervorgehen kann.

Daß Chamisso zu den Dichtern der letztgenannten Gattung gehört, ist wohl einleuchtend. Er war ein sanfter, liebenswürdiger Mann, aber er erzählte am liebsten grauenhafte Geschichten. Ihm ging nichts über die Behäbigkeit. Desungeachtet schrieb er seine besten Sachen in den kunstgerechtesten Terzinen. Allenthalben zwischen seinem Leben und Wesen und seinem Dichten — in Inhalt und Form — ein scheinbarer Widerspruch, dessen Wurzel in dem instinktartigen Drang, jenes durch dieses zu supplementieren, gesucht werden muß, der aber auch in dem reinen, unverwüstlichen Humor, auf dem Chamisso ruhte, eine wahrhafte Ausgleichung erhält. Ich weiß nicht, ob eine tief eindringende Kritik seiner Poesie einen höhern symbolischen Charakter beilegen wird; ihm selbst, seiner aus dem Französischen ins Deutsche hineingewachsenen Persönlichkeit, kann sie denselben auf keinen Fall absprechen. Mir zum wenigsten war Chamisso hauptsächlich darum von jeher so wichtig, weil er, als Individualität, mir die ganze neufranzösische Literatur, soweit sie durch deutsche Befruchtung ins Leben gerufen wurde, in ihrem Entwickelungsgange vorzubilden schien.

Hitzig hat uns in den vorliegenden zwei Bänden mit jener schönen Selbstenthaltsamkeit, die Deutschland längst an ihm kennt und schätzt, über seinen vorangegangenen Freund berichtet. Bei

der von ihm gewählten bescheidenen Manier, die Toten reden zu lassen, statt in eigener Person das Wort zu nehmen, kommt das, was man wohl ein biographisches Meisterstück zu nennen beliebt, nicht heraus; er läuft aber auch keine Gefahr, den Mann, den er liebt, bei dem Versuch der geistigen Wiedererweckung durch willkürliche spitzfindige Auslegungen zu verletzen, und seinen Zweck, ihn dem Herzen näher zu führen, erreicht er gewiß.

Buch der Lieder von Heinrich Heine.*)

Vierte Auflage. Hamburg, bei Hoffmann und Campe.

Heines Buch der Lieder wird dem Publikum in der vierten Auflage vorgelegt. Ein Erfolg, von dem es scheinen möchte, daß er alle weitere kritische Besprechung überflüssig mache. Dieses wäre auch allerdings der Fall, wenn man ihn einzig und allein der Poesie dieser Lieder zuschreiben dürfte. Aber wenn es dem Dichter überhaupt oft genug begegnet, daß er seine nächsten und lautesten Wirkungen Elementen verdankt, die ihm seine ganze Zelebrität verleiden könnten, so hat Heine dieses vielleicht noch öfter erfahren als ein anderer. Ist es etwa die Grazie seiner scheinbar so nachlässigen Verse, die so viele unselbständige Geister zur Nachahmung reizt? Gewiß nicht, denn wer Grazie zu erkennen vermag, der erkennt auch, daß sie unnachahmlich ist. Es ist vielmehr die anscheinende Emanzipation von der Metrik, die sie verführt, es ist die Hoffnung, daß der Vers ohne Füße gehen müßte, da er mit Füßen nicht gehen will. Bewundert man den freien Geist, der Stoffe, welche die Kunst bisher verschmähen zu müssen glaubte, in ihren Dienst zu ziehen verstand, ohne sich und sie zu beschmutzen? Ich wollte, es wäre so, aber ich fürchte, eine gewisse rohe Freude, eben diese Stoffe, an denen der Priester sich sonst vornehm die Füße abwischte, bevor er den Tempel betrat, jetzt im Tempel selbst als Teppich über den Altar ausgebreitet zu sehen, hat einigen Anteil an dem Behagen, womit die Masse Beifall klatscht. Der Verfasser der Reisebilder ist viel gelobt und viel getadelt worden. Aber ich müßte mich in ihm irren, wenn ihn als Dichter nicht manches Lob empfindlicher berührt hätte, als mancher Tadel. Denn wegen des Besten, was man gegeben hat, von beschränkten Geistern begeifert zu werden, was will es heißen? Poesie zu genießen ist so gut ein Talent, als Poesie zu bringen. Aber sich von dem Lumpensammler freund-brüderlich die Hand drücken lassen zu müssen, weil man sich zuweilen, wie jener, in den Staub niederbückte, freilich nur

*) Hamburgischer Correspondent. 1841.

um einen Diamanten aufzuheben, das muß fatal sein. Die Lyrik ist noch weit mehr als Drama und Epos Nationalausdruck eines Volks, und ein Dichter, der nicht harmonisch in dieser allgemeinen Volkspoesie aufgeht, hat geringen Wert, er mag so viel Ideen- und Phantasieschätze aufhäufen und so viel momentanen Enthusiasmus erregen, als er immer will. Die deutsche Lyrik hat zwei Faktoren: Gefühl und Reflexion, und am rationellsten, mithin am vollkommensten entwickelt sie sich, wo alle beide gleichmäßig und unzertrennt tätig sind, wo der Stoff aus der Tiefe des Gemüts als ein eigentümliches Gefühl aufsteigt und die Reflexion die einrahmende Form erzeugt. Man muß freilich den Begriff der letzteren nicht so eng nehmen, daß man nur den analysierenden oder den wiederspiegelnden Gedanken dafür gelten läßt; die Reflexion ist gleich mit dem Bewußtsein da, und eben das erwachende Bewußtsein grenzt als allgemeines jedes besondere ab und gibt ihm, indem es ihm nicht verstattet, sich unverhältnismäßig auszudehnen, die Form. Diesem Grundtypus der deutschen Lyrik entspricht Heines Poesie durchaus, und darum ist er ein echter deutscher Dichter. Aus dem Innern des Gemüts quellen seine Lieder hervor, und wenn, seinem Naturell gemäß, bei ihm die Reflexion auch meistens die Gestalt des Witzes annimmt, so ist sein Witz doch nur das launige Veto, das dem Herzen gegenüber der Geist einlegt, niemals aber, oder selten, das kahle Zentrum des Gedichts. Heine ist Humorist. Was ist Humor, was ist, da wir es hier nur mit dem Liederdichter zu tun haben, zunächst lyrischer Humor? Was man gewöhnlich so nennt, ist ein leeres Produkt der Ohnmacht und der Lüge. Wer seine verworrenen Geistes- oder Gemütszustände nicht klären oder den hierzu notwendigen inneren Prozeß nicht mit Resignation und Ruhe abwarten kann, der wirft wohl den Fackelbrand des Witzes in das Chaos hinein und sucht, während vielleicht nur ein Kartenhaus in Flammen aufgeht, uns glauben zu machen, es sei eine werdende Welt. Der Humor ist empfundener Dualismus; nicht die Karikatur des Ideals soll er zeichnen, oder seinen Schatten, sondern das Ideal selbst in seinem vergeblichen Ringen nach Gestaltung. Allein, wenn die positive Kunst den Abgrund, der das Wirkliche von dem Möglichen scheidet, zu überfliegen sucht, so stürzt der Humor, als die negative, sich in diesen Abgrund hinunter, und hierin liegt so viel Verzweiflung, aber nicht so viel Trost, wie in der erschütternden Tragik, wenn er, was allerdings sehr selten ist, rein und rund zur Erscheinung kommt. Das ist bei Heine z. B. in dem schönen Gedicht: Mein Herz, mein Herz ist traurig ꝛc. der Fall.

Man hat der Heineschen Poesie vielfältig die innere Wahr-

heit abgesprochen. Wohl nur, weil man ihr Individuelles nicht immer aufzufassen verstand. Es gibt aber in ästhetischen Dingen eine doppelte Wahrheit, wonach man zu fragen hat: die Wahrheit des Stoffes und die Wahrheit der Form, und die letztere hängt mit dem Ethischen noch enger zusammen, als die erstere. Es ist nicht genug, daß unser Gedachtes und Empfundenes wahr sei; damit kann ja auch kaum geheuchelt und betrogen werden, denn woher eigentümliche Empfindungen und Gedanken nehmen, wenn man sie nicht hat? Auch der Darstellungsprozeß, worin die Form gewonnen wird, soll wahr sein; er soll aus dem Drange des Überflusses hervorgehen und Götter in die Welt setzen, nicht Lemuren. Dieses ist der wichtigste Punkt, denn von der Gestalt, worin eine Idee zur Erscheinung gelangt, hängt es ab, ob sie wie ein Jupiter verehrt, oder wie ein Vitzliputzli verspottet werden soll, doch eben um diesen Punkt wird der plumpe Ästhetiker sich nie bekümmern. Er rechnet dafür die Gedanken und Bilder zusammen und vergißt, daß man dies alles bei jedem der Berücksichtigung irgend würdigen Gegenstand voraussetzen muß, und daß Achill und Thersites sich in allem, nur nicht im Fleisch und Blut, voneinander unterscheiden. Bei Heine ist die Darstellung ein Quellen, kein Pumpen, wie gewiß ein jeder empfindet, der das Buch der Lieder auch nur durchblättert: bei der Wahrheit der Form ist aber die Unwahrheit des Stoffes undenkbar. Übrigens wird sich der Humorist den Vorwurf der Unwahrheit weit öfter gefallen lassen müssen, als der ernste Dichter. Einen erkünstelten Hymnus verzeihen wir gern um Gottes willen, an den er gerichtet ist, aber einen verunglückten Witz nimmermehr. Hier wäre Schlimmes und Schlimmstes zu sagen: doch werde einstweilen nur noch in bezug auf Heine ausdrücklich bemerkt, daß es völlig so ungerecht sein möchte, ihn deswegen, weil er seinen tiefen schönen Wald- und Meerliedern kecke, scharfe Zeichnungen fauler sozialer Zustände gegenüber stellte, zu schelten, als es, wie ich schon im Eingang andeutete, abgeschmackt ist, ihm für die an diese toten Dinge verschwendeten neckischen Galvanisierungsversuche zu danken, statt für die dadurch in Geist und Gemüt des Dichters hervorgerufenen frischen, lebendigen Gegensätze.

Bei diesen allgemeinen Bemerkungen möchte ich es bewenden lassen. Dem Auge kann man zu Hilfe kommen, der Zunge nicht. Wer es nicht fühlt, daß Lieder, wie das Fischermädchen, die Wallfahrt nach Kevlaar, die Meerlilie (die übrigens nicht im Buch der Lieder steht) und andere — ganze Bände Lehrgedichte und ähnliches in die Lüfte schnellen, dem wird es keiner begreiflich machen.



Kritiken der Wiener Zeit

1847—1858.



Richard III*).

Tragödie von Shakespeare.

Wir wollen es diesmal andern überlassen, Hymnen auf den Shakespeare anzustimmen. Wenn das größte Genie und die günstigste Zeit zusammen fallen, muß es ein Resultat geben, das vielleicht nie überboten und erst spät wieder erreicht werden kann. Es ist möglich, daß die Natur einen Dichter höchsten Ranges nur in den Wendepunkt zweier Jahrtausende hervorruft; es ist gewiß, daß ein solcher, den schon das Geburtsjahr bevorzugte, indem es ihm eine ungeheure welthistorische Erbschaft anwies, in seinen subjektiven Nachfolgern keinen Nebenbuhler zu fürchten hat. Ohne Widerspruch sei daher eingeräumt, daß dem Shakespeare das Recht auf alle Dichterkronen der Welt zusteht; man haue ihm zu Ehren die sämtlichen Lorbeerbäume Italiens um und bringe ihm sogar die vertrockneten Kränze, welche der Zugwind der Gegenwart noch hier oder dort auf diesem oder jenem hervorragenden Haupt unserer eigenen Nation sitzen ließ: wir haben nichts dagegen. Nur daran zweifeln wir, ob ihm selbst das Opfer gefallen würde. Nach unserer Meinung muß es ihm sehr wenig behagen, in der neueren Literatur, besonders in der deutschen, die Rolle zu spielen, die er selbst den Geist des alten Königs in seinem „Hamlet" spielen läßt. Wenn sich bei uns irgendwo etwas Lebendiges regt und der Kritiker nicht gleich aus eigener Machtvollkommenheit blank zu ziehen wagt, so zitiert er den Shakespeare und vollstreckt die Exekution in dessen Namen. Ein Genius, wie dieser, will aber beleben, nicht töten.

Wir müssen, da wir doch einmal auf diesen Punkt gekommen sind, leider noch weiter gehen. Wir bezweifeln es stark, ob sich mit der absoluten Vergötterung des Shakespeare die wahre Kunsteinsicht oder doch wenigstens die Fähigkeit, das ästhetische Richteramt auszuüben, überhaupt noch verträgt. Die Unbe-

*) Wiener Wanderer. 1851.

fangenheit für einen frischen Eindruck geht dabei auf jeden Fall verloren, und woher käme ohne diese noch die gerechte Würdigung irgend einer neuen Erscheinung? Wem die majestätischen Donner des Gewitters beständig im Ohre rollen, der kann die bescheidenen Töne der Lerche und der Nachtigall gar nicht hören und sollte sich also auch über diese kein Urteil erlauben. Es hat sich ja auch schon auf die betrübendste Weise gezeigt, was bei solcher Einseitigkeit heraus kommt; nur ein Lessing hatte ein Auge für die zeugende Sonne und für den letzten Halm, den sie hervorrief, zugleich.

Schiller schrieb einst an Goethe, als er die sämtlichen historischen Dramen des Shakespeare wieder gelesen hatte, es müsse nach seiner Meinung den größten Eindruck erregen, der überhaupt vom modernen Theater ausgehen könne, wenn alle diese Stücke einmal in ununterbrochener Folge hintereinander, jeden Abend eins, gegeben würden. Gewiß, denn sie gehören zusammen und bilden nur eine einzige lange Kette von Ursache und Wirkung. Der Versuch kann freilich nicht wohl gemacht werden, und so wollen wir zufrieden sein, daß man uns diejenigen dieser Stücke, die in sich noch am meisten abgerundet sind, wenigstens einzeln vorführt. König Richard III. würde sich hierzu anscheinend am wenigsten eignen, denn er ist offenbar der Epilog und kann daher nur wirken, wie ein fünfter Akt, den man spielen sieht, während man die vorangegangenen vier nur gelesen hat. Aber das gleicht sich dadurch wieder aus, daß der Hauptcharakter einem bedeutenden Schauspieler einen so großen Spielraum für die Entfaltung seines Talents darbietet. Ist also ein solcher vorhanden, so wird bei dem Stücke nicht zu viel gewagt, was aber nicht so zu verstehen ist, als ob es zu einem Paradepferd für den Schauspieler zurechtgeschnitten werden solle. Richard steht als die höchste Spitze einer entarteten Welt da, als die furchtbare Ausgeburt eines unentwirrbaren Chaos von Greueln und Verkehrtheiten; sein häßlicher, der Tierheit nah gerückter Leib ist eine Art Retorte, in der das böse Blut so vieler Aufrührer und Königsmörder gärend zusammenfloß, um ungeheure Taten auszukochen; sein Schwert ist das Amputationsmesser eines Volkes, dem kein faules Fleisch Widerstand zu leisten vermag, das aber augenblicklich zerspringt, wenn es wieder auf die gesunde Faser stößt. Wie könnte dieser Richard noch verständlich bleiben, wie könnte er etwas anderes als Abscheu erregen, wenn man ihm den Boden, der ihn erzeugte, unter den Füßen wegzöge! Aber freilich ist das Stück trotz der lakonischen Behandlung alles Nebenläufigen noch immer für unsere Bühnenabende zu lang, und da die Direktion das Publikum, welches

nun einmal selbst dem größten dramatischen Dichter nur die gewohnten drei Stunden einräumt, nicht ändern kann, so sind dieselben Kürzungen praktisch gerechtfertigt, die der Ästhetiker theoretisch verwünschen muß. Es entsteht unter solchen Umständen nur noch die Frage, ob der durch ein so gefährliches Manöver notwendig bedeutend abgeschwächte Eindruck noch mächtig genug blieb, um den ganzen Versuch nicht als unberechtigt erscheinen zu lassen, und das wird allerdings selten bei einer Darstellung der Fall sein.

Faust von Goethe.*)

(Als er nach langen Jahren zum erstenmal in Wien wieder auf dem Theater erschien.)

Sie kommen nach und nach heran, die hehren Alten, welche die Furcht vor dem Geist oder eine nichtswürdige Prüderie entweder immer fern gehalten oder doch wieder verdrängt hatte, sie treten in den Tempel ein, der nur ihretwegen gebaut wurde, und wir haben sie als neue zu begrüßen.

Das Jahr 1848 brachte uns, seit der Existenz der Trilogie zum erstenmal, den vollständigen Wallenstein, das lustige Lager und die gewitterschwangern Pikkolomini, die uns den früher allein gegebenen Tod erst verstehen lehrten. Der Eindruck war mächtig bei jedermann, und die Kritik durfte ruhig wagen, auf die Fehler und Schattenseiten des, trotz ihrer, gewaltigen Werks hinzudeuten: sie lief nicht Gefahr, ihn zu stören und zu vernichten.

Jetzt ist uns der Faust vorgeführt worden, das wunderbare Gedicht, das alle Eigenschaften unseres Nationalcharakters abspiegelt und alle Töne unserer reichen und starken Sprache wiedergibt, wie die Orgel die Harmonien aller Instrumente umschließt. Es hat uns erschüttert, auch als es nur durch die bleiernen Schauspieler zu uns sprach, die der Setzer dirigiert; es hat alle Tiefen unseres Geistes und unseres Gemüts aufgeregt, nun Menschen mit Fleisch und Blut es uns in seiner ganzen hinreißenden Lebendigkeit zur Anschauung brachten, so außerordentlich viel diese Darstellung auch zu wünschen übrig ließ. Der Deutsche atmete einmal wieder auf in erlaubtem Selbstgefühl, er sagte sich mit Stolz: das alles liegt in deinem Volk

---

*) Wiener Reichszeitung. 1849.

und also auch in dir. Und wenn er zufällig ein Sonntagskind war, wenn er die marklosen französischen Schemen, die zu unserer Schmach unser Theater trotz Lessing so lange wieder beherrschten, ängstlich vor dem wieder auferstandenen Titanen davonfliehen und die Goldpapierkronen mit beiden Händen festhalten sah, so rief er ihnen vielleicht spöttisch nach: Ja, ja, so gut, wie ihr, können wir nichts machen, wir machen alles unendlich viel schlechter oder unendlich viel besser, und diesmal haben wir es unendlich viel besser gemacht.

Was ist es nun wohl, was uns alle ohne Unterschied so allgewaltig an den Faust fesselt? Wahrlich nicht das, was die Herren Deycks, Weiße, Göschel und die übrigen Kommentatoren seinen philosophischen Gehalt nennen! Das meiste von dem, was sie im Faust zu entdecken glauben, ist allerdings, wenn auch nicht in so elementarisch roher Gestalt, wie sie meinen, im Faust zu finden, aber es macht den Faust so wenig aus, wie das abgezapfte Blut den Menschen, in dessen Adern es rollt, oder wie der zersetzte Blutkuchen das Blut! Das beweist schon der zweite Teil des Gedichtes, der an spekulativen und allegorischen Elementen noch viel reicher ist, wie der erste, und der uns desungeachtet nichts als kalten Respekt abnötigt; wenn wir uns mit Rätseln beschäftigen wollen, gehen wir nicht ins Theater, nehmen wir nicht einmal auf unserem Zimmer dramatische Werke in die Hand. Auch der Prozeß, als solcher, den wir das Individuum Faust durchmachen sehen, ist es nicht; er steht den Meisten viel zu fern, als daß sie warmen Anteil daran nehmen könnten, das Gedicht hat aber, wie sich gestern von neuem zeigte, ebenso großen Reiz für die Massen, wie für die gebildeten Klassen. Es ist ganz einfach, so simpel das klingen mag, die unvergleichliche, wahrhaft einzige Darstellung des Mittelalters, die jedermann, auf jedem Standpunkt, hinreißt; es ist der Blick in diesen Grauen und Entsetzen erregenden Limbus patrum, in dem die Welt einmal steckte und an den sie sich noch mit so manchem Faden geknüpft fühlt; es ist die wunderbare Farbenpracht, in welcher alle Gestalten desselben vor uns auftauchen. Aus ihren Gräbern hat er sie hervorgerufen, der große Meister, und sie sind gekommen, als ob sie unmittelbar in den Himmel eingehen sollten, von dem sie auf ihrem Leichenkissen träumten, oder in die Hölle, vor der sie zitterten. Kein Stäubchen ist in diesem Gretchen, das so lange schlief, im Haar sitzen geblieben, alle Sargspäne hat das Kind abgeschüttelt und es sieht sich nach einer Rosenknospe um, weil es eine an die Brust stecken möchte! Und neben ihr dieser grübelnde deutsche Doktor in seinem schwarzen Talar, der das

schmale Fundament zu seinen Füßen, das uns alle trägt, so lange betrachtet hat, bis er zu schwindeln anfing und den Teufel auf einmal außer sich zu erblicken glaubte! Diese Frische ist's, die uns bezaubert, und freilich kommt wohl auch in dem letzten der Zuschauer und Leser die dumpfe Ahnung hinzu, daß Faust der erste war, der dem Limbus, in dem alles Lebendige erstickte, den Rücken zuwandte, und daß er nur darum mit dem alten Gesetz so kühn und trotzig brach, weil er ein neues entdeckt hatte, das er selbst verkündigen sollte.

Hiermit sind die Elemente, die den Faust zum Volksstück machen, erschöpft, und mit dem Volksstück, das sich auch ohne Kommentar vor die Lampen wagen durfte, habe ich es diesmal zu tun, nicht mit dem Werk unserer Nationalliteratur, das man vor allen übrigen das sybillinische nennen darf. Die Aufnahme war eine außerordentliche und, wahrlich, sie galt diesmal dem Goetheschen Genius vor allem. Auf eine Kritik der Darstellung will ich mich nicht einlassen, denn der Faust ist kaum eine Probe für den mimischen Künstler, er spielt sich teils von selbst und ist zum Teil gar nicht zu spielen.

Emilia Galotti*)

von Lessing.

Lessings „Emilia Galotti" wurde mit teilweise neuer Besetzung nach langer Pause wiederholt. Wir waren sehr dankbar dafür, und das Publikum mit uns. Das Stück ist nun bereits über 80 Jahre alt, denn es wurde im Jahre 1770 geschrieben, es ist nicht das Werk eines dichterischen Genius und wird doch viel lieber gesehen als die beste Novität. Woher rührt das? Unseres Erachtens liegt der Grund in der unendlichen Harmonie von Stoff und Form, die es in unserer Literatur, wo diese Harmonie so selten ist, zu einer wahrhaft einzigen Erscheinung macht. Hinter jeder Szene, ja hinter jeder Rede steht Lessing selbst mit seinem klaren Auge, seinem hellen Blick und weist die Ausstellungen die wir machen möchten, lächelnd ab, bevor wir den Mund noch öffnen können. Fragen wir: aber warum ist die erschütternde Geschichte der römischen Virginia, an die sich so Ungeheures knüpfte, hier zu einer deutschen Hofintrigue verschnitten? so antwortet er: weil ich kein Tragödiendichter war, wie Shakespeare, und nur so viel vom Gegenstand aufnahm, als

*) Wiener Wanderer. 1859.

ich zu bewältigen vermochte. Fragen wir: wie kann der schlaue Marinelli die aufs äußerste gereizte Orsina mit dem argwöhnischen Galotti allein lassen? so antwortet er: bemerkt ihr das selbst, wenn ihr vor den Lampen sitzt, oder spricht der superkluge Friedrich Schlegel aus euch? Nun, der hatte es mit dem Literaturwerke zu tun; euch kümmere nur die Darstellung, denn ich rechnete auf den Zuschauer, nicht auf den Leser. Fragen wir: was ist an einer Emilia gelegen, die nur dadurch gerettet werden kann, daß der Vater sie tötet, die also das sittliche Gleichgewicht schon verloren hat und nur noch vor dem physischen, nicht vor dem geistigen Fall bewahrt wird? so antwortet er: das sagte schon Asmus, der Wandsbeker Bote, aber das Publikum unterscheidet nicht so haarscharf, wie dieser, zwischen der anatomischen und Seelenunschuld, wenn es sich hingerissen fühlt, und ich reiße es jedesmal hin. Wer hätte dann noch den Mut, das Examen fortzusetzen, wer freute sich nicht lieber unbefangen eines Werkes, durch welches eine entschieden mächtige, fast dichterische Wirkung erreicht wird, obgleich es nur auf Verstandeskombinationen beruht! Wir ziehen ein Feuerwerk, welches gelingt, einem Gewitter vor, welches im Wetterleuchten verpufft, wenn wir auch nicht vergessen, daß wir es hier mit einem viel edleren Element zu tun haben, als dort.

Der Prinz von Homburg oder die Schlacht bei Fehrbellin.*)

Ein Schauspiel von Heinrich Kleist.

Der Prinz von Homburg gehört zu den eigentümlichsten Schöpfungen des deutschen Geistes, und zwar deshalb, weil in ihm durch die bloßen Schauer des Todes, durch seinen hereindunkelnden Schatten, erreicht worden ist, was in allen übrigen Tragödien (das Werk ist eine solche) nur durch den Tod selbst erreicht wird: die sittliche Läuterung und Verklärung des Helden. Auf dies Resultat ist das ganze Drama angelegt, und was Tieck an einem bekannten Ort als den Kern hervorhebt, die Veranschaulichung dessen, was Subordination sei, ist eben nur Mittel zum Zweck. Wenn Tieck noch weiter bemerkt, das Nachtwandeln, womit das Stück beginnt, und die an dies Nachtwandeln geknüpfte Form der endlichen Lösung verleihe demselben zu seinen übrigen Vorzügen noch den Reiz eines lieblichen und anmutige

*) Wiener Reichszeitung. 1849.

Märchens, so kann ich auch damit nicht übereinstimmen. Im Gegenteil, dieser Zug ist als störend zu tadeln, und wenn er, wie im Käthchen von Heilbronn, tief in den Organismus des Werks verflochten wäre, so würde er ihm den Anspruch auf Klassizität rauben. Denn für den Unfug, den der Mond treibt, muß der Mensch nicht büßen sollen, sonst wäre es am Ende auch tragisch, wenn einer im Traumzustand die Spitze des Daches erkletterte und, dort von der Geliebten erblickt und im ersten Schreck der Überraschung beim Namen gerufen, zerschmettert zu ihren Füßen stürzte. Aber man kann die ganze Nachtwandelei zum Glück beseitigen und das Werk bleibt, was es ist, es steht unerschütterlich auf festen psychologischen Füßen, und die Wucherpflanzen der Romantik haben sich nur als überflüssige Arabesken herumgeschlungen. Das ist freilich nicht so zu verstehen, als ob man die Hälfte vom ersten und vom letzten Akt wegstreichen könnte. Kleist würde nicht sein, was er ist, ein wahrer Dichter, den man, wie jedes ursprüngliche Gottesgewächs, ganz hinnehmen oder ganz wegwerfen muß, wenn eine so barbarische Prozedur möglich wäre. Nein, man wird dem Prinzen sein Kranzwinden und den Handschuh, den er infolgedessen erhascht, schon lassen müssen. Allein es ist nichts davon abhängig gemacht, das Gebäude hat neben dieser künstlichen noch ganz andere und vollkommen solide Stützen, und wer sich nicht aus Kleinmeisterei dabei aufhalten will, der hat es nicht nötig. Ein Jüngling, der das Unglück hatte, zu früh Glück zu haben, und der liebt, wo er vielleicht — er hat darüber noch keine Gewißheit — nicht lieben soll: mehr brauchen wir nicht, um uns in der ersten Katastrophe den Übermut, in der zweiten den Kleinmut zu erklären, und der ist da. Kleist hat einen Schraubenzug in Bewegung gesetzt, wo der einfachste Hebel genügte, aber der Schraubenzug ist mit dem Hebel in Verbindung gebracht und der Zweck wird vollkommen erreicht, wenn auch nicht durch das nächste und darum beste Mittel.

Die Handlung, aus dem hier aufgestellten Gesichtspunkt aufgefaßt, ist nun, kurz zusammengedrängt, diese. Es ist am Abend, oder vielmehr in der Nacht vor der Schlacht bei Fehrbellin. Der große Kurfürst, von seiner Familie umgeben, hat seine Generalität um sich versammelt und läßt ihr durch seines Feldmarschalls Mund den Plan, den er für die morgende Schlacht erdacht hat, kundtun. Jedem der Offiziere wird sein Anteil an der blutigen Arbeit des bevorstehenden Tags aufgetragen, auch dem Prinzen, der den für sein Alter und Temperament schwierigsten erhält, indem er während des eigentlichen Kampfes mit der Reiterei, die er führt, aus dem Feuer bleiben und erst

wenn der Sieg so gut als erfochten ist, aktiv werden, auch dann aber noch eine bestimmte allerhöchste Order abwarten und den geschlagenen Feind nur vollends vernichten helfen soll. Hier, wohl gemerkt, beginnt seine Probe schon; es ist kein Zufall, wenn der Kurfürst ihm einen Posten anwies, der ihn mit seinen Leidenschaften und den Forderungen seines Blutes in Widerspruch bringen muß, er soll beide eben bekämpfen lernen. Der Prinz hört kaum auf den Feldmarschall, als an ihn die Reihe kommt; er ist zerstreut, denn Natalie, die Prinzessin von Oranien, eine Waise, die am Brandenburger Hof Zuflucht gefunden hat, und die er heimlich liebt, ist anwesend, und die Kurfürstin bricht mit ihr und den übrigen Damen auf, während diktiert wird; er bedarf jedoch auch kaum so pedantischer Vorschriften, denn er sieht in einer Schlacht nur noch eine Gelegenheit, sich persönlich so oder so hervorzutun, nicht aber eine sittliche Aufgabe, welcher nur auf eine einzige Weise Genüge geleistet werden kann. Nichtsdestoweniger erfährt er durch seinen Freund Hohenzollern aufs genaueste, was der Dienst von ihm verlangt; doch was hilft's, der Freund kann ihm nur seine Ohren, nicht seine Einsicht borgen, und so schließt er den ersten Akt denn, seiner Entwickelungsstufe gemäß mit einem Monolog, aus welchem man erfährt, daß er nur an die Lorbeeren denkt und an das Mädchen, dem er sie zu Füßen legen will, nicht an die Pflicht und an das Vaterland. Man sieht, ich kann das Nachtwandeln und, was sich daran knüpft, ruhig übergehen, die Exposition ist vollständig ohne das, und darin liegt der faktische Beweis für die Richtigkeit meiner Ansicht des Werkes. Ein Jüngling träumt immer nur vom Manne, der er schon zu sein glaubt; es bedarf also keines Doppeltraums. Den Handschuh hätte ein ertappter Blick der Prinzessin, dem ein plötzliches Erröten folgte, ersetzen können. Galt er mir? Galt er dir? Es ist genug, einen Jüngling so zu beschäftigen, daß er Mars selbst, wenn er herabstiege, keine Aufmerksamkeit schenken würde.

Es kommt zur Schlacht, und was zu erwarten war, geschieht: der Prinz greift zu früh an, und nun wird der Sieg zwar auch erfochten, aber nicht so vollständig, als möglich gewesen wäre. Er weiß recht gut, was er tut, er soll und muß es auch wissen, und darum hätte der Dichter sich die ängstliche Detailmalerei seiner Zerstreutheit im ersten Akt ersparen mögen; der ihm im Kommando beigegebenen Oberst Kottwitz erinnert ihn mit der Barschheit eines Greises, der sein Vater und Lehrer zugleich sein könnte, an die erst abzuwartende Order des Herrn, und ein anderer Offizier rät sogar, ihm den Degen abzunehmen. Doch den alten Kottwitz fragt er schnöde, ob er die Order noch nicht

vom Herzen empfangen habe und den Offizier mißhandelt er tätlich; dann sprengt er fort, indem er ruft: die Parole ist jetzt: ein Schurke, wer seinem General zur Schlacht nicht folgt! Auf dem Schlachtfeld selbst trifft er in dem Moment ein, wo das Gerücht sich ausbreitet, der Kurfürst sei gefallen; nun verrichtet er Wunder der Tapferkeit und wir erfahren, wie er ihn liebt, indem wir sehen, wie er ihn rächt. Dies ist einer der reichsten Glanzpunkte der Erfindung, und wahrlich er allein wiegt mehr wie ein ganzer Katalog voll gewöhnlicher Dramen, die man in unseren Theatern beklatschen hört. Mit Blut bespritzt, eilt er dann in die Bauernhütte, in die sich die Kurfürstin mit ihrem weiblichen Hofstaat flüchten mußte, weil ihr auf der Reise ein Rad brach, und trifft hier seine Natalie. Die Frauen, zu denen das furchtbare Gerücht gleichfalls gedrungen ist, sind zerschmettert; die Kurfürstin liegt in Ohnmacht, die Prinzessin, von der Wucht des Moments überwältigt, klagt in wenigen, einfach rührenden Worten über ihre gänzliche Verlassenheit. Der Prinz hat ihr am Hof seine Neigung nicht verraten; jetzt vergönnt er seinem Herzen einen ersten Laut, denn jetzt scheint das Glück sich von der Vater- und Mutterlosen, die ganz und gar auf den gewaltigen Oheim angewiesen war, abgewandt zu haben, und diesen Laut erwidert sie. Hier kommt schon ein Strahl des ihm an- und eingeborenen Seelenadels zum Vorschein, der am Schluß des ganzen Läuterungsprozesses in voller Ungetrübtheit hervortreten soll, und wir fassen ein unerschütterliches Vertrauen zu ihm. Diese Liebesszene, die der Tod herbeiführt, gehört zum Höchsten der Kunst, und selbst das Gesuchte, was in den zwischen dem Prinzen und der Prinzessin gewechselten Ausdrücken liegt, ist durch ihr bisheriges Verhältnis zueinander gerechtfertigt, sie wagen nicht, gerade heraus zu sprechen. Die Szene ist kaum vorüber, so zeigt sich das Gerücht, das sie veranlaßt hat, als falsch, der Kurfürst lebt und ist bereits auf dem Wege nach Berlin, die Schlacht entschied den ganzen Krieg, sie hat den raschen Frieden zur Folge. Unendlicher Jubel, vor allem in der Seele des Prinzen! Er teilt in der Bewegung seines überströmenden Gemüts der Kurfürstin jetzt sein süßes Geheimnis mit und bittet um ihre Einwilligung; sie erwidert: keinem Menschen auf Erden könnt' ich heut etwas abschlagen und dir am wenigsten. Er ist der Glücklichste der Sterblichen und folgt, den „Cäsar Divus“ selbst als Nebenbuhler in Fortunas Gunst herausfordernd, mit den Damen seinem Herrn nach Berlin. Man lege auf diesen Moment das rechte Gewicht, wenn man die Tragödie in ihrer weitern Entwicklung fassen will. In Berlin angekommen, eilt er auf der Stelle zum Kurfürsten und legt ihm drei er-

beutete feindliche Fahnen zu Füßen. Der Kurfürst fragt ihn streng, ob er bei Fehrbellin kommandiert hat, und als der Prinz, über die Frage erstaunt, es bestätigt, befiehlt er ihm den Degen abzunehmen. Ehe der Kurfürst nämlich noch wußte, ob der Prinz, den man ihm verwundet gemeldet hatte, oder der Oberst Kottwitz, dem er es auch zutrauen mochte, die Reiterei vor erhaltener Order ins Feuer geführt habe, hat er schon erklärt, daß der Kommandierende vor ein Kriegsgericht zu stellen und ohne Ansehen der Person zum Tode zu verurteilen sei. Jetzt vollzieht er einfach den Spruch. Der Prinz faßt das gar nicht; wenn die Bäume zu sprechen, die Steine zu fliegen anfingen, er würde es eben so natürlich finden. Gehorchen muß er zwar, aber indem er den Degen hingibt, versichert er mit Bitterkeit, daß sein „Vetter Friedrich", wenn er den Brutus spielen wolle, in ihm den Sohn nicht finden werde, der ihn noch unter'm Henkerbeil bewundere. Das ist um so natürlicher, als er sich bewußt ist, was er auf dem Schlachtfeld in dem Augenblick empfunden und getan hat, wo er die Nachricht von dem Tode seines jetzigen Richters erhielt. Die Freunde suchen ihn zu beschwichtigen, der Kurfürst nimmt keine Notiz von seinem leidenschaftlichen Gebaren, er liest mit ruhiger Majestät die Inschriften der schwedischen Fahnen, und der Prinz wird ins Gefängnis abgeführt. Das alles ist im höchsten Stil gehalten und würde die Engländer zu Shakespeares Zeiten entzückt haben.

Im dritten Akt finden wir den Prinzen etwas verändert, aber nicht viel. Daß der Kurfürst das Überschreiten seines ausdrücklichen Befehls nicht ohne alle Strafe hingehen lassen konnte, hat er, als er in der Einsamkeit über die letzten Vorfälle nachzudenken begann, denn doch begriffen. Aber es ist ja Strafe genug, daß er einige Tage im Gefängnis zubrachte, und er verdient wohl gar noch eine Belohnung dafür, daß er gutwillig hineinging und den Kerkermeister nicht erwürgte. Darum weiß er auch ganz gewiß, daß der erste, der ihn zu besuchen kommt, ihm seine Freiheit ankündigen wird, und als sein Freund Hohenzollern bei ihm eintritt, ruft er ihm entgegen: nun, des Arrestes bin ich wieder los? Da dieser aber seine Lage mit ganz andern Augen betrachtet, da er seine Gefühlsdialektik, die ganz genau weiß, was der Kurfürst tun kann und nicht tun kann, durch eine Reihe drohender Tatsachen, von denen die eine immer unheimlicher ist, wie die andere, nach und nach zum Schweigen bringt, da er ihm am Ende sogar sagt, daß das kriegsrechtlich gesprochene Todesurteil im Kabinett zur Unterschrift kommen soll, so verläßt den Prinzen endlich die törichte Sicherheit, und nun fällt er denn natürlich ins entgegengesetzte Extrem

Ja, als der ängstliche Hohenzollern ihm noch weiter mitteilt, daß der wegen des Friedens eingetroffene schwedische Gesandte für seinen Herrn um die Prinzessin von Oranien zu werben, daß diese aber schon gewählt zu haben und die Pläne des Kurfürsten dadurch zu stören scheine, und als er ihn nun fragt, ob er dabei nicht im Spiele sei, ruft er verzweifelnd aus: ich bin verloren! und eilt zur Kurfürstin, um ihre Verwendung zu erflehen. Unterwegs erhält er die letzte eindringliche Bestätigung, daß es Ernst gilt; er sieht bei Fackelschein sein Grab öffnen. Bei der Kurfürstin ergibt sich nun die viel verschriene Szene, die man nicht begreifen will und dem Dichter also auch nicht verzeihen kann. Der Prinz bittet in Anwesenheit seiner Geliebten um sein Leben, er tut es auf die unrühmlichste Weise, er leistet sogar, um nach seiner Meinung einen Hauptstein des Anstoßes zu beseitigen, auf Natalie Verzicht, während sie, schaudernd über den Zustand der Erniederung, in welchem sie das Ideal ihres Herzens erblickt, dabei steht. Gewiß ist das eines Helden und eines Mannes durchaus unwürdig, und unstreitig ist dem Dichter, der in dem nämlichen Stück neben dem Prinzen ja auch den Kurfürsten schuf, zuzutrauen, daß er dies so gut wußte, wie wir alle. Es geschieht ja aber auch nur, um uns zu zeigen, daß der Prinz noch kein Held und kein Mann ist, und daß man auf dem Wege, den er bisher wandelte, keines von beiden werden kann. Er hat bis jetzt eine hohle Scheinexistenz geführt, die seinen Kopf wohl mit einem Schwindel erregenden Rausch erfüllen, die jedoch in seinen Knochen kein Mark absetzen konnte. Nun aber ist der wahre Gehalt des Lebens wenigstens in einer Gestalt, in der Gestalt der Liebe, ganz zuletzt schon nahe genug an ihn herangetreten, um ihm die Fortsetzung dieser Scheinexistenz unmöglich zu machen; darin liegt der eigentliche Sinn der Erklärungsszene zwischen ihm und Natalie, auf deren hohe Bedeutung ich oben hinwies. Wäre das nicht geschehen, so würde er wahrscheinlich eine Duellantengröße geworden sein und es nach der ersten Überraschung zu der Todesverachtung eines an die Mensur gewöhnten Klopffechters gebracht haben, dem das Leben, das eigene nämlich, mit vollem Recht für eine Null gilt; er hätte die Kugel trotzig, mit à la Napoleon gekreuzten Armen, erwartet, und der Kurfürst hätte ihn erschießen lassen und erschießen lassen müssen. Dahin kann er sich jetzt nicht mehr versteigen; noch weniger aber kann er sich nüchtern aus wahrer sittlicher Kraft zum freien Abschied von der Erde entschließen, denn er hat noch kein Gefühl des gesättigten Daseins und der erfüllten Pflicht mit hinweg zu nehmen, er ist noch leer. Darum muß er in diesem Moment gerade so auftreten, wie er

auftritt, aber freilich durfte der Dichter ihn auf dieser bedenklichen Stufe nicht lange stehen lassen, und das tut er ja auch nicht. Die Kurfürstin hält jeden weiteren Schritt für erfolglos, denn sie hat aus eigener Bewegung schon das ihrige getan. Natalie jedoch, den Tod im Herzen, verspricht noch ein letztes Wort bei dem Oheim für den Gesunkenen zu wagen, rät ihm aber bitter, sein Grab auf alle Fälle noch einmal anzusehen und sich zu überzeugen, daß es um nichts finsterer ist, als die Schlacht es ihm schon tausendmal gezeigt hat.

Im vierten Akt erfüllt Natalie nun ihr Versprechen, und der Kurfürst sendet sie mit einem geheimnisvollen Brief an den Prinzen ins Gefängnis; lakonisch sagt er ihr dabei, daß dieser nun so gewiß gerettet sei, als die Rettung in seinen eigenen Wünschen liege. Sie überbringt dem Gefangenen den Brief und er liest: „Wenn Ihr glaubt, Euch sei ein Unrecht widerfahren, so sagt's mir mit zwei Worten, und ich schicke Euch den Degen zurück!“ So faßt sich nur die Majestät, die auch ohne Krone Verehrung finden würde, und der Prinz fühlt's sogleich. „Das kann ich nicht schreiben!“ ruft er aus, als Natalie in ihn dringt, dem Inhalt des Briefes zu genügen. „Was tut's?“ erwidert er kurz, als sie ihm nun versichert, das Regiment sei schon kommandiert, das ihm die Totenehren durch den Donner der Karabiner über'm Grabe darbringen solle. „Ich schreib' ihm, du hast mir recht getan!“ ruft er aus, als sie nicht aufhört, ihn zu bestürmen, und er tut's! Er erkennt, daß der Fürst, der ihn zum Richter über sich selbst aufruft, nicht um den Brutus zu spielen oder aus herzloser Willkür so gegen ihn vorgegangen sein kann; es wird ihm klar, daß der Krieg, ja der Staat selbst auf dem Prinzip der Subordination beruht, und daß der Führer erst in eigener Person leisten muß, was er von den Untergebenen fordern will; er entschließt sich, und auch dies, wohl gemerkt, in Anwesenheit seiner Geliebten, dem beleidigten Gesetz genug zu tun und so die Hyder der Anarchie, die sich gar wohl an seinen vom Sieg gekrönten eigenmächtigen Schritt knüpfen konnte, wieder zu zertreten. „Bohrten dich zwölf Kugeln jetzt gleich in den Staub — ruft die über sich selbst weggehobene Natalie — nicht halten könnt' ich mich, ich jauchzt', und weint und spräche: Du gefällst mir! Wahrlich, sie hat Recht, jetzt ist der Mann und der Held fertig, und nie in alle Ewigkeit kann ein Anfall von hohler Selbstüberhebung und von kleinlicher Verzagtheit, die sich ja eben gegenseitig bedangen, wiederkehren; der Prinz ist als fest ausgeschmiedetes Glied in die sittliche Weltordnung eingetreten, und je schwerer ihm das geworden ist, um so fester wird er beharren. Wen

diese Szene nicht für die vorhergehende bei der Kurfürstin, in der sie wurzelt, wie die Blume in der schwarzen Erde, vollkommen entschädigt, und wer dabei nicht begreift, daß die eine ohne die andere nicht möglich war und daß man Ursache und Wirkung nicht trennen kann, dem muß ich jede Fähigkeit, ein Drama in seiner Totalität aufzufassen, absprechen. Die Wendung des Kurfürsten gehört zum Erhabensten, was irgendeine Literatur aufzeigt, und hat in der unsrigen nicht von fern ihresgleichen.

Der fünfte Akt bringt nun noch die notwendige Probe. Der Kurfürst wird von allen Seiten bestürmt, den Prinzen zu begnadigen; seine Familie, das Heer, die Prinzessin, alles dringt in ihn, ja die letztere — ein feiner Zug! — wiederholt den Fehler ihres Geliebten, sie ruft eigenmächtig ein Regiment, dessen Chef sie ist, nach Fehrbellin, damit die Offiziere eine dort zirkulierende Bittschrift mit unterzeichnen und könnte nun eigentlich prätendieren, auch ihrerseits vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Der Kurfürst läßt sich nichts abschmeicheln noch abtrotzen, doch kann niemand, der von der Komposition einen Begriff hat, mehr für den Prinzen zittern, auch zeigt es sich schon an der Milde, die er dem alten ohne sein Wissen und, wie er glaubt, wider seinen Willen, plötzlich mit der Reiterei eingetroffenen Kottwitz widerfahren zu lassen gedenkt, daß es keineswegs noch zum äußersten kommen wird. Als Kottwitz ihm hart auf den Leib rückt und ihm hitzig versichert, er werde die einst getadelte Tat des Prinzen, die er jetzt billigen müßte, wiederholen, wie sich nur die Gelegenheit dazu finde, denn auf einen Fall, wo der Zug des Herzens, die rasche Empfindung schade, kämen zehn, in welchen sie allein zum Ziel führe, erwidert der Kurfürst, er wisse nicht mit ihm fertig zu werden, aber er wolle sich einen Sachwalter rufen, der ihm besser, wie er selbst, lehren könne, was Kriegszucht und Gehorsam sei. Nun läßt er den Prinzen kommen, und dieser erklärt feierlich und unaufgefordert vor der gesamten Generalität, daß er das im Angesicht des Heeres frevelhaft von ihm verletzte Gesetz durch einen freien Tod verherrlichen wolle, und daß er sich von dem Kurfürsten, dessen gerechtem Spruch er sich unbedingt beuge, nur noch die Gnade erbitte, er möge Nataliens Neigung zugunsten des Schwedenkönigs keinen Zwang antun. Das wird ihm gewährt, und er geht ins Gefängnis zurück, das er gleich darauf wieder verläßt, um mit verbundenen Augen den Weg, den er für seinen letzten halten muß, anzutreten, und in dem Moment, wo er den Schuß erwartet, verdientermaßen aus den Händen des Kurfürsten Leben, Freiheit und die Geliebte zu empfangen. Natürlich hat das romantische Beiwesen des ersten Aktes unerfreuliche Folgen im

letzten, indem der Dichter sich auch hier gezwungen sieht, statt des geraden einen Umweg zu nehmen. Doch ist der Fehler, wie wohl nicht erst nachgewiesen zu werden braucht, hier ebenso unwesentlich wie dort.

Es leuchtet wohl jedermann ein, daß uns in diesem Drama auf eine Weise, wie es sonst nirgends geschieht, der Werdeprozeß eines bedeutenden Menschen in voller Unmittelbarkeit vorgeführt wird, daß wir in das charakteristische Durcheinander von rohen Kräften und wilden Trieben hinein schauen, aus denen ein solcher meistens hervorgeht, so daß wir ihn von seiner untersten Stufe an bis zu seinem Höhepunkt begleiten, auf dem der ungebändigt schweifende und in seiner Regellosigkeit der Gefahr der Selbstzerstörung ausgesetzte Komet sich in einen klaren, auf sich selbst beruhenden Fixstern verwandelt. Sollte es nun noch eines Beweises bedürfen, daß durch das Werk auch eine ganz einzige Wirkung möglich sei? Wenn es auch nichts als die tiefe psychologische Enthüllung dieses Werdeprozesses darböte, so müßte eine solche schon eintreten, denn unsere Theaterschriftsteller geben uns schon an und für sich selten genug Gelegenheit, vom Menschen mehr, als die Haut kennen zu lernen, die freilich bei Napoleon und bei seinem letzten Korporal dieselbe ist; wenn sie uns aber auch in Ausnahmefällen einmal einen Blick in Herz und Nieren tun lassen, so muten sie uns wieder die bornierte Teilnahme für ein seltsam organisiertes Individuum zu und lassen es an allem und jedem Hintergrund fehlen. Doch die psychologische Seite ist mit außerordentlicher Kunst in unserem Drama zum bloßen Substrat herabgesetzt, aus dem sich eine ganz neue Gestalt der Tragödie entwickelt, welche auf wunderbare Weise die tiefsten tragischen Schauer und die leisen Entzückungen einer selbst in der dunkelsten Nacht nicht ganz verlöschenden Hoffnung ineinander mischt. Wir fühlen uns an einen lachenden Maimorgen erinnert, über dem sich mit furchtbaren Schlägen das erste Gewitter entladet, und das ist der Triumph der Komposition.

Gern würde ich noch in die zahllosen Detail-Schönheiten des Dramas eingehen und namentlich auf die vom frischesten Leben strotzenden Knotenpunkte hinweisen, zu denen sich bald eine Situation, bald ein Charakter, bald die Handlung selbst verdichtet. Aber es würde mich zu weit führen, auch könnte ich, da gerade hier die schreiendsten Meinungsverschiedenheiten hervorzutreten pflegen, das bedenkliche Gebiet nicht vermeiden, auf welchem nach Goethes tiefbegründetem Ausspruch der kategorische Imperativ und das Gewicht dessen, der ihn fällt, die letzte Instanz bildet. Oder wie sollte, wenn jemand den lebendigen, bis in die Finger-

spitzen hinein organisierten Gestalten des Werkes, die freilich in sehr einfachen, zuweilen sogar nachlässigen Gewändern einhergehen, aus Vorliebe für bunte Lackfarben und schillernde Fetzen ein Puppenspiel vorzöge, der Handel anders entschieden werden, als auf die bekannte Katonische Weise? Der kategorische Imperativ, den die alten Römer sich zuweilen gefallen ließen, ist bei den Deutschen aber schrecklich unbeliebt.

Eine Frage darf ich jedoch nicht unerörtert lassen, die Frage, wie es denn überhaupt möglich war, daß der Prinz von Homburg bei so hoher Bedeutung und so reicher Lebensfülle bis jetzt so wenig Theaterglück haben konnte. Die Antwort ist leicht. Das große Publikum hat, wie es das Poetische überhaupt gern in das dem Leben Widerstrebende setzt, namentlich einen sonderbaren Begriff vom dramatischen Heldentum, und der größte Teil der Kritiker, die es belehren sollen, leider auch. Weil der Held in den meisten Fällen schon völlig fertig und bis auf die letzte Faser ausgeschmiedet im Drama auftritt, so wird angenommen, das müßte unter allen Umständen so sein. Daraus folgt denn, daß der Dichter schlimm daran ist, wenn er das Werden einmal, statt ausschließlich in die Handlung, zum Teil auch mit in den Haupt-Charakter verlegt und deshalb die Sympathie, die er braucht, nicht gleich im Anfang, sondern erst am Ende für diesen erregt. Dann nimmt man selbst, wenn man ihn schon kennt, auf der Stelle an, er habe sich verirrt, er schwärme für etwas Halbes, Unreifes, Unsittliches und er verlange, man solle mitschwärmen. Das verstimmt, man wartet den Schluß nicht ab, und wenn man's auch tut und hinter seine wahre Absicht kommt, so gibt man das Vorurteil doch nur zur Hälfte wieder auf. Dies hat sich schon bei manchen Gelegenheiten gezeigt. Kleist stieß mit dem Prinzen von Homburg nun noch obendrein gegen einen Fleck, der zu seiner Zeit, wo Theodor Körner die Leute in seinen Trauerspielen ordentlich darum um die Wette laufen ließ, wer zuerst sterben solle, zu den allerempfindlichsten gehörte. Todesfurcht und ein Held! Was zu viel ist, ist zu viel! Es war eine Beleidigung für jeden Fähnrich. „Ein Butterbrot verlangen Sie von mir? Das geb' ich Ihnen nicht! Aber mein Leben mit Vergnügen!“

Mirandolina. Der zerbrochene Krug. Der verwunschene Prinz.*)

Ich habe es vorgezogen, diese drei längst bekannten Stücke die selbst für uns kaum Novitäten sind, nicht einzeln zu besprechen, sondern das Referat über sie zusammenzufassen, da sie insofern zueinander gehören, als sie einige der vielen Stufen repräsentieren, auf welchen der schaffende Geist zur echten Komödie empor steigt. Die unterste dieser Stufen bildet der verwunschene Prinz, eine etwas höhere die Mirandolina, die oberste der zerbrochene Krug. Zur Spitze selbst bringt es auch der letztere noch nicht.

Der verwunschene Prinz beruht auf einem bloßen Einfall, er bewegt sich also in der Region der nackten Subjektivität. Hier ist denn nur zu untersuchen, ob der Einfall lustig, und weiter, ob er originell ist, denn er spiegelt nichts ab als das Individuum, das ihn hatte. Lustig ist der Einfall nun allerdings, originell ist er nicht, er stammt aus der großen Schatzkammer, in der die herrenlosen Erfindungen aller Völker aufbewahrt werden; schon Shakespeare und Holberg haben ihn benutzt. Das Verdienst des Verfassers ist daher nicht groß, dennoch wird der Billige ihm das Zeugnis nicht versagen, daß er das Gegebene auf eine neue und recht geschickte Weise verarbeitet hat.

Die Mirandolina dreht sich zwar auch nur um einen Einfall, und um einen höchst armseligen, aber sie fällt doch etwas schwerer ins Gewicht, denn sie bietet zugleich ein Sittengemälde. Freilich ein italienisches, das eben, weil es ganz ein solches ist, bei uns niemals zur vollen Wirkung gelangen kann. Es wird mir nicht allein so gegangen sein, daß ich Goldoni in Deutschland nicht ausstehen konnte, ihn in Italien aber gelten lassen mußte. Der Grund liegt darin, daß die Kartenfiguren, die er Charaktere nennt und die er nicht einmal mit einiger Sorgfalt koloriert hat, ein treuer Abklatsch italienischer Nationaltypen sind, wie sie sich zu Rom und Neapel überall, auf der Straße und in jedem Hause, finden. Für das Vaterland des Dichters genügten die flüchtigsten Konturen; er brauchte mit grober Kreide nur ein paar Striche hin zu zeichnen und konnte gewiß sein, daß sein Publikum das Gemälde selbst ausführen

*) Wiener Reichszeitung. 1849

würde. Uns Deutschen geht es bei seinen Stücken ungefähr so, wie es dem Fremden in einem Familienkreise zu ergehen pflegt, dessen Mitglieder sich in Anspielungen auf Dinge gefallen, die nur ihnen bekannt sein können. Die leiseste Erinnerung an irgend einen komischen Vorfall, das trockenste Wort, ruft unter ihnen zuweilen ein homerisches Gelächter hervor; wem der Schlüssel aber fehlt, der sitzt mit verzweiflungsvollem Gesicht dabei und hadert mit der Natur darüber, daß sich das Lachen nicht ebenso gut wie das Weinen künstlich durch irgendeine Zwiebel hervorrufen läßt. Die Mirandolina wird sich wohl am schwersten auf dem Repertoir erhalten lassen.

Der zerbrochene Krug steht so unendlich hoch über den beiden anderen Stücken, daß ich den Genius, der ihn hervorbrachte, wegen der Zusammenstellung mit ihnen eigentlich auf den Knieen um Verzeihung bitten sollte. Er gehört, um es gleich voranzuschicken, zu denjenigen Werken, denen gegenüber nur das Publikum durchfallen kann, denn deren gibt es auch, wie die Erfahrung lehrt. Daß er zunächst die Vorzüge der beiden vorher besprochenen Stücke in sich vereinigt, und zwar in geläuterter und verklärter Gestalt, muß auf den ersten Blick einleuchten. Er bietet uns einen Einfall und ein Sittengemälde zugleich, und der Einfall kann nicht ergötzlicher, das Sittengemälde nicht frischer und farbiger sein. Aber beide Elemente sind hier zum Genialen gesteigert, darum bedingen sie sich gegenseitig, nicht wie das baufällige Haus und der eingerammte Pfahl, der es stützt, einander bedingen, wie bei Goldoni, sondern organisch, wie Wurzel und Frucht, und darum ist der Zufall, so willkürlich er zu spielen scheint, doch nur das bunte Anagramm einer versteckten Notwendigkeit.

Der Grundgedanke, daß der Richter zugleich der Sünder ist, und daß dieser Richter nun durch die Art und Weise, wie er gerade diesen Prozeß entscheidet, sich vor seinem Oberen über seine Befähigung, seinem Amt noch länger vorzustehen, legitimieren soll, gehört gewiß zu den glücklichsten, die ein mitleidiger Gott jemals in einem menschlichen Gehirn entzündete. Auch nur mittelmäßig durchgeführt, könnte die Wirkung nicht ausbleiben. Aber wie weit übertrifft die Form, die der Dichter dem Gedanken gab, den Fond, der zum Zugreifen für jedermann in ihm liegt! Seit dem Falstaff ist im Komischen keine Figur geschaffen worden, die dem Dorfrichter Adam auch nur die Schuhriemen auflösen dürfte, und auch mit Falstaff ist Adam, dies Gemisch von Gutmütigkeit und Niederträchtigkeit, das Moses und die Propheten so wenig kennt, wie ein diebischer Pudel, und ihnen eben darum mit voller Gemütsruhe den

Rücken zuwendet, nur weitläufig verwandt. Hier muß der Zuschauer nicht, wie bei den Herren Plötz und Goldoni, jeden Moment die Augen zudrücken und denken, ich will mich stellen, als ob ich die Ungereimtheit nicht merkte, um dem guten Mann, der mir Vergnügen machen will, den Spaß nicht zu verderben; hier hat er eine ununterbrochene Kette von zureichenden Ursachen und Wirkungen vor sich, an den er zerren und reißen mag, wie es ihm beliebt. Hier drängt sich der bloße nüchterne Witz, der doch eigentlich nur das Eingeweide der Gestalten bilden und ihnen nicht wie vorquellendes Gedärm um die Beine schlottern soll, nirgends vor und sucht durch schielende Verknüpfung der zum Stück gehörigen Elemente mit fremdartigen und seitwärts liegenden für die klaffenden Lücken des architektonischen Baues und die Fadenscheinigkeit der Figuren zu entschädigen; hier waltet der echte Humor, der bekanntlich nur durch Charaktere und Situationen redet. Und das ist die Kunst! Wer könnte denn ein Ding nicht auf den Kopf stellen und bei Kindern und kindischen Menschen dadurch ein leeres Gelächter erregen? Aber die Dinge, die die Natur allerhöchst unmittelbar auf den Kopf gestellt und ihnen die entsprechende Organisation gegeben hat, aus dem krausen Weltlauf heraus zu finden und sie trotz ihrer Abnormität auf das allgemeine Gesetz zurückzuführen, dazu gehört ein Meister. Dem zerbrochenen Krug fehlt nur ein Moment, ihm fehlt nur die Weiterleitung der Spiegelung bis in die höheren und höchsten Sphären hinauf, und er wäre eine vollendete Komödie. Aber auch so ragt er über alles, was unsere Literatur in diesem Kreise besitzt, weit hinaus.

Mancher schüttelt, indem er dies liest, vielleicht den Kopf und fragt: gibt es denn zwischen der Komödie und den Lustspielen unserer Kotzebue, Clauren, Töpfer, Benedix usw. noch einen Unterschied? Allerdings, es gibt sogar noch einen Unterschied, und einen sehr beträchtlichen, zwischen der Komödie und den Lustspielen von Molière und Holberg, die wahrlich schon sehr viel sind. Ich kann diesen Unterschied hier nicht näher entwickeln, ich will bloß an die Tatsache erinnern und einfach einen Zeugen zitieren, den niemand verwerfen wird. Schiller erklärte die Komödie einmal für die höchste Gattung der Poesie, und nicht bloß der dramatischen, sondern der Poesie überhaupt. Er machte ein anderes Mal aber auch das Distichon:

Fratzen hätten wir wohl, wir hätten auch Toren die Menge,
Leider helfen sie uns nur zur Komödie nicht!

Es fiel dem großen Tragöden nicht ein, sich den wohl verdienten Kranz abzunehmen und ihn einem prosaischen Charakter- und Sittenmaler, oder gar einem ordinären Possenreißer und

Spaßmacher aufzusetzen, ja er hätte sich selbst einem Molière und Holberg gegenüber dazu nicht bewogen gefühlt. Aber der edle Kunstrichter hielt es für seine Schuldigkeit, auf die seine eigenen Leistungen und seinen eigenen Kreis noch überragende letzte Spitze der Kunst in erhabener Selbstverleugnung hinzudeuten. Es leuchtet wohl von selbst ein, daß die Spitze aus dem Gesamtgebäude hervorwachsen, und daß die Komödie, die als solche gelten will, alle Elemente der Welt, wie die wahre Tragödie, der sie sich doch zunächst gleichzustellen hat, umfassen, dann aber, da sie dieselbe ja übertreffen soll, nach etwas hinzutun muß. Worin besteht nun dies Etwas? In dem freieren Überblick und der aus diesem entspringenden größeren Gleichgültigkeit gegen die Einzelerscheinungen, die der Tragöde weinend zerbrechen sieht, der Komöde lachend selbst zerbricht! Wie unermeßlich weit die Sitten- und Standesgemälde und die Schilderungen der Privat- und Gemeindetorheiten, in denen man das Wesen der Komödie, trotz Aristophanes und Shakespeare, bei uns so lange völlig erschöpft zu erblicken glaubte, hinter dieser Aufgabe zurückbleiben, springt hoffentlich von selbst in die Augen, und damit fällt denn auch wohl der absurde Schluß, daß wir in Deutschland keine Komödie haben können, weil — wir keine Hauptstadt haben!

Das Urbild des Tartuffe.*)

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen von Carl Gutzkow.

Es gibt einen Standpunkt, auf dem das Willkürliche, welches für den gewöhnlichen Blick an den Erscheinungen der Geisterwelt zu haften pflegt, verschwindet, weil sich auf ihm eine jede in das organische Produkt eines bestimmten elementarischen Mischungsverhältnisses der Kräfte auflöst. Von diesem Standpunkte aus wird dereinst das letzte und wichtigste Kapitel der Naturgeschichte geschrieben werden, und dies Kapitel wird unter anderem zeigen, daß im ästhetischen Kreise nicht bloß nach Gesetzen hervorgebracht und geschaffen, sondern auch nach Gesetzen gepfuscht und gestümpert wird. Wer diesen Standpunkt erklommen hat, der wird begreifen, daß das Kleine und Häßliche mit einem eben so großen Haß gegen das Erhabene und Schöne er-

*) Wiener Presse 1849.

füllt sein muß, wie das Laster gegen die Tugend, und daß derjenige, der die Welt mit Affen- oder Fischaugen betrachtet, das Bild der Welt, wie es ein Mensch, und gar ein Michel Angelo oder ein Raphael, wiedergibt, selbst bei dem besten Willen nicht gelten lassen kann. Auf diesem Standpunkt allein ist eine Kritik möglich, die alle bedingenden Momente zugleich umfaßt, die nicht bloß den verknüpfenden Faden zwischen einem speziellen Erzeugnis und seinem Erzeuger, sondern auch den tiefer liegenden zwischen einem Erzeuger und der Natur aufzudecken weiß, und die uns so in jedem Fall auf die ewige und unantastbare Notwendigkeit selbst zurückführt. — Diesen Standpunkt sollte man immer fest zu halten suchen.

Es gibt Geister, die Spitzen und Ausgänge eines Naturprozesses sind; es gibt andere, die nur Studien und Übergänge desselben darstellen. Von jenen gehen stets reine, entschiedene Eindrücke aus; von diesen verworrene und unbestimmte. Jene haben darum die Notwendigkeit infolge des sich überall betätigenden Gesetzes der Wahlverwandtschaft nur Freunde und Anhänger oder Feinde und Verfolger; diesen erwächst, je nachdem im konkreten Fall das eine oder das andere Element ihres Wesens herrschend hervortritt, zuweilen aus dem Freund ein Gegner und ebensooft aus dem Gegner ein Freund. Die einen deuten rückwärts, und dem mit Tiefblick begabten Historiker ist es nicht selten möglich, eine ganze Stufenleiter von vorbereitenden Individuen aufzuzeigen, die ihnen vorherging. Die anderen deuten vorwärts und finden erst nach Jahrhunderten ihre Ergänzung.

Gutzkow gehört zu den Geistern der letzterwähnten Art. Er hat gewiß keinen Gegner, wenigstens keinen ehrenhaften, der die elementarische Mannigfaltigkeit seiner Natur verkennte. Er hat wohl ebensowenig einen Freund, der die Formen, in denen diese Mannigfaltigkeit sich zu manifestieren sucht, gesättigte und abschließende zu nennen wagte. Wie oft hat die höhere Kritik ihm zurufen müssen, wenn er einen neuen Weg einschlug: „Kehre um, der führt dich zu keinem Ziel!“ Wie selten ist er ihr gefolgt, weil er wußte, daß er wenigstens Blumen mit nach Hause bringen würde! Wer wagt, zu bestimmen, ob er recht oder unrecht tat! Ist es doch wahrscheinlich, daß die Steigerung und weitere Entwickelung seines so beschaffenen Geistes an Prozesse geknüpft ist, deren Resultate nicht mehr in den Gesichtskreis eines fremden und irdischen Abschätzers fallen, weil sie eben rein innerliche sind, weil sie Knoten für Schößlinge bilden, die erst in einer neuen Lebenssphäre sprossen sollen.

Auch ich mußte mich schon mehr als einmal gegen Gutzkow

erklären und ich müßte es wieder tun, wenn ich heute seinen „Uriel Akosta" zu beurteilen hätte. Man mißverstehe mich nicht. Wenn ich dasjenige Trauerspiel Gutzkows, das seine Freunde einstimmig sein vorzüglichstes nennen, nicht in ihrem Sinne anerkennen kann, so schließt dies eine Anerkennung in meinem Sinne keineswegs aus. Ich weiß sehr wohl, daß es eben so weit über die nüchternen Aftergeburten unserer ordinären Jambenschmiede hinaus ragt, als es hinter einer lebendigen Schöpfung zurückbleibt, und die Direktion des Hofburgtheaters überhaupt mit vollem Rechte lieber das Schlechteste von einem Manne, wie Gutzkow, zur Aufführung bringt, als das Beste von einem dieser Puppenspielfabrikanten, für die auf den Brettern, die die Welt und nicht die Bettlerherberge bedeuten, nach dem großen Umschwung der Dinge nicht einmal in einem Schaltjahr noch ein Abend übrig sein sollte. Aber „Uriel Akosta" und alles, was Gutzkow im Tragischen geleistet hat, reicht so wenig an eine untergeordnete, als an die höchste Aufgabe der echten Tragödie, während sein „Urbild des Tartuffe" den Ansprüchen, die unsere Zeit an das Lustspiel macht, in hohem Grade genügt. Deshalb kann das Publikum sich freuen, daß ihm das eine Stück, statt des anderen, vorgeführt wird, und auch der Kritiker, der sich nicht im absoluten Negieren gefällt, wird die Gelegenheit gern ergreifen, einen so bedeutenden Repräsentanten der modernen Literatur durch liebevolles Eingehen auf sein gelungenstes Werk den Beweis zu liefern, daß er lieber lobt, als tadelt.

Zwar beruht Platos Ausspruch, daß es die Sache eines und desselben Mannes sei, Tragödien und Komödien zu erzeugen, auf der tiefsten Erkenntnis der Kunst und darum hat alles, was ich vor Jahren, an dieses alte Wort anknüpfend, in dem Prolog zu meinem Diamant über die Komödiendichtung sagte, seinen guten Grund, wenn es auch nur auf die höchste Gattung Anwendung findet. — Lustspiele, die von großen Tragöden herrühren, werden das, was anders begabte Talente in der gleichen Sphäre hervorbringen, immer überragen, ja, sie werden sich spezifisch davon unterscheiden; schon deswegen, weil jenen alle Elemente der Welt zu Gebote stehen, auch diejenigen, die den ganzen Reichtum der letzteren ausmachen, während diese mit Notwendigkeit auf einige wenige beschränkt sein müssen. Genau besehen reduziert sich auch hier der Unterschied darauf, daß nur die einen wahrhaft darstellen, die anderen aber statt dessen Reflexionen unterschieben, daß die einen mit schöpferischer Kraft die komischen Urbildungen der Natur heraufbeschwören und die anderen mit der Vitriolsäure des Witzes die geschminkten Zerr-

bilder der Gesellschaft bespritzen, daß die einen ursprüngliches Leben bieten, die anderen dialogisierte Satire. Doch, wenn die Stufen, die zur echten Tragödie hinaufführen, fast alle bedeutunglos sind, so hat umgekehrt jede Sprosse der Leiter, auf der man zur Komödie empor steigt, noch ihren Wert und ihr Verdienst. Der Tragödie ist die freie Übersicht des Weltwesens durchaus unentbehrlich, und die ist nur auf dem höchsten Standpunkte möglich; der Komödie genügt schon eine bestimmte Ansicht desselben, und die ist auch auf einem minder hohen zu erlangen.

Dialogisierte, und wenn man lieber will, personifizierte Satire ist es denn auch, was Gutzkow im „Urbild des Tartuffe" gibt. — Nicht Menschen mit Fleisch und Blut treten vor uns hin, sondern Typen. Allein das ist auch bei seinen Vorgängern, z. B. bei dem doch gewiß äußerst respektablen Dänen Holberg, hin und wieder selbst bei Molière, der Fall. Und diese Typen stellen sich zu einem Wort zusammen, mit dem der Verfasser den ganzen gesellschaftlichen Zustand entzaubert, wenigstens so weit, daß er sich zu der Heuchelei, auf der er größtenteils beruht, notgedrungen bekennen muß. Ich kann mir die umständliche Reproduktion des Stücks ersparen, da es längst gedruckt vorliegt. Aber ich muß der hohen Rundung und Geschlossenheit desselben in Erfindung und Ausführung meine Hochachtung bezeugen. Gerade diese Eigenschaften waren es, die ich gewöhnlich in Gutzkows Produktionen vermißte, und deren Mangel sie einem nur halb ausgeschmiedeten Ring immer so ähnlich machte. Mit um so größerer Freude habe ich sie hier endlich angetroffen Der Grund liegt wohl darin, daß er diesmal mit glücklichem Takt nur diejenigen Elemente in seinen Kreis zog, die er wirklich beherrscht, und daß er deshalb keine Forderungen erregte, als solche, die er befriedigen konnte. Diesen Takt sollte er immer beweisen, und z. B. in seinen dramatischen Gemälden das Tragische, dem er nun einmal nicht gewachsen ist, stets nur so schattenhaft im fernen Hintergrund aufdämmern lassen, wie hier das düstere Familienereignis, aus dem sich die Handlung hervorspinnt.

Der Königsleutnant.*)

Schauspiel in vier Aufzügen von Karl Gutzkow.

Den großen Dichter charakterisiert vor allem eins, ihn charakterisiert, daß seine Gebilde nicht, wie Statuen, unfruchtbar

*) Wiener Reichszeitung. 1849.

in den Nischen stehen bleiben, sondern daß sie, wie lebendige Menschen, fortzeugen. Das bestätigt sich auch an Goethe; seine Schöpfungen haben nicht bloß sich selbst behauptet, sie haben auch ihresgleichen hervorgerufen, wenigstens in dem Sinne, daß die Hervorbringungen einer ganzen Reihe von sekundären Talenten äußerlich die unverkennbarsten Spuren der Verwandtschaft an sich tragen, wie sie innerlich auch aussehen mögen. Dieses Kriterium ist freilich rein empirisch, es dürfte aber trotzdem den einzigen untrüglichen Fingerzeig für die Zukunft abgeben. Den momentanen Erfolg hat die Mittelmäßigkeit sehr oft vor dem Genie voraus, weil sie immer an Bekanntes anknüpft, weil ihr ganzes Geschäft darin besteht, daß sie alte Fäden zerzupft und sie wieder neu verspinnt. Das Zeitungslob knüpft sich ganz natürlich an den momentanen Erfolg, denn es ist selten mehr, und kann auch nicht füglich mehr sein, als der Widerhall eines naiv hingenommenen ersten Eindrucks. Aber noch nie kam der Fall vor, daß sie zeugte.

Goethes Familie vermehrt sich mit jedem Tage. Der alte Götz rief noch ganz kürzlich den Franz von Sikkingen ins Leben, und Tasso ist der Großvater des Königsleutnants. Wenn Goethe freilich in seinem didaktischen Drama einen sich unter allen Umständen ergebenden inneren Konflikt zum Gegenstand seiner Darstellung erhob, so kamen seine Nachfolger selten über den zufälligen äußeren hinaus; wenn jener veranschaulicht, wie der Künstler vermöge derselben Eigenschaften, die die Welt an ihm schätzt und die ihn zu dem machen, was er ist, mit der Welt in Widerspruch gerät und geraten muß, so zeigen diese gern, daß es dem Künstler öfter, wie dem Gevatter Schneider und Handschuhmacher, an Geld gebricht, daß er sich leicht aus dem Stegreif verliebt und bei solchen Gelegenheiten noch leichter auf solide Väter stößt, die ihn als Schwiegersohn verschmähen, daß er endlich nicht eher allgemein anerkannt wird, als bis er allgemein anerkannt werden kann, bis er nämlich seine Taten hinter sich hat und ein abschließendes Urteil zuläßt. Das heißt denn allerdings das Gebiet der Tragödie mit dem der ordinären Tragikomödie zu vertauschen, und je unfreiwilliger dies geschieht, je weniger die Dichter ahnen, daß sie es tun, um so vollständiger wird die Grenzverwirrung und um so possierlicher für den ästhetisch Gebildeten, trotz der vielleicht stromweis um ihn herum rinnenden Tränen, der Eindruck. Was würden die Herren sagen, wenn einer ihrer Kollegen aus einer Welt voll Menschen gerade den Kaiser Napoleon herausgriffe, um uns durch sein Beispiel klar zu machen, wie bitter der Kampf mit Nahrungssorgen sei und uns zu diesem Zweck

die Periode seines Lebens schilderte, wo sein tägliches Diner von seinem Kredit bei der Obsthändlerin abhing. Dennoch tun sie im Grunde das nämliche, wenn sie die Heroen der Kunst herauf beschwören, um uns die Misere einer prekären Existenz, die sie mit so vielen andern Sterblichen teilen, in grellen Farben vorzuführen. Das kann im singulären Fall mit zur Sache gehören, aber wehe dem sogenannten Kunstwerk, in dem es den Mittelpunkt abgibt, denn das jammervolle Mitleid, die elende Rührung die durch den Nebengedanken entsteht, daß ein Bettler die Ilias gedichtet und daß dieser Bettler vielleicht in dem Augenblick gehungert hat, wo er ein glänzendes Gelage beschrieb, soll der Künstler verachten. Es ist und bleibt ein Grundgesetz der Kunst, daß sie, wenn sie von den Erscheinungen, die in unendlicher Zahl und Mannigfaltigkeit aus dem Schoß der Natur hervorgehen, die eine oder die andere in den Bereich ihrer Darstellung zieht, dies nur der Eigenschaften wegen tun darf, die diese Erscheinung von allen übrigen unterscheiden. Den Magen usw. hat nun der Dichter mit der ganzen Menschheit gemein, das reizbare Nervensystem hat er allein und muß es haben, denn dieses, das ihn allerdings der Welt gegenüber in Nachteil bringt, indem es ihn überempfindlich macht und ihm in persönlicher Wirkung und Gegenwirkung das Maßhalten erschwert, vermittelt in ihm doch auch zugleich den raschen Konnex zwischen dem Gehirn und dem Herzen und setzt ihn in den Stand, daß er nicht, wie Jupiter mit dem Kopf zu gebären braucht. Darauf aber beruht das Eigentümliche seines Wesens und seiner Tätigkeit.

Die vorstehenden Bemerkungen sollen natürlich keine Kritik des „Königsleutnants“ einleiten, sie sollen uns vielmehr die Kritik ersparen.

Ich kann in dem Kreise, dem er angehört, nicht einmal die Mikrologie, die Niederländerei, die doch wenigstens noch lebendig ist, gelten lassen und habe die Gründe, wenn auch nur in Kürze, entwickelt. Daraus ergibt sich wohl von selbst, wohin ich ein Stück stellen muß, das noch tief unter dieser Mikrologie bleibt und eigentlich nur Namen auf die Bühne bringt, Namen, die in dem unterrichteten Zuschauer freilich Erinnerungen an bekannte Zustände und Persönlichkeiten erwecken. Einem solchen Objekt gegenüber fällt jedes eingehende Urteil weg.

Man kann das Gras nicht wachsen, die Gedanken nicht entstehen, die Dichter nicht werden sehen. Man kann aber allerdings sehen, wie ein junger Mensch, aus dem später der Verfasser des „Faust“, des „Werther“ usw. wurde, sich gebärdet, wenn er sich verliebt hat, und den französischen Königsleutnant, der im Hause seiner Eltern einquartiert wird, für seinen Nebenbuhler

hält. Wenn die Unmöglichkeit, die arbeitenden Gehirnfibern abzubilden, einen Maler berechtigt, uns statt derer die Hühneraugen eines außerordentlichen Mannes zu zeichnen, so ist Gutzkow entschuldigt, daß er ein Drama schrieb, in dem er alles, was Goethe in seiner Jugend mit einem Gecken gemein gehabt haben mag, darstellt, und alles, was ihn über den Gecken hinweghob, ausläßt. Ich kenne aber aus eigener Anschauung die reichhaltigsten Galerien Europas und habe ein solches Hühneraugenstück noch nie erblickt. O wie schade, wie ewig schade, daß ein so borstiger Flederwisch über ein so himmlisch-duftiges Gemälde kam, wie wir alle es von der Hand des großen Meisters aus „Dichtung und Wahrheit" kennen! O, wie absurd, daß das zu Goethes Ehren geschehen sein soll!

Wie gesagt, von Kritik kann hier nicht die Rede sein, ich will und darf im einzelnen nichts, gar nichts rügen; nicht einmal die Lächerlichkeit, daß der Graf Thorane, der Franzose, der ein wenig Deutsch radebrecht, vor einem ihm in seinem Zauber unzugänglichen deutschen Liede zusammenbricht, wie eine personifizierte Mauer von Jericho, und daß auf die Wirkung dieses Liedes wirklich die Hauptkatastrophe gebaut ist; nicht einmal die noch größere Albernheit, daß derselbe Graf am Schluß als Prophet auftritt und Deutschland pathetisch die künftige Größe des Frankfurter Bürgersohnes verkündet. Wohl aber muß ich dem Verfasser den Unsinn vorwerfen, der darin liegt, wenn er seinen jungen Goethe zu der Frau Rat sagen läßt, daß er, falls er wirklich ein Dichter werde, dies nicht den Griechen und nicht den Römern, sondern dem Herzen seiner Mutter verdanke. Das mag den Frauen hie und da gefallen und einige klatschende Hände in Bewegung setzen, obgleich es im Burgtheater, wie so vieles andere, was auf dem bloßen schnöden Kalkul beruhte, spurlos vorüberging, aber es ist doch ein gar zu unwürdiges Mittel, zu einem Beifall zu gelangen, dessen man sich sogar schämen sollte, wenn er von selbst käme.

Ich habe durch die Kritik, die ich über das Urbild des Tartuffe in der „Presse" veröffentlichte, wohl bewiesen, daß ich Gutzkows positive Seiten kenne und sie zu schätzen weiß, und es tut mir aufrichtig leid, daß sein Gelegenheitsstück so hinter allen billigen Erwartungen zurückblieb. Bei alledem ist anzuerkennen, daß es, gut gespielt, wie es bei uns teilweise wurde, sich einmal ohne Langeweile ansehen läßt, was freilich von der flachsten französischen Mache in der Regel auch gilt.

Franz von Sickingen.*)

Ein Schauspiel in vier Akten von Eduard Bauernfeld.

Ach, sie ist vorüber, für immer vorüber, die schöne, idyllische Zeit, in der man das Schicksal eines Veilchens, das von der grasenden Kuh zwischen den plumpen Zähnen zermalmt wurde, statt sein duftiges Dasein an dem zierlichen Busen der liebenden Jungfrau aushauchen zu dürfen, tragisch gefunden und es beklagt hätte! Er stelle sich noch einmal vor uns hin, der unseren in Gott ruhenden Vätern so teuer, der von ihnen so oft bis zum Zerplatzen der Handschuhe beklaschte Lorenz Kindlein; er vergieße noch einmal Freudentränen darüber, daß die Erde ihm die Gnade erweist, ihn neben Regenwürmern, Fröschen und Mistkäfern zu tragen, und daß die Sonne sich herabläßt, ihn zu bescheinen; er küsse noch einmal mit jener himmlischen Naivetät, die gar nicht ahnt, daß Bücher für Geld zu haben sind, seinen geretteten Band Wieland und tröste sich damit über die eingebüßte, gespickte Börse: ich fürchte sehr, wir sind hartherzig, uns dadurch nicht mehr rühren zu lassen, wir sind vielleicht sogar, ich sag's mit Schaudern, so schlecht, ihn auszulachen. Ja, es mache sich einer einmal über das Seelengemälde her, dessen Plan ich in einer Anwandlung von Zerknirschung empfand, als ich in den Brockhausschen „Blättern für literarische Unterhaltung“ Vollmanns berühmt gewordene Rezension meiner eigenen Dramen gelesen und mich daraus belehrt hatte, daß mir, wenn ich auch sonst eben nicht zu verachten, ja zum Teil, man denke doch, mit Ihro Majestäten, den Herren Schiller und Goethe zu vergleichen sei, noch alle und jede Versöhnung fehle. Er führe uns ihn vor, wie er damals bleich und hager vor meiner Phantasie aufstieg, den heimlich für ein Mädchen glühenden, jugendlichen Arzt, der auf Satans besondere Veranstaltung den begünstigten Nebenbuhler in einer Todeskrankheit behandeln muß und es in seiner Gewalt hat, ihn durch ein Rezept, das er am Ende wohl gar noch mit Erfolg vor der Fakultät verteidigen könnte, aus der Welt zu schaffen. Er male uns die furchtbaren Kämpfe, die der Jüngling besteht, wenn er sich zwischen Teufelsdreck und Ipekakuanha entscheiden und so für alle Zukunft sein Los bestimmen soll; er schildere uns den großen Moment, in dem er endlich den Sieg erringt und sich durch den Teufelsdreck, welchen er, dem höllischen Versucher zum Trotz, seinem Patienten in erhabener Selbstüberwindung verordnet, den sittlichen Heroen aller Zeiten anreiht: ich zweifle stark, ob andere als Mädchentränen fließen würden!

*) Wiener Reichszeitung. 1850.

Und wenn das noch alles wäre! Aber es ist nicht alles! Zu der Gleichgültigkeit gegen das rührende und Gemütlich-schöne hat sich eine Begeisterung für das Ungebundene und Exzentrische gesellt, die noch schrecklicher ist. Und als ob die Natur diesmal die Menschenwelt in ihrer Verirrung geradezu bestärken und unterstützen wollte, so läßt sie jetzt in unmittelbarer Aufeinanderfolge eine solche Reihe von Dämonen und Halbdämonen aus dem Abgrund hervortreten, daß man gar kein Ende mehr absieht. Freilich, es hat auch ehemals an diesen nicht ganz gefehlt. Da war z. B. Heinrich Kleist, von dem ich kürzlich erst sprach, da waren später Grabbe und Georg Büchner. Aber denen waren doch wenigstens die Theater versperrt, oder wenn man sie in einem Schuljahr einmal herauf ließ, so geschah es aus demselben Grunde, warum die Spartaner ihren Kindern zuweilen Betrunkene vorführten. Das Publikum sollte sie verabscheuen lernen, und dieser vernünftige Zweck wurde auch meistens erreicht; der ruhige Bürger pfiff sie aus und freute sich, daß er kein Genie in seiner Familie hatte. Wie hat sich das geändert! Die Theaterdirektoren, wer wollte es nicht zu ihrer Ehre annehmen, mögen auch jetzt, wenn sie so manchen unheimlichen Sohn der neuen Zeit auf sein ungestümes Klopfen die Pforte öffneten, keine schlimme Absicht gehabt, sie mögen, wie ihre Vorgänger, gedacht haben: zeige dich nur vor den Lampen, damit du erfährst, was man von dir hält! Aber der Erfolg entschied leider gegen sie, die Leute hatten sich, so väterlich sie auch überwacht gewesen waren, ganz im stillen, wie Mithridat, ans Giftessen gewöhnt, und jauchzten, statt zu schaudern, als ihnen zum erstenmal öffentlich wieder eine Dosis vorgesetzt wurde. Das geht schon so weit, daß der Dichter Griepenkerl es wagen durfte, den Robespierre auf die Bühne zu bringen und daß er damit Beifall fand, den Robespierre, der, wie jedes Kind weiß, nie in den Konvent ging, ohne ein Paar Stiefel anzuziehen, welche aus der Haut seines eigenen Vaters fabriziert waren. Sollte man das glauben? Auch Bauernfeld —

Doch es sei des Scherzes genug, des bittern Scherzes, dessen man sich so schwer erwehrt, wenn man an so vielen Orten den verderbenschwangeren Irrtum wiederkehren sieht, daß man mit der Uhr, deren Zifferblatt sich allerdings selbst um Mitternacht auf Mittag stellen läßt, auch die Zeit zurückschieben könne. Man kann ohne Zweifel, wenn man seine Machtvollkommenheit gebrauchen will, das Repertoir des Theaters wieder für eine Weile beschneiden; man kann dem Publikum die neuen Schöpfungen vorenthalten, die überall, als ob der dramatische Frühling schon unmittelbar vor der Tür wäre, aufschießen, man kann ihm

sogar die approbierten Stücke, die sich durch zwanzig- und dreißigmalige Wiederholungen bereits das Bürgerrecht erwarben, wieder rauben; man kann ihm statt derer die Iffland-Kotzebuesche Misere wieder aufdringen und sich dabei auf die vortrefflichen Leistungen derjenigen Schauspieler berufen, deren Lorbeeren unglücklicherweise aus poetischem Mist emporgeschossen sind. Aber man kann seinen Gesichtskreis nicht wieder verengern, man kann das erwachte Bedürfnis nach Höherem nicht wieder in ihm ersticken, man kann es nicht wieder aus der Welt in die Stadt, aus der Stadt ins Haus zurücktreiben, man kann es, mit einem Wort, nicht wieder von der historischen auf die schmale bürgerliche Kost setzen. Das hat der „Franz v. Sickingen“ wieder recht schlagend bewiesen. Nicht die guten Einfälle, die treffenden Anspielungen, von denen das Stück wimmelt, auch nicht die sehr gelungenen possenhaften Figuren, an denen es ihm nicht mangelt: die ungeheuren Geschichtselemente, die sich in ihm bewegen, haben die Zuschauer aller Klassen gepackt, und wenn die Wirkung nicht eine noch viel schlagendere war, so lag das gerade darin, weil der Verfasser diese nicht ganz zu ihrem Recht kommen ließ.

Bauernfeld ist eine eigentümliche Erscheinung in der dramatischen Literatur. Sein Spezifisches liegt für mich darin, daß er sich glücklicher, wie alle übrigen Talente seiner Art, zwischen dem Tendenzpoeten und dem reinen Dichter in der Mitte hält. Daß er Tendenzpoet ist, kann er sich selbst nicht verhehlen, und daß er diesem Umstand einen Teil seiner Erfolge verdankt, liegt auf der Hand. Wenn aber seine Erfolge nachhaltig sind, wenn sie nicht, wie so manche andere, die auf dem nämlichen Wege erreicht werden, spurlos verpuffen, so ist der Grund darin zu suchen, daß er nicht in der Tendenz stecken bleibt, daß diese vielmehr in seinem Gestaltungsprozeß nur ein Durchgangsmoment bildet. Man vergleiche z. B., um sich den Unterschied klar zu machen, Bauernfelds „Deutschen Krieger“ einmal mit dem Prutzschen „Moritz von Sachsen“. Beide Stücke haben dasselbe Zentrum: das deutsche Reich, seine Kraft und seine Herrlichkeit! Wie weit aber liegen sie der Behandlung und dem ästhetischen Werte nach auseinander! Im „Moritz von Sachsen“ sitzt der Verfasser mit seiner Lanze jeder Figur auf dem Nacken; im „Deutschen Krieger“ ist das nur bei der Frau von la Roche der Fall. Bei Prutz muß das Interesse für das Werk augenblicklich erlöschen, sobald das Interesse für den Autor erlischt, und das geschieht auf der Stelle, sobald die Sache, die er verficht, einen bessern Advokaten gefunden hat. Bei Bauernfeld ist das unmöglich, denn wenn die Dialektik des Obersten Götz auch einmal durch eine schärfere überboten, also stumpf werden sollte, so wird

darum keineswegs der „kurz angebundene Degenknopf“ tot hinfallen, und noch weniger wird Hans Büttner darum aufhören, zu ergötzen. Freilich muß auch der höhere Tendenzpoet die rascheren und spitzeren Wirkungen, die er erreicht, auf doppelte Weise bezahlen. Einmal wird er, wenn er es auch zu lebendigen Gestalten bringt, doch niemals ganz runde, den Gehalt der Menschennatur in seiner vollen Reinheit wiederspiegelnde erzeugen. Das kann er nicht, weil er sie von Relativitäten abhängig macht. Dann wird es ihm auch immer an der geschlossenen Perspektive fehlen, da er ja eben nie auf die Urverhältnisse zurückgeht, die allein einen wahren Abschluß erlauben. Das alles gilt natürlich von dem politischen Tendenzpoeten in einem noch höheren Grade, wie von jedem anderen.

Dies Spezifische hat Bauernfeld denn auch nach seinen positiven und relativen Seiten im Sickingen wieder betätigt. Auf dem Fundament des Goetheschen Götz fortbauend, führt er uns ein Moment aus unserem großen nationalen Entwickelungsprozesse vor, der bis auf den gegenwärtigen Tag noch keine Spitze gefunden hat. Ich kann mir die Reproduktion des Stücks, die eigentlich auf die Rekapitulation eines Blattes Geschichte hinauslaufen würde, ersparen, denn unsere Journale haben mit überraschendem, aber nur löblichem Eifer schon acht Tage vor der Aufführung in Charakteristiken und Abhandlungen alles herbeigebracht, was zum Verständnis des Werks nur irgend dienen konnte. Es genügt, daran zu erinnern, daß Sickingen seine Lebensaufgabe darein setzte, die sich mehr und mehr befestigende Macht der Fürsten zu brechen, und daß er scheiterte, weil er scheitern mußte!

Ja, scheitern mußte! Es ist der Grundfehler des Stücks, daß dies nicht klar wird, und dieser Fehler geht aus der Tendenz hervor, den großen Ideen „Rechnung zu tragen“, welche das deutsche Volk in unserer Zeit bewegen. Ich tadle diese Tendenz nicht, im Gegenteil, ich freue mich vom Herzen, daß ein Mann, wie Bauernfeld, auf den man hört, nicht ermüdet, fort und fort in edler Selbstverleugnung an das eine, was not tut, zu mahnen. Aber Selbstverleugnung gehört dazu, Selbstverleugnung von seiten des Dichters. Denn ganz natürlich mußte, wenn er einen historischen Stoff aufnahm, dessen Ausgangs- und Zielpunkt er nicht verändern durfte und durch den er seinen nächsten Zweck doch nur erreichen konnte, wenn er ihm fremdartige Elemente einverleibte, sich irgendwo ein Bruch ergeben. Und dieser Bruch ergibt sich auch wirklich dergestalt, daß der historische Sickingen, der sich mit der Geschichte im Widerspruch befand, sterben mußte, wie er auch tat, daß der dramatische aber, der als ihr eigentlicher Vorkämpfer auftritt, am Leben

bleiben und sein Ziel erreichen sollte. Darum ist der Schluß des Werks unbefriedigend, das geht aber ganz einfach daraus hervor, daß Sickingen zu lebhaft vom Jahre 1850 träumt und daß der Dichter ihn einen Kampf, den er und seine Gefährten in Wahrheit nur ihrer persönlichen Interessen wegen geführt haben, aus antizipierter Begeisterung für die Einheit des deutschen Reichs und die Herrlichkeit des deutschen Volks führen läßt. Die Fürstenherrschaft war der Adelsherrschaft gegenüber in jener Zeit vollkommen berechtigt, sie war der erste Übergang zu einer organischen Gliederung und mußte sich eben deshalb auch so gewiß durchsetzen, wie sich ihr gegenüber in Zukunft, unter welcher Form und welchem Namen es immer sei, die Kaiserherrschaft noch einmal durchsetzen wird.

In diesem Grundfehler tritt die negative Seite des Dichters hervor, wie er sich nun einmal halb instinktartig, halb bewußter Weise ausgebildet hat, und wer auf meine obige Charakteristik seines Wesens zurückgeht, der wird denselben nicht für zufällig halten. Die positive Seite ist im Sickingen ebenso entschieden manifestiert, die Hauptpersonen, der Ritter Franz, der Erzbischof, Martin Luther, sind zwar weniger Individuen geworden, als Typen geblieben, dagegen sind Hilchen Lorch, Justine und Jäcklein köstliche Figuren, besonders der letztere, der, wie ein dunkler Schatten, dem Bauernkrieg voranschreitet. Nicht genug zu loben ist die körnige Sprache, die fast immer ein reines und rasches Echo des Gedankens ist und nur in einzelnen Momenten, wo das Seelenleben in seinem ruhelosen Durcheinanderwogen und Wallen veranschaulicht werden soll, an einer gewissen blutlosen Trockenheit leidet. Ich möchte dem Dichter nun raten, sich einmal ganz an die Geschichte hinzugeben, sich, wie sich von selbst versteht, einen prägnanten Moment nach seinen Absichten zu wählen, ihr aber keinen weiteren Zwang, als in dieser Wahl selbst liegt, anzutun. Wenn er es so schon bei dem Sickingen verhalten hätte, so wäre die Wirkung nach meiner Überzeugung, wie ich es oben bereits aussprach, eine noch viel durchgreifendere gewesen. Und an einer Symbolisierung unserer gegenwärtigen Zustände hätte es auch dann nicht gefehlt!

Die Wahabitin.

Ein Trauerspiel in vier Akten von Vincenz P. Weber.

Der Verfasser des gegenwärtigen Trauerspiels brachte vor Jahren einen Spartakus auf die Bühne, der, obwohl vom Publikum mit Beifall begrüßt, sehr rasch und zu rasch wieder vom Repertoire verschwand. Ich würde es der Intendanz des Burgtheaters Dank gewußt haben, wenn sie den Spartakus wiederholt und die Wahabitin unaufgeführt gelassen hätte, denn jenen hatte der großartige historische Stoff trotz der dilettantenhaften, fast novellistischen Behandlung mit einem gewissen Mark erfüllt, diese dagegen ist ein in Szene gesetzter Operntext. Die höhere Kritik dürfte sich mit dem Stück gar nicht befassen, wenn es ihr nicht eine Gelegenheit darböte, die Stellung des Schauspielers in einer ihrer dunkelsten Schattenseiten zu beleuchten und eine damit eng zusammenhängende ernste Frage an die Bühnenverwaltungen zu richten.

Wer ist diese Wahabitin? Eine Jungfrau von Orleans ohne ihre Motive, eine improvisierte Amazone, welche die Schranken des Geschlechts übersprungen hat, nicht weil der Finger Gottes sie gebieterisch hinüberwies, sondern weil sie ihrem Vater den in der Schlacht gefallenen Sohn ersetzen und, wie sie selbst einmal sagt, die Bewunderung der Welt erlangen will. Es kann Leute geben, die diese armselige Art der Motivierung der abgrundtiefen Schillerschen vorziehen, weil sie dieselbe, nach dem trivialen Natürlichkeitsprinzip gemessen, menschlich zugänglicher und begreiflicher finden. Aber Schiller wußte sehr wohl, warum er seiner Johanna neben der flammenden Begeisterung für König und Vaterland noch eine ganze mystische bis in die fernste Kindheit hineinreichende Reihe von Visionen, Träumen und Erscheinungen lieh; er wußte sehr wohl, warum er ihrem Entschluß, der erst bei dem Anblick des ihr als Zeichen verheißenen Helms, nun aber auch plötzlich, reif wurde, so viele Momente des Zitterns und Zagens, des Zweifelns, ja des instinktartigen Widerstrebens vorangehen ließ. Denn ein Weib, das sich in Schlacht und Kampf hineinstürzt und den ihm angewiesenen Kreis mit dem diesem geradezu entgegengesetzten vertauscht, ist nur dann nicht mehr abstoßend und widerwärtig, wenn man erkennt, daß es nicht anders kann, daß es von höherer Macht getrieben wird. Dies wird aber eben nur auf dem von Schiller eingeschlagenen Wege, der weit über die Sphäre der nüchternen Selbstbestimmung hinausführt, anschaulich gemacht; ein einfacher Willensakt, wie auch immer hervorgerufen, ist dazu durch-

aus nicht hinlänglich. Nicht das Individuum darf sich von den Forderungen der Natur entbinden, um seinem persönlichen Drange, sei oder scheine dieser auch noch so edel, genug zu tun; nur die Natur selbst kann es lossprechen, um auf diese Weise einen großen, durch gewöhnliche Mittel nicht mehr realisierbaren Zweck zu verwirklichen. Dem Dichter ist es nämlich vergönnt, sich das Universum, als aus einer unendlichen Reihe von Kreisen bestehend, vorzustellen, die sich spiralförmig auseinander wickeln und von denen der weitere den engeren in dem Sinne bedingt, daß die für diesen geltenden Gesetze in demselben Moment außer Kraft treten, wo sie mit den in jenem herrschenden hindernd und hemmend zusammenstoßen. Darum fällt der Unterschied zwischen Mann und Weib für ihn in dem Augenblick weg, wo in der kleinen Welt, deren Spitze der beide Geschlechter umfassende Mensch ist, nur noch durch ein außerordentliches Werkzeug ein großes und notwendiges Ziel erreicht werden kann. Daß es wirklich so steht, muß der Dichter freilich zuvor gezeigt haben, oder doch zugleich zeigen, daher bei Schiller zunächst der ausführliche, den unglücklichen Zustand des Reichs und des Volks im allgemeinen mit der nötigen Eindringlichkeit darstellende Prolog, daher weiter im ersten Akt der Tragödie die sich ohne Unterbrechung folgenden, alle Hoffnungen und Aussichten vernichtenden Schicksalsschläge. Hat er das aber getan, hat er uns überzeugt, daß eine höhere Macht eingreifen muß, wenn noch eine Wendung zum Heil eintreten soll, so wird er mit dieser nicht mehr krämerhaft unterhandeln und sich von ihr etwa nur ein Dreiviertelswunder ausbedingen, denn nun ist das Unwahrscheinlichere auf einmal das Wahrscheinlichere geworden. Es wird nicht die natürlichen Kräfte des Mannes verstärken, sondern dem Weibe, dem „zitternden Geschöpf", übernatürliche Kräfte verleihen; er wird nicht auf einen schon einmal umsonst geschleuderten Wurfspieß eine besser geschliffene Spitze setzen, sondern einen Grashalm zum Wurfspieß erheben. Gelingt es ihm dann noch, das der gewöhnlichen Ordnung der Dinge momentan entrückte Individuum durch die von ihm ausgehende Tat in einen Konflikt mit sich selbst zu versetzen, der es dieser Ordnung am Ziel seiner Laufbahn wieder unterwirft, und auch diesen Konflikt noch durch eine letzte, höchste, nun aber rein menschliche und sittliche Kraftanstrengung zu lösen, so hat er den Ring, in dem sich jedes echte Kunstwerk bewegt, vollständig geschlossen, und die Kritik hat nur noch zu ermitteln, was der Ring neben anderen Ringen bedeutet. Diese Intentionen aber waren es, die Schiller bei seiner Jungfrau von Orleans leiteten, weil sie als allgemein gültige ihn leiten mußten,

und wie man auch über die Ausführung im einzelnen denken, wie man namentlich die Begründung der inneren Krisis durch Johannas plötzliches Verlieben auf dem Schlachtfeld betrachten möge: der Bau seiner Tragödie ist unanfechtbar. Auf den Bau aber, auf die Solidität der Grundfesten, kommt es an, nicht auf die Buntheit der Tapeten, womit die Wände behängt werden.

Sehen wir nun von der Motivierung und vom Namen ab, so haben wir unsere alte gute Bekannte, Johanna, vor uns und, mit Ausnahme derjenigen Variationen, welche selbst die sklavische Nachahmung noch von der wirklichen Kopie zu unterscheiden pflegen, auch ihre sämtlichen Verhältnisse. Adileh, die Wahabitin, steht als weiblicher General an der Spitze ihres kriegerischen Volks, wie jene. Sie liebt ihren Feind Galib, den Sherif von Mekka, der sie auf einem ihrer Streifzüge gefangen genommen hat, und wird geliebt von ihrem Freund, dem Franken Delille, der sie wieder aus der Gefangenschaft befreit. Nun steht sie zwischen beiden, wie Johanna zwischen ihren französischen Werbern Dunois und La Hire, denen sie nichts gewähren kann, und dem Briten Lionel, dem sie nichts gewähren darf. Anstatt der Agnes Sorel erscheint eine Schwester, Alifa, die wie diese auf Vertrauen dringt, und wie diese vergebens; anstatt des anklagenden Vaters Thibaut ein Oheim Hussein, der blind ist und zugleich Kadi. Es gesellt sich hinzu Achmed, Husseins Führer, dem dieser einst den Vater umgebracht hat, und der ihn und sein Volk dafür verderben will. Eine weitere Beigabe ist Irene, eine griechische Sklavin, die den Galib liebt, und als er sie wegen seiner Leidenschaft für Adileh verschmäht, ins Wahabitenlager zieht, um die Nebenbuhlerin aus der Welt zu schaffen, wozu es freilich nicht kommt. Diese sogenannten Charaktere wissen aber durchaus nichts vom Gesetz des zureichenden Grundes und sind bloß durch die Namen, die sie führen, voneinander unterschieden; es wäre so verkehrt, sie entwickeln zu wollen, wie in hölzernen Puppen nach Herz und Eingeweide zu suchen. Die Handlung, um den hier kaum anwendbaren Ausdruck zu gebrauchen, spinnt sich nun so ab, daß Adilehs Liebe von Achmed ausgekundschaftet und daß sie, die ihr Volk vor Mekka führt, ohne stürmen zu lassen, von diesem öffentlich bezichtigt wird, sie habe es verraten und wolle es, um „in der Sünde dumpf'gen Schoß" zu gelangen, dem auf Entsatz harrenden Feind in die Hände liefern. So arger Dinge geziehen, wird Adileh von ihrem blinden Oheim zur Verantwortung gezogen; statt sich aber zu rechtfertigen, schweigt sie und läßt sich verfluchen. Wie sollte sie auch anders? Johanna d'Arc schweigt ja auch, und der kleine Umstand, daß diese schweigen muß, weil sie wirklich nicht mehr

zu den Heiligen und Reinen gehört, Adileh aber reden könnte, da sie niemals an Verrat gedacht hat, kommt ja wohl nicht in Betracht. Sie wird hierauf von ihrem Oheim zum Tode verurteilt, als aber die dazu beorderten Sklaven den Spruch an ihr vollziehen wollen, ersticht Delille sie und glaubt ihr so „die Ehre“ zu retten. Karl Moor ersticht seine Amalia auch, aber freilich aus einem anderen Grunde. Ist es denn so schwer, zu erkennen, daß das Ungeheuerste sich ins Lächerlichste umsetzt, wenn es nicht in der Gestalt der unbedingten Notwendigkeit erscheint? Dann versöhnt er sich mit dem zum Schluß wieder als Sherif auftretenden, im zweiten Akt schon durch sich selbst zum Derwisch degradierten Galib, und die beiden Nebenbuhler reichen sich über der Leiche der Geliebten die Hände.

Dieser Handlung und diesen Charakteren entspricht, wie natürlich, die Sprache. Ich gebe nur eine Probe.

„Und furchtbar droht des Fremdlings Rachezeichen,
Ein Sarglicht, haschend nach des Sherifs Leben!“

Das sagt Adileh neben anderem Unsinn in einem Monolog Wer sich ein haschendes, d. h. ein mit Händen oder doch mit Greifwerkzeugen ausgestattetes Sarglicht vorstellen kann, der ist zu beneiden, denn für ihn kann es durchaus nichts Undenkbares mehr geben. Doch ich vergesse, daß es Leute gibt, für die die Poesie anfängt, wo der Verstand aufhört. Die finden hier vielleicht ihre Befriedigung.

Und nun zum Resultat. Ich will diesmal nicht fragen: darf man dem Publikum solche Stücke bieten? Ich will einmal fragen: darf man den Schauspieler damit quälen? Mit ihren Charakteren, die keine sind, und ihrer Handlung, die keine ist, erinnern sie an ein gewisses Spiel der Kinder, das beginnt: Stock, du sollst Pferd sein, nun fort nach Rom! Doch die Kinder reiten diese ihre Pferde selbst, sie zwingen die Erwachsenen nicht, aufzusitzen und sich zu gebärden, als ob sie wohl beritten seien. Solch ein Zwang wird aber dem Schauspieler angetan, wenn er nichtiges Zeug, das er in seiner ganzen Hohlheit und Leerheit durchschaut, auswendig lernen, und als ob er es für etwas hielte, mit Emphase vortragen, ja sich wohl gar, wenn die Wirkung ausbleibt, von einer unverständigen oder niederträchtigen Kritik dafür verantwortlich machen lassen muß. Erwägen die Bühnenverwaltungen gehörig, was das heißt? Das Abc zu deklamieren, ist eine Kleinigkeit dagegen, denn dabei kann immer noch ein Eindruck herauskommen, als ob etwas Erschütterndes und Hinreißendes in einer dem Zuhörer fremden Sprache vorgetragen würde. Eine solche Täuschung

fällt aber bei einem an Unsinn reichen deutschen Operntext, der gesprochen, nicht gesungen, und also verstanden wird, unbedingt weg.

Die Kunst der Schauspieler und die Rücksicht des Publikums auf die Anstrengungen derselben bewahrte das Stück vor dem gänzlichen Durchfall. Übrigens soll es, sicherem Vernehmen nach, schon vor Jahren angenommen worden sein.

Das „Versprechen hinterm Herd"*)
im Burgtheater.

Ich liebe Teniers. Seine prahlerischen Marktschreier, seine betrunkenen Bauern, seine wohlbeleibten Tänzer und Tänzerinnen, die ihre Lust gleich mit sauerm Schweiß bezahlen müssen, erfüllen mich mit dem größten Behagen. Er zeigt mir, daß auf einen Hamlet, einen Faust eine ganze Legion von Menschen kommt, die den Himmel mit Zudringlichkeiten verschonen, so lange er für ihre Kehlen und ihre Magen sorgt, und die ihn selbst in den extremen Fällen, wo dies nicht mehr geschieht, nur fragen: warum hat mein Nachbar Kredit und ich nicht? oder: warum ist er ein Wirt und ich bin sein Gast und hänge von seiner Gnade ab? Er hat es meisterlich verstanden, der Welt, die gleich der Zwiebel aus lauter Häuten besteht, die erste äußerste abzuziehen und all das wimmelnde Ameisenleben, das sie bedeckte, mit kecken Strichen und bunten Farben auf die Leinwand zu zaubern. Nichts fehlt, auch nicht der Schmerz und das Malheur, denn das Schicksal, das zuweilen sogar in dem Nest einer übermütigen Feldmaus eine kleine Exekution zu verrichten hat, geht natürlich auch an einer Bauernhütte, eine Schenke nicht immer vorüber, ohne einzusprechen. Aber, wie die Sünden, so die Strafen, wie der Verbrecher, so die Nemesis. Darum wird das blinkende Schwert, womit die Atriden geköpft zu werden pflegen, unter dem bescheidenen Strohdache nicht gezogen, wir erblicken nicht einmal eine ordentliche russische Peitsche, der Handel wird viel einfacher abgemacht. Der Mann, der gestern zu unmäßig jubelte, hat heute Zahnweh, und der Barbier, der ihm den empfindlichen Knochen ausziehen soll, borgt sich die Zange vom Grobschmied, statt vom Chirurgen. Oder drei lustige Brüder sitzen des Abends beieinander, der vierte bringt ein Zeitungs-

*) Wiener Presse 1848.

blatt, das er irgendwo erwischte, alle möchten wissen, was über den Türkenkrieg darin steht, und der Schulmeister, der allein lesen kann, bleibt aus und wird umsonst gesucht, weil er hinter einer Weiberschürze steckt.

Noch einmal, ich liebe Teniers. Aber in der Kirche will ich ihn nicht finden, und mit dem Küster, der ihn dort aufhängt, habe ich ein Wort zu reden. In die Kirche gehört Raphael mit seinen Madonnen, Michel Angelo mit seinem jüngsten Gericht, und zu denen paßt Teniers, wie ein Dudelsack zur Orgel. Es gibt Kirchen und Schenken in der Welt, nicht Kirchen oder Schenken allein. Den Priester, der ministrieren oder predigen wollte, wo Bacchus oder Cerevisia herrschen, würde man verlachen, und mit Recht. Den Harlekin, der vor dem Altar oder vor der Kanzel seine Späße zu machen wagt, soll man mit gebläutem Rücken davon jagen. Alles hat, wie seine Zeit, so auch seinen Ort.

Ich liebe eine gute Posse. So gewiß eine lebendige Fliege mehr wert ist, wie ein aus Marzipan gebackener oder aus Holz geschnitzter toter Adler, so gewiß steht jene höher, wie ein mittelmäßiges Trauerspiel, und so sicher wird ein Kunstverständiger für einen einzigen Nestroyschen Witz de première qualité eine Million gewöhnlicher Jamben hingeben, die das phrasenhafte und triviale Gedankenleben des sogenannten Dichters umsonst zu verhüllen suchen, wie sie sich auch aufbauschen mögen. Es ist sehr einfach, daß der erste im letzten Genre, unendlich viel mehr bedeutet, wie der letzte im ersten Genre, denn er ist eine Spezialität, d. h. ein eigentümliches, die abgestandenen, oft so schal gewordenen Elemente der Welt in reizender neuer Mischung darbietendes Gewächs, während der andere uns den Spülicht des Spülichts als Wein einschenkt. Ich kann sogar, und das will mehr sagen, eine *schlechte* Posse verzeihen; ich bringe der Thalia einen Kinnbackenkrampf keineswegs höher in Rechnung, wie der Melpomene. Aber gute wie schlechte Possen sollen mir da nicht in den Weg treten, wo ich auf etwas Höheres gefaßt bin und gefaßt sein darf; sie sollen sich in die Räume nicht eindrängen, die der Tragödie und der ihr vollkommen ebenbürtigen, wenn auch in Deutschland nur schwach repräsentierten wahren Komödie ausschließlich geweiht sind. Ich will im Hofburgtheater ein Stück, wie „das Versprechen hinterm Herd“, nicht sehen, nicht, weil ich gegen das Genre eingenommen wäre, sondern weil dies Genre anderwärts, und vortrefflich, vertreten wird. Ich sträube mich dagegen, wie man sich, und mit Recht, im Leopoldstädter Theater gegen den Lear und den Macbeth sträuben würde. Und ich habe es sehen müssen.

Wien hat darin vor so vielen anderen Städten einen nicht hoch genug anzuschlagenden Vorzug voraus, daß es, wie Paris, für jede Gattung und jede Spielart des Dramas eine besondere Bühne besitzt, daß nicht alles, wie Menschen und Tiere in der Arche Noä, in einer und derselben Bude durcheinander zu laufen braucht. Soll dieser Vorzug, dem Wien sein Hofburgtheater allein verdankt, mutwillig aufgeopfert, soll der Pfeiler, der dies Institut trägt, in einem Moment weggerissen werden, wo es bei gehöriger Leitung einen früher unmöglichen Aufschwung nehmen, wo es der Bildung und dem neuen Staat unberechenbare Dienste leisten könnte? Dazu wird doch wohl niemand Ja sagen wollen. Bisher war das Hofburgtheater gebunden, wie Österreich selbst; es hatte sich eines ausgezeichneten Kreises der bedeutendsten Darsteller zu erfreuen, aber es durfte nichts darstellen. Der Geist klopfte umsonst an, man wies ihn mit dem Rotstift zurück, wenn er nicht bereits seine fünfzig Jahre gewartet und dem Publikum sein Geheimnis verzweifelnd durch die Presse zugerufen hatte; selbst Schiller und Goethe, die Dichter, die der Deutsche schon als Knabe auswendig weiß, mußten sich bald ein Auge ausstechen, bald ein Bein abnehmen lassen, ehe sie die Erlaubnis zum Eintritt erhielten. Das war denn allerdings kläglich und ließ keinen Genuß aufkommen. Aber die Erscheinung war keine vereinzelte, sie stand im genauesten Zusammenhang mit dem gesamten Staatsleben, man glaubte eben, wie ich mich zu jener Zeit einmal ausdrücke, es werde nicht Abend, wenn man nur hartnäckig die Uhr anhielte, und was man auch über das System und das ihm zugrunde liegende Prinzip denken mochte, die Konsequenz konnte man nicht anfechten, sie war richtig gezogen. Der Eindruck war darum auch nicht durchaus widerwärtig; das Bild der Welt glich dem Kreise der Welt, den es zunächst abspiegelte, aufs Haar, große Kräfte mußten sich auf den Brettern, wie außerhalb der Bretter, an absurden Aufgaben abnutzen und dabei noch obendrein feierliche Gesichter schneiden, man hatte wurmstichige Nüsse zu vergolden und mußte sich stellen, als ob man das nicht wisse. Der Zuschauer, der ein Quentchen Humor besaß, konnte sich an dem wunderlichen Treiben zuweilen wohl gar ergötzen; wem der Menschenverstand nicht abging, der haderte wenigstens nicht mit dem Intendanten und dem Theaterdirektor oder tat es aus demselben Grund, der den Eulenspiegel einst bestimmte, eine Wand auszuschmählen; der Scheltende wußte nämlich, daß der Erbauer lauschend hinter ihr saß. Dies alles fand mit dem März sein Ende; alle Parteien, wie feindselig sie sich auch gegeneinander verhalten und was sie im stillen auch wünschen, hoffen und

erwarten mögen, in der Überzeugung stimmen sie überein, daß sich mit der Zensur nichts Positives ausrichten läßt und daß, wer das Gegenteil glaubt, nicht bloß vom heiligen Geist nicht inspiriert, sondern vom bösen nicht einmal besessen ist, denn auch dieser wählt für seine verkehrten Zwecke die rechten Mittel. Jetzt muß uns daher, was uns früher auf dem Hofburgtheater spaßhaft und belustigend vorkam, abscheulich sein; zu dem Abscheulichsten, was uns zugemutet werden kann, gehört es aber ohne allen Zweifel, daß wir seine Räume sogar dem Vaudeville sich öffnen sehen, d. h. einer Gattung, in der, um alles Übrige unberührt zu lassen, dieses dem rezitierenden Schauspiel gewidmete Institut hinter einem viel geringeren sogar mit Notwendigkeit zurückstehen und unbedingt den Kürzeren ziehen muß.

Ich will hoffen, daß wir es nur mit einem einzelnen Mißgriff der Direktion zu tun haben; aber was konnte sie auch nur zu einem solchen verführen, was konnte sie verleiten, einen Julius Cäsar und anderes wieder beiseite zu legen und ein Versprechen hinterm Herd zu geben? Glaubte sie das Repertoir, des militärischen Publikums wegen, auf diese Art verändern zu müssen? Das wäre ein schlechtes Kompliment, das sie der Bildung desselben machte, und ein sehr übel angebrachtes obendrein, da gerade die Offiziere, wie die Erfahrung noch bei jeder Gelegenheit lehrte, wo sie sich machen ließ, ernsten und gehaltvollen Darstellungen die angemessene Teilnahme im höchsten Grade schenken. Dies Zeugnis ist der Unparteiische ihnen schuldig, und die Sache versteht sich bei Männern, die entweder aus Schlachten kommen oder in Schlachten gehen, ja auch von selbst. Oder hatte sie ein augenblickliches Bedürfnis der Kasse im Auge und wollte reizen? Das wäre etwas unvorsichtig und unbedachtsam, denn vom Wein bis zum Branntwein hinunter gibt es nur wenige Stufen, und geschmolzenes Blei kann schon keiner mehr trinken. Sie lasse sich warnen, sie schlage endlich mit Energie und Entschlossenheit den rechten Weg ein, denjenigen nämlich, der mit den unabweisbaren Forderungen der Zeit im Einklange steht, dann kann sie überzeugt sein, daß jede Kritik, der es wahrhaft um die Kunst und um die von ihr ausströmende Bildung zu tun ist, sie nach Kräften unterstützen wird. Ich verlange nicht das Unmögliche von ihr, ich kenne die Schwierigkeiten sehr wohl, die sie zu überwinden hat, ich weiß, daß diese ihr allein aus dem lächerlichen Rollen-Monopol und aus dem exklusiven Engagement für bestimmte, eng umgrenzte Fächer zu Dutzenden erwachsen. Doch, wenn es z. B. veraltete Schauspielerinnen gibt, die sich so lange sträuben, Mütter zu spielen, bis sie nur noch Groß-

mütter spielen können: gäbe es kein Mittel, mit denen fertig zu werden? Ich dächte doch und es liegt sehr nah! Das Publikum will ohnehin kein wandelndes Antikenkabinett und es wird für Kontrakte, die auf die ewige Darstellung der Jugend lauten, wenig Respekt zeigen, wenn die ewige Jugend selbst fehlt. Nur erst das Angesicht gegen Sonnenaufgang gewendet; das übrige, wird sich finden, und leichter, als es vielleicht scheint, Welch ein herrlicher Anfang wurde mit Wallenstein gemacht! Wie freudig wurde er vom Publikum und von der Kritik begrüßt! Weshalb jetzt die lange Pause? Will man wissen, warum sich das Widersinnige noch immer hie und da im einzelnen hält? Nur deshalb, weil man im ganzen noch nicht überall entschieden mit ihm brach! Man schneide ihm die Wurzel ab, und es vertrocknet von selbst! Über die höchst wichtige politische Seite der Theaterfrage werde ich mich nächstens äußern.

Andreas Hofer*).

Ein Trauerspiel in fünf Abteilungen von Wilhelm Gärtner.

Leipzig. B. G. Teubner, 1845.

Das vorliegende Drama behandelt einen rührenden, ja vielleicht den rührendsten Moment der neueren Geschichte. Ich sage: einen rührenden, nicht aber einen erhebenden. Rührend ist es, dies patriarchalische Abhängigkeitsgefühl, dem angestammten Fürsten gegenüber, das nicht einmal in dem Augenblick an sich irre wird, wo der Fürst selbst es zurückweist. Rührend ist sie, diese kindliche Unwissenheit, die von dem großen historischen Umbildungs- und Einschmelzungsprozeß der Zeit nicht das Mindeste ahnt, ja, die nicht einmal die geographischen und statistischen Verhältnisse der Länder kennt und sich für die Ewigkeit gegen ganz Europa mittelst des Stutzens hinter ihren Berg- und Felswänden behaupten zu können glaubt. Rührend in einem gewissen Sinne ist sogar die Naivetät, die in dem Mann des Jahrtausends, in Napoleon, nichts als eine Art von Großmörder

*) Rötschers Jahrbücher für dramatische Kunst und Literatur. 1847.

erblickt, der, da er einer halben Million von Menschen das Lebenslicht ausblies, billig auch eine halbe Million Mal geköpft oder gerädert werden sollte. Erhebend ist das alles freilich nicht. Erhebend ist es so wenig, und noch weniger, wie das Heimweh des Jacopo Foscari in Byrons bekanntem Stück, der einem an die Scholle gebundenen Baum, der nur hier und nicht anderswo gedeiht, weit eher gleicht, als dem König der Schöpfung. Es ist einfach Gewohnheitssache; ob sich aber ein Volk an einen Fürstenhut gewöhnt hat, der ihm gefällt, oder ein Individuum an eine Nachtmütze, die es fortträgt, weil es sie schon lange trug, das ist im Grunde, wenn es durch nichts Höheres verklärt wird, ästhetisch wie moralisch ganz einerlei. Und der Erhebung der Tiroler, so heldenmütig sie war, fehlte diese Erklärung.

So viel vom Stoff, und zwar mit Notwendigkeit, denn wer die Beschaffenheit desselben bei einem Kunstwerk aus den Augen setzt, der läuft oft Gefahr, die höchsten Vorzüge der Form für Fehler zu halten. Wer sich, den gegebenen Fingerzeigen nachgehend, den Tiroler Aufstand in seinen wahren Motiven und allen Konsequenzen derselben vergegenwärtigt, der wird mit der Auffassung unseres Dichters übereinstimmen und die von ihm gewählte Behandlungsweise anerkennen müssen. Der wahrhaft poetische Hauch, der das kleine Drama von Anfang bis Ende durchzieht, offenbart sich hier wie überall, hauptsächlich dadurch, daß wir uns mit Gewalt in die Atmosphäre hinein gebannt fühlen, in der das, was geschieht, allein möglich war. Wir sehen diese Menschen, in deren Schädeln das kleine Gehirn vertrocknet zu sein scheint, nicht bloß vor uns hantieren; wir schmecken die Luft, die sie atmen, wir saugen die Dünste, die diese Luft dick und schwer machen, die heißen Dünste, die ihr das Berauschende und Betäubende geben, mit ihnen ein, darum verstehen wir sie, darum nehmen wir an ihnen Teil. Dies ist die eigentliche Probe des spezifischen Talents und sollte immer zuerst untersucht werden, denn es handelt sich ja nicht darum, ob ein allgemein geistiger Gehalt vorhanden ist, sondern darum, ob er poetisch zum Vorschein kam. Es wird durch die hinein gehängten Gobelins mühsam zusammengetragener Lokalschilderungen oder durch das Klappern mit signifikanten Ausdrücken, deren sich die Ohnmacht zu bedienen pflegt, nicht erreicht; die Leutchen mögen so viele Signoras oder Donnas in den Dialog ihrer Stücke hinein flicken, wie sie wollen, und ganze Berge von Goldorangen aufhäufen: man kommt Italien und Spanien um keinen Hahnenschritt näher. Jedes Wort des Charakters muß das Volk, dem er angehört, das Land, welches diesem Volk die Physiognomie aufdrückte, die Bildungsstufe, die er einnimmt, die momentane

Situation, in der er sich befindet, wiederspiegeln, und dies alles muß nun noch obendrein, wie das Wasser durch den Wellenschlag, durch das Originelle seiner Individualität, das sich jeder näheren Bestimmung durch allgemeine Kategorien entzieht, eigentümlich gebrochen werden. Das resultiert nun nie aus einer nüchternen Verstandsoperation, die übrigens immer noch viel höher zu schätzen ist, als die naiven Ergüsse einer gewissen, selbst der Gedankenerzeugung völlig unfähigen Trivialität, welche sich überall gern für Poesie verkauft; es resultiert nur aus einem schöpferischen Prozeß und ist eben darum der beste Beweis dafür, daß ein Werk aus einem solchen hervorging.

Wer sich das oben von mir berührte Verhältnis zwischen Stoff und Form nicht klar gemacht hat, der wird an dem Dichter alles tadeln, was ich loben muß. Sein Drama ist fast planlos und deshalb kaum zu entwickeln; allein das war das Ereignis, das er darstellte, ebenfalls und konnte gar nicht anders sein. Es fehlt an einem Helden im gewöhnlichen Sinne, der als erster Träger der Handlung im Mittelpunkt steht und die übrigen mitagierenden Personen in gehörig abgestuften Gruppen um sich her versammelt, denn Hofer gibt keineswegs einen solchen ab. Doch gerade dies ist charakteristisch und schlägt ins Tragische um; das Tun ging, wie es natürlich war, von vielen aus, das Leiden ergoß sich über ein einziges Haupt. Die Verse sind unregelmäßig und nicht selten hart und rauh; aber das Stammeln kleidet die Muse hier vortrefflich, denn sie läßt Menschen reden, denen die Gedanken nicht aus dem Kopf wollen, denen sie schneller in Arm und Bein fahren, als in die Zunge. Von der sogenannten schönen Diktion ist nun, wie ich wohl nicht erst zu bemerken brauche, gar keine Spur, doch dafür wird der Kritiker dem Himmel unter allen Umständen danken, und hoffentlich wird auch der letzte des Publikums bald einsehen, daß der leichte, charakterlose, niemals stockende Rede- und Phrasenfluß, den man unverständig genug so nennt und der auch nicht das mindeste von den Geburtswehen veranschaulicht, womit Leidenschaften, Entschlüsse und selbst Gedanken hervortreten, nie etwas anderes beweist und beweisen kann, als die gänzliche Abwesenheit aller Eigenschaften, die den dramatischen Dichter machen.

Ich freue mich, von einem so erquicklichen Talent, wie es sich in Andreas Hofer von Wilhelm Gärtner zeigt, Zeugnis ablegen zu können und gebe aus den Szenen zwischen Hofer und dem Vizekönig eine Probe.

Eugen.

Und wenn nun Euer Kaiser Euch nicht mag?

Hofer.

Wer sagt das? Fragt ihn, ob wir ihm nicht lieb.
Meint Ihr, weil er uns abgetreten hat?
Wißt Ihr, daß er nicht Vaterschmerz empfand,
Da er den Rücken den Tirolern wandte!
Er warf uns — eines seiner Kinder
Warf er zum Raube hin,
Damit er seine andern Kinder rette.

Eugen.

Und warum warf der Kaiser grade Euch
Von allen seinen Kindern hin zum Raube?

Hofer.

Weil wir von allen ihm das Liebste sind!

Eugen.

Das ist mehr Weisheit, als ich fassen kann.

Hofer.

Wie seid Ihr doch so vornehm und so blind!
Ich hatt' zwei Hunde, beide treu,
Doch einer rettete mein Leben einst
Aus schlechtem Volk, das blieb mir im Gedanken.
Ich hielt ihn gut und konnt' ohn' ihn nicht sein.
Da kam einst Pate Pichler auf der Mörr:
André, sprach er,
Laß mir von den zwei Hunden einen! —
An beide hatt' ich mich gewöhnt, versteht Ihr —
Wen aber, meint Ihr, gab ich hin?
Den, dem ich's Leben dankte, oder
Den zweiten?

Eugen.

Den zweiten!

Hofer.

Den, dem ich's Leben dankte, gab ich.
Jetzt weiter. Ander'n Tages in der Früh,
Da hört' ich draußen an der Tür was heulen.
Frisch war ich auf und sah hinaus zum Fenster,
Da stand mein Türke draußen auf der Stiege,
Noch die zerriss'ne Kette an dem Halse,
Und sprang wie närrisch an der Wand hinauf.
Türk, rief ich, guter, treuer Türk,
Komm, komm herein! — und tat ihm auf die Türe —

Du bleibst bei mir, du kommst mir nimmer fort!
Ich hatt's gewußt, der reißt die Kett' entzwei
Und kommt mir wieder, darum gab ich ihn
Mit Lachen, ihn just, nicht den andern. Merkt
Euch, Majestät, die Hundsgeschichte!

Ich denke, der Leser wird sich die Hundsgeschichte und den Dichter auch merken.

König Monmouth.

Ein Drama von Emil Palleske.

Dies Drama hat, obenhin betrachtet, einen Zuschnitt, als ob es unmittelbar aus Shakespeares Zeit herrührte. „Nach London kommt, seht Karl den Zweiten sterben!“ beginnt der Prolog. „Zwanzig Doktor'n umsteh'n das Bett des Königs usw.“ geht es stoßweise im Fanfarentone fort. Mit einem „Geduld Das Grab deckt Sünden, nicht die Folgen usw.“ tritt der buntbebänderte alte Gesell, der ordentlich wieder neu geworden ist, keuchend und schwitzend ab. Nun wird das Personenverzeichnis entrollt, und es ist lang, wie eine Regimentsliste. Dann beginnt das Stück und die Szenen fliegen durcheinander, wie in der Geschichte selbst. Genug, die Fregatte, womit Shakespeares gewaltiger Geist zu fahren pflegte, wurde bei uns lange nicht mehr so treu nachgebaut, die Takelage ist vollständig, die Wimpel flattern, und es handelt sich nur noch darum, ob der unwiderstehlich mächtige Hauch, der die Segel schwellen muß, wenn das Prachtschiff nicht im Hafen liegen bleiben und elendiglich verfaulen soll, sich ebenfalls eingestellt hat. Das ist nun leider nicht der Fall.

Es ließ sich erwarten, daß Macaulays meisterhafte Darstellung König Monmouths und seiner traurigen Schilderhebung in Deutschland zu mehr als einem Drama Anlaß geben würde. Ein unglücklicher, schon durch die Geburt schief gestellter Prinz, den ein ganzes Volk zu rufen scheint und für den sich zuletzt doch niemand bewaffnet; ein verstockter, dumpf- und stumpfsinniger Monarch, den ein ganzes Volk verflucht und für den doch zuletzt ein jeder einsteht: welch ein Gegensatz! Und was liegt nicht noch in der Mitte! Der verdeckte Kampf zweier Kirchen, von denen die unterdrückte alles hofft, die herrschende

alles fürchtet; der offene Streit der politischen Parteien, von denen die eine die fernsten, noch im Schoße der Zukunft verborgenen Konsequenzen des neuen Regiments schon als Wirklichkeiten geltend machen möchte, während die zweite selbst vor den rücksichtslosesten Angriffen auf das heilige Fundamentalgesetz des Staates feig die Augen zudrückt, um nur noch ein paar Tage länger unentschieden und entschlußlos hintaumeln zu können; dabei eine Fülle der ausgeprägtesten Charaktere, die sich in engeschlossener Kette von rechts nach links hinziehen und einen Kreis bilden, in dem fast jede mögliche Anschauungsweise der Dinge lebendig vertreten, ja verkörpert ist. Wie hätte ein so reiches Tableau nicht einen unserer Dichter reizen und verlocken sollen! Denn bei uns wird es noch lange übersehen werden, daß das historische Drama seine ganze Kraft aus der überwältigend treuen Veranschaulichung der Verhältnisse schöpft, und daß eine wurzel- und schlußlose Episode eben darum keins abgeben kann, da sie die notwendige Vertiefung in Anfang und Ende nicht gestattet. Was ist aber der König Monmouth und sein Unternehmen anders, als eine Episode in der großen Revolutionstragödie, die mit Karl dem Ersten beginnt und mit Wilhelm von Oranien schließt! Hier liegt eine noch größere Aufgabe vor, als ihn der Kampf zwischen der weißen und der roten Rose darbot, aber sie ist nur in einer Reihe von Dramen, die organisch untereinander zusammenhängen, zu lösen, und wer den Stoff zerreißt, dem geht es nicht viel besser, wie demjenigen, der sich von einem Riesen einen Arm oder ein Bein herunter haut. Es kann gelingen, aber er bringt kein lebendiges Glied nach Hause, sondern ein totes Stück Fleisch. In solchen Fällen heißt es: ganz oder gar nicht!

Hiermit ist der Hauptfehler des Palleskeschen Stücks ausgesprochen. Was der Kaktus ist, wenn man ihn aus Sizilien in einen deutschen Topf verpflanzt, das ist Monmouth, wenn man ihn aus dem historischen Strome herausfischt, und ihn fürs Bürgerzimmer in einen vergoldeten Rahmen faßt. Ja, er am wenigsten verträgt die vereinzelte Behandlung, denn ihm ist, von der Bedenklichkeit des Manövers noch ganz abgesehen, psychologisch gar nicht nachzuhelfen. So lange er zwischen dem blinden Jakob und dem lauernden Wilhelm verloren in der Mitte steht, von ihnen, als den eigentlichen Polen der Bewegung, weit überragt und nur einen Augenblick hervortretend oder vielmehr hervorgestoßen, um gleich wieder für immer zu verschwinden, so lange hat und behält er etwas Rührendes. Ja, je weniger er selbstständig handelt, je mehr er nur von den Wogen geschaukelt und hin und her geworfen wird, um so eher versöhnt man sich mit

der Erbärmlichkeit seiner letzten Momente; armer junger Mensch, denkt man, du bist nicht aus Übermut auf den Turm geklettert, man hat dich hinaufgestellt, kein Wunder, daß du schreist, nun du fällst! Wenn das Verhältnis sich aber geradezu umkehrt, wenn der schwache Monmouth, diese Johanna Gray in Männergestalt, die weit hinter dem Weibe zurückbleibt, den Mittelpunkt abgibt, auf dem das Auge, es mag wollen oder nicht, ruhen muß und wenn er dann, von Stufe zu Stufe, bis zur schmachvollsten Verleugnung seines eigenen Prinzips herabsinkt, so verwandelt sich die Rührung in Ekel, und man fragt das Schicksal nicht mehr, warum es ihn zerschmettert, sondern warum es sich überhaupt etwas mit ihm zu schaffen macht. Das hätte der Verfasser sich sagen sollen, dann würde er den ganzen Mißgriff vermieden und sich nicht abgequält haben, einen Helden aufzustutzen, der verloren ist, so wie man ihn recht betrachtet und der deshalb nur nebenbei in einem umfassenderen Gemälde vorkommen darf. Übrigens hat er sein Talent, das freilich sehr reflektierend zu sein scheint, auch durch diesen Mißgriff bewiesen und wenn er aus seiner Beschäftigung mit Shakespeare früher oder später die Lehre zieht, die schon mancher Größere daraus zog, so kann etwas aus ihm werden. Diese Lehre lautet aber: sich mit Shakespeare möglichst vertraut zu machen, um sich dann möglichst fern von ihm zu halten, denn Shakespeare ist die Welt noch einmal, und wer das erkannt hat, der wird sich schwerlich versucht fühlen, mit seinem Maße zu messen und nach seinem Risse zu bauen.

Marie Bluntfield.*)

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Arnold Ruge.

Erster Akt. Deutsches Museum. 1858.

Ulrich von Starkenberg.

Ein Drama in fünf Akten von Martin Meyer.

Innsbruck 1858. (Selbstverlag.)

Gewiß nur des Kontrastes wegen haben Sie mir diese beiden Musterproben des deutschen Dramas mitgeteilt, des Kontrastes wegen, der zwischen den beiden Dichtern, wenn auch keineswegs zwischen den Hervorbringungen derselben besteht. Stolz und

*) Wiener Zeitung. 1859.

frech hält Arnold Ruge, welcher Verfasser höchst schätzbarer philosophischer Abhandlungen ist, leider aber auch zugleich Entdecker und alleiniger Vertreter einer politischen Weltanschauung, die durch Detmolds satyrische Illustration ihr größtes Renommée erhielt, mit dem ersten Akt einer **Marie Bluntfield** in Deutschland seinen Wiedereinzug. Demütig und aufrichtig bescheiden, wie es scheint, schreitet neben dem seines Sieges gewissen Triumphator in **Martin Meyer** ein wackerer Tiroler daher und bietet seinen **Ulrich von Starkenberg** aus, wie seine Landsleute ihre Handschuhe und Tücher. Der Kritiker steht verlegen in der Mitte, denn es fällt ihm eben so schwer, den einen zu loben, als den andern zu tadeln, und doch soll er gerecht sein.

Ich wurde vor einer Reihe von Jahren einmal an einem öffentlichen Ort in Hamburg einem Fremden vorgestellt, einem ehrwürdigen Greise mit lang herabwallenden Silberlocken und einem weihevollen Gesicht. Ich mußte selbst nicht, warum es eigentlich geschah, erfuhr es aber bald, indem der Vermittler mir mit Unterwürfigkeit zuflüsterte, daß der Alte sich nicht bloß im öffentlichen Leben wie in Wissenschaft und Kunst bedeutend hervorgethan und einen großen Namen erworben, sondern auch ganz nebenbei das Geheimnis entdeckt habe, aus Erdäpfeln das vortrefflichste Kalbfleisch zu machen. Obgleich ich jung genug war, um mir den Stein der Weisen, die Universaltinktur und das Lebenselixir noch als wirkliche Inventurstücke der Welt ohne Widerspruch gefallen zu lassen, so setzte mich diese Eröffnung doch in einiges Erstaunen. Wie wuchs mein Erstaunen aber, als der Alte ruhig bemerkte, darauf sei er nicht stolz, denn das sei eine Kleinigkeit, von der man gar nicht reden müßte, aber er gewinne aus dem Abfalle der Erdäpfel auch jedes beliebige Gemüse und bereite aus dem Abfalle des Abfalls noch ein sehr dauerhaftes Stiefelleder, und darauf, fügte er mit einer verbindlichen Verbeugung gegen mich hinzu, bilde er sich allerdings ein wenig ein. Mir wurde deutlich, daß Cagliostro in einer neuen Gestalt vor mir stand, und ich zog mich zurück, bevor ich die übrigen Wunderdinge, die noch im Anzuge schienen, vernommen hatte, aber unendlich oft bin ich an diesen Mann und seine Erdäpfel durch Schriftsteller erinnert worden, die geradezu alles können, und die, wenn die eine Richtung ausgebeutet ist, sich über Hals und Kopf in die andere hineinwerfen, wie ein amerikanischer Kellner, der zu predigen anfängt, bevor er noch die Laufschürze abgeworfen hat. Nie jedoch ist dies auf bedauerlichere Weise geschehen, als durch Arnold Ruge und seine poetischen Produktionen. Seine „neue Welt“ mit

ihrer törichten Vorrede und ihrem läppischen Prolog sei ihm seiner wissenschaftlichen Verdienste wegen verziehen, aber gegen diese Marie Bluntfield, die nach Schiller und Walter Scott noch eine Maria Stuart bringen will, muß man alles Ernstes protestieren. Der Würzburger Philosoph Johann Jakob Wagner gab eine förmliche Dichterschule heraus und machte sich anheischig, jeden auch nur halbwegs begabten Menschen zu einem guten Poeten umzuschaffen. Arnold Ruge scheint die Wahrheit dieser wunderlichen Theorie durch sein eigenes Beispiel praktisch dartun zu wollen. Wenn aber Wagner schon durch die auf dem Wege des Selbstexperiments gewonnenen Proben sich schmählich prostituierte, so ist dies bei Ruge fast noch mehr der Fall, und diesen muß man bei seinen oft dargelegten vortrefflichen Einsichten in die Natur des Ästhetischen einer schweren Sünde zeihen, während jener in seinem Stumpfsinn vollkommen unzurechnungsfähig war und für seine bleischweren Reimereien eine Entschuldigung hatte. Man hört nicht darum auf, abstrakt zu sein, weil man, anstatt dem Faden nachzuspähen, der Himmel und Erde verknüpft, sich einmal mit Menschen und menschlichen Dingen befaßt und das Produkt der Wahrscheinlichkeitsrechnung, was sich diesen gegenüber ergibt, in eine poetische Form kleidet. Es gibt im Gegenteil eine Abstraktion, die ganz Anschauung zu sein scheint, weil sie immer ein konkretes Objekt mit dem anderen vergleicht und jeden Gedanken in ein willkürlich aufgegriffenes Bild auflöst, und die doch noch heilloser ist, wie diejenige, die in unentlarvter Nacktheit hervortritt. Und in beiden Arten exzelliert Ruge. Seine Charaktere und Situationen sind nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung zusammengesetzt, die ihn dagegen sicher stellt, daß er die junge Königin von Schottland nicht als Konventiklerin auftreten und den Reformator Knox keine Arie aus dem Don Juan absingen läßt, und sein Dialog mit dem unausgegorenen Mischmasch von epigrammatischen Spitzen und rohen plastischen Ansätzen verhält sich zum dramatischen Ausdruck, wie die Eiszapfen am Dach, die vor der Sonne in scheußlichen Mißgestalten wegtröpfeln, zu dem ruhigen Strom, in dem sie sich spiegelt. Eben darum ist der vorliegende erste Akt dieser Marie Bluntfield auch zum Urteil völlig genügend, denn wo die Elemente fehlen, kann in alle Ewigkeit kein Organismus entstehen. Ruge hat über Dichter zu richten und er wird ihnen, wenn es ihm gefällt, seine Politik beiseite zu lassen, immer willkommen sein; er muß sich aber nicht selbst unter sie mischen.

Martin Meyer äußert sich über Grund und Zweck seines Dramas nachstehendermaßen im Vorwort: „Als ich vor einigen

Jahren Beda Webers, meines geschätzten Landsmannes, Geschichtswerk: **Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche** durchlas, drang mir sogleich der Gedanke auf und ward durch die ausdrückliche Bemerkung des Verfassers noch bestärkt, daß die Vorgänge jener Zeit, der Kampf des Tirolischen Adels gegen die staatlichen Neuerungen Friedrichs und ganz vorzugsweise der mutvolle, bis zum Äußersten getriebene Widerstand der Brüder von Starkenberg einen lohnenden Vorwurf zur dramatischen Bearbeitung biete, um so mehr, als ich in den letzteren und einigen hervorragenden, eng mit ihnen verbundenen Adelshäuptern nicht sowohl die Träger veralteter feudaler Grundsätze, sondern vielmehr die Verfechter edler persönlicher Freiheiten und höherer patriotischer Tendenzen zu erkennen glaubte. Mochte ich mich hierin täuschen oder nicht, ich faßte die Sache einmal von diesem Gesichtspunkte auf und wagte mich an den Versuch. Inwieweit es mir gelungen, meine Aufgabe zu lösen und Charaktere und Begebenheiten jener Zeit zu einem dramatischen Gebilde zu gestalten, muß ich der Kritik zur Entscheidung überlassen; immerhin glaube ich jedoch in Rücksicht des schwer zu bewältigenden Stoffes auf einige Nachsicht hoffen zu dürfen, wenn mein Talent zu schwach war, um der historischen Treue, den bühnentechnischen Rücksichten und zugleich den dramatischen Anforderungen durchwegs gerecht zu werden." Was ist darauf zu antworten? Der Historiker wird sagen: Du hast dich im Gesichtspunkt geirrt, und der Ästhetiker: Deine Aufgabe ist durch **Goethes Götz von Berlichingen** bereits gelöst.

Unfreiwillige Komik*.)

Man kann darüber streiten, ob unsere Zeit eine arge ist, wie sie so oft genannt wird, aber darüber, daß sie ein grämliches, greisenhaftes Gesicht hat, werden sich alle Stimmen leicht vereinigen. Nicht bloß unser Wochentag ist grau, unser Sonntag ist es noch viel mehr, und wenn wir uns den Schweiß überhaupt noch abtrocknen und die Feierkleider anziehen, so geschieht es weniger, um einmal aufzujubeln, wie ehemals, als um uns von der Arbeit auszuruhen, oder wohl gar nur, weil der Kalender und der alte Brauch es vorschreiben. Noch schlechter steht es mit unseren Festen; unsere grüne Weihnacht kann zwar nicht ver-

*) Wiener Zeitung. 1859.

trocknen, denn der Tannenbaum wird von jeder Kinderhand begossen, aber schon unser Sylvesterabend mit dem obligaten Bleigießen und dem übrigen Hokuspokus, an den niemand mehr glaubt, ist eine bloße Gedächtnisübung, eine kurzgefaßte Rekapitulation der deutschen Mythologie, und unser Karneval geht auf Stelzen und darf sich nicht beleidigt fühlen, wenn man ihn einen verkappten Aschermittwoch nennt. Sieht nun unser Leben selbst, trotz aller Flitter, womit es sich behängt, so freudlos und verdrießlich aus, so ist sein Abbild, wie es uns in der Literatur und auf der Bühne entgegentritt, womöglich noch trockner und lederner. Die eigentliche Komik ist längst versiegt; jener göttliche Quell schnurriger Erfindungen und drolliger Einfälle, der einst bei uns so überreichlich sprudelte und uns, nachdem er uns zuerst den köstlichen Reineke Fuchs beschert hatte, bald einen Hans Sachsschen Schwank, bald eine Burkardtsche Fabel, ganz zuletzt sogar noch im „zerbrochenen Krug" unsere einzige Komödie schenkte, ist gänzlich erstickt. Unser Lustspiel und unser Roman „persiflieren und spielen an", unser Volksstück „parodiert", und wem es kein Vergnügen macht, die Karikaturen der Wirklichkeit mit den Daguerreotypen des Schriftstellers zu vergleichen, was für den Freund des Cervantes und des Aristophanes oder des Shakespeare ein trauriger Spaß ist, der sieht sich umsonst nach Brot in der Wüste um, denn von unserem „Humor" oder unserer „Satire" kann gar nicht die Rede sein.

Es hat Könige gegeben, die auf die Erfindung eines neuen Amüsements hohe Preise setzten, und wir sollten sie nachahmen, wenn wir einem Zustand vorbeugen wollen, wo wir in unseren Gesellschaften neben dem Dessert vielleicht eine Quantität Lachgas herumreichen müssen, um die Gesichtsmuskulatur ins Zucken zu bringen und das Einschlafen zu verhindern. Bei so großer Not muß, wie bei einer Feuersbrunst oder einer Überschwemmung, der Gemeinsinn jedermann antreiben, nach Kräften zur Abwendung oder Verringerung der Gefahr beizutragen; darum sei es erlaubt, auf ein Surrogat der Komik hinzuweisen, das von Erasmus, Liskow usw. mit Fleiß und Eifer ausgebeutet, seitdem aber verächtlich beiseite geworfen worden ist. Welche Menge von Schriften erscheinen jedes Jahr in Deutschland und wie werden gerade diejenigen, die des Ergötzlichen zu viel bieten, wenn auch ohne Wissen und wider Willen der Autoren, vernachlässigt! Zwar ist es an sich schon belustigend genug, die zahllosen Gedichte, Dramen, Romane usw., womit jede Messe uns überschüttet, von den bestellten Kritikern im Schweiß ihres Angesichts mit Ernst und Würde prüfen zu sehen und zum Schluß von ihnen mit Feierlichkeit erklären zu hören, daß Pindar und Tyr-

täus wieder nicht eingetroffen seien, daß Shakespeare sich gleichfalls verspätet habe und daß man sogar nach Cervantes noch immer vergebens ausschaue. Aber dies Schauspiel ist doch zu monoton, um nicht bald zu ermüden, wogegen der frische Griff ins Leben hinein, die mit rascher Hand abgepflückte unerhörte Metapher, die mit der Blendlaterne beleuchtete unmögliche Szene usw. eine ewige Abwechslung gewähren würde. So wird es niemand das Gähnen vertreiben, daß ein Lyriker einfach miserabel genannt wird, während ein landschaftliches Gemälde, wie das nachstehende:

„Wie bläst die Herbstwindkatze
Das Sommervöglein an,
Wie spielet ihre Tatze
So tückisch-freundlich d'ran!"

das eine nicht mehr ganz neue Sammlung ziert, selbst gegen Zahnweh mit Erfolg anzuwenden sein dürfte. Da Beispiele am besten beweisen, so ist ein kleiner Streifzug durch das Drama des letzten Jahres, von diesem Gesichtspunkt aus unternommen, vielleicht am Ort. Es sind, dieses werde ausdrücklich zur Verwahrung vorangeschickt, einige recht respektable Leistungen hervorgetreten. Der „Sohn des Fürsten" von Julius Mosen, der „Kolumbus" von Werder und die „dramatischen Werke" von Karl Goldschmidt verdienen die Achtung des Publikums und die Berücksichtigung des Theaters. Aber es haben sich auch drollige Käuze eingestellt, die man, wenn man sie als Dramen-Schöpfer betrachten wollte, ohne Beihilfe von Aristoteles und Lessing nicht bloß aus Athen, sondern auch aus Leipzig wegjagen könnte, die man aber bloß bei sich selbst für dramatische Figuren zu erklären braucht, etwa für solche, die Shakespeare in übermütiger Laune hingeworfen hat, z. B. für Pendants zu den von ihm im „Julius Cäsar" und im „Timon" skizzierten Poeten, um sich ihrer herzlich zu erfreuen und ihnen die sämtlichen Rechte von „Flach" und „Schaal" in Heinrich IV. einzuräumen.

Wir treffen zunächst:

„Antonius und Kleopatra." Tragödie in fünf Akten von J. W. Ottiker, Advokat in Zürich. Zürich, Walder und Sohn, 1858.

Dieses Werk zeichnet sich besonders durch das Vorwort aus. Es lautet folgendermaßen:

„Indem ich den deutschen Bühnen ein Schauspiel übergebe, welches mit einem der Shakespeareschen Dramen Stoff und Namen

gemein hat, hoffe ich, weder der Anmaßung, noch eines Plagiats beschuldigt zu werden. Shakespeares „Antonius und Kleopatra" ist eines seiner schwächeren Stücke; es mangelt demselben jede dramatische Einheit. Shakespeare hat die von Plutarch erzählten Anekdoten beinahe planlos aneinandergereiht. Auch einzelne seiner Charaktere sind offenbar karikiert; Kleopatra z. B. läßt jene reizende Anmut und Liebenswürdigkeit durchaus vermissen, die ihr eigentümlich waren und womit sie vor Antonius selbst einen Julius Cäsar zu fesseln vermocht hatte. Umsonst wird man daher dieses Shakespearesche Drama bühnengerecht zu machen versuchen; die verfehlte Anlage desselben spottet jeder Umarbeitung. Und doch ist das tragische Schicksal des Antonius und der Kleopatra einzig in seiner Art: von weltgeschichtlicher Bedeutung, vom allgemeinsten menschlichen Interesse, reich an theatralischen Situationen, Charakteren, Handlungen und Kontrasten!

„Meine Bearbeitung ist von derjenigen Shakespeares durchaus verschieden. Ich ließ die Ereignisse und das Schicksal meiner Helden sich gleichsam aus sich selbst entwickeln und als die natürliche Folge ihrer Charaktere und Verhältnisse erscheinen, während Shakespeare dieselben in der Regel unmotiviert, wenigstens unvorbereitet eintreten ließ. Ich näherte mich dadurch in der Anlage meines Dramas der Einfachheit der alten Tragödie, glaubte aber auch dem modernen Geschmack alle Rechnung tragen zu sollen, die derselbe billigerweise beanspruchen darf, indem ich die Handlung rasch vorwärts schreiten, die Situationen wechseln und sich überraschend gestalten und durch alle Tragik einen leichten Hauch des Humors spielen ließ. Mein Drama macht im übrigen ebensosehr auf historische Treue Anspruch, als das Shakespearesche Drama ihn zu machen berechtigt ist: ja ich glaube die Ereignisse klarer, die Charaktere bestimmter und den Geist des klassischen Altertums reiner wiedergegeben zu haben, als Shakespeare es tat. Ich modernisierte das Altertum, um es der Gegenwart verständlich zu machen, ohne dasselbe zu entstellen.

„Der antike und zum Teil kriegerische Stoff meines Dramas brachte es mit sich, daß ich auch Chöre darin aufgenommen habe. Ich mußte notwendig die Armeen beider Imperatoren wenigstens bildlich auf die Szene bringen und hielt es für unpassend, sie die Rolle bloßer Statisten spielen zu lassen. Meine Chöre sind übrigens kleiner und leichter verständlich, als die Chöre der antiken Tragödie; sie greifen auch nicht unmittelbar in die Handlung ein, wie die Schillerschen Chöre in der Braut von Messina; gleichwohl hielt ich sie dem

Charakter der ganzen Dichtung für angemessen und ich bin überzeugt, daß dieselben, gehörig arrangiert, die Wirkung des Dramas vervollständigen werden. Sie bereiten auf gewisse Ereignisse vor oder schließen dieselben ab; sie vermitteln die Sympathie der Zuschauer mit dem Schicksal der Helden und versehen bisweilen die Stelle eines Wechsels der Szenerie, indem sie gewisse sonst unzusammenhängende oder zu rasch aufeinander folgende Handlungen verknüpfen. Ihre Darstellung sollte keine großen Schwierigkeiten darbieten. Jedem Theater stehen ein Chorpersonal, ein Orchester und ein Musikdirektor zur Verfügung, der die Chöre leicht komponieren und einstudieren lassen kann. Die Komposition müßte möglichst einfach sein und sich ganz dem Charakter der Sprache anschließen, um das Verständnis derselben nicht zu erschweren. — Wo die Chöre nicht gesungen werden können, würde ich dieselben von einzelnen Choristen halb singend, halb sprechend vortragen lassen."

Mit wie viel Grund der Dichter eine solche Sprache führt, wird ein kurzes Zitat aus einer pathetischen Rede der Oktavia dartun:

„Ich bin ein Weib und lieb' ich euch nicht beide?
Seid ihr mein Stolz nicht beid' und meine Freude?
Und ihr seid Männer, wißt, was ehrt und schändet:
Was — euch zu hassen — hat euch so verblendet?
Warum, Antonius, hast — laß mich's wissen —
Cäsar geglaubt, bekriegen du zu müssen?"

Würdig schließt sich an:

„Oliver Cromwell." Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Peter Lohmann. Leipzig, Luppe 1858.

Dieses Drama tut sich durch eine Nachschrift hervor, die dem Leser auch nicht vorenthalten werden darf. Sie lautet im Auszug:

„Sonderbares Bestreben, dem deutschen Volke eine Bühne schaffen zu wollen! Sonderbar und beklagenswert. Da liegen nun wiederum die Erzeugnisse eines jugendlichen Brausekopfes, in all ihrer Überschwänglichkeit, mit all ihren inneren und äußeren Mängeln, aber, was wenigstens den „Schmied in Ruhla", den „A. Claudius" und den „Cromwell" betrifft, Werke, deren sich keine Bühne zu schämen hat, und die dem innigsten Zusammenleben von höchster Bildung und Volksanlagen entgegenwirken. — Was ist ihr Los? Daß ein Dutzend naseweiser Rezensenten sich darüber hermacht und den Verfasser mit allen Mitteln des Hohns und all der Gleichgültigkeit, die gegenüber einem tiefsittlichen Charakter zur Beleidigung wird, jenem Zu-

stande der innersten Entrüstung entgegenschleudert, den ein Stärkerer als ich willig ertrage. — In dieser Stunde, eine Reihe der schmerzlichsten Täuschungen hinter mir, nur das Bewußtsein des redlichsten Willens im Herzen, habe ich für das deutsche Volk nur noch diesen Wunsch: daß es sich so lange an den Machwerken eines Brachvogel, einer Birch-Pfeiffer ergötzen müsse, bis ihm die Weltgeschichte das Urteil des vollständigen Zerfalles spricht."

Man sieht, der Dichter ist entrüstet wie ein Prophet des alten Bundes; gebe der Himmel, daß nicht Jesaias, sondern Jonas in ihm auferstanden sei! Jedenfalls steht zu hoffen, daß sein Fluch das arme Deutschland nicht treffen wird, so lange er noch schreibt: „Ich geh' daheim!" (Seite 37) statt: „Ich gehe heim" usw., denn selbst Wodan hielt auf reines Deutsch und ließ sich nicht ungrammatikalisch beschwören.

Anders steht es mit:

„Herz und Haupt." Dramatisches Gedicht von Carl Schwebemeyer. Berlin, Springer 1858.

Hier müssen wir uns aus wichtigen Gründen, die sogleich einleuchten dürften, mit dem Buchbefund, um den Juristen einen Ausdruck abzuborgen, beginnen. Das Werk zählt 498 Seiten und würde bei splendiderem Druck noch einmal so stark sein; es kündigt sich also schon in seiner äußeren Erscheinung als höchst solid an und bildet einen naturgemäßen Übergang vom Lexikon zum Thesaurus. Dem entspricht das Innere auch vollkommen, denn wissenschaftliche Solidität ist sein Charakter und zwischen dem Lexikon und dem Thesaurus muß ihm ein Ehrenplatz eingeräumt werden, wenn der Verfasser sich gleich, sei es nun aus Unklarheit über sich selbst oder aus Bescheidenheit, statt des Doktorhutes, der ihm von Gott und Rechtswegen gebührt, den luftigen Dichterkranz, „an dem die Buben ihm zerren und reißen könnten", aufgesetzt hat. Allerdings könnte man auf einen flüchtigen Blick hin glauben, man habe ein Drama vor sich, wenn auch eines, das die sämtlichen Werke von Äschylos und Sophokles, in einem Bande vereinigt, noch an Umfang und Ausdehnung übertreffe. Denn nicht allein, daß gleich in der „Weihe" ein ziemlich heftiger, hie und da an Shakespearesche Ungeniertheit erinnernder Wortwechsel zwischen dem Verfasser und dem „alten Fritz" (Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser ist gemeint und er wird am Bart gezupft) vorfällt; wir stoßen auch auf ein Personenverzeichnis, und die behandelnden Materien sind nicht in Kapitel und Paragraphe, sondern in Aufzüge und Auftritte abgeteilt. So wie man sich jedoch ein wenig in das Gebotene zu vertiefen anfängt, schwindet die Täuschung und man überzeugt sich, daß man es mit einer Enzyklopädie in zeitgemäßer Form

zu tun hat und fühlt sich angenehm an die Zeit erinnert, wo Basedow den Kindern die Buchstaben in Zucker backen ließ, damit Essen und Lernen hübsch zusammenfalle. Wenn man vor einer Szene steht, die über hundert Seiten zählt und in der Repliken von zwei Ellen Länge vorkommen, Repliken nämlich, die nicht nach dem bloßen Anschein, wie die leichtsinnige und verzärtelte Welt es wohl mit etwas ausführlichen Trauerspielmonologen zu machen pflegt, oberflächlich abgeschätzt, sondern gewissenhaft mit dem Instrument des Schneiders gemessen wurden, so ist der menschlichen Natur ein Schauder erlaubt, und die Mutmaßung eines Freundes, daß wenigstens die Hauptperson, der Kaiser, angenagelt sein müsse, drängt sich fast mit Notwendigkeit auf. Wenn man sich aber von der näheren Prüfung nicht abschrecken läßt und Jamben-Kolonnen findet wie:

„Vor allem fehlt's an einem Handelsrecht
Fürs ganze Deutschland, hoch ist's an der Zeit
Für solch ein allgemeines Handelsrecht
Und insbesondere ein Seerecht auch usw."

oder:

„Auch Münzen, Maße und Gewichte sind
In hohem Grade der Verbesserung wert usw."

oder:

„Und ja, ich rühme mich, daß dieses Recht
Das ich Kapitularien genannt,
Der erste Kodex ist, mit Ausnahme
Nur der Assisen von Jerusalem;
Denn wenn in anderen Ländern früher schon
Rechtsbücher zwar erschienen sind, so sind
Dieselben nur privatim kompiliert
Und ohne äußere Autorität usw."

oder (Friedrich der Zweite spricht und sprach bisher, und jedesmal 200 oder 150 oder 100 Verse):

„Damit das Recht auch ganz gesichert sei
Für jedermann und alles Irrtums bar,
Führt' ich verschiedene Instanzen ein,
Die unteren Fiskalgerichte, dann
Die magna Curia, als höchste dann
Die Curia suprema usw."

oder (es ist noch immer obenerwähnter Hohenstaufen):

„Ich zweifle nicht, daß — — —
Daß einst die Zunft mit ihrem Kastengeist

Zusamt Ausschließlichkeits- und Schutzsystem
Dem Handels- und Gewerbefreiheitsgeist
Erliegen und das Feld ihm räumen muß usw.

oder:

„Ganz etwas andres ist's jedoch, wo sich's
Vom Staate handelt und vom Staatssystem
In ihrer ganzen Form und Wesenheit usw."

oder (Anselm von Justingen mischt sich ein):

„In England hatte Richard Löwenherz
Vor Jahren schon, als er vom Kreuzzug heim
Nach unfreiwill'gem Sitz auf Dürrenstein
In seine Lande wiederum gelangt,
Das Seegesetz, genannt Rôles d'Oléron,
Erhoben zu gemeinem Landesrecht usw.

oder (der Kaiser schließt):

„Doch über alles traun! ist sonderbar
Das sogenannte Wechseltauschsystem usw."

so springt die unschuldige List des Verfassers sogleich in die Augen, und der Billige drückt ihm gerührt dafür die Hand, daß er seine Gäste zu einem Ball einlud und sie mit einer Vorlesung über die Staatswissenschaften regalierte, denn tanzen will jeder, aber wer mag lernen? Bringt man nun noch in Anschlag, daß ihm das schnöde Versifizieren keineswegs leicht wird, wie eine kleine Probe aus der „Weihe" gewiß schlagend dartut:

„Da sah ich mächtig drob sich regen,
Am steinern Tisch den alten Fritz,
Gewaltig hin und her bewegen,
Schon wird es ihm zu eng im Sitz;
Dann ruft er laut, die Hand am Degen:
Mit einer Zunge sprich, potz Blitz!
Was kümmern deine tausend mich,
Mit einer, Knabe, sprich, sprich, sprich."

so wächst das Verdienst seiner Selbstaufopferung noch um ein Unberechenbares, und es dürfte wenig Gelehrte geben, die an die Popularisierung ihrer Ideen den Schweiß setzen, den er daran gesetzt hat. Wir heißen daher sein Werk mit Dank willkommen und empfehlen es namentlich jedermann, der sich über die Verfassung des alten Deutschen Reiches bündig unterrichten will, und dem Pütter und Häberlin, die leider von den Toilettentischen gänzlich zu verschwinden scheinen, nicht zur Hand sind. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß Juristen, Nationalökonomen,

Theologen und Historiker leer ausgehen; nur der Mediziner dürfte sich über Vernachlässigung beklagen, uns ist nicht einmal über das Sanitätswesen etwas aufgestoßen. Das ist allerdings befremdlich, es kann aber darin seinen Grund haben, daß es uns bei der Reichhaltigkeit der erledigten Materien entging, und daß das der Enzyklopädie vorgedruckte Personenverzeichnis leider die Disziplin nicht ausdrücklich bezeichnet, die sich hinter jedem einzelnen Namen versteckt, was die Orientierung natürlich erschwert, obgleich es der Maske wegen notwendig gewesen sein mag. Sollte sich die Lücke in dem sonst so gründlichen Werk wirklich finden, so wäre es um so mehr zu bedauern, als dadurch nicht allein der Ruhm des Verfassers, sondern auch die Freude eines ihm längst vorangegangenen Schattens über seine Leistung beträchtlich geschmälert werden würde. Wer die fünfte Auflage von Johann Christian Günthers, des Schlesiers, Gedichte in Händen gehabt hat, der wird sich auch der Vorrede eines Ungenannten erinnern, und der Forderungen, die dieser an den Poeten, wie er sein soll, stellt. Vertraute Bekanntschaft mit allen den Wissenschaften, in denen unser Verfasser sich als Meister zeigt, wird verlangt, aber freilich wird auch die Medizin so wenig erlassen, daß sogar die Osteologie als ein wesentliches Hilfsmittel der dichterischen Begeisterung mit Energie hervorgehoben wird. Der Mann findet in „Herz und Haupt“ nach mehr als hundert Jahren sein Ideal fast verwirklicht; nur schade, daß er keine Bücher mehr lesen kann.

Über Adolf Holtzmanns indische Sagen.*)

Eine Arbeit, wie die vorliegende, kann aus einem doppelten Gesichtspunkt betrachtet und beurteilt werden, aus dem rein sprachgelehrten und aus dem allgemein literarischen. Einer schließt den andern nicht aus, aber es trifft sich selten, daß ein und derselbe Kritiker beiden genügt oder auch nur genügen will. Wer das Verhältnis der Übersetzung zum Original ins Auge faßt, begnügt sich meistens damit, den Grad ihrer Treue zu bestimmen, einzelne Mißverständnisse zu rügen, vorkommende Dunkelheiten aufzuhellen, mit einem Wort, eine grammatikalische Rezension zu geben und höchstens noch einen größern oder kleinern Kommentar hinzuzufügen. Das ist auch ohne Zweifel dankenswert und für die Sprachwissenschaft sogar die Hauptsache. Es bleibt

*) Wiener Jahrbücher. 1849.

dabei aber unerörtert, ob das Werk, das unserer Literatur durch eine solche Übersetzung einverleibt wurde, diese Auszeichnung verdiente, ob es uns neue Quellen der Bildung oder des Genusses zuführte, oder ob es nicht vielmehr in zu starrer Fremdartigkeit geeignet ist, die schon sprudelnden einheimischen oder doch längst aus der Ferne zu uns herüber geleiteten zu verstopfen, sie wenigstens in ihrem frischen Erguß zu hemmen. Auch das erheischt eine Untersuchung und sie ist nicht unwichtiger, wie die schon erwähnte.

Die Gebrüder Schlegel, Friedrich voran, waren die ersten, die sich unter uns gründlich mit der Sprache und der geistigen Verlassenschaft der alten Inder beschäftigten. Leider aber machten sie es hier, wie überall, sie gingen zu weit, sie wußten ihrer an sich gerechten Begeisterung nicht Maß noch Ziel zu finden. Shakespeare war für sie zu der Zeit, wo sie ihn übersetzten, der Normaldichter, dessen Existenz eigentlich die Existenz aller übrigen ausschloß, und der, ärger als Saturn, nicht bloß seine Kinder, sondern auch seine Väter verschlang. Dennoch ward Calderon, als sie später über diesen gerieten, von ihnen noch über Shakespeare hinaufgestellt, und zwar, da doch ein Scheingrund für die schreiende Inkonsequenz erfunden werden mußte, weil er nicht bloß ein Dichter, sondern auch noch obendrein ein Christ sei. Ebenso galten ihnen, als sie sich den durch Jones freilich schon gelichteten Weg zu den Braminen gebahnt hatten, diese bald für mehr, als alle ihre früheren Lehrer, als Aristoteles und Plato, als Jakob Böhme und Schelling, und das Prophetentum, in dem die Welt seit lange schon nur noch eine poetisch stammelnde, in Gnomen auseinander gebröckelte Philosophie erblickte, wurde von ihnen wieder, allerdings in Übereinstimmung mit der in der späteren indischen Literatur aufgekommenen Betrachtungsart, als eine weit über den Bereich der Vernunft hinausliegende unmittelbare Inkarnation der Idee, als ein Letztes und Höchstes geltend gemacht. Das hätte üble Folgen haben können, aber glücklicher Weise fehlte es in Deutschland dem neuen Evangelium gegenüber nicht an einer protestierenden Stimme von hinlänglichem Gewicht. Goethe, der treue Hort der Zeit, gab es ungern zu, wenn irgendwo ein altes Grab geöffnet werden sollte, denn er fürchtete die Pestdämpfe, die bei einem solchen Anlaß hervorzudringen und sich unheilvoll mit der frischen Lebensluft zu mischen pflegen, und er glaubte, daß die daraus entspringende Gefahr durch die etwa zu entdeckenden paar goldenen Ringe und Münzen selten aufgewogen würde. Er freute sich der lieblichen Sakontala, aber er vergaß über dem Spielen mit dem Zauberkinde nicht seiner Wächterpflicht, er schaute unverwandten Blicks

nach den am Ganges in emsigster Tätigkeit beschäftigten deutschen Totengräbern hinüber; er schüttelte jedesmal das olympische Haupt und runzelte die Stirn, wenn eine versteinerte Kuh oder ein Affe aus dem Schutt hervorgezogen und dabei triumphierend verkündigt wurde, das seien die eigentlichen Ahnen alles Wahren und Schönen; er ward endlich ungeduldig und erklärte, daß er ein für allemal mit Kühen und Affen, mit Elefanten und Schlangen in keine verwandtschaftlichen Beziehungen treten wolle*), und mit ihm wandte sich ganz Deutschland von Indien wieder ab. Das war für die Romantiker ein harter Schlag. Sie hatten so ziemlich ein vollständiges Inventar der neuen Metropole beisammen gehabt und den Hohenpriesterrock sogar schon angezogen; wie hätten sie ihren Zorn bemeistern sollen? Wir haben den Undankbaren ja selbst gekrönt, dachten sie, er ist ja nur König von unserer Gnade; nehmen wir zurück, was wir ihm nur verliehen, weil wir seine Gesinnung noch nicht kannten! Nun griffen sie nach der Krone des Donnerers, aber, o Wunder! sie war mit dem Kopfe zusammengewachsen und sie konnten nichts herunterreißen, als einige überflüssige Flitter von Goldpapier, die sie beschämt für ihr Eigentum anerkennen mußten und sich nicht einmal in ihr eigenes Haar zu flechten wagten. Es blieb also bei dem Verdikt, da die Instanz, von der es ausging, nicht zu diskretitieren war; ja der verständigere der Brüder, August Wilhelm, gab seiner Nation später für seinen Anteil an diesen Übertreibungen und Maßlosigkeiten durch eine höchst solide Arbeit, durch seine Ausgabe des Râmâjana, den würdigsten Ersatz.

Daß es so ging, war gut. Das Grab war aufgegraben, es wurde durch das abfällige, vielleicht zu harte Wort des großen Dichters nicht wieder verschüttet, aber die Sonne hatte Zeit, hineinzuscheinen. Nüchterne Männer mit minder verzückten Blicken traten hinzu; sie fanden freilich nicht, was nur der sich überstürzende Enthusiasmus zu finden glauben konnte, eine Vergangenheit, die alle Zukunft antizipiert hatte, eine Weisheit, in der alle Weisheit der Welt steckte und die der Torheit und des Irrtums doch nicht Herr geworden, ja nicht einmal imstande gewesen war, sich neben diesen ihren beiden Stiefgeschwistern zu behaupten. Aber sie fanden allerdings wohl erhaltene Ablagerungen respektabler Geistesprozesse, die nicht bloß aus dem historischen Grunde Berücksichtigung verdienten; sie fanden vor allem einen Schatz wahrer Poesie, welcher elektrische Kraft genug inne wohnte, um noch durch den Konduktor der weit abliegenden

*) Goethes Sprüche in Reimen. Zahme Xenien. II.

abendländischen Sprachen hindurch Herzen zu erschüttern und Gemüter zu entflammen. Diese gingen nun mit Ernst und Eifer an das Geschäft, uns hiervon so viel wie möglich zuzuführen, und wer wäre ihnen nicht dankbar dafür, wem wäre nicht durch Bopps oder Rückerts Vermittelung von dorther hin und wieder ein mächtiger und nachhaltiger Eindruck zuteil geworden! Dies Geschäft war noch immer kein leichtes. Die deutsch-romantischen Nebel hatten sich allerdings verzogen, aber die indischen waren geblieben; die neuen Arbeiter gingen ihrerseits nicht darauf aus, tiefsinnige Sprüche zu Systemen auszuspinnen und markig-lebendige Gestalten in Allegorien aufzulockern; aber sie fanden dergleichen Unwesen schon vor. Auch in Indien waren nämlich auf die Schöpfer Kommentatoren gefolgt, und diese hatten namentlich in die poetischen Reste, die alten Heldengesänge, eine unsägliche Verwirrung gebracht. Es war ja von jeher der Fluch der Ausleger und wird es ewig bleiben, daß sie über die künstlerische Symbolik, deren Vorhandensein sie ahnen, weil nur diese Ahnung sie in Tätigkeit versetzt, im gründlichsten Mißverständnis befangen sind. Sie wissen nicht, daß diese Symbolik immer nur aufs allgemeine geht und sich, ohne ihre Natur zu verändern, gar nicht in Spezialitäten verlieren kann; daß sie wohl den Weltzustand veranschaulicht, die religiöse, politische und sittliche Bildungsstufe der Zeit, die sich ganz von selbst ohne Nebentendenz in Charakteren und Situationen wiederspiegelt und diesen eben die feinsten der individuellen Umrisse und Unterscheidungslinien gibt, daß sie aber nicht das mindeste mit „hineingeheimnißten" Beziehungen auf dies und das zu schaffen hat. Der Kommentator will mehr, d. h. in seinem Sinn, denn im höheren ist es weniger; er hat keine Vorstellung davon, wie schwer die wunderbare Farbenbrechung, die im Kunstwerk jedes Allgemeine als ein Besonderes, jedes Bekannte als ein Unbekanntes erscheinen läßt, und die allein den lebendigen Reiz erzeugt, hervorgebracht wird; er hält das für zu unbedeutend, zu gemein. Darum geht er auf seine Mikrologienjagd aus, schlachtet die Menschen, die sich auf festen Füßen in Kraft und Fülle des Lebens vor ihn hinstellen, gelassen ab, zerrt ihnen die Eingeweide aus dem Leibe, um Zeichendeuterei daran zu treiben, und sieht im Herzen lieber eine mathematische Figur, die mit der Kabbala zusammenhängt, als ein Organ, das die Pulse mit Blut füllt und die Rosen auf den Wangen begießt. Bei uns begnügen sich die Ausleger nun doch wenigstens mit Marginalien und Noten, in Indien sind sie weiter gegangen, haben überarbeitet und umschmolzen, eingeschaltet und weggeworfen, auseinander gerissen

und wieder zusammengesetzt. In ein solches Labyrinth Ordnung zu bringen, Ursprüngliches und Eingeflicktes streng zu scheiden, die erst barbarisch zerstückelten und dann mechanisch zu monströsen Tierkörpern und Steinbildern verknüpften Gestalten wieder herzustellen, das war die Aufgabe. Wie weit sie über die gewöhnliche einer Uebersetzung, etwa aus dem Französischen, hinausging, sieht jeder, und daß sie nur durch den feinsten Instinkt für die Form gelöst werden konnte, leuchtet ein. Mir däucht nun, diesen hat der neue Darbringer eines Zyklus indischer Sagen, Herr Holtzmann, auf glänzende Weise betätigt, und darum halte ich es für Pflicht, das größere Publikum auf seine Leistung aufmerksam zu machen. So wie er hat noch keiner seiner Vorgänger das Überflüssige vermieden und das Notwendige festgehalten, die Buchstabentreue geopfert und die höhere erreicht. Das gilt vom ganzen wie vom einzelnen, von der Auswahl der Sagen wie von ihrer Behandlung, auch hat, was die Vorläufer des mir jetzt vorliegenden dritten Teiles betrifft, bereits faktisch Anerkennung gefunden, da wenigstens der erste schon in zweiter Auflage erschienen ist.

Holtzmann gibt in drei Vorreden über die Prinzipien, die er bei seiner Arbeit befolgt hat, kursorisch Rechenschaft. Er stellt sich hierbei vor das allgemein literarische Forum, nicht vor das spezielle des Sprachgelehrten. Sie sind durchaus zu billigen und er irrt sicher nicht, wenn er sagt: „So gebe ich gerne zu, daß in meinen Nachbildungen indischer Gedichte nicht alle Züge mit dem Urbild übereinstimmen werden, wenn es einmal der Kritik gelungen sein wird, dieses in seiner echten Schönheit wieder herzustellen; glaube aber immerhin, daß vorerst meine Nachbildungen eine richtigere Vorstellung der Urbilder geben, als es eine wörtliche Übersetzung der Texte, wie sie jetzt vorliegen, tun würde.“ Über seine Bearbeitung von Nal und Damajanti, die den dritten Band zum größten Teil füllt, bemerkt er: „Ich befand mich etwa in der Lage eines Malers, der ein vortreffliches altes Gemälde, das aber durch die Zeit und mehr noch durch unverständige und ungeschickte Auffrischungen gelitten hat und fast unkenntlich geworden ist, kopieren soll. Er wird sich nicht entschließen können, die geschmacklosen Zutaten und die grellen Töne des übermalenden Verbesserers, der das altmodische Bild für den Geschmack der Zeit herausputzen wollte, wiederzugeben, sondern er wird das echte Werk des Meisters, wie er es, von den erhaltenen Zügen auf das Ganze schließend, sich vorzustellen vermag, in seiner Kopie nachzubilden suchen; wenn schon er sich gestehen muß, daß, wenn es gelänge, das Original selbst von jeder späteren Verunreinigung zu säubern und in seiner ursprüng-

lichen Gestalt wieder herzustellen, wahrscheinlich sich ergeben würde, daß er sich in vielen Stücken geirrt habe!" Gewiß ein Gesichtspunkt, von dem zu wünschen wäre, daß auch Bopp, der das vortreffliche Gedicht früher brachte, ihn erwählt, und daß Rückert, der sich ihm in seiner Übertragung schon mehr näherte, ihn nicht zu oft wieder aus den Augen verloren hätte. Vor Bopp hat Holtzmanns Bearbeitung die strenge Ausscheidung alles Entbehrlichen und Störenden; vor Rückert, der sich bei der Ungebundenheit seiner Reime von den Sloken gar zu weit entfernte, jedenfalls das angemessenere Versmaß, die dem Totaleindruck unbedingt notwendige grandiose Simplizität der rhythmischen Bewegung voraus. Die Erscheinung derselben bedurfte daher durchaus keiner Entschuldigung, die er dennoch bescheidener Weise vorbringt; diese reizendste Episode des Mahabharata wirkt erst in seiner Einkleidung, wie sie wirken soll, und kommt mir wie eine Meerlilie vor, die sich auf dem Rücken des Ozeans schaukelt. Ja, das ist Poesie für alle Völker, das verdient, aus einer toten Sprache in alle lebenden hinüber gerettet zu werden, das ist ein Gewinn für jede Literatur! So viel Frische bei so viel Fülle; ein längst vergangener, rund in sich abgeschlossener Zustand der Welt, der nie wiederkehren kann, wie er auch in den homerischen Dichtungen sich spiegelt, und doch in jeder Menschenseele das Organ, ihn in Lust und Leid nachzufühlen und zu begreifen! Die übrigen im dritten Bande mitgeteilten Sagen können sich dieser entzückenden Schöpfung zwar nicht an die Seite stellen, sind jedoch auch, etwa mit Ausnahme der von Aschtawakra, welche sich in gelehrte Spitzfindigkeiten verliert und für die anderen ein gutes Relief abgibt, tief poetisch und an herrlichen Einzelheiten reich, vorzüglich die letzte, das Schlangenopfer, die freilich von einer phantastischen Ungeheuerlichkeit ausgeht, diese aber in höchster Kürze abtut und sich unverweilt zum Echtmenschlichen zurückwendet. Bestände nicht zwischen dem prosaischen Reproduzieren einer dichterischen Erfindung und dieser selbst ein noch größerer Unterschied wie zwischen Notenlesen und Musikhören, so würde ich sie zur Probe erzählen; so aber bescheide ich mich, sie jedem Freunde echter Poesie zu empfehlen.

Moderne Lyrik.*)

I.

Gedichte von Adolph Pichler in Innsbruck.
Gedichte von C. Reinhold in Tübingen.

Die deutsche Muse hat schon manchen Mann gehabt, seit sie Madame Opitz hieß; diesen Namen legten ihr nämlich die Verehrer des „Boberschwans" wirklich bei. Es ist eine stattliche Reihe stolzer und mannhafter Gestalten, die sich von Paul Fleming an bis auf Ludwig Uhland herab durch zwei Jahrhunderte hinzieht. Zuweilen drängte sich wohl auch ein Zwerg, auf hohen Stelzen einherschreitend und aus enger Brust schrillende Fisteltöne hervorpressend, mit ein, aber wie bald wurde das Holz wurmstichig, das ihn statt der Beine trug, und wie jämmerlich purzelte er dann zu Boden! So, um ein weit genug hinter uns liegendes Beispiel anzuführen, erlebte Gottsched mit seinen Gedichten freilich ebenso viele Auflagen, wie mancher Modelyriker unserer Tage, und sie waren, was die Zahl der Exemplare anlangt, ohne allen Zweifel größer, aber die Nachwelt ist nicht geneigt, des Erfolges wegen, den Spruch über ihn zu mildern oder ihm sein Eifern und Toben gegen Klopstock zu verzeihen. Wie ein Narr, der selbst nicht weiß, daß er es ist, und der deshalb nur um so ernsthaftere Gesichter schneidet, je ärger er verlacht wird, steht er am Eingang unserer großen Literaturperiode da; der Sänger des Messias, von Hölty und Bürger, von Claudius und Voß begleitet, zieht im Purpurmantel an ihm vorbei und stimmt das Instrument der Sprache; Goethe und Schiller folgen fast unmittelbar und spielen es seinem ganzen Umfange nach aus, und manch schönes Talent schließt sich noch später an und wagt einen eigentümlichen Ton.

Es ist kaum schwerer über Musik zu schreiben, wie über lyrische Poesie, wenn man wirklich etwas feststellen und nicht in etymologischem Becherspiel ein unbestimmbares mit dem andern müßig und resultatlos vergleichen will. Man sehe unsere Ästhetiker an, die besten nicht ausgenommen, und frage sich, ob selbst Jean Paul, der doch hell und klar, wie kein zweiter, in den Darstellungsprozeß hineinschaute, hier über die Trivialität hinaus kommt. Der Grund ist einfach: man hat in der Lyrik das reine Element vor sich, um das alle Formen sich streiten, ohne daß eine den Sieg davonträgt, weshalb sie in der singbaren Ballade, die zugleich episch, dramatisch und musikalisch ist, gipfelt.

*) Leipziger Illustrierte Zeitung. 1858.

Im allgemeinen hat man von jeher zwei Hauptrichtungen unterschieden: die geistige, die bei uns durch Schiller repräsentiert wird und die man nicht so kurzweg die reflektive nennen sollte, und die gemütliche, die Goethe vertritt. Darin hatte man auch ganz recht, man behielt nur nicht genug im Auge, daß beide Richtungen in der Phantasie ihre gemeinschaftliche Wurzel haben, welche die geistige allein vor der Abstraktion und die gemütliche vor dem Sturz in die nüchternste Prosa bewahren kann. Denn freilich, wenn jeder Gedanke ein Gedicht oder auch nur der Keim zu einem Gedicht wäre, so hätte Johann Jakob Wagner, der Würzburger Philosoph, recht gehabt, als er seine Dichterschule schrieb und in ihr den Beweis lieferte, daß man jederzeit aus einem scharfen Kopf ein klassischer Dichter werden könne. Und wenn jedes Juchhe und jedes Oweh, das im Wechsel der Gefühle aus dem so oder so bewegten Herzen aufsteigt, nur seine Wahrheit darzutun und etwa noch seine Entstehungsgeschichte hinzuzufügen brauchte, um für poetisch zu gelten, so wäre Vater Gleim mit großem Unrecht ausgestrichen worden, so dürften die Vogl und Genossen nie ausgestrichen werden, so müßten die Nürnberger Meistersänger alle wieder auferstehen, so gäbe es aber auch keinen Unterschied zwischen Poesie und Prosa, als den Reim. Es muß eben ein schöpferischer Akt der Phantasie hinzukommen, der den allgemeinen Gedanken individualisiert und umgekehrt das subjektive Gefühl generalisiert, und die Individuen, in denen dieser Akt sich vollzieht, treten so selten hervor, daß man noch in tausend Jahren keine Übervölkerung des Parnasses zu besorgen haben wird. Den Stadtpfeifern und Turmbläsern gegenüber, die alljährlich unsere Musenalmanache füllen, wird natürlich mit einer Definition nichts ausgerichtet, denn sie verachten sie entweder, oder fühlen sich, wundersamerweise, mit ihr in Übereinstimmung. Aber wem um Einsicht zu tun ist, der gehe dem hier gegebenen Fingerzeige nach und mache auf Goethe und Schiller die Anwendung. Bei Goethe leuchtet es auf den ersten Blick ein, daß alle seine Gedichte Perspektiven mit unendlichen Spiegelungen eröffnen und sich nur darum so eng an die von ihm nicht ohne Grund hochgepriesene Gelegenheit anschließen, weil er den Standpunkt möglichst scharf fixieren muß; aber auch bei Schiller ist nicht zu verkennen, daß er den philosophischen Gehalt, der ihm allerdings immer vorschwebt, keineswegs, wie etwa Lukrez, als einen schon errungenen, bloß ausbreitet und in einem Goldrahmen faßt, sondern daß er uns sein Kämpfen um ihn und also seine Abhängigkeit von ihm in allen Stadien darstellt. So generalisiert der eine sein Besonderes und individualisiert der andere sein Allgemeines, bis sie, von ganz ent-

gegengesetzten Enden ausgehend, in der Mitte des Wegs zusammentreffen und die beiden Hälften der Menschheit innig miteinander verschmelzen. Es versteht sich von selbst, daß nur von den besten Stücken dieser Männer die Rede sein kann.

Auf Goethe und Schiller folgte, wie schon bemerkt wurde, manch schönes Talent, auf dessen Charakterisierung hier Verzicht geleistet werden muß. Uhland war das bedeutendste, und es war ein trauriges Zeichen, daß diese frische, kerngesunde Erscheinung, aus der das ganze mittelalterliche Deutschland lyrisch singt, wie es aus Goethes Götz dramatisch spricht, zunächst in einem Wüstenmaler den Rivalen finden, dann gar durch einen Totenvogel in den Hintergrund gedrängt werden konnte. Aber welche Riesen sind wieder Freiligrath und Lenau, die doch neben Uhland kaum sichtbar bleiben, gegen ihre Nachfolger! Nicht, als ob nicht hier und da noch eine respektable Natur mit markigen Gaben hervorgetreten wäre, aber sie wurde kalt beiseite geschoben oder höchstens so begrüßt, wie der Arzt von den Kindern, der ihnen einen Blutreinigungstee auf den Tisch setzt. Und was sich geltend machte, was gesungen und wieder gesungen wurde, das war meistens der Art, daß man im Gedanken ans Ausland mit Scham und völligem Stillschweigen darüber hinweggehen muß. Jetzt scheint ein Wendepunkt nahe zu sein, denn an allen Ecken und Enden erheben sich nachdrucksvolle Stimmen gegen die in aufgedunsenen Versen vorgetragene gleißnerische Frömmelei und die nebenher tänzelnde läppische Minnesängerei, die sich gern als allein berechtigt hinstellen möchten und die nicht einmal neben anderem zu existieren verdienen, da sie hohl und leer sind. Es dürften, um auf das im Anfang gebrauchte Bild zurückzukommen, bald wieder einige Stelzen brechen, und daher ist es doppelt erfreulich, daß auch wieder Dichter erscheinen, die den Ton der Wahrheit und der Männlichkeit anstimmen, ohne darum weniger religiös zu sein oder sich zarteren Gemüts- und Seelenregungen unzugänglich zu zeigen. Zu diesen Dichtern gehören die beiden, die zu den vorstehenden allgemeinen Betrachtungen nicht sowohl bloß Anlaß gaben, als geradezu dringend aufforderten. In der Kernhaftigkeit und Gediegenheit, die immer auf das Wesen ausgeht und lieber trocken erscheint, als sich nach falschem Prunk und Flittertand umsieht, sind sie einander gleich; in der Beherrschung der Form, die sich freilich hier und da noch sträubt, halten sie sich auch so ziemlich die Stange. Sonst unterscheiden sie sich dadurch, daß Pichler offenbar erst ins Leben hineinschreitet und Reinhold heraus, daß jener also die Welt und, was sich darin regt und bewegt, mit Jubel begrüßt, und dieser mit gesättigtem Blick auf sie zurückschaut, so daß sie sich bei dem einen im

Morgenstrahl und bei dem andern in der Abendbeleuchtung zeigt. Zum Eingehen aufs Detail ist hier nicht der Ort; es sei daher nur noch bemerkt, daß, wenn die Sammlungen sich auch nicht als Sammlungen in unserer deutschen Nationalliteratur behaupten sollten, sich einzelne Stücke doch ohne alle Frage durchsetzen und in jeder mit Verstand ausgewählten Anthologie einen Ehrenplatz finden werden. Dahin rechnen wir bei Pichler z. B. die alte Zither, die zugleich das tiroler Volksleben vortrefflich abspiegelt, und ein Fest; bei Reinhold das wunderschöne dritte Seelied und den Heideritt.

II.

Gedichte von Franz Dingelstedt.*)

Zweite Auflage. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cottascher Verlag. 1858.

Jedes Volk hat sein Lied und hält den ursprünglichen Ton fest, bis es verstummt. So hat auch unsere deutsche Lyrik, wie lianenhaft üppig und bunt sie sich auch durch die Jahrhunderte hinschlingen mag, sich in ihren Elementen nie verändert. Gleich weit entfernt von englischer Schwerfälligkeit wie von französischer Leichtfertigkeit und italienischer Spitzfindigkeit, war sie von jeher das Produkt einer naiven Hingebung an die Dinge und einer etwas nüchternen Reflexion über sie. Unsere Dichter zerfallen nach dem Überwiegen des einen oder des andern dieser Elemente in zwei getrennte Familien, die jedoch den gemeinschaftlichen Grundstamm keinen Augenblick verleugnen können. In Goethes Poesie der süßesten Unmittelbarkeit mischen sich, wie oft schon bemerkt und nicht selten sogar getadelt wurde, die härtesten realistischen Züge; um für den Himmel, dessen Seligkeit er mit einer Engelszunge verkünden will, Glauben zu finden, stößt er die Leiter, mittelst deren er ihn erklomm, nicht zurück, sondern zieht sie nach und zählt uns ihre Sprossen vor. Umgekehrt weiß Schiller für die kühnsten Flüge seiner Spekulation noch immer das menschliche Gemüt zu erwärmen und ihm ein Gefühl einzuflößen, als ob es sich in den goldenen Wolken, zwischen denen er wonnetrunken und der Erde vergessend wandelt, auch säen und ernten ließe; er gewinnt sein Ideal durch die Verklärung des natürlichen Zustandes, nicht durch die unfruchtbare Nihilierung

*) Allgemeine Zeitung. 1859.

desselben, und gelangt zur Verklärung durch simples Zurückgehen aufs Gesetz, in welchem Sollen und Können denn doch zuletzt auch zusammenfallen. Diese wunderbare Mischung des Allgemeinen und des Besondern, die das eine beständig zur Probe des andern macht und die Blutbildung vielleicht um ihr brennendstes Inkarnat bringt, sie dafür aber auch vor der Verwässerung schützt, ist freilich zunächst ein Resultat unserer tiefsinnigen Sprache. Denn diese will, wie kaum eine zweite, überall das Werden veranschaulichen, sie knüpft unermüdlich und unablässig Blüte und Wurzel zusammen und muß darum auch die Übergänge und die Bedingungen, unter denen sie allein zustande kommen, unverrückt im Gesicht behalten. Aber die Sprache ist, um weiter zurückzugreifen, ja auch eben der erste und unverfälschteste Ausdruck der Nationalität und kann nichts abspiegeln, was nicht in ihr liegt.

Jedes Volk hat sein Lied und hält den ursprünglichen Ton fest; allein jede Zeit variiert ihn auf eine eigentümliche, ihren Bedürfnissen entsprechende Weise. Der deutsche Singvogel wird immer ein Blatt des Baums mit in die Höhe nehmen, von dem er sich aufschwingt; aber heute ist es die Eiche des Donnergottes, und morgen ist es Holdas Linde, auf der er sitzt. Anders klingt ein Schlachtgesang und anders ein Kirchenchoral, oder ein weicher Empfindungslaut der Liebe, wenn auch alle drei durch das ihnen gemeinsame Wechselspiel von Naivetät und Reflexion eng miteinander verwandt sind. Ob es aus dur oder aus moll geht, das hängt von den geschichtlichen Erregungen der Nation, ja zum guten Teil, bei der innigen Verbindung aller Kulturvölker untereinander, von der Stimmung der Welt ab. Dies muß man vor allem beachten, wenn man unsere Lyrik und unsere Poesie überhaupt in ihrer Weiterentwicklung begreifen und gerecht gegen sie sein will. Man kann in Deutschland nicht länger Veilchen begießen oder sich in den farbigen Schmelz des Schmetterlingsflügels vertiefen, während man in Frankreich und England den Gesellschaftsvertrag untersucht und an allen Fundamenten des Staats und der Kirche rüttelt. Das ängstliche Gefühl, das sich an eine solche Untersuchung knüpft, die wenigstens scheinbare Unsicherheit aller Zustände, die daraus hervorgeht, verbreitet sich in raschen Schwingungen über ganz Europa und erstickt, wie die unheimlichen Zuckungen eines Erdbebens, zunächst die fröhlichen Stimmen, die aus kindlicher Brust in Dank und Jubel zum Festgelage des Lebens erschallen, macht sich dann aber selbst Luft. Das sind Zeiten, in denen Hamlet seine Auferstehung in irgend einer neuen Gestalt zu feiern pflegt, und er läßt selten lange auf sich warten.

Lord Byron ist der Hamlet des Jahrhunderts. Keiner hat es in der Kunst, an der Sonne nur die Flecken zu sehen und in der Erde nur das Gewürm und die wüsten Totengebeine zu erblicken, vor den belebenden Strahlen aber, die von oben kommen, sowie vor dem frischen Grün, das sie unten erwecken, fest und dicht die Augen zu verschließen, so weit gebracht wie er. Für mich steht er in der englischen Literatur nicht einsam da. Er ist der letzte, aber freilich unendlich gesteigerte Ausläufer der Marlowe, Green, Webster usw., wie auf der entgegengesetzten Seite sein Zeitgenosse Walter Scott in seiner heitern, unversieglichen Lebensfülle ein letzter Schößling des Shakespeare, und er kann in dem Sinn sogar für einen Nationaltypus gelten, als gerade der Engländer, wie so viele wunderliche Selbstmorde und verwandte Erscheinungen beweisen, trotz der allgemeinen Gesundheit des Stammes, zu einer Art von Hypochondrie geneigt ist, die von den sonst bekannten Formen dieser Krankheit so ganz und gar abweicht, daß er sich genötigt sah, einen aparten Namen dafür zu erfinden. Ich bin auch weit davon entfernt, dem Byronschen Weltschmerz, obgleich ich ihn zum Teil auf den Nationalspleen zurückführen zu müssen glaube, die subjektive Wahrheit abzusprechen, oder gar ihn lieblos zu bespötteln. Töne, wie sie ihm zu Gebote standen, werden nicht erheuchelt, und es ist ein sehr wirkliches, ein sehr handgreifliches Unglück, wenn ein Mensch Licht und Luft anders verlangt als sie nun einmal sind; es ist ebenso schlimm, als wenn er das „Übel" oder die Wasserscheu bekäme, und das Widerwärtige und Verächtliche stellt sich erst mit den Nachäffern ein, mit den Leutchen, die, innerlich seelenvergnügt, daß der Frühling sein grünes Kleid nicht abwirft, ihm bloß darum ein rotes wünschen, weil der geniale Brite es ihm gewünscht hat. Ich lasse es ebenfalls ununtersucht, ob sein Zustand aus dem Mangel an Selbstregime hervorging, wie es allerdings scheinen könnte, oder ob dieser Mangel an Selbstregime nicht vielmehr selbst schon das Produkt einer fehlerhaften Organisation war. Aber Shakespeare würde in seiner berühmtesten Tragödie ein schlechtes Stück geliefert haben, wenn er Hamlet das letzte Wort darin gelassen hätte, und um die Welt wird es immer bedenklich stehen, wenn Hamlet mitsprechen darf. Darum war die maß- und grenzenlose Schwärmerei für Byron, obgleich keineswegs unnatürlich, sondern aus den Verhältnissen gar wohl zu erklären, ein höchst wichtiges pathologisches Zeichen.

Das in allen seinen Tiefen aufgeregte Europa machte in dieser Schwärmerei eigentlich dasselbe Hamletfieber durch, welches Deutschland in den siebziger Jahren geschüttelt und das sich im Werther entladen hatte. Wir unserseits wurden nicht mehr so

stark davon berührt, weil es eben nur noch als Rezidiv auftrat. Bitterer Ernst wurde der Weltschmerz diesmal nur in Nikolaus Lenau, und er fiel denn auch als Opfer seiner traurigen Verwechselung der Lupe, die denn doch nur in einzelnen Momenten zur Hand genommen sein will, weil sie das Detail auf Kosten des Ganzen hervorhebt und keinen freien Überblick gestattet, mit dem Auge, das die wohltätige Natur dem Menschen mit auf den Weg gegeben hat. Bei unserem Heinrich Heine dagegen, der sich eine gute Weile als Konduktführer und Leichenmarschall des jüngsten Tages gebärdete, ging der „große Riß", über den er jammerte, nicht einmal durch die Weste, geschweige durch das Herz; er brauchte so wenig den Schneider als den Chirurgen zu bemühen und er zeigte auch bald genug durch die Grimassen, die er schnitt, wie es mit dem schwarzen Frack und mit dem Trauerflören um Hut und Arm gemeint gewesen war. Aber eben weil der Ernst fehlte, war unsere Weltschmerzperiode eine der widerlichsten unserer ganzen Literaturgeschichte und verdient im vollsten Maß die Züchtigung, die ihr seitdem zuteil geworden ist. Dennoch blieb sie nicht ohne Frucht, sie hatte doch den Gesichtskreis erweitert und den Blick geschärft, und man fand nach und nach den Übergang vom Abstrakten zum Konkreten, von den Sonnenflecken, die uns nicht kümmern, zu den Spinnwebsfäden, die uns die Fenster verdunkeln. Dies war das entschiedene, vielleicht noch nicht genug gewürdigte Verdienst unserer politischen Dichterschule, vor allen aber Franz Dingelstedts, der ihr durch seinen „Nachtwächter" erst die poetische Weihe gab. Diese merkwürdige Produktion, die bedeutendste von allen hierher gehörigen und fast die einzige von bleibendem Gehalt, unterschied sich nämlich dadurch von den übrigen, daß sie, weit entfernt sich im Ausspinnen allgemeiner Ideenphantome oder im Konstruieren von oben herab zu gefallen, sich kühn und mutig auf die Erscheinungen warf und diese mit sichrer Hand ins rechte Licht rückte. Darum zündete sie überall, und sogar bei denen, die, wie es dem Referenten selbst erging, der Richtung keineswegs hold waren, die sich aber aufrichtig freuten, durch das epigrammatisch zugespitzte Bild doch endlich von der luftigen Phrase erlöst und wieder auf festen Boden gestellt zu werden. Ich wiederhole hier einfach, was ich vor fünfzehn Jahren aussprach, und ich kann zur Charakterisierung, wie zur Empfehlung der ausgewählten Gedichtsammlung, die uns jetzt vorliegt, nichts besseres sagen, als daß der Dichter diesem Grundzug jener Natur vollkommen treu geblieben ist. Mit ganzer Seele der modernen Welt und der Gegenwart zugewandt, gleicht er bald der Biene, welche einer Blume, die unter wankenden Ruinen blüht, noch im

Moment des Zusammensturzes den letzten Honig entsaugt, und bald dem Raben, welcher das dem Tode verfallene Leben prophetisch und drohend umkreist. Der Rausch, der in unsern Tagen die reine Freude und das stille Entzücken so oft vertreten muß, ist nie hinreißender geschildert worden als in dem „Roman"; das soziale Zerwürfnis, aus dem er entspringt und das übrig bleibt, wenn man auch alle Pessimisten und Utopisten mit ihren Litaneien und Theoremen davonjagt, aber auch nie furchtbarer als in dem „Nachtstück" aus London. Hier haben wir denn auch gleich die beiden Grundelemente der deutschen Lyrik beisammen: das naive Aufjubeln in einer trunkenen Stunde und die gewissenhaft gründliche Reflexion über das Woher und Wohin. Zuweilen machen sie sich in einem und demselben Gedicht geltend, wie z. B. in den „Eidgenossen"; dann hat man ein Gefühl, als ob ein anmutiger Traum von dem zu früh erwachten Schläfer bei der Nachtlampe fortgesponnen würde, und das ist nicht behaglich. Doch es handelt sich hier nicht um Splitterrichterei, sondern um Fixierung des Totaleindrucks, und dieser ist ebenso eigentümlich als nachhaltig, wenn auch keineswegs, wie es im „Epilog" heißt, salon- und pensionsmäßig. Um einzelnes hervorzuheben, so muß ich das „Niederländische Seestück" als die vortrefflichste und erschütterndste moderne Ballade bezeichnen, die ich kenne. Der „Totentanz zu München", nicht der Holbeinische, sondern der von der Cholera während der Industrieausstellung aufgeführte, reiht sich ihr in seiner ersten Nummer würdig an. Unter den „Irrfahrten" gehören: „Am Scheidewege", „Dämmerstunde" und „Ein dunkles Blatt" zum Zartesten, was die neuere Literatur besitzt, und die Lieder aus der „Fremdenlegion", besonders „der Pechvogel aus Kurhessen", ringen mit dem besten aus dem „Kosmopolitischen Nachtwächter" um den Kranz der Frische und der Schärfe. Der Romantik geht der Sänger aus dem Wege; sie jedoch nicht ihm, denn „Herbstlied", „Rosenmärchen" und „Astern" wird die Literaturgeschichte mit zu ihren reizendsten Gaben rechnen müssen. Aber es ist überhaupt charakteristisch an ihm, daß er oft und zu oft an den Nachtwandler erinnert, der sich selbst anruft, und deshalb, trotz des schönsten Mondscheins, Gefahr läuft, vom Dach zu stürzen. Doch auch das hat seinen tieferen Grund in der ihm an- und eingeborenen Richtung auf das Moderne. Eine Welt, die noch selbst nicht weiß, ob und wie weit sie an sich glauben darf, kann auch keinen Dichter erzeugen, der den Glauben nicht zuweilen verlöre.

J. Meyers „Dithmarscher Gedichte".*)

Dithmarscher Gedichte. — Plattdeutsche Poesien in Dithmarscher Mundart von Johann Meyer.

Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1859.

Wer diese Gedichte obenhin betrachtet und mit Dithmarsischer Art und Weise unbekannt ist, der wird fast auf jeder Seite Reminiszenzen aus Klaus Groths Quickborn zu begegnen glauben. Wer sich aber mit Liebe in sie vertieft und das Ländchen mit allen seinen Eigentümlichkeiten kennt, der wird finden, daß beide Dichter, der jüngere wie der ältere, aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft und „dem Volk auf den Mund" gesehen haben. Damit soll dem Verdienst der Dichter durchaus nicht zu nahe getreten, es soll nur ihre gegenseitige Stellung zueinander bestimmt werden. Denn eine Volkspoesie in dem banalen Sinn, worin man den Ausdruck gewöhnlich nimmt, hat nie existiert und wird nie existieren. Jede dichterische Tat, von der Epopoe und der Tragödie an bis zum Handwerksburschenlied und zum Schnaderhüpfel herunter, ist eine Individuelle, und das vielköpfige Ungeheuer als solches kann es so wenig zu einem organisch in sich geschlossenen Kunstgebilde bringen, wie der Wald als solcher zu einem Apfel, der nicht auf einem besonderen Baum gewachsen wäre. Aber freilich trägt das Volk den poetischen Stoff zusammen, indem es mit Millionen Augen sieht und mit Millionen Ohren hört und seltene Naturmomente, die sich der Beobachtung des einzelnen entziehen, wenn er sich nicht eines außerordentlichen Glückes erfreut, so wie wunderbare Geschichten aus der Menschenwelt, die sich oft erst in Jahrhunderten wiederholen, in treuem Sinn festhält und von Geschlecht auf Geschlecht vererbt. Tritt nun der Dichter hinzu, so wird er den aufgespeicherten Reichtum ohne Zweifel zu schätzen wissen, aber die Hauptsache, die Beseelung geht von ihm aus, und darum ist und bleibt er der eigentliche Schöpfer, dem im wesentlichen so wenig vorgearbeitet, als nachgeholfen werden kann. Es ist das Verhältnis der Biene zum Blumenflor; der Saft hat es noch weit zum Honig.

Die plattdeutsche Literatur ist, nachdem sie lange geruht oder vielmehr in tiefster Stille ihren Faden fortgesponnen hat, plötzlich wieder auf den Markt getreten und sogar mit einigem Lärm. Man darf Klaus Groths Briefe über Hochdeutsch und Platt-

*) Wiener Zeitung. 1859.

deutsch als ihr neuestes Manifest betrachten, und diese haben, der wunderlichen Meinung gegenüber, daß das Plattdeutsche ausgerottet werden müsse, die sich vor Jahren einmal hervorwagte, seine Existenzberechtigung aufs Unwiderleglichste dargetan. Nur kann ich dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er daraus, daß alles Plattdeutsch gesagt werden **kann**, den Schluß zieht, daß auch alles Plattdeutsch gesagt werden **darf**. Das würde auch nach meiner Überzeugung auf dem einzigen Gebiet, auf dem wir Deutsche seit Jahrhunderten einig sind, eine unheilvolle Zersplitterung herbeiführen und zur Folge haben, daß der Nationalgeist, der bis jetzt doch wenigstens in der Literatur ganz und ungebrochen wirkte, auch hier dem entkräftenden Dualismus verfiele, der vielleicht dereinst in der Weltgeschichte den Namen des deutschen Fluches tragen wird. Man soll Plattdeutsch sagen, was sich nur Plattdeutsch sagen läßt; wenn wir weiter gehen, so kommen wir am Ende wieder zur plattdeutschen Bibel zurück, und mit Entfernung der hochdeutschen ist die Brücke zwischen dem Volk, dem doch eben genützt werden soll, und der hochdeutschen Kultur, der sich schwerlich bis zum jüngsten Tage eine ebenbürtige plattdeutsche an die Seite setzen dürfte, auch zerstört. Den Kreis aber steckt das **Herz** ab, denn das Gemütsleben, trete es nun rein lyrisch als persönlicher Empfindungslaut des Individuums oder humoristisch als Gefühlsausdruck des allgemeinen Weltzwiespalts hervor, ist so untrennbar an die Muttersprache gebunden, wie das Blut an die Ader, weshalb sich Klaus Groth und Fritz Reuter, oder „Reinke, de Voß" trotz Goethe nicht ins Hochdeutsche übertragen lassen, aber eben so wenig auch Ludwig Uhland und Eduard Mörike ins Plattdeutsche. In diesem Kreise haben die plattdeutschen Dichter sich auch instinktiv gehalten, selbst Klaus Groth, ungeachtet seiner Theorie, und ist ihnen nur Glück dazu zu wünschen; es soll aber natürlich nicht damit gesagt sein, daß ein Niedersachse absolut Plattdeutsch dichten müsse.

Die Gedichte Johann Meyers, die mir zu diesen Erörterungen den Anlaß darbieten, sind als eine wesentliche Bereicherung der plattdeutschen Literatur zu bezeichnen und ich mache mir eine Pflicht daraus, sie aufs wärmste zu empfehlen. Vom hellen sangbaren Liede an, durch die saftige frische Idylle hindurch bis zum historischen Genrebild hinauf, klingen uns aus der Sammlung alle Töne wieder entgegen, die Klaus Groth den verdienten Beifall gewannen, einige schwächer und matter, wie das sich bei zwei verschiedenen Individuen von selbst versteht, andere in gleicher Stärke und einer mit viel größerer Gewalt. Findet sich kein Stück, wie: „Rumpelkammer" oder „Matten Has",

die ich an die Spitze des „Quickborn“ stelle, so kann „Anna“ es kühn mit „Hanne ut Frankrik“ und mit „De Vullmacht“ aufnehmen, und „De Slach bi Hemmingsted“ überragt die gleichnamige Ballade bei Groth um vieles; ebenso „De letzte Fehde“. Holstein hat den Dichter bereits mit inniger Freude begrüßt, und dem gemeinsamen deutschen Vaterland möge er in der ernsten Katastrophe, womit welscher Übermut uns trotz Leipzig und Waterloo abermals zu bedrohen scheint, als ein neuer Beweis gelten, wie viel edles Mark noch in dem schlichten Volksstamme steckt, der an der Eider in stiller Qual, wie der von einem Hornisschwarm befallene Ritter des alten Liedes, seiner endlichen Erlösung harrt.

Sidonia von Bork, die Klosterhexe.*)

Angebliche Vertilgerin des gesamten herzoglich pommerschen Regentenhauses. Herausgegeben von Wilhelm Meinhold.

Drei Bände. Leipzig, Verlag von J. J. Weber, 1848.

Dieser chronikalisch-historische Roman, wie ihn der Verfasser nennt, erregte schon, als er fragmentarisch mitgeteilt wurde, Aufsehen, wenn auch kein ganz vorteilhaftes. Jetzt liegt er in elegantester Ausstattung mit zwiefachem Porträt der Heldin geschmückt, vollständig vor und gehört zu den wenigen größeren Werken, die im Revolutionsjahre aus der deutschen Presse hervorgegangen sind. Die unparteiische Kritik, der es nicht um Nebendinge, sondern um die Sache selbst, um das Gedeihen der Literatur zu tun ist, muß es für ihre Pflicht halten, ihn einer ausführlichen Beurteilung zu unterziehen, wäre es auch nur, um dem Hilferuf des Verfassers zu entsprechen. Meinhold befindet sich nämlich in einer eigentümlichen Lage, in die er freilich nicht ganz ohne eigenes Verschulden hinein geriet, in der ihn aber niemand, der sein schönes Talent zu achten weiß, stecken lassen wird. Es ist bekannt, daß die Bernsteinhexe seinen Ruf begründet hat. Als er diese herausgab, gefiel es ihm, sie für einen Chronikenfund auszugeben, und er fand damit so viel Glauben, daß, als er später erklärte, sie sei von einem Ende bis zum andern seine Erfindung, man die Wahrheit seiner Erklärung nicht bloß im allgemeinen in Zweifel zog, sondern sie so-

*) Wiener Jahrbücher. 1849.

gar hie und da entschieden bestritt. Die Gründe, die man für eine solche, die Grenze des Erlaubten doch wohl überschreitende Keckheit anführte, konnten dem Dichter zwar nur schmeichelhaft sein, denn sie waren alle aus der Vortrefflichkeit seines Werkes gezogen und legten also nur ein beredtes Zeugnis mehr dafür ab, daß ihm gelungen war, was er gewollt und erstrebt hatte. Der Mensch mußte sich aber mit Notwendigkeit verletzt fühlen, und Meinhold hatte seine Sidonia von Bork vielleicht nur geschrieben, um durch die Tat darzutun, daß er die Bernsteinhexe habe schreiben können. Ist ihm das geglückt oder nicht? Ehe wir hierauf antworten, wollen wir uns, wie billig, ins Gedächtnis zurückrufen, daß es schon mehr als einen Autor gab, der nur ein einziges gutes Buch zu liefern vermochte. Wie die Antwort daher auch ausfallen möge, für Meinhold kann sie etwas beweisen, gegen ihn nichts.

Es handelt sich hier nicht bloß um die ästhetische Würdigung eines Romans, es handelt sich um die Entscheidung eines literarischen, ja eines sittlichen Prozesses. Da ist denn ein Zurückgehen auf die Bernsteinhexe unumgänglich nötig. Der Beweis, daß diese kein Chronikenfund sein kann, ist leicht geführt, wenigstens vor jedem, der von der Form einen Begriff hat. Man sehe das Bild an, man prüfe es im allgemeinen und im besonderen, und man wird immer mehr von einem Geist hoher Notwendigkeit ergriffen werden, der nur dem Dichter, nie dem Chronisten oder Autobiographen inne wohnt. Man wird diesen Geist der Notwendigkeit nicht bloß in der Anordnung und dem Verhältnis der Teile untereinander erkennen; man wird ihn auch in der Mischung der Farben nicht vermissen. Ganz besonders wird man ihn aber den anscheinenden hors-d'oeuvre, aus denen der Rahmen zusammengefügt ist, abmerken. Dahin gehört das Hineinspielen des Dreißigjährigen Kriegs, das Erscheinen des Königs von Schweden und ähnliches. Der Chronist, der Autobiograph hätte diese Dinge ganz anders behandelt, er hätte sich nicht mit dem andeutenden G-Dur oder C-Moll des Komponisten begnügt, er hätte uns die Geschichte des deutschen Reichs mit in den Kauf gegeben. In der Bernsteinhexe sind sie nur so weit benutzt, als die Rücksichten auf das Gemälde, auf Schatten und Licht, es erheischt oder gestattet. Daß der Küster Appelmann alles Überflüssige und Weitläufige instinktmäßig für seine Altarlichter herausgerissen habe, wird doch niemand einwenden wollen. Es bleibt also dabei, daß das Werk alle Eigenschaften einer künstlerischen Komposition besitzt und daß ihm jedes Merkmal eines wilden Gewächses abgeht. Darum ist es aber auch ganz unbestreitbar eine künstlerische Komposition und so wenig aus einer

Chronik herausgeschüttelt worden, wie ein lebendiger Mensch als Präzipität der Atmosphäre aus der Luft herunterfallen kann. Nun kann freilich noch die Frage aufgeworfen werden, ob, wenn denn die Bernsteinhexe das Erzeugnis eines Dichters ist, gerade Wilhelm Meinhold dieser Dichter sein muß. Sie läßt sich natürlich nicht unbedingt bejahen, wohl aber läßt es sich aus inneren Gründen entschieden verneinen, daß ein älterer Dichter, z. B. ein Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, Verfasser der Bernsteinhexe sein könne. Denn dieser würde trotz der Objektivität den **Hauptakzent** auf ganz andere Momente der Darstellung gelegt haben, als jetzt hervorgehoben sind. Dies alles ließe sich überall am einzelnen nachweisen. Man nehme z. B. den Anfang des siebenten Kapitels. „Nach etzlichen Tagen, als unsere Nothdurft fast verzehret, fiel mir auch meine letzte Kuh umb (die andern hatten die Wülfe, wie oben bemeldet, allbereits zurissen), nicht ohne sonderlichen Verdacht, daß die Lise ihr etwas angethan, anerwogen sie den Tag vorhero noch wacker gefressen. Doch lasse ich das in seinen Würden, dieweil ich niemand nit verleumbdden mag; kann auch geschehen sein durch die Schikkung des gerechten Gottes, deßen Zorn ich wohl verdienet hab' — Summa: ich war wiederumb in großen Nöthen und mein Töchterlein Maria zuriß mir noch mehr das Herze durch ihr Seufzen, als das Geschreie anhub: daß abermalen ein Trupp Kaiserlicher nach Unkeritze gekommen und noch gräulicher denn die ersten gemarodiret, auch das halbe Dorf in Brand gestecket.“ Aus dieser Stelle, so kurz sie ist, blickt mit hellen, klaren Augen schon der Dichter hervor. Sie schildert zunächst die allgemeine Situation des Landes und des Volks, man sieht in die Greuel des Krieges und des Hexenunwesens zugleich hinein. Sie veranschaulicht aber zugleich auch die spezielle Lage des Helden; seine Notdurft ist fast verzehrt, da fällt ihm seine letzte Kuh um. Der Zwischensatz: „die andern hatten die Wülfe allbereits zurissen“ ist besonders zu beachten; er zeugt ganz unwidersprechlich von einem poetisch darstellenden Geist, der nicht eine notwendige Linie ungezogen läßt und überall ein Farbenkorn hinzutut. Der Chronist hätte nur mit abstrakter Zahlenbestimmtheit von der letzten Kuh gesprochen; der Dichter erzählt uns, wo die anderen Kühe geblieben sind, und zwar, weil er dadurch Gelegenheit erhält, uns einen vorläufigen Blick in den mit Wölfen bevölkerten Wald werfen zu lassen, zu dem der Held bald darauf seine Zuflucht nehmen soll. Man nehme weiter die Geschichte von dem gefundenen Brot! Erzählt hätte der Chronist sie wohl auch; möglicherweise hätte er sogar des Raben gedacht, wäre es auch nur geschehen, weil er durch ihn an den Raben des Propheten Elias erinnert wurde;

sicher aber hätte er des Querwegs, der kaiserlichen Reiter und der Roßtrappen nicht erwähnt. Wie vortrefflich, wie dramatisch wird endlich noch Lise Kolken eingeführt! Wen packt nicht sogleich ein unheimliches Gefühl, wenn er sieht, daß dieses Weib imstande ist, ihren „Kerl“ vor den wilden Soldaten zu schützen. Wie schnell erhält dieses Gefühl seine Bestätigung durch den verdächtigen Vorfall am Altar. Und wie fertig und abgeschlossen steht das widerwärtige Geschöpf da, wenn es die gebratenen Vögel in den Busch wirft! Es ist in der Kunst von der größten Wichtigkeit, daß den Dingen am rechten Ort ihre Schatten voraufgehen, damit die ordinäre Überraschung das höhere Interesse nicht beeinträchtige. Wie fein ist das hier beobachtet! Wo man aber alle Gesetze der Kunst erfüllt sieht, da ist ein Kunstwerk vorhanden, und ein Kunstwerk kommt nur durch einen Künstler zustande! Wäre der Künstler nun, was er ja allerdings noch sein könnte, ein mittelalterlicher, kein moderner, so würde seine Subjektivität auf eine ganz andere Weise zum Vorschein gekommen sein, als es jetzt geschieht. Er würde dem Hexenwesen gegenüber einen bestimmten Standpunkt eingenommen, es nicht wie ein nun einmal vorhandenes Element der Geschichte ohne alle Andeutung seines individuellen Verhältnisses zum Gegenstand behandelt haben. Das ist nirgends der Fall, der Glaube an den Hexenunfug wird so wenig durch eine bescheidene Skepsis bestritten als durch Gründe unterstützt, und die Objektivität, die hierin liegt, war im siebzehnten Jahrhundert einem deutschen Dichter noch weniger möglich, wie dem größten englischen eine aus gerechter Würdigung hervorgegangene Darstellung der Jungfrau von Orleans, zu der Shakespeare es bekanntlich nicht brachte. Dagegen konnte nur ein moderner Künstler so viel Liebe auf die Veranschaulichung der patriarchalischen Sitten und Zustände jenes Zeitalters verwenden, als fast jede Zeile des Buches verrät; es kann niemanden, der sich nicht absichtlich verblenden will, entgehen, daß der Autor zurückblickt. Darum ist die Bernsteinhexe nicht allein das freie Erzeugnis eines Dichters, sondern auch das Erzeugnis eines Zeitgenossen, und so lange, bis sich ein anderer als Verfasser meldet und legitimiert, das Erzeugnis Wilhelm Meinholds. Dafür bedarf es keines weiteren Beweises, als der Bernsteinhexe selbst.

Wenden wir uns nun zu Sidonia von Bork! Meinhold beklagt sich bitterlich darüber, daß dieses sein neues Werk schon vor dem Erscheinen auf einige in der Weberschen Novellenzeitung mitgeteilte Kapitel hin verurteilt worden sei. Das hätte nun freilich nicht geschehen sollen, denn ein Roman ist so wenig nach einem Fragment abzuschätzen, als ein verhülltes Bild nach der

einen oder der anderen kleinen Partie, die sichtbar wird, weil der Schleier sich verschoben hat oder weil er dort durchlöchert ist. Auch mag Meinhold nicht unrecht haben, wenn er hieraus schließt, daß die Zeit nahe sein dürfte, wo nur noch die Titel der Bücher gelesen und rezensiert werden würden. Aber auch die ehrlichste und gründlichste Kritik wird sich nicht veranlaßt finden, den Spruch ganz und gar zu ändern. Sidonia von Bork steht tief unter der Bersteinhexe, und das Wort einer tiefgebildeten Frau, daß sie ihr wie die nur zum Teil gelungene Kopie eines vortrefflichen Originals vorkomme, hat einen guten Grund. Meinhold kann jedoch recht wohl zugleich Urheber des Originals und der Kopie sein. Auch schließt das, wie sich von selbst versteht, das Vorhandensein anerkennungswerter Einzelheiten durchaus nicht aus, und wenn unsere Dutzendkritikaster, vielleicht gereizt von den etwas zu stachlichten Arabesken, womit Meinhold seinen Roman eingefaßt hat, sich beeiferten, die Sidonia von Bork fast unter Null herabzusetzen, so will ich mich bestreben, ihre positiven Seiten hervorzuheben, um das Gleichgewicht einigermaßen wieder herzustellen. Denn so gewiß es ist, daß sie den Vergleich mit der Bernsteinhexe nicht aushält, so gewiß ist es auch, daß sie über die ordinäre Romanware hoch hinausragt. Jene Arabesken gedenke ich jedoch keineswegs in Schutz zu nehmen, schon deswegen nicht, weil ich auf dem Parnaß nicht gern die Kanzel aufgeschlagen sehe. Doch der Rahmen macht mich nicht ungerecht gegen das Bild.

Vorher noch einige allgemeine Bemerkungen über die Ansichten, die der Verfasser sich nach seinen Vorreden über die Romandichtung gebildet hat. Sie sind im ganzen so gesund, wie es sich bei seinem großen Talent im voraus erwarten ließ. Denn man sage was man wolle, Kraft und Erkenntnis gehen in ästhetischen Dingen Hand in Hand und höchstens kann in Ausnahmefällen der Erkenntnis die Kraft fehlen, nie aber der Kraft die Erkenntnis.*) So dringt er denn überall mit Unerbittlichkeit auf Darstellung, freie und ganze Darstellung, und ist ein unversöhnlicher Feind alles Umschreibens und Räsonnierens. Darin hat er auch unbedingt recht. Wenn er aber glaubt, die Darstellung erreiche erst dadurch den höchst möglichen Grad der Lebendigkeit, daß der Dichter seinen Personen die Sprache des Jahrhunderts, in welchem sie leben, in den Mund lege, so ist er in diesem Punkt einem falschen Empirismus verfallen. Die

*) Dies ist ausführlicher entwickelt in dem Aufsatze Hebbels: Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntnis zueinander? (Bd. 9 dieser Ausgabe.)

wirkliche Sprache des Helden hat im Roman und überhaupt in der Dichtung nicht mehr zu tun, wie sein wirklicher Stiefel im Gemälde. Das ganz ordinäre Natürlichkeitsprinzip mag dabei seine Rechnung finden; dem wäre ja gewiß auch mit einem einbalsamierten und obendrein geschminkten Leichnam mehr gedient, wie mit einer iconischen Bildsäule. Allein dieses Prinzip steht im entschiedensten Widerspruch mit der Kunst und muß völlig überwunden sein, ehe von Kunst überhaupt nur die Rede sein kann. Wo es sich um ein Kunstwerk handelt, sind alle Mittel der Art von vorneherein ausgeschlossen; sie gehen auf eine ganz andere Wirkung aus, als das Kunstwerk im Auge haben soll, und es ist gleichgültig, ob auf eine stärkere oder auf eine schwächere. Wenn Meinhold recht hätte, so müßte im Roman und im Drama, wie der Altdeutsche altdeutsch, so auch der Grieche griechisch, der Römer römisch sprechen, und Troilus und Kressida, Julius Cäsar und Koriolan hätten nicht geschrieben werden können, wenigstens nicht von Shakespeare. Er hat aber nicht recht, und seine eigenen Erzeugnisse beweisen es. Weit entfernt, daß die erkünstelte, zurecht gemachte Sprache der Bernsteinhexe nützte und ihr notwendig wäre, sie schadet ihr; sie war bloß notwendig für den Nebenzweck des Verfassers, für die beabsichtigte Täuschung. Das Bild hätte den einfach treuherzigen Ton, in dem es gehalten ist und der allerdings zu ihm gehört, wahrlich nicht verloren, wenn er sein Buch in gewöhnlichem Deutsch geschrieben hätte. Dies zeigt z. B. Brentanos Erzählung vom braven Kasperl und der schönen Nannerl; dies zeigt noch unwidersprechlicher Tiecks blonder Eckbert. Dagegen hätte Tiecks treuer Eckart und ähnliches Meinhold darüber belehren sollen, wohin das sprachliche Imitieren führt. Hebel brachte in seinen allemannischen Gedichten ein Idiom zur literarischen Geltung, das noch lebt, noch wirklich gesprochen wird. Er sollte es nicht erst aus Chroniken und Wörterbüchern mühsam zusammenlesen, er sprach es selbst, es kam ihm aus der Brust heraus. Ja, die einfachen Anschauungen und Gedanken, die seinen Gedichten den Inhalt geben, waren auf untrennbare Weise mit diesem Idiom verwachsen, und er hätte sie erst ins Hochdeutsche übertragen, d. h. den Tieck-Meinholdschen Prozeß umkehren müssen, wenn er ihnen das Idiom hätte abstreifen wollen. Darum liegt in dem Eindruck, den sie erregten, durchaus nichts von Affektation, man fühlt die Kongruenz zwischen Form und Gehalt heraus. Das Gegenteil gilt von Tiecks treuem Eckart und den Grillenhaftigkeiten, die ihm gleichen und auf ihn folgten; sie wirken, wie das absichtliche Stammeln eines mit ausgebildetem und gefügigem Sprachwerkzeug ausgerüsteten Menschen wirken würde.

In Meinholds Bernsteinhexe und seiner Sidonia von Bork ist der Eindruck nicht ganz so störend, doch das beweist nur, daß er geschickter imitiert hat; denn Tieck brachte freilich nur einen in jeder Beziehung ungenießbaren Mischmasch zustande; er wollte das Verkehrte und machte es uns dadurch nur noch widerwärtiger, daß er es nicht einmal erreichte. Für das Theorem selbst kann es nichts beweisen; der Dichter hat mit dieser Art von Illusionsmitteln nicht mehr zu schaffen, wie der Bildhauer mit den Geheimnissen des Wundermannes, der in Wachs bossiert. Wilibald Alexis, der in seinem falschen Woldemar einen ähnlichen Versuch machte, hat das schon begriffen, wie seine neuesten Arbeiten zeigen; ich hoffe, Meinhold wird es auch tun. Niemals aber lasse er sich in seiner freien Behandlung des Zynischen irremachen, wie der Unverstand auch dawider eifern mag! Er hat ganz recht; wo das Zynische nicht als Selbstzweck auftritt, wo es einem höheren Zweck dient und sich als einzelner Farbenstrich harmonisch im Totalgemälde auflöst, da kann sich nur eine ganz verdorbene Phantasie daran stoßen, nur eine solche, die allenfalls auch in der Sixtinischen Madonna nur ein Weib erblickt, das sich, wie das Kind auf ihrem Arm beweist, einmal in einer interessanten Situation befunden haben muß. Wer kann auf dieses Gesindel Rücksicht nehmen, und ob Legionen davon herumliefen!

Gehen wir jetzt auf Sidonia von Bork näher ein. Es ist zunächst keine Empfehlung für das Werk, daß es eine Hexengeschichte behandelt und doch drei starke Bände füllt. Denn das Hexenwesen ist an sich so häßlich im weitesten Sinne des Worts, daß das menschliche Gemüt kaum eine lange anhaltende Beschäftigung mit demselben verträgt. Doch dieser Übelstand hätte allenfalls durch eine hohe Vollendung der Form aufgewogen werden können; der Dichter konnte sich die Teilnahme, die ihm bei der abstoßenden Natur des Gegenstandes nicht freiwillig gezollt wurde, vielleicht mit Gewalt erzwingen. Eine solche Formvollendung werden aber nicht bloß Meinholds Gegner, sondern auch seine wärmsten Freunde vermissen. Sidonia von Bork bietet uns keineswegs ein in allen Teilen künstlerisch abgeschlossenes Ganzes, das man nur in seiner Totalität bejahen oder verneinen, an dem man aber im einzelnen nicht markten und mäkeln kann. Sie bringt uns vielmehr eine Reihe von mehr oder minder gelungenen Gemälden, die durch den Charakter der Heldin nur lose mit einander zusammenhängen. Einen lebendigen Menschen muß man hinnehmen wie er ist, oder ihn gehen lassen; man kann nicht mit seinem rechten Arm ein Freundschaftsbündnis schließen und dem linken den Krieg erklären. In einer Ge-

mäldegalerie aber kann man allerdings das eine Bild bewundern und dem andern den Rücken wenden. Die Bernsteinhexe konnte in ihrer hohen Geschlossenheit nur Verehrer oder Widersacher finden. Sidonia von Bork wird ohne Zweifel von manchem ganz weggeworfen, aber, ich muß es aussprechen, von niemandem ganz anerkannt werden.

Dieser Punkt ist wichtig. Noch wichtiger ist ein zweiter. Die Bernsteinhexe fordert keinen Glauben für das Hexenwesen; Sidonia von Bork tut es, und in beträchtlichem Grade. Wenn Aristoteles aussprach: das Wunderbare gefalle immer, so fand er freilich nicht nötig, erst die Grenze zwischen dem Wunderbaren und dem Ungereimten zu ziehen, denn seine Griechen mit ihren klaren Augen und dem gesunden Instinkt konnten sie gar nicht überschreiten. Auf diese Grenze kommt aber alles an, und ich fürchte sehr, die Hexerei liegt jenseits derselben. Die Kunst darf nach meiner Meinung unter keinen Umständen ihr selbst, sondern nur dem Glauben an sie Realität einräumen. Dieser Glaube hat Wirkungen gehabt, fürchterliche Wirkungen; er ist ein Element der Geschichte und darum auch in alle Ewigkeit ein Element der Kunst. Der Künstler dagegen, der die Hexerei selbst, die unaufgelöste, nackte Hexerei, zum Mittelpunkt einer Darstellung macht, stellt sein Werk auf eine äußerst gefährliche Spitze, mag er sie nun als ein einmal Sanktioniertes ohne weitere Vorbereitungen und Erklärungsversuche einführen, oder sich, noch schlimmer, bestreben, ihr durch die Anknüpfung an rätselhafte Naturprozesse eine mystische Grundlage zu geben. Bis auf einen gewissen Grad gilt dies alles vom Übernatürlichen überhaupt; ein Kunstwerk, das dessen bedürftig ist, steht nie so hoch, wie eines, das sich ganz auf die reale Welt stützt, die phantastische Komödie, z. B. die des Aristophanes, welche die reale Welt aufheben darf, weil sie sich selbst auch wieder aufhebt, ausgenommen. Wir zittern zwar vor dem Geist im Hamlet, denn Shakespeares Genius war mächtig genug, ihn mit allem, was Grauen und Furcht einzuflößen vermag, zu umkleiden; aber die ungeheuere Tragödie hätte vielleicht auch ohne den Geist zustande kommen, Hamlets Verdacht hätte auch auf andere Weise erregt werden können, und das wäre so gewiß besser gewesen, als ein Motiv, das allen Zeiten entspricht, einem Motiv vorgezogen zu werden verdient, das von gewissen historischen Voraussetzungen abhängt, in welche eine späte Nachwelt sich nicht ohne Zwang mehr findet. Doch etwas ganz anderes ist allerdings der Glaube an Geister, und etwas ganz anderes der Glaube an Hexen. Die Mitternachtsstunde, ein Kirchhof werden dem Menschen noch lange die Haare zu Berge treiben, während er

den Besenstiel und die Schornsteinhöhle schon jetzt mit der größten Kaltblütigkeit betrachtet und sich auch der Bauer mit den roten Augen alter Weiber längst ausgesöhnt hat. Der Dichter, der diese Dinge für irgendeinen Zweck wieder rehabilitieren will, wagt nicht bloß viel, er wagt zu viel. Denn selbst wenn es gelingen könnte, würde der Eindruck durch die sich aufdringende Reflexion, daß eine große Kraft für etwas durchaus Nichtiges angestrengt und also verschwendet worden sei, gestört werden.

An der Bernsteinhexe ist dies das Rührende und Erschütternde, daß die Heldin bei der reinsten Unschuld und dem höchsten Seelenadel teils durch den verhängnisvollen Bernsteinfund und dessen mißdeutete und doch so einfache Konsequenzen, teils durch die allgemeine Verblendung des Jahrhunderts, der sich niemand, der sich ihr eigner Vater nicht einmal ganz zu entziehen vermag, in ihr finsteres Schicksal verstrickt wird. Mit der Sidonia von Bork verhält es sich ganz anders. Als Kokette beginnt sie; schon am Schluß des ersten Bandes ist sie eine der gemeinsten Unzucht pflegende und dabei ertappte Buhlerin; darauf begibt sie sich in ein Frauenhaus, wird, auch hier wieder verjagt, Räuberbraut, verschwindet auf dreißig Jahre, taucht wieder auf und endet als Klosterhexe, die trotz ihres adeligen Herkommens verbrannt wird. Ein so würdeloses Geschöpf, das uns am Anfang seiner Laufbahn nicht durch gewaltige Leidenschaften fesselt und uns am Ende derselben ebenso wenig durch dämonische Größe imponiert, kann kein nachhaltiges Interesse einflößen. Der Verfasser sucht seine Sidonia als ein Produkt einer elenden Erziehung und der ihr durch diese eingeimpften Gottlosigkeit hinzustellen; aber wir schütteln den Kopf zu dieser mißlichsten aller Motivierungen, die in gut Pestalozzisch-Fichteschem Sinne den Menschen zu einer Art von Ton in Schulmeisterhänden herabsetzen möchte, und wir sind und bleiben der Überzeugung, daß die Verderbtheit bei diesem Weibe in Herz und Nieren saß, und daß Sidonia durch rechtzeitige Anwendung des „Katechismus Gerschovii“ so wenig zu ändern und zu bessern gewesen wäre, wie die Distel durch Abschneiden ihrer ersten Schößlinge in eine Rose umzuwandeln ist. Nein, so steht es nicht mit der menschlichen Natur; wenn es aber auch so mit ihr stünde, so könnte es doch nie den Vorwurf einer ästhetischen Darstellung abgeben. Unerhört ist es auch, daß der Verfasser die Heldin in einem Moment, wo man es am wenigsten erwartet, auf volle dreißig Jahre verschwinden und sie erst als eine Art von Fossil wieder zum Vorschein kommen läßt. Als vollendetes Scheusal steht sie nun da; wie sie es wurde, erfahren wir nicht, die psychologischen Umbildungsprozesse werden uns vorenthalten, dennoch müssen

wir sie noch ein ganzes Alphabet hindurch begleiten und zusehen, wie sie tolles und nichtswürdiges Zeug treibt. Das ist ein Mißgriff unglaublicher Art. Nein, lieber Meinhold, wie ein Mensch Hyäne wird, das kann uns interessieren, aber nicht wie er als Hyäne wütet.

Ein milderes Urteil über den Hauptcharakter des dreibändigen Werkes ist nicht möglich. Daraus folgt jedoch nur, daß der Hauptcharakter die schwächste Seite desselben ist. Die ehrliche Kritik durfte diese Seite nicht verhüllen, aber mit Freuden sieht sie von ihr ab und deutet auf die stärkeren und gelungeneren hin. Der Roman kann freilich bei einem solchen Hauptcharakter auf den Namen eines geschlossenen, in allen Teilen durchgebildeten Kunstwerks keinen Anspruch machen, und schon deshalb hätte ich ihn unter die Bernsteinhexe setzen müssen. Aber er enthält Partien, die vortrefflich sind und die den Zweifel, ob Meinhold wirklicher Verfasser der Bernsteinhexe sei, selbst bei dem Ungläubigsten, jeder anderen Argumentation Unzugänglichen beseitigen müssen. Am besten dürfte er als ein Sittengemälde des siebzehnten Jahrhunderts zu bezeichnen sein. In diesem Sinne leistet er außerordentliches, aber auch an Charakteren, an vollendeten Gestalten von Fleisch und Blut fehlt es nicht.

Moderne Titanen, kleine Leute in großer Zeit.*)

Roman in drei Teilen von R. Giseke.

Leipzig. Brockhaus 1850.

Ich brauche dem Leser gewiß nur zu sagen, daß die Nemesis in diesem Roman durch den Fürsten Windischgrätz vertreten wird, um seine Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Man sieht, die Poesie wird immer kühner, immer zuversichtlicher; ehemals glaubte man, historische Ereignisse und Charaktere müßten sehr weit in den Nebel der Vergangenheit zurückgewichen sein, um poetisch brauchbar zu werden; jetzt trifft man Persönlichkeiten, mit denen man noch gestern auf der Eisenbahn fuhr, heute schon im Roman und morgen vielleicht im Drama an. Dies beweist eins von beiden: entweder ein außerordentliches Erstarken unserer poetischen Nationalkraft, welches sie Schwierigkeiten überwinden läßt, vor denen die großen Dichter früherer Perioden zurückschraken, oder ein völliges Erschlaffen derselben, welches ihr nicht einmal mehr die Erkenntnis dieser Schwierigkeiten gestattet. Denn an und für sich ist die

*) Wiener Reichszeitung. 1850.

Aufgabe durchaus nicht unlösbar, aber es gehört ein Talent dazu, das man nur in den allerseltensten Fällen voraussetzen darf.

Unser Verfasser befindet sich nicht im Besitz dieses Talents, er steht darum jedoch, um es zur Beseitigung möglicher Mißverständnisse gleich hinzuzufügen, nicht im mindesten hinter seinen männlichen und weiblichen Rivalen im Gebiet des sogenannten modernen Romans zurück, wenn wir die Dudevant ausnehmen. Ihm ist das klare Auge, vor dem das Zufällige der Erscheinungen vergeht, das Notwendige aber besteht, nicht verliehen, und noch weniger die sichere Hand, die sie in bleibenden Typen hinstellt, er drückt nur seine persönlichen Sympathien und Antipathien aus, und bringt es eben deshalb nur zu Figuren, nicht zu lebendigen Gestalten. Aber es geht ein solcher Hauch der Wahrheit durch sein Werk hindurch und er hat eine so glückliche Auffassungsgabe für manches Detail der Situationen, daß seine Leistung trotz ihrer Mängel vor vielen ähnlichen aufmerksame Beachtung verdient. Nur gegen die Konsequenzen, die sich aus dem vielsagenden Titel ergeben, muß ich entschieden Protest einlegen; dieser ist unpassend gewählt, denn er läßt uns statt einer relativ berechtigten Schilderung der ungeheuren Zeitkrisis von einem subjektiven Standpunkte aus, wie sie das Buch bringt, eine allgemein gültige Darstellung erwarten, von der doch nicht die Rede sein kann.

Kleine Leute in großer Zeit! Die kleinen Leute sind da, aber wo blieb die große Zeit? Wir sehen uns vergebens nach ihr um, und freilich ist das sehr natürlich, denn die Größe der Zeit beruht allein auf den neuen Ideen, die Kunst und Wissenschaft im letzten Jahrhundert durch gemeinschaftliche, riesenhafte Anstrengungen erarbeitet haben, und diese Ideen werden in unserem Roman durch Figuren repräsentiert, die nicht mehr von ihnen wissen, wie ein Schillerscher Wachtmeister vom Grundgedanken eines Wallenstein. Solch ein Wachtmeister denkt, wenn er marschieren muß: nun ist alles erlaubt, was früher verboten war, was andern gehörte, ist jetzt dein, und wenn du nur deine Soldatenpflicht erfüllst, so hast du mit dem Katechismus nichts weiter zu schaffen! Der Troß, der sich den geistigen Vorkämpfern der Geschichte anschließt, denkt ebenso und sucht, wie wir es schaudernd erlebten, die noble Theorie in die Praxis einzuführen, sobald sich die Gelegenheit günstig zeigt. Aber wer daraus auf den Kern der Bewegung schließen und diese nach Grund und Zweck abschätzen will, der muß nach den Trinkstubenexzessen und Plünderungsgelüsten des Wachtmeisters auch die Berechtigung und ethische Bedeutung des Krieges bestimmen. Es ist jedoch eine bekannte Tatsache, daß die Feldherren sich in dem einen, wie in dem anderen Fall nicht selten umkehren und auf ihren

eigenen Pöbel die Pistole abfeuern. Nein, so unbedeutende Subjekte, wie der Kandidat Ernst, der mit dem vollkommensten Rechte zu Wien in der Brigittenau erschossen wird, wie der Doktor Horn, wie Cäsar und Delphine, sind nicht die Vertreter der Zeit. Sie sind es nicht einmal in dem Sinne, als ob noch keine besseren Repräsentanten der neuen Ideen vorhanden wären, was übrigens gegen diese nicht mehr beweisen würde, wie die ersten kümmerlichen Pflanzen des Frühlings gegen den Frühling selbst. Es lassen sich ganz andere finden, wenn man nur suchen will. Der Verfasser hat nun freilich diesen erbärmlichen Progonen, welche die Spirallinie des welthistorischen Fortschritts durch einige plumpe Hammerschläge in eine gerade umschmieden zu können glauben, hin und wieder ebenbürtige Epigonen gegenüber gestellt, die sich einbilden, er sei durch ein noch unverständigeres Manöver völlig aufzuhalten. Aber es geschieht nicht überall, und obendrein werden die Progonen im Detail ausgemalt, die Epigonen nur flüchtig skizziert, woraus denn eine ungleiche Verteilung von Schatten und Licht hervorgeht, aus der mancher schließen dürfte, daß er auf dem Titel nur ironisiert habe, als er die Zeit eine große nannte. Ich bin anderer Meinung, mir kommt der Roman wie eine Konfession in Chiffern vor, und das erklärt mir seine Mängel, wie seine Vorzüge. Wer Schiffbruch gelitten hat, der betrachtet das Schiff, auf dem ihm dies Unglück widerfuhr, mit zu ungünstigem Blick, und den Felsen, an den er sich anklammerte, mit zu günstigem, wenn er sich gerettet sieht. Man wird mich nicht so mißdeuten, als ob ich den Verfasser für identisch mit seinem Helden hielte. Das kann mir nicht einfallen. Aber er hat sich, allem Anscheine nach, wie dieser, an dem sozialen Problem der Gegenwart abgequält, ohne bis zur Lösung durchzudringen, und nun die zufällige Explosion in einer sich selbst nicht verstehenden Revolution für das notwendige, ja letzte Resultat des ganzen Prozesses genommen. Daraus ergab sich denn ganz natürlich die vielleicht unbewußte Parteilichkeit gegen die Progonen und ihre Richtung, derer ich bereits gedachte, aber auch die mit ihr wieder versöhnende ethische Wärme, womit das objektiv nur zum kleinsten Teil Begründete subjektiv geltend gemacht wird. Von allem, was einst unleugbar groß und gewaltig war, sind nur noch die **Karikaturen** übriggeblieben und alles, was in Zukunft groß und gewaltig werden soll, ist bis jetzt nur noch als **Karikatur** hervorgetreten, denn die **Karikatur** ist, wie die letzte, so die erste Gestalt, in der sich jede Idee verleiblicht. Aber dies wird gewöhnlich übersehen und daher kommen die unendlichen Verwirrungen einer Krisis, wie unsere gegenwärtige; die Individuen, die aufs neue repräsentieren, sind

selten reiner entwickelt, als diejenigen, die das Alte festhalten, nun stellen sie sich einander, Individuum dem Individuum, entgegen, ohne zu untersuchen, wie sich denn jedes Individuum zu der Idee, für die es streitet, persönlich verhält, und die Ausgleichung ist unmöglich.

Schiller und Goethe im Xenienkampf.*)

Von Eduard Boas.

Zwei Teile. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cottascher Verlag. 1851.

Ein neuer Beitrag zur Schiller- und Goethe-Literatur und ausnahmsweise einmal ein erfreulicher. Wir sagen: ausnahmsweise, und sind unseren Lesern die Erklärung dieses Ausdrucks schuldig. Es wird seit Jahren von den Buchhändlern ein förmlicher Handel mit den Reliquien Schillers und Goethes getrieben, der alle Grenzen überschreitet. Wenn der Friseur der beiden Herren die ihnen abgeschnittenen Haare aufbewahrt hätte, der Kammerdiener ihre Nägel, der Trödeljude ihre abgelegten Kleider, und die drei Spekulanten nun unter dem Aushängeschilde der Pietät mit diesen wertlosen Resten brüderlich ein Geschäft etablierten, so würden sie die Verleger, die mit dem Inhalt ihres bestaubten Papierkorbs wuchern, kaum überbieten. Was ist nicht alles gedruckt worden, und was mag noch bevorstehen! Wer gedenkt nicht mit Entsetzen dieses Brief- oder richtiger Zettelwechsels zwischen Goethe und der Frau von Stein, aus dem man erfährt, was der Gott an dem und dem Tage gegessen und getrunken, und ob er das Kompott zum Diner selbst geliefert hat oder nicht! Wer schaudert nicht, wenn er sich erinnert, daß bei Gelegenheit der Säkularfeier des Dichters schon seine Knaben-Exerzitien aus vergilbten Schreibbüchern herausgeklaubt und vor ganz Europa herum präsentiert worden sind! Während die beiden Männer, welche Deutschland in künstlerischer Beziehung zur Ebenbürtigkeit mit den übrigen Nationen erhoben, unter ihrem Volk lebten und wirkten, ließ man sie ruhig Spießruten laufen und glaubte schon viel zu tun, wenn man die literarischen Gassenjungen nur nicht durch Händeklatschen und Bravorufen in ihrer Frechheit bestärkte; jetzt macht man Dalai-Lamas aus ihnen. Das ist eine Satisfaktion, für die sie sich

---

*) Wiener Wanderer. 1851.

bedanken würden, und da sie selbst nicht mehr protestieren können, so muß die besonnene Kritik es in ihrem Namen tun.

Das vorliegende Werk versetzt uns aus der frommen Zeit der Himmelfahrt und der Glorifikation unserer Heroen, in der wir gläubig aufwuchsen, in die rohen Tage der Kreuzigung zurück. Ei, da weht eine rauhe Luft! Von Weihrauch ist nichts zu verspüren, die Glocken haben Ruhe, oder werden von den damaligen Küstern für ganz andere Leute gezogen, aber es wimmelt von Kriegsknechten mit Ruten und Spießen und zur Erquickung wird Essig statt Weines gereicht. Schiller gibt die „Horen" heraus, in denen bekanntlich fast alle seine unsterblichen Abhandlungen erschienen; ach Gott, was sind sie langweilig! Goethe ist eifriger Mitarbeiter, liefert seine Elegien, sein Märchen und wie vieles mehr; du lieber Himmel, wie wenig genügt dies alles den Anforderungen, die der letzte Rezensent an einen Genius stellt. Dagegen wird ein Lorenz Stark von Johann Jakob Engel unter verächtlichen Seitenblicken auf den Wilhelm Meister bis über die Sterne erhoben, ja es gibt Kritiker, die aus Dummheit oder Bosheit Goethe für den anonymen Verfasser erklären und ihm für das Meisterstück die „Iphigenia" und den „Tasso" vergeben. Seltsamerweise hatten die Heroen keine Gladiatorennatur; statt sich langsam zu Tode geißeln zu lassen und nur für würdige Drapierung des Mantels im Momente des Zusammensinkens zu sorgen, machten sie kehrt und zeigten der erstaunten Welt, daß die Leier ein Instrument ist, womit man unter Umständen auch um sich hauen und namentlich platten Köpfen, welche für die in den Saiten schlummernde Harmonie kein Ohr haben, einen tüchtigen Schlag versetzen kann. Das Resultat des Kampfes waren die Xenien, die berühmten Epigramme, die einem Witze Martials ihren Namen verdankten.

Herr Eduard Boas hätte sich schon durch die Wiederherausgabe und die Kommentierung der Xenien ein anerkennungswürdiges Verdienst erworben; er hat dies Verdienst durch die im zweiten Teile hinzugefügten Auszüge aus den Erwiderungsschriften der Gegner noch bedeutend erhöht. Die Xenien selbst haben einen zweifachen Wert. Einmal einen historischen, indem sie ein reizendes, farbiges Bild des Literaturzustandes jener Periode darbieten, der sie angehören. Dann aber auch einen absoluten, indem sie einen Schatz der köstlichsten philosophischen und ästhetischen Weisheit enthalten. Diese wunderbare Mischung des Vergänglichen und des Ewigen ist es, auf der ihre bleibende Bedeutung beruht. Ein gemalter Mückentanz, wie auch immer gelungen, wäre nicht unsterblich geworden, das dazu nötige Gewicht erhielt er nur durch die Beigabe, der er als Folie dient

Die Dichter zeichneten erst mit einigen scharfen Strichen das summende oder stechende Insekt; dann stellten sie der Karikatur die Normalerscheinung gegenüber und sprachen das Gesetz aus. Das war eine furchtbare Methode, die ihr Ziel nicht verfehlen konnte. Herr Boas hat seinen Kommentar mit richtigem Takte fast ausschließlich auf die historische Seite der Xenien beschränkt. Das höhere Moment derselben ist längst ins Bewußtsein der Nation übergegangen, aber wer kennt noch diese Hermes, Reichardt, Dyk, Salzmann usw., die einst berühmte Schriftsteller und gefeierte Nebenbuhler von Schiller und Goethe waren. Diesen tat die Kommentierung so not, wie zusammengetrockneten Mollusken ein Tropfen frischen Wassers. Jeder hat jetzt seinen Tropfen erhalten und nun wimmeln sie wieder lustig durcheinander und fordern zu Vergleichungen mit dem Treiben unserer Tage heraus.

Fast unglaublich ist der Inhalt der Gegenschriften, wenn man bedenkt, daß Schiller zur Zeit der Xenien, außer den „Räubern", außer „Kabale und Liebe" und „Fiesko" schon den „Don Carlos", Goethe aber fast alle seine bedeutenden Dichterwerke geliefert hatte. Man sollte meinen, so außerordentliche Leistungen hätten, selbst wenn die immer bedenkliche Aufnahme des Handschuhs notwendig befunden wurde, etwas Pietät gebieten müssen, aber es zeigt sich keine Spur davon; auf der einen Seite ein prachtvoller feuerspeiender Berg, der eben so viel flüssiges Metall als Lava zutage fördert, auf der andern ein stinkender Schlammvulkan. Der Herausgeber tat wohl daran, den Vorhang wieder aufzuziehen, hinter dem die Zeit dies Schauspiel bereits versteckt hielt, denn das Widerwärtige und Ekelerregende desselben wird vom Belehrenden bei weitem überwogen. Wir geben einige Proben. Der politisierende Kapellmeister Reichardt nennt die Xenien einen „Pasquillantenunfug", spricht von „Herrn Schillers" drolligem Dünkel, erklärt denselben „Herrn Schiller" wegen seiner boshaften Verleumdungen „für einen ehrlosen Lügner" und hofft, daß wackere Männer diesen nämlichen „Herrn Schiller" ebenso „verachten" werden, als ob er „gerichtlich beschimpft wäre". Dabei begeht der Edle die Perfidie, daß er sich stellt, als ob er Goethe, mit dem zu brechen die Klugheit, des Ministers wegen, nicht zuließ, nicht für den Mitverfasser hielte. Joachim Heinrich Campe, der hundertbändige Kinderschriftenfabrikant, der jedes Wort der deutschen Sprache mit einem Polizeigesicht nach dem Stammbaum fragte und seinen geliebten Ausdruck Hausohr für Schornstein in Umlauf zu bringen suchte, will Goethe ein „Federchen" abbürsten, sagt dann aber: „wir bürsten umsonst, denn an dir ist alles Feder, weil du dir

selbst als Phönix, anderen aber als Gimpel erscheinst." Im Genius der Zeit von Hennings werden Schiller und Goethe für tot erklärt; dabei wird ihnen, damit die trauernde Germania sich leichter tröste, vorgeworfen, sie hätten den Geist erwürgt, um das Fleisch auferstehen zu lassen, die Werke des Fleisches seien aber Ehebruch, Unzucht, Abgötterei, Haß, Mord, Saufen und Fressen usw. Im Altonaer Archiv der Schwärmerei heißt es, Schiller und Goethe hätten im Stillen Neid, Stolz und Grobheit zusammengeknetet und anderen Dichtern die Kugeln an den Hals geworfen; dabei wird diesen anderen zur Pflicht gemacht, den Tempel des Ruhms zu verschließen, wenn die beiden Übeltäter sich nahen sollten, denn er sei nur für „Edle" gebaut. Manso und sein Verleger Dyk lieferten Gegengeschenke an die „Sudelköche in Jena und Weimar", aus denen wir, weil sie, wie bei einer Überschwemmung der Strich an der Brücke, die Wasserhöhe bezeichnen, wörtliche Mitteilungen machen müssen.

Apoll.

Aber sage mir, Schiller, was schimpfest du denn so unbändig?
 Nur noch ein Schritt und du wirst Bahrdt mit der eisernen Stirn!

Schiller repliziert, „weinerlich," er werde nicht mehr gelobt, und sogar seine „Horen" werden heruntergerissen.

Apoll.

Aber, wie kommt das? Du hast doch die Besten im Volke geladen?
 Männer, wie Engel und Schütz, werden nur selten verkannt.

Schiller.

Ja, die haben bis jetzt nichts oder wenig geliefert,
 Bruder Goethe und ich schreiben es meistens allein.

Apoll.

Bruder Goethe und du? Das macht die Sache begreiflich,
 Euer neu'ster Geschmack mag wohl so koscher nicht sein!

Nun wird verwandelt, und der Redakteur Schiller erscheint als

Kants Affe in Jena.

Was das Verächtlichste ist von allen verächtlichen Dingen?
 Wenn sich ein Affe bemüht, würdig und wichtig zu sein.

Darauf wird Schiller für einen Schwaben erklärt, wie sich in ganz Schwaben kein zweiter finde, was sogar richtig war, und dann werden die sämtlichen Schriften gemustert, welche seine „rüstige Faust" erschuf.

Die Räuber.

„Ist das nicht reine Natur?" Ja, wahrlich, Schwätzer, das ist sie,
Bis zum Ekel getreu hast du die rohe kopiert!

Don Karlos.

Als jüngst Karlos vernahm, wie scheußlich ihn Schiller verbildet,
Sprach er: was schlachtet der Narr mich zum zweitenmal ab?

Die Geschichte der Niederlande.

Leere Träume die Menge und abgeschmackte Tiraden
Hat ein kecker Phantast hier für Geschichte verkauft.

Dieselbe.

Sieh doch, das Ding von Genie hat selbst den Strada zitieret.
Mach' uns so etwas nicht weiß, Strada ist für dich zu schwer.

Würde der Frauen.

Laß doch die Frauen in Ruhe mit ihrer Würde, und sorge
Für die deine, mein Freund! Ihre bewahren sie schon.

Briefe über ästhetische Erziehung.

Wie, teutonisches Volk, so weit ist's mit dir gekommen,
Daß sich Fritzchen sogar dich zu erziehen erkühnt?
Nimm dich in acht vor dem Schalk, der Knabe ist selbst nicht erzogen,
Und an dem Ort, wo er lebt, wird man ihn ewig verzieh'n.

Der Übergang zu Goethe wird nun dadurch höchst anständig gebildet, daß beide Dichter aufgefordert werden, der Grazie einen Teil zu küssen, den man nicht nennen darf. Dann heißt es weiter:

Meint denn der Hammel in Jena, wir wären so dumm, daß wir glaubten,
Er nur habe allein in dem Kalender gestutzt?
Ein mitstutzender Bock aus Weimar hat ihm geholfen,
Ohne den stößigen Bock fehlt's dem Eunuchen an Kraft.

Seltsames Benehmen.

Jungenhaft nahm er sich immer, der Goethe, und wird sich so nehmen,
Fünfzig ist er, und noch wirft er die Leute mit Kot.

Goethes Aufruf an Deutschland.

Deutsche, vernehm't es, ihr habt nur einen Dichter erzielet.
Dieser eine bin ich. D'rum, wenn ich niese, so klatscht!

Egmont an Goethe.

Wahrlich, ich liebelte nicht mit Dirnen, als Belgien seufzte,
Glaubst du denn, lock'rer Gesell, jedermann fas'le, wie du?

Goethens Töchter edler Herkunft.

Töchter edler Herkunft — wer weiß sie wie Goethe zu bilden,
Aus dem Inzeste, Triumph! gehen die seinen hervor.

Der Hallische Ochse.

Besser stoßen, das ist gewiß, zwei Ochsen, als einer.
Somit wißt ihr, warum Goethe sich Schillern verband!

Manso war Rektor in Breslau und hatte der Jugend humaniora beizubringen; wie es ihm gelang, darüber berichtet Holtei in seinen vierzig Jahren auf die ergötzlichste Weise. Gegen diese Leistung verschwindet alles, was Asmus, was der Verfasser der Berlocken, was Nicolai und die übrigen zu Markte brachten, alles, bis auf die Trogalien zur Verdauung der Xenien, die Herr Fulda, später Superintendent in Halle, herausgab. Diese Trogalien tun nämlich den noch übrigen letzten Schritt und stürzen sich aus dem Gebiete der literarischen Gemeinheit, in welchem schon damals, wie wir sahen, eine ziemlich weitgehende Jagdfreiheit herrschte, ganz entschieden in das der sittlichen Niederträchtigkeit hinein, so daß sie nicht mehr vor das Forum des Kritikers, nur noch vor das des bürgerlichen Richters gehören. Eine Probe genüge:

Widder.

Ehemals war ich ein Widder, entmannt nun bin ich ein Hammel,
Doch ich habe noch nicht Blöken und Stutzen verlernt.

Derselbe.

O der Füchsin, die hat mich so zugrunde gerichtet,
Daß man den Widder jetzt nur an den Hörnern noch kennt.

Es ist merkwürdig genug, daß Schule und Kirche in diesem Turnier durch ihre Repräsentanten den unsauberen Preis davontragen, während dem Rektor Manso in den Xenien nur sein handgreiflicher Pedantismus vorgeworfen war, und der Superintendent Fulda gar nicht darin vorkam. Der Kuriosität wegen wollen wir noch bemerken, daß der alte Gleim in einem kläglichen Epigramm winselnd erklärte, er könne, nach der Lektüre der Xenien, Goethes „Iphigenie“ nicht mehr lesen, und das tue ihm leid. Daß die köstliche Gnomenreihe der Votivtafeln auf den Kopf gestellt und fast jeder der tiefsinnigen Aussprüche, die jetzt, wie Bibelworte, von Mund zu Mund gehen, verdreht wurde, versteht sich wohl von selbst. Der Erfolg ist bekannt. Wer Kot nach den Sternen wirft, dem fällt er selbst ins Gesicht. Das gilt für alle Zeiten.

Aus Carl Ludwig v. Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette.*)

(1774—1813.)

Ein Beitrag zur deutschen Hof- und Literaturgeschichte.
Herausgegeben von Heinrich Düntzer.

Jena. Mauke 1858.

Heinrich Düntzer fährt unermüdlich fort, die Papierkörbe zu durchstöbern und aus den Briefschatullen hervorzuziehen, was Ratten und Mäuse übrig gelassen haben. Wenn Franzosen und Engländer von der Art Literatur Notiz nehmen, die er mit einigen Geistes- und Gesinnungsgenossen bei uns pflegt, so müssen sie einen Schluß daraus ziehen, der dem deutschen Nationalcharakter wenig günstig sein kann. Wo so viel Aufhebens von Schnitzeln und Abfällen einer bedeutenden Geistestätigkeit gemacht wird, da kann wenig Kapital im Umlauf sein, und wo man sogar die Bedientenlivreen ausbrennt, da stellt das Gold sich gewiß nie in Barren ein! So müssen sie denken und sich verwundern, daß wir nicht hinter jedem Menschen, dem zuweilen ein Einfall kommt, einen Stenographen mit ewig offener Schreibtafel aufpflanzen.

Von Schillers Briefen wird niemand auch nur einen einzigen überflüssig finden; es war ein Vorteil, den sein früher Tod mit sich brachte, daß er nicht redselig ward. Von Goethe ist für seinen eigenen Ruhm wie für den seines Volks schon viel zu viel gedruckt worden, und wenn alle die biographischen und sonstigen Notbehelfe wirklich zum Verständnis seiner Werke unentbehrlich wären, die aus den entlegensten Ecken und Winkeln zusammengeschleppt wurden, so würde es schlimm um diese Werke stehen. Das ist aber keineswegs der Fall, sondern es wird bloß von den Herausgebern vorgeschützt, um ihr mißliches Geschäft mit einigem Anstand fortsetzen zu können. Goethes Bedeutung ist jedoch so groß und seine Wirkung bis auf diesen Tag so allumfassend und tiefgehend, daß man es mit den Götzendienern auf der einen Seite und den Industrierittern auf der andern nicht gar zu genau zu nehmen braucht. Lassen Kaiser und Könige es sich doch gefallen, auf Wirtshausschildern zu paradieren; warum soll der Nationaldichter nicht auf dem Aushängeschild einer Literaturbude prangen und Narren hineinlocken?

Was soll man aber sagen, wenn diese „vertrauten Mit-

*) Wiener Zeitung. 1858.

teilungen" aus dem Artuskreise gar kein Ende finden und wenn man sich nach den Tafelreden des Königs und seiner Helden auch die Bedientengespräche, ja den Küchen- und Stallklatsch bieten lassen soll? Ich dächte doch, da wäre es an der Zeit, zu protestieren! Nicht zwar, als ob der alte Knebel, wie ihn Varnhagen von Ense und Theodor Mundt durch die Herausgabe seines Briefwechsels und Nachlasses hingestellt haben, nicht eine höchst ehrwürdige Gestalt wäre! Ich möchte ihn um alles an seinem Platz nicht entbehren. Aber hatten wir daran nicht genug, und wenn nicht, hat Guhrauer durch die Korrespondenz Knebels mit Goethe die etwa noch vorhandenen Lücken nicht bis zum Übermaß ausgestopft? Ich glaube, jedermann wird die Frage mit Ja beantworten, der nicht in jedem guten Vergleich, der irgendwo vorkommt, eine besondere Gnade Gottes erblickt und in jeder treffenden Bemerkung eine Bereicherung unseres geistigen Nibelungenhorts! Das vorliegende Buch ist ein durchaus überflüssiges und muß um so entschiedener zurückgewiesen werden, als sich sonst vielleicht Leo von Seckendorf und Herr von Einsiedel auch noch mit „Beiträgen zur deutschen Hof- und Sittengeschichte" einstellen könnten. Knebel selbst bietet keine einzige neue Seite dar, seine Familienverhältnisse, auf deren schärfere Beleuchtung Heinrich Düntzer in der Einleitung ein sonderbares Gewicht legt, sind uns gleichgültig und seine Schwester Henriette schreibt Briefe, wie jedes deutsche Mädchen von Bildung und Erziehung sie schreiben kann.

Wozu das drucken? Aber es ist einmal gedruckt, und man muß sich darauf einlassen. Ich möchte nun diesen Beitrag zur „Deutschen Hof- und Literaturgeschichte" lieber einen „Nachtrag zu Böttigers Memoiren" nennen, die wohl noch manchem im Gedächtnis sind. Denn daß Bruder und Schwester sich lieben, gehört bis jetzt in der Welt noch nicht zu den seltenen Erscheinungen, und daß Menschen, die mit Schiller und Goethe, mit Wieland und Herder umgehen, hier und da ein vernünftiges Wort aussprechen, ist auch kein Wunder. Das Eigentümliche ist daher in den Randglossen zu den Weimarer Situationen und Charakteren zu suchen, und diese erinnern sehr stark an Böttigers Kammerdienerkritik, deren wir in Deutschland um so eher entraten können, als uns keine Nation der Erde den Vorwurf machen wird, daß wir unsere Helden und Heroen verziehen. Sehen wir uns in der Schatzkammer um und sammeln wir die Perlen, wenn auch nur zur Bekräftigung unseres Urteils. Um mit der Knebelschen Familie anzufangen, so taucht zunächst ein Vater auf, den der Sohn nachstehendermaßen charakterisiert: „Es ist einmal ein innerlich verrückter und zerstörter Zustand der Seele,

für den er gegenwärtig selbst nicht mehr kann, den er auch selbst schon seit langem her nicht mehr zu ändern imstande ist, ob er gleich das Unrecht davon einsehen mag und der deshalb, wenn er nicht unglücklicherweise uns als seine Kinder von einer zu widrigen und unabänderlichen Seite berührte, außer aller moralischen Konsideration liegt und schlechterdings nur unter die sich zugezogenen physikalischen Übel gehört, die keine moralische Empfindlichkeit rege machen sollten." Die Schwester äußert sich ergänzend: „Unserem Vater will ich deinen Glückwunsch zum Geburtstag gelegentlich ausrichten; freilich interessiert ihn jetzt nicht viel mehr, als das tägliche Brot." Daneben erscheint ein eben so undefinierbarer Bruder. „Diesen Morgen — schreibt Henriette nach dem Tode des Vaters — habe ich an Lebrecht einen langen Brief geschrieben, weil ihn der arme Tropf so nötig hat; er hat mir fast verboten, den Papa jetzt sterben zu lassen, und da mußt' ich mich vor ihm entschuldigen." Wir unsererseits fragen: wozu wird der Vorhang von diesen Dingen weggezogen; wenn es aber doch jener Kuriositätenfreunde wegen geschehen sollte, die den Faust mit Vergnügen für die Elle hingeben würden, womit Goethes Ältervater der alte ehrbare Frankfurter Schneider, seinen Patroninnen vor hundertundfünfzig Jahren zu einer Adrienne das Maß nahm: warum erfahren wir nicht mehr? Nichts fataler, als für ein Rätsel statt der Lösung ein anderes zu erhalten, und wir wissen trotz aller Aufklärung noch immer nicht, ob Knebel senior durch den Trunk oder durch die Karten so heruntergekommen war. Nach diesem Ehrengedächtnis, das dem Erzeuger aufgerichtet worden ist, nicht durch die Kinder, die nicht ahnen konnten, daß man ihre flüchtig hingeworfenen Blätter einmal zu einem Brennesselkranz zusammenreihen würde, sondern durch den Herausgeber, wenden wir uns zu den Penaten des Hauses. Diese haben wir in dem Großherzog von Sachsen-Weimar und in der Großherzogin zu suchen, denn dies wahrhaft durchlauchtige Paar gründete Knebel, wie so manchem anderen, den die Lebenswoge unbarmherzig hin und her warf, eine zwar bescheidene, aber doch auskömmliche Existenz, und Karl August schrieb dem Schützling, als dieser die ihm ausgesetzte Pension aus Zartgefühl einmal nicht länger annehmen zu können glaubte, einen Brief, der zu den höchsten Dokumenten menschlichen Geistes- und Seelenadels gehört und in seiner Simplizität und Größe den erhabenen Verfasser allein schon bei seiner Nation in unvergänglichem Andenken erhalten müßte, wenn er auch nie der Mäzen Schillers und Goethes geworden wäre. Daß es Knebel trotzdem hin und wieder in seiner Situation zu eng wurde, wird ihm niemand verargen, der weiß, daß der Schuh überall drückt

und daß der beste Schuster immer hinter den Bergen wohnt. Charakteristisch und der Aufbewahrung wert ist das Wort, daß der Großherzog aus der Ferne wohltuend wirke, in der Nähe aber vernichtend; es bestätigt Goethes Ausspruch über seine durchaus dämonische Natur. Wem aber ist ein Kommentar, wie dieser, nicht peinlich? „Von unsern Umständen will ich dir weiter nichts sagen, sie sind eben auch nicht lachend. Der Unterschied ist, daß der Herzog die uninteressiertesten, gutmütigsten und edeldenkendsten Menschen hat, wie vielleicht kein Fürst in Deutschland, daß ihm aber ein böser Genius das Interesse für seine eigenen Leute weggenommen und auf ein Preußisches Kürassier-Regiment transplantiert und ihm dadurch eine Menge widrige und unfaßliche Maximen in den Kopf gesetzt hat. Er hat das Zentrum seines Daseins außer seinem Lande gesetzt; dadurch verliert alles Kraft, Mut und Leben, zumalen bei der engen Wirtschaft und den kleinen Besoldungen." Wir können es Carl August nicht so sehr verübeln, daß er in ernster Zeit über die Grenzen seines Fürstentums hinausschaute und sich an seine Reichsstandschaft erinnerte, wir müssen ihn eher darum loben. Wer mag nun gar Nachstehendes über die Großherzogin lesen? „Es ist mir ganz lieb, daß du an die Herzogin geschrieben hast, da sie sich öfters nach dir erkundigt. Bei ihrem angebornen und dann auch fürstlichen Mißtrauen ist es gut, wenn man sie an eine alte Anhänglichkeit glauben läßt, sonst glauben sie endlich an gar nichts mehr, und dies ist eben nicht das Gefühl, was selig macht, weder sich selbst noch die andern. Ein Charakter dieser Art wird ohnehin mit zunehmenden Jahren nicht glücklicher, und alles, was sie noch Gutes genießen, ist ein Zurückblick auf einen Sonnenschimmer der Jugend, der sich aber auch immer seltner der Seele zeigt." Dazwischen Klagen des Bruders, daß er aus Rücksichten zuweilen spielen müsse und nur Groschen gewinne, aber Laubtaler verliere, und der Schwester, daß die Großherzogin sich ihrer Abkunft von einem großen Hause immer stärker bewußt werde! Mit den Geschwistern hadert man natürlich nicht; man denkt sich die Grippe oder einen Podagraanfall hinzu, und die Verstimmung ist erklärt, obendrein setzen sie sich gegenseitig die Bedingung, jedes anstößige Blatt zu verbrennen. Aber was entschuldigt den Herausgeber? Kaiser Augustus hat den Dank der Nachwelt dadurch verdient, daß er die Äneide den Flammen, denen der vom Tod übereilte Dichter sie geweiht hatte, entzog; muß man darum aber auch geistige Exkremente retten, die nichts beweisen, als daß der Mensch nicht zu allen Stunden gesund ist? Ins Ergötzliche schlägt das bis dahin widerwärtige Geträtsch um, wo es auf die Poeten und die durch-

reisenden Gäste kommt. Von dem alten Wieland erfährt man, daß er des Abends seine Partie „l'hombre" so gern machte, weil er immer Glück zu haben pflegte. Die Stael sagt über die Herren, die sie am Hofe zu Weimar kennen lernt: „ils ont tous l'air, comme s'ils n'étaient pas nés encore," was die Artigkeit der bescheidenen Französin auf deutschem Boden wirklich glänzend dokumentiert. Den König von Preußen betrachtet Henriette mit Gallschen Augen und findet, daß der Geiz im Schädel sehr sichtbar sei, daß der Hochsinn aber auch nicht fehle. Ein Prinz, der in Petersburg während des Antichambrierens jedesmal ein Gedicht von J. N. Götz, dem Verfasser der von Friedrich II. so warm belobten Mädcheninsel, auswendig lernt, ist gewiß eine singuläre Erscheinung; ein Graf Görz, der alles Schlechte „wie ein Gewerb" betrieb, ist es vielleicht weniger. Die Bemerkung Henriettens über die Weimarer Ärzte, daß sie immer den Hunger, nie aber das Gegenteil bei ihren Patienten als Krankheitsursache voraussetzten, ist boshaft, hat aber in bezug auf Thüringen ethnographischen Wert. Nach Schillers Tode schreibt sie ihrem Bruder: „Es ist merkwürdig, daß Schiller allein in seinem schön organisierten Kopf gelebt hat. Die Ärzte stimmen darin überein, daß sie nie einen so verdorbenen und aufgelösten Körper angetroffen hätten, alles verknorpelt, nur den kleinsten Rest von Lunge und, stelle dir vor! gar kein Herz mehr, nichts als ein Stückchen Haut." Das wird unseren Physiologen zu denken geben. Der Ästhetiker kann sich an den Urteilen des Fräuleins über die Werke des abgeschiedenen großen Dichters erbauen. Seine „Maria Stuart", deren erste Vorstellung sie mit „auszustehen" hatte, ist ihr zu lang. Die Äußerungen „von des guten Wielands" Heftigkeit und Verzweiflung waren das einzig Angenehme, was sie am Leben erhielt. Über die „Turandot" hat er eine so lange Brühe gegossen, daß das Gozzische Märchen ganz unverdaulich geworden ist. Die „Braut von Messina" hat schöne Stellen, ist aber doch etwas trocken, auch sind „die leichteren und helleren Farben" fade. Am gründlichsten wird der „Tell" vorgenommen; der frische Eindruck, den sie von diesem empfing, verdient ganz wiedergegeben zu werden. „Da ich" — schreibt Henriette — „den großen", man könnte ihn auch den „langen" Tell nennen, glücklich ausgehalten habe, so kann ich ihn auch loben; denn ich dachte, die Hitze würde mich umbringen, weil es ganz gedrängt voll Menschen war, und der größte Spaß an diesem Tage waren die vielen Kutschen und Reiter, auch Fußgänger, welche alle die Jenaische Straße herbei kamen. Da war es billig, daß sie nicht für drei, sondern für fünf Stunden Vergnügen bekamen, um sich recht zu sättigen. Die Geschichte

von Tell selbst ist, dünkt mich, für sich immer interessant genug, und es war durch die Dekoration gesorgt, wiewohl mit aller Meyerschen und Goetheschen Steifigkeit, uns recht in die Schweiz zu versetzen. Fragst du endlich nach den Dialogen, so muß ich mit Seufzen antworten: zu lang, viel zu lang! Des Wilhelm Tell eigentliche Geschichte fängt sich erst mit dem dritten Akte an. Die Prinzeß findet, daß das Stück kein Ganzes wäre, sondern aus mehreren bestände, und sie hat auch Recht. Im zweiten Akte der lange Bund der Eidgenossenschaft, wobei in der Wirklichkeit nicht der dritte Teil von Worten nötig war, dann zwischen Tells Geschichte noch ein langweiliger Schweizer Prophet, den man lieber hinter dem Theater sterben sähe, denn sterben muß er, man weiß nicht, warum. Dann noch eine Liebesgeschichte eines jungen ausgearteten Schweizers, den die Geliebte wieder durch viele hohe Worte zur Räson und in sein Vaterland bringt. Dann kommt wieder Herzog Albrecht vor, der den Kaiser ermordet hat. Und zuletzt wäre es doch schade gewesen, wenn Tell, dessen starker Charakter ziemlich gut gehalten war, da er nur handelt und wenig spricht, nicht auch noch ein langes Monolog halten sollte, woraus, wie aus allem, nur Schiller spricht und nicht der Mann selbst.“ Daß Goethe nicht mehr Gnade findet, braucht wohl nicht erst ausdrücklich bemerkt zu werden, und daß Henriette bei so vielem inneren Respekt vor dem Dioskuren-Paar sie alle beide im Gegensatz zu Uz und Mathisson für aufgeblasen und stolz erklären muß, wird niemand befremden. Das alles ist aber nicht einmal neu, man trifft in den Jean Paulschen und Herderschen Korrespondenzen schon mehr als zuviel davon an. Darum frag' ich, ob es nicht endlich an der Zeit ist, auszurufen: Laßt die Toten ruhen!

„Meine Lebens-Erinnerungen“,

von Adam Oehlenschläger. Erster und zweiter Band.

Leipzig, Carl B. Lorck, 1850.

Der Würdigung des Buches muß ich diesmal eine genaue Angabe meines Standpunktes vorausschicken. Ich lege einen außerordentlichen Wert auf Autobiographien und bin der Meinung, daß wir in diesem Gebiet bei uns noch lange auf Masse zu sehen haben werden, während wir in manchem anderen schon ruhig das große Sieb mit dem feinen, ja das feine mit dem

allerfeinsten vertauschen dürfen. Denn was hätten wir hier aufzuzeigen? In neuerer Zeit fast gar nichts, wenn ich Holteys „Vierzig Jahre“ ausnehme, die allerdings zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer modernen Literatur gehören und in den ersten Bänden einen entschieden historischen Wert beanspruchen können. Mir ist nicht unbekannt, daß das letzte Dezennium unseren Vorrat scheinbar um ein Beträchtliches vermehrt, und daß selbst die Gelahrtheit uns einiges in die Wirtschaft geschenkt hat, z. B. durch Burdach. Aber wenn wir genauer prüfen, so finden wir, daß wir ein Produkt vor uns haben, das sich von der zweideutigen, weit gestrickten Nekrologarbeit kaum unterscheidet. Das Individuum spricht freilich selbst, statt des überlebenden guten Freundes und Kollegen, der der Welt sonst durch die Zeitung den unersetzlichen Verlust gemeldet und im Predigerton die sämtlichen Tugenden aufgezählt hätte, die mit dem Herrn Professor begraben wurden. Aber das ist auch alles, denn der gelehrte Mann hat eine so schreckliche Scheu vor dem „Unbedeutenden“, daß er auf die Resultate losrennt, als ob er gehetzt würde. Da wird uns denn natürlich nur ein Weg gemalt, den wir alle kennen, und dessen Stationen das Maturitäts-Examen, die Promotion, die Ernennung zum Ordinarius und die Dekorierung mit der Verdienstmedaille sind. Höchstens wird zwischen den Zeilen noch herablassend zu verstehen gegeben, daß man sich als Gymnasiast einmal an einem Apfeldiebstahl beteiligt, als Student einmal ein Glas über den Durst getrunken, und noch als Ordinarius über dieses und jenes seine eigenen Gedanken gehabt hat. Das Interesse, das eine Autobiographie, und eine Biographie überhaupt einflößen kann, beruht aber so gewiß auf dem Detail, auf dem treuen Veranschaulichen der an sich geringfügigen Einzelheiten, als das Leben selbst in Jahre, Monate, Wochen und Tage zerfällt und von diesen getragen wird. Ja, dies Interesse setzt nicht einmal notwendig eine außerordentliche oder auch nur eine bedeutende Persönlichkeit voraus; ein einfacher Mensch, der uns all die Steinchen beschreibt, über die er strauchelte, wird es sicherer erregen, als ein mit Siebenmeilenstiefeln ausgerüsteter Halbgott, für den der Ozean ein Rinnstein ist und der Chimborasso ein Sandkorn. Es ist das Amt der Geschichte, über die letzten Ergebnisse aller wichtigeren Lebensprozesse Buch zu führen und den reinen Gewinn zu verzeichnen, den sie abwerfen; die Biographie soll sie selbst darstellen. Die Geschichte braucht sich um das Individuum gar nicht mehr zu kümmern, wenn sie ihr Geschäft versieht; oder wie wäre vom höheren Standpunkt aus die Notwendigkeit nachzuweisen, neben dem Blitzableiter auch nur den Namen des Erfinders in ihr Register einzutragen? Die

Biographie soll es aber liebevoll und treu auf jedem seiner Schritte begleiten und sich mit Benjamin Franklins Fehlversuchen eben so angelegentlich, ja angelegentlicher beschäftigen, wie mit dem letzten, der gelang und ein unverlierbares Eigentum der Wissenschaft geworden ist. Der Nekrolog sucht sich in die Mitte zu stellen und tut auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig.

Ich kann daher in die harten Urteile nicht einstimmen, die Oehlenschlägers „Lebens-Erinnerungen“ an so vielen Orten wegen ihrer freilich großen Ausführlichkeit hervorgerufen haben; im Gegenteil, ich bin ihm dankbar dafür, daß er die dürftige, farblose Skizze, die er vor Jahren der deutschen Übersetzung seiner sämtlichen Werke voranstellte, zu einem umfassenden Gemälde erweitert hat. Die meisten Kritiker haben die Biographie wohl deshalb scheel angesehen, weil Oehlenschläger auf ihrer Wage nicht so viel wog, wie auf seiner eigenen. Doch das ging sie ja nichts an, denn die Selbsttäuschung, wenn eine solche vorhanden war, gehörte ja mit zum Mann, und ohne Zweifel war sie in einem Fall, wo ganz Skandinavien, wo Dänemark, Schweden und Norwegen sie unterstützten, so schwer zu vermeiden, daß sie eben darum leicht zu entschuldigen sein sollte. Mancher hat wohl auch an den allerdings nicht selten etwas wundersamen Meinungen des alten Skalden über Personen und Sachen Anstoß genommen. Allein auch das mit Unrecht, denn der Irrtum über die Objekte war ja eben die Wahrheit des Subjektes, und nur mit diesem haben wir es hier zu tun. Gewiß würde, um ein Beispiel anzuführen, derjenige schlecht fahren, der sich durch Oehlenschläger über Goethe unterrichten wollte; wohl aber kann man sich, um es beiläufig zu sagen, bei Goethe über Oehlenschläger Rates erholen. Denn der Höhere begreift den Geringeren vollkommen, weil der Kreis, in dem dieser waltet, mit in dem seinigen liegt; der Geringere begreift am Höheren aber nur das, was er mit ihm gemein hat, und dies nicht einmal ganz, da es durch die neu hinzugetretenen Elemente natürlich verändert wurde. Doch wir sollen an eine Biographie eben solche Ansprüche nicht machen, wir sollen nur fragen, ob uns die Physiognomie des Helden deutlich wird, und jeden Zug willkommen heißen, der dazu hilft. Und zur Physiognomie Oehlenschlägers gehört es mit, wie Goethe sich in ihm abspiegelte, ja in der Art, wie er noch am Rand des Grabes den Zwist darstellte, der sich zwischen ihm und dem Großmeister der deutschen Literatur über das Vorlesen des „Correggio“ erhob, hat er ein geistiges Porträt seiner selbst gegeben, das nie übertroffen werden kann. Goethe hatte sich für seinen „Hakon Jarl“, den er ihm mündlich aus dem Dänischen über-

setzte, aus dem Grunde interessiert, weil er die deutsche Sprache in dem jugendlich kühnen Nordländer, der mit ihr rang, während dessen gewissermaßen werden und entstehen sah. Oehlenschläger hatte dies Interesse aber naiverweise auf seine Poesie bezogen und mußte es nun freilich launenhaft und inkonsequent finden, als „Correggio" nicht zu denselben Ehren gelangte, wie „Hakon Jarl". Noch am Abend seines Lebens wußte er sich das nicht anders zu erklären als durch Riemersche Intriguen oder durch Goetheschen Neid.

Ich würde gern durch Zusammenreihung der in reichster Mannigfaltigkeit durch das ganze Buch verstreuten einzelnen Züge ein musivisches Bild des trotz allen seinen Schwächen höchst ehrwürdigen Mannes zustande zu bringen suchen, was mir um so eher gelingen dürfte, als mir noch so manches im Gedächtnis geblieben ist, was ich während eines halbjährigen vertrauten Umganges mit ihm aus seinem eigenen Munde hörte und nun in seinen Aufzeichnungen vermisse. Mir liegt aber erst die Hälfte des Werkes vor, ich muß also darauf Verzicht leisten und es bei einem bloßen Kontur bewenden lassen. Dieser läßt sich in wenigen Worten geben. Oehlenschläger ist in einem Punkt dem Benvenuto Cellini verwandt, während er sich in allen anderen scharf von ihm unterscheidet, in dem Punkt nämlich, daß er sich in unzerstörbarem Selbstbewußtsein, wie der Florentiner, um die eigene Achse dreht und sich durch nichts beirren läßt. Holtey, dessen ich oben bereits erwähnte, ist in dieser Beziehung sein gerades Gegenstück, und so stellen die beiden Männer, die uns die letzten bedeutenden Autobiographien geliefert haben, zwei Pole dar, die sich gegenseitig ergänzen. Der eine repräsentiert die rund in sich abgeschlossene, mit sich selbst zufriedene und sich jedenfalls eher zu hoch als zu gering anschlagende Existenz, der andere, der ebenfalls schöne, ja zum Teil einzige Gaben besitzt, das sich mit einer gewissen Verbitterung unterschätzende und vielleicht nur deshalb nicht zur vollen Harmonie gelangte Ich. Die erste Erscheinung ist in unserer zwischen Zerfressenheit und Gespreiztheit geteilten Welt eben so selten, wie die zweite, darum seien sie beide mit Liebe begrüßt!

Ich werde auf Oehlenschläger früher oder später ausführlich zurückkommen, diesmal nur noch eine Anekdote, die mir lebhaft wieder vor die Seele trat, als ich die Nachricht seines Todes vernahm. Er befand sich in Kopenhagen einmal auf meinem Zimmer und neckte mich, weil ich infolge einer heftigen Erkältung an einem hartnäckigen Rheumatismus darniederlag, forderte mich zum Duell auf den Stock heraus und trieb Possen wie ein Jüngling. Ich sagte lachend: Sie müssen mir Ihren Taufschein zeigen,

wenn ich Ihnen Ihr Alter glauben soll; Sie werden's noch sechzig Jahre forttreiben! Da ward er plötzlich ernst und antwortete: Haben Sie nie das Ausgießen einer Weinflasche beobachtet? Anfangs geht's langsam, dann schnell und immer schneller, man könnte meinen, es werde gar kein Ende nehmen, so reichlich fließt der Strom: aber plötzlich heißt's: Gluck, gluck! und der letzte Tropfen ist heraus! Die Augen wurden ihm feucht, er drückte mir die Hand und eilte fort.

Nicolaus Lenaus Briefe an einen Freund.

Herausgegeben mit Erinnerungen an den Verstorbenen von Carl Mayer.

Dies Büchlein ist ein neuer Beweis dafür, daß in Deutschland das Haus nur darum nicht zustande kommt, weil jeder Stein etwas für sich bedeuten will. Der Herausgeber wurde nach seinem eigenen Geständnis aufgefordert, die in seinen Händen befindlichen Briefe Lenaus der Biographie des Dichters mit einzuverleiben. Es beliebte ihm aber, sie zurückzuhalten und in selbständiger Publikation hervortreten zu lassen. Die Folge ist, daß man sie später vermissen wird, wo man sie sucht und wo sie manche Lücke gedeckt hätten, und daß jetzt ein Maßstab an sie gelegt werden muß, dem sie nicht entsprechen können. Denn diese Briefe sind nicht, wie die Schillerschen und die Goetheschen, reiche Fundgruben von Ideen und Anschauungen, sondern größtenteils Reflexe persönlicher Beziehungen und Verhältnisse. Demjenigen unschätzbar, der dem Verewigten ein ikonisches Standbild setzen soll, bieten sie nur eine höchst mäßige allgemeine Ausbeute, und dennoch muß der Kritiker wägen, was der biographische Künstler wieder in den Gesamtorganismus einfügen und so in einem viel höheren Sinn zur Geltung bringen kann; ihm aber sind sie so gut wie entzogen. Wir mäkeln nicht, indem wir tadeln, wir berühren einen alten Schaden. Seit dem Tage, daß Hamanns Schriften gesammelt und seine Briefe an Jacobi von der Sammlung ausgeschlossen wurden, weil der Besitzer sie nicht hergeben wollte, wiederholte sich der Übelstand, den wir hier rügen. Sind denn Briefe dieser Art ein Eigentum, wie eine geschenkte Nachtmütze oder ein gekaufter Schlafrock? Fallen sie nicht von selbst an die geistige Verlassenschaft zurück? Oder gleichen die Reliquien eines Dichters so ganz und gar denen

eines Heiligen, daß auch dann noch die rechte Wirkung von ihnen ausgeht, wenn sie auseinander gerissen und in alle Lande zerstreut werden? Wir zweifeln stark daran! Einen Märtyrer mag man unter die fünf Weltteile mit Ruhe verteilen: die geweihten Fußzehen werden den Gläubigen in Australien darum nicht weniger erbaulich sein, weil sich der Kopf in Europa befindet. Einen Schriftsteller will man beisammen haben, denn ein anderes ist das religiöse, und ein anderes das psychologische Interesse. Doch nun zur Gabe zurück, wie sie geboten wird. Auch so ist sie dankenswert. Freilich brachte der Umstand, daß durchaus ein Buch zustande kommen sollte, manches Fatale mit sich. Nicht allein, daß die unbedeutendsten, inhaltlosesten Zettelchen Aufnahme fanden; auch der beigefügte Kommentar dehnt sich ins Unendliche, so daß wir nicht bloß mit allen Minutien der schwäbischen Schule, deren ehrenwertes Mitglied Carl Mayer ist, sondern auch mit seinen Familien- und Amtsverhältnissen bekannt gemacht werden und sogar Kunde davon erhalten, wo seine erwachsenen Söhne studiert und seine unerwachsenen Theater gespielt haben. Man fühlt sich in die Atmosphäre der Klopstockschen Korrespondenz zurückversetzt, die einst in ganz Deutschland ein so großes Erstaunen erregte. Doch fehlt es auch nicht an interessanten Partien. So ragt gleich anfangs in den kleinen, eng gezogenen Kreis, seltsam kontrastierend, der Kaiser Napoleon, der Welterschütterer, hinein; ein Bruder des Herausgebers, Dichter, wie er ist, ist mit in den russischen Krieg gezogen, und man hat nie wieder etwas von ihm erfahren. Der mitgeteilte Brief Justinus Kerners belehrt uns, daß der ehrwürdige Geisterseher in Weinsberg alles Ernstes an einen Dämon glaubt, der ihn nicht poetisch inspirierte, sondern poetisch plagte; er beschreibt das Ungetüm so genau, daß die Polizei einen Steckbrief danach abfassen könnte, es war ein „haariger Kerl mit einem langen Wickelschwanz". Lenaus holländisches Reiseabenteuer ist auch originell genug: ein Bürgermeister will ihn an der Grenze zurückschicken, weil sein Paß abgelaufen ist, aber ein musikalischer Zolloffiziant übernimmt die Bürgschaft für ihn, damit er mit dem Meister der Geige seine scheußlichen Duette durchspielen kann. Daß eine riesige, uralte Linde, der Stolz der ganzen Gegend, in einem württembergischen Örtchen umgehauen werden mußte, weil dem Ratsschreiber sein Spazierstöckchen in ihre Höhlung hinein gefallen war, ist ebenfalls ein interessantes Kuriosum. Noch einiges Ähnliches findet sich, auch enthalten Lenaus Briefe, besonders aus der ersten Zeit, manchen tiefsinnigen Ausspruch, manches großartige Bild. Doch ist es merkwürdig, daß er seinen schwäbischen Freunden, unter denen Uhland freilich fortwährend keusch

und karg im Hintergrunde stehen bleibt, immer weniger zu sagen hat, je reifer er wird. Er gleicht hier einer Eiche, die sich eine Zeitlang jugendlich geschmeidig bückte und dann von selbst, ja gegen ihren eigenen Willen, wieder in die Höhe schnellt.

Über das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm.

Von Dr. Daniel Sanders. Zwei Hefte.

Aus der Einleitung des zweiten Hefts ersieht man, daß das erste nicht besonders günstig aufgenommen worden ist. Es wäre nun zwar zu wünschen gewesen, daß der Verfasser diese Einleitung weniger leidenschaftlich abgefaßt hätte, denn nur im materiellen Krieg sind die glühenden Kugeln die besten. Er hätte auch, und hieran kann nicht ernst genug erinnert werden, den Autoritätsglauben nicht so weit wegwerfen sollen, als er tut, denn man braucht eines Wardeins in allen Kreisen, und es kommt nur darauf an, daß zwischen Köpfen und Perücken gehörig unterschieden wird. Man muß ihm aber dennoch gegen die Rezensenten recht geben, über die er sich beklagt. Wir besitzen manches Wörterbuch der deutschen Sprache, und darunter zwei, die sich bis auf den gegenwärtigen Tag in Ansehen erhielten, nämlich das Adelungsche und das Campesche. Mag Adelung, der mit Christian Fürchtegott Gellert das goldene Alter unserer Literatur abschloß und sich noch obendrein nach seiner Versicherung das poetische Vermögen recht wohl ohne Verstand denken konnte, Schillers und Jean Pauls scharfen Spott auch im reichlichsten Maße verdienen; mag Campe, der lieber die Braunschweiger Mumme als alle Tragödien der Welt erfunden haben wollte, ein Pedant gewesen sein, der selbst mit Gottsched um den ersten Platz ringen könnte: nach einer Seite hin war die Leistung der beiden wackeren Gelehrten vortrefflich! Sie zählten zu der Nation den kuranten Sprachschatz bar und blank auf dem Brette vor, sie fragten die Wörter nicht nach dem Woher und Wohin, aber sie bestimmten ihren Wert oder vielmehr ihre Geltung im Handel und Wandel und setzten jedermann in den Stand, sich ihrer zu Hause, wie auf dem Markt, mit Sicherheit zu bedienen. Der Dichter, der bei ihnen angefragt hätte,

wäre verloren gewesen, aber ihn warnte auch sein Instinkt, sich an Männer zu wenden, die ihre gänzliche Poesielosigkeit mit Stolz, wie einen ihnen schon bei der Geburt umgehängten Orden, offen zur Schau trugen; den Kauf- und Geschäftsmann ließen sie nie im Stich. Damit war freilich nicht alles geschehen, denn die Sprachbildung ist keineswegs ausschließlich ein logischer, sondern ein Lebensprozeß, Adelung und Campe hatten aber nur, was rein logisch daran ist, in ihre Schleusen hineingeleitet, sie hatten das Knochengeripp, was dem Sprachkörper Bestand und Halt giebt, auf Draht gezogen, sich aber um die Weichteile, die im ewigen Wechsel begriffen sind, und um das Blut, das den ganzen Organismus ernährt und erfrischt, nicht gekümmert. Sie hatten keine Ahnung davon, daß sich in der Sprache das Mysterium der Schöpfung wiederholt, und daß sie eben darum, wie diese selbst, auf Notwendigkeit und Freiheit zugleich beruht; sie begriffen nicht, daß die verhaßte Poesie, gegen die sie einen Damm aufführen wollten, schon materialiter in jedem Worte steckt, indem jedes irgend ein Objekt des Geistes abbildet oder doch abbilden will, und daß der Dichter die allgemeinen Bilder nur zusammenschiebt, um sein besonderes zustande zu bringen; sie stempelten Quecksilberkügelchen, die ineinander rinnen, sowie sie sich berühren. Es konnte daher gar wohl auf ihre Wörterbücher, selbst wenn sie noch nicht vergriffen gewesen wären, ein drittes folgen, aber soviel ergibt sich von selbst, daß dieses nicht um einen oder zwei Schritte über sie hinausgehen, sondern einen ganz neuen Weg einschlagen mußte; eine bloße Hungerharke, wie man im nördlichen Deutschland das bettelhafte Instrument nennt, mit dem man die beim Aufladen der Garben liegen gebliebenen zerstreuten Ähren zusammenkratzt, durfte es nicht sein. Die Gebrüder Grimm geben dies dritte Wörterbuch heraus, und wer hätte nicht große Hoffnungen an ihr Werk geknüpft, bevor es erschien! Was war bei der außerordentlichen Vertrautheit dieser Männer mit deutscher Mythologie, deutscher Sage und deutscher Geschichte nicht auch alles zu erwarten! Hier, so durfte man glauben, wird man die interessantesten Perspektiven nach allen Richtungen hin eröffnet finden! Hier wird man zunächst sehen, wie der germanische Geist mit dem romanischen und slavischen im etymologischen Kampf um die schärfsten Linien und die brennendsten Farben ringt. Hier wird weiter veranschaulicht werden, wie er sich nach und nach, gesättigt und mit dem Gewinn zufrieden, in sich zusammenschließt und sich dann nach Jahrhunderten wieder gegen die Nachbarn auftut, um von den ehemaligen Feinden in nicht mehr gefährlichen Austausch zu nehmen und ihnen zu geben. Hier wird die ganze Entwickelung der Nation mit jedem ihrer

entscheidenden Momente zum Ausdruck gelangen, denn jedes gab der Sprache in irgend einem Ausläufer ein bestimmteres Gepräge. Mit einem Wort: es ist zweifelhaft, ja es ist gar nicht möglich, daß der Buchstabe Z erreicht wird, aber wenn wir auch nur bis zum M kommen, so haben wir mehr über deutsche Art und deutsches Wesen beisammen, als sich aus Dutzenden von Geschichtswerken herausklauben läßt. So dachte man, doch anders ist es ausgefallen. Der Buchstabe Z wird sicher erreicht werden, aber weiter auch nichts. Wir haben Adelung und Campe in vervollständigter Gestalt vor uns und letzteres nicht einmal überall. Die Sandersschen Einwendungen dürften leichter abzutrumpfen als zu widerlegen sein. Oder hatte er nicht Recht, wenn er hinsichtlich der Aufnahme der abgeleiteten und zusammengesetzten Wörter auf ein viel strengeres Maß dringt, als das neue Wörterbuch beobachtet? Gleicht derjenige, der hier die von ihm angegebene Grenze nicht respektiert, nicht einem Physiker, der nachmessen möchte, wieviel Glas Wasser der Ozean enthält, und ergibt sich nicht notwendig aus dem Zuviel gleich ein Zuwenig, da es sich offenbar um ein Unendliches handelt? Der Modus wäre zu verdeutlichen gewesen und die Abweichungen hätten notiert werden mögen, das übrige durfte billig der eigenen Praxis überlassen bleiben. Ist es nicht wahr, daß eine übersichtliche Darstellung der Wortfamilien mit strenger Zusammenfassung des Zusammengehörigen einen ganz anderen Zusammenhang in das Werk gebracht haben würde, als eine alphabetische Aufzählung der Wörter, welche die ermüdendsten und zeitraubendsten Wiederholungen nötig macht? Ist der Mangel aller und jeder logischen Anordnung in bezug auf die verschiedenen Bedeutungen eines zu erklärenden Wortes nicht wirklich ein Fehler, und stehen Adelung und Campe nicht in Tat bei bei vielen Artikeln im Vorteil? Sind nicht endlich die Detailausstellungen unseres Kritikers durchweg begründet und verdiente er nicht Gehör damit zu finden? Dagegen können wir es, im Gegensatz zu ihm, nur loben, daß die Gebrüder Grimm bei ihren Worterklärungen aufs Lateinische zurückgehen, denn die eine Sprache kann nur an der anderen gemessen werden, auch vermißte ich ihren Zitaten die allerwenigsten der Schriftsteller, deren er sich so warm annimmt, wenn wir ihm auch einräumen müssen, daß an einem Ort, wo der Freischütz, ja die Haude- und Spenersche Zeitung angeführt wird, auch manche unserer modernen Unsterblichkeiten sich blicken lassen dürfte.

Das Leben der Seele,*)

in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze, von M. Lazarus. 2 Bände.

Berlin, Schindler, 1856 und 1857.

Die Philosophie, die in Griechenland längst vom Olymp heruntergestiegen ist, kommt in Deutschland auch allgemach vom Blocksberg herab. Die Systeme, die das Universum zu bewältigen suchen, mindern sich, aber die Monographien, die sich mit Liebe in die einzelnen Erscheinungen vertiefen, vermehren sich. Das ist nun, historisch betrachtet, ein Rückschritt in die Zeiten Mendelssohns und Garves; wer jedoch weiß, welche Früchte das „Absolute" in der Wissenschaft wie im Leben getragen hat, wird einen Fortschritt darin begrüßen müssen. Zu den ausgezeichnetsten Monographien, die unserer Literatur seit lange einverleibt worden sind, gehört die Sammlung von Abhandlungen, die uns in dem Buch von Lazarus vorliegt. Schon der erste Band war reichhaltig und zeugte von einem originellen Selbstdenker, wenn wir auch, mit den Gedanken des Verfassers über Bildung und Wissenschaft, sowie über Ehre und Ruhm vollkommen einverstanden, seiner Auffassung des Humors, als der Wurzel einer selbständigen und eigentümlichen Weltanschauung, entgegentreten müssen, da wir in diesem nur den Ausdruck des im Individuum zur Empfindung gekommenen und unaufgelöst gebliebenen Dualismus zu erblicken vermögen, der den übersichtlichen Höhepunkt ausschließt. Der zweite Band ist aber noch viel gewichtiger, und was den Hauptteil, die Untersuchung über Geist und Sprache betrifft, geradezu als klassisch zu bezeichnen. Wir haben uns mit dieser dunkelsten und wichtigsten aller Materien selbst lange genug beschäftigt, um ein Lob aussprechen zu dürfen, zu dessen tieferer Begründung es hier an Raum gebricht. Dem Kundigen nur so viel, daß Lazarus die Sprache nicht als ein Vehikel auffaßt, dessen der mit sich selbst fertige Geist sich zur Mitteilung vom Ich an das Du bedient, sondern daß er den Zeugungsakt unmittelbar in sie hinein verlegt und damit alle unnützen Fragen nach Ursprung und Zweck im Keim erstickt. Das ist nun zwar nicht neu, wenigstens nicht im banalen Sinn, denn schon Plato erklärte bekanntlich das Denken für ein innerliches Sprechen und Solger definiert die Sprache im Erwin ganz vortrefflich als „das äußerliche Dasein des in die wirkliche Welt eintretenden Erkennens". Aber der

*) Kolatschefs Stimmen der Zeit. 1858.

Verfasser zeigt sich zunächst als den Mann, der sonder Zweifel auch ohne Vorgänger zu dieser Einsicht gelangt sein würde. Denn es handelt sich hier, und das ist bei einem Prioritätsstreit über geistiges Eigentum vor allem in Betracht zu ziehen, um eine allgemeine Idee, zu der so viele Wege führen, als es Individuen gibt, nicht aber um eine Spitzfindigkeit, in der zwei Menschen wohl nie zusammentreffen und um die man sich z. B. in dem lächerlichen Halm-Bacherlschen Fall abzankt.*) Dann aber ist das eigentliche Verdienst nicht in dem ersten Aperçu, sondern in der Entwicklung zu suchen, und diese ist ebenso eigentümlich als meisterhaft, wenn wir auch hie und da eine Einwendung zu machen hätten und selbst an diesem Ort unsere Verwunderung über die Seite 198 im zweiten Teil aus dem monotheistischen und, wie es scheint, spezifisch mosaisch gefaßten Gottesbegriff abgeleitete Konsequenz nicht ganz unterdrücken können; nach unserer Meinung prägt gerade der „Geist des Schöpfers", der „über den Wassern schwebt", ohne alle Vermittlung der Kunst jeder Kinderphantasie ein Bild auf, während die „Dreieinigkeit", die uns hier natürlich nur des Gegensatzes wegen kümmert, allein und ausschließlich durch den Maler Gestalt gewinnt. Indem wir jedoch trotzdem dieses Buch jedermann empfehlen, dem es um Bildung zu tun ist, erlauben wir uns noch, ihm zwei bestimmte Adressen auf den Weg zu geben. Zuerst machen wir den Verfasser der Briefe über das Plattdeutsche, den von uns aufrichtig geschätzten Klaus Groth, auf dasselbe aufmerksam, damit er sich überzeuge, daß er auf ein höchst untergeordnetes Moment der Sprache, das in seinem Fall obendrein großenteils nur durch den langen Nichtgebrauch so glänzend hervorsticht, ein übertriebenes Gewicht legt, und sich hüte, sein kleines Recht durch zu hitzige Verfolgung in ein großes Unrecht zu verwandeln. Dann laden wir aber auch alle unsere jungen Dichter ein, es zu studieren, die Klassiker des letzten Dezenniums nicht ausgenommen, damit sie begreifen lernen, was Schiller mit seinem bekannten Distichon: „Weil ein Vers dir gelingt usw." eigentlich meinte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Purpurmantel der meisten von ihnen an dem Verbum, das für sie zeichnet, hängen bleibt, und daß das Adjektiv, das für sie koloriert, die Krone in Anspruch nimmt. Allein der Sturm der Zeit reißt ihnen, wie man an den Herren Beck, Redwitz uff. sieht, den falschen Schmuck ja doch bald von den Schultern herunter; warum sich nicht in guten Tagen mit

---

*) Der bayrische Dorfschullehrer Bacherl beanspruchte bekanntlich die Autorschaft der Halmschen Tragödie: „Der Fechter von Ravenna", welche zunächst ohne Nennung des Verfassers über die Bühnen ging. D. H.

flinker Hand selbst entkleiden und in einen warmen bürgerlichen Rock hinein schlüpfen? Vielleicht trägt man dann noch blanke Knöpfe davon.

Deutsches Bühnenwesen.

Von Franz v. Holbein. Erster Teil.

Wien 1853.

Schiller schrieb einmal, während er mit dem Wallenstein beschäftigt war, in einer verzweifelten Stimmung an seinen Freund Körner, er sei oft geneigt, die ganze Theorie der Kunst für einen einzigen empirischen Handwerksgriff hinzugeben. Das war nun freilich nicht seine Durchschnittsmeinung, sondern ein momentaner Stoßseufzer, aber dieser Stoßseufzer ging nichtsdestoweniger aus der ihm durch die Praxis aufgedrängten Erkenntnis hervor, daß das Allgemeine den Künstler nicht fördert. Wenn der Dichter in seiner Entwickelungsperiode die Ästhetik zuerst respektvoll in die Hand nimmt und zu seiner eigenen Verwunderung aus ihr erfährt, welch ein wichtiges Geschäft er eigentlich versieht, so schmeichelt ihm das, und er fängt an, auf den Goldfaden, der ihm bis dahin unbewußt und unbeachtet durch die Finger lief, den rechten Wert zu legen. Aber damit ist die große Gefahr verbunden, daß er infolge der nun gewonnenen Einsicht nur gar zu leicht darauf verfällt, das Spinnen belauschen, ja wohl überwachen und dirigieren zu wollen, und das führt, wie traurige Beispiele lehren, zur Selbstzerstörung. Denn jede künstlerische Schöpfung ist Naturtat, die freilich auf Gesetzen beruht, die aber keines Reflektierens des hervorbringenden Individuums über diese Gesetze bedarf, sondern deren unmittelbares Produkt ist. Dagegen gibt es allerdings, um Schillers Ausdruck zu gebrauchen, nützliche Handwerksgriffe, und diese können leichter erlernt, als aus der eignen Praxis abstrahiert werden, da sie auf Erfahrungen beruhen, die nicht der einzelne, sondern nur eine ganze Reihe von Geschlechtern erschöpft. Keiner soll sie verschmähen, denn keiner vergibt sich etwas, wenn er sie sich aneignet, und keiner wird sich einer raschen und durchschlagenden Wirkung erfreuen, wenn er sie unbenutzt läßt. Man gelangt z. B. im Drama nicht durch einen Handwerksgriff zu lebendigen Charakteren und bedeutenden Situationen, doch dazu führt auch das Theoritisieren nicht. Aber man kann lernen, wo

dem Detail im Kunstwerk freier Spielraum verstattet werden darf, und wo eine scharf abschneidende, feste Linie gezogen werden muß usw. Auf diese Handwerksgriffe geht die Ästhetik nicht ein und hat es auch nicht nötig, aber es hat sich neben ihr eine Literatur gebildet, die das auf die bescheidenste Weise tut und die dem Künstler manches höchst beherzigungswerte Wort zu sagen hat. Wir erinnern hier nur an Meyers Leben Schröders und an Schmidts Aphorismen und fragen jeden Kundigen, ob diese Bücher nicht einen wahren Schatz von fruchtbaren Bemerkungen enthalten? Holbeins Bühnenwesen, dessen erster Teil dem Publikum jetzt vorliegt, gehört in dieselbe Kategorie und wird deshalb von dem einsichtigen Freunde des deutschen Theaters wärmer begrüßt werden, als zehn neue Abhandlungen über das Schöne oder das Erhabene. Das Werk bringt zunächst eine Biographie des Verfassers, durch die er seinen Beruf zum Bühnenleiter darzutun sucht. Sie ist sehr interessant, könnte es aber, wie man deutlich merkt, in noch viel höherem Grade sein, wenn der Verfasser mehr ins Detail eingegangen wäre. Doch wollen wir ihn nicht tadeln, weil er das unterließ, denn er zeigt sich darin als echten Deutschen und deutet auf eine Zeit zurück, wo wir in unseren Briefen so wenig ein „Ich", als einen Tintenfleck duldeten. Dagegen müssen wir es rügen, daß er seine ehemaligen Chefs und Vorgesetzten gar zu verschwenderisch mit den schmeichelhaftesten Adjektiven überhäuft; sie können doch unmöglich alle Normalmenschen und Musterbilder gewesen sein, und ein Werk, das mit Recht als ein historisches auftritt, sollte sich vor diesem Antichambre- und Geburtstagsgratulationston in acht genommen haben. Daher rührt es, daß der Verfasser im Anfang ein ganz vortrefflicher Genremaler ist und z. B. den alten Theaterprinzipal Döbbelin so lebendig porträtiert, wie sein berühmter Vorfahr irgend einen mittelalterlichen Bürgermeister, daß er zum Schluß aber den Pinsel aus der Hand legt und nur noch artige Verbeugungen macht. Das alles wird freilich mehr als aufgewogen durch sein großes Verdienst, der Begründer der deutschen Tantième gewesen zu sein, und durch das von ihm gebrachte noch größere Opfer, den Segen derselben während seiner zwölfjährigen Direktion des k. k. Hofburgtheaters in Wien nicht ein einziges Mal für sich in Anspruch genommen zu haben; auch ist es keineswegs Charakterausdruck, sondern bloß üble Gewohnheit, die ihn abhielt, den Frack auszuziehen, als er den Salon verließ. Der Biographie schließt sich in drei Abhandlungen eine Übersicht des deutschen Bühnenwesens an, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich umfaßt und überall unterrichtend, belehrend und an-

regend ist, wo sie sich nicht in Gebiete versteigt, die dem Verfasser zu fern liegen. Ein näheres Eingehen verstattet der Raum nicht, die kurze Inhaltsanzeige wird aber auch schon genügen, das Werk nicht bloß Dichtern und Schauspielern, sondern dem ganzen gebildeten Publikum als ein interessantes und instruktives zu empfehlen.

Dramaturgische Studien.

Von Ludwig Eckardt.

Shakespeare und kein Ende! möchte man mit Goethe ausrufen, wenn man Abhandlungen, wie diese, an allen Ecken, gleich Pilzen in warmer Sommernacht, aufschießen sieht. Man sollte glauben, Werke so erschöpfender Art wie die von Ulrici und Gervinus, zwischen denen sich selbst die ehrenwerten Rötscherschen Bestrebungen kaum noch behaupten können, hätten auf lange Zeit einen Abschluß bilden müssen, aber sie scheinen ganz umgekehrt zu wirken. Eine neue Shakespeare-Bibliothek tritt der alten auf die Fersen, ehe diese auch nur zum kleinsten Teile verdaut ist, und es geht her, wie an einer Tafel, wo niemand satt wird, weil die Gerichte zu rasch wechseln. Keiner begnügt sich mehr, wie ehemals, die paar selbständigen Bemerkungen, die ihm kommen, wenn er sich mit einem Dichter, wie Shakespeare, beschäftigt, bescheiden als Marginalien in seinem Handbuche des Ulrici oder des Gervinus unterzubringen, oder sie in Form einer Kritik vom Stapel laufen zu lassen. Jedermann muß jetzt ein Buch schreiben und, da dies in den meisten Fällen absolut unmöglich wäre, wenn er vorher mit seinen Vorgängern abrechnen wollte, dabei eine Miene annehmen, als ob diese im Grunde wenig geleistet hätten. Shakespeare ist allerdings ein ungeheures Bildungsmittel und legt jedem Alter, jedem Geschlecht und jeder Partei Fragen vor, an denen sich die erlangte Reife am besten prüfen läßt. Aber man sollte die Resultate eines solchen Selbstexamens nicht gleich zu Markte bringen, schon darum nicht, weil man gar nicht wissen kann, ob man sein letztes Gesicht überall schon gesehen hat. Denn er hat deren fast ebenso viele, wie die Wahrheit selbst, die keinen Schleier trägt, sondern Maske über Maske und die nur von ihren geweihtesten Priestern ganz entkleidet wird.

Es ist für Shakespeare einstweilen jetzt in Deutschland genug geschehen. Nicht bloß deswegen, weil auf jede Zeile des Dichters bereits ein Alphabet Kommentar kommen dürfte. Es ist wirklich

alles Allgemeine gesagt, was zur Verständigung nötig und nützlich war; sein Verhältnis zur Welt, wie zur Kunst ist von den verschiedensten Standpunkten aus erörtert, die einzelnen Stücke sind analysiert worden und der Zusammenhang, worin diese Sterne eines geistigen Weltsystems zueinander stehen, ist bloßgelegt. Wenn Shakespeare jahrhundertelang einem Urwalde glich, dessen Sausen und Brausen man wohl hörte, in den man sich aber nicht hinein wagte, weil man nicht wußte, ob sich nicht um jeden Baum eine Schlange herumgeringelt habe, so ist dieser Wald jetzt ausgehauen, die Wege sind links und rechts gebahnt und jedermann weiß, wo die schönsten Blumen stehen, oder wo es am geheimnisvollsten rauscht. Mit einem Worte, des Lichts ist genug verbreitet, das übrige ist Sache der Augen, und denen kann keiner zu Hilfe kommen. Wenn es nicht barock klänge, so wäre jetzt eher schon ein Buch über die Fehler oder doch über die Grenzen Shakespeares zu wünschen, über die individuelle Seite seiner schöpferischen Tätigkeit, die doch auch vorhanden ist, so selten sie hervortreten und so schwer sie zu erkennen sein mag, über das minus, womit er manches plus seiner Richtung erkaufte. Oder hat die griechische Tragödie in ihrer keuschen Gebundenheit nicht einen Zauber, dem Shakespeare notgedrungen entsagen mußte als er die Elemente in voller epischer Breite entfesselte; gehen Äschylos und Sophokles wirklich so ganz in ihm auf, wie seine unbedingten Verehrer behaupten? Hier wäre allenfalls noch eine Aufgabe. Sicher aber gehört mehr Geist dazu, einem minder hervorragenden Dichter gerecht zu werden, z. B. einem Zacharias Werner oder einem Heinrich von Kleist auf ihren verschlungenen Wegen zu folgen und zwischen ihnen und der Nation zu vermitteln, als auf neue Entdeckungen im Shakespeare auszugehen und ihm zu Ehren einige Leuchtkäfer fliegen zu lassen.

Das Vorstehende ist keineswegs geradezu gegen Herrn Eckardt und seine dramaturgischen Studien gerichtet. Der Verfasser hatte es längst auf dem Herzen und er hofft im Sinne Vieler zu sprechen, denen es um das Gedeihen unserer Literatur ernstlich zu tun ist. Er stellt Shakespeare so hoch, daß er glaubt, jeder unserer dramatischen Dichter, Goethe und Schiller nicht ausgeschlossen, müßte die Vergleichung mit dem Riesen als einen Mordversuch betrachten. Allein er meint, Shakespeare könne für uns doch nur Arznei sein: wir nehmen sie, um gesund zu werden und den Körper wieder zu kräftigen, aber für die Speisen müssen wir nachher selbst sorgen! Darum gibt er Arbeiten, wie denen von Hettner und Henneberger, die aus einer gleichen Überzeugung hervorgegangen sein müssen, den Vorzug.

Studien und Kopien nach Shakespeare.

Von Franz Dingelstedt.

Pest, Wien und Leipzig. Hartlebens Verlags-Expedition. 1858.

Unter einem sehr bescheidenen Titel verbirgt sich hier eine Leistung von seltener Gediegenheit. Man traut seinen Augen kaum, wenn man weiß, wie das Inszenieren Shakespeares seit seiner ersten Erscheinung auf manchen deutschen Bühnen betrieben wird und aus diesem Buch ersieht, daß es doch auch zur Kunst gesteigert werden kann. Man glaubt zu träumen, wenn man statt des brutalen Rotstifts, der oft ärger in einem Shakespeareschen Stück wütet, wie die Axt des Holzfrevlers in einem Walde, einen feinen, fast priesterlichen Geist erblickt, der mit jener heiligen Ehrfurcht, die alles Lebendige einflößen soll, ans Werk geht und keinen Moment vergißt, daß es sich „um ein Opfer, nicht aber um eine Metzgerei" handelt. Man faßt Hoffnung, daß eine Zeit kommen könne, wo der größte dramatische Dichter aller Völker nicht mehr bloß das Seil herzugeben braucht, auf dem die Virtuosen tanzen und das sie sich gewöhnlich aus seinem innersten Eingeweide zusammendrehen lassen, sondern wo er sich, wie in den Tagen, die er selbst erlebte und mit unvergänglicher Glorie schmückte, in seiner alten Majestät, aber auf einem erhöhten Piedestal und in einem neuen Purpurgewand, das drei Jahrhunderte mit den reichsten Perlen besetzten, wieder erheben darf.

Neben der Wissenschaft der Kunst, welche die Systeme der Ästhetik vervielfältigt und die Monographien häuft, hat sich ganz im stillen, von der stolzen Schwester kaum bemerkt und darum so wenig durch ihren Tadel beirrt als durch ihr Lob verwöhnt, eine schlichte Literatur der Praxis entwickelt. Diese macht nicht auf die letzten Gründe der Dinge Jagd, sie begnügt sich, ganz einfach die Routine zu überliefern und dafür zu sorgen, daß kein einziger glücklicher Griff, der einmal entdeckt wurde, wieder verloren gehe, aber das ist auch unendlich dankenswert, und für den Künstler jedenfalls viel fruchtbarer als das allgemeine Ästhetisieren, das ihn sehr wenig fördert und ihn im Grunde auch gar nicht fördern soll und will. Die Zahl der hierher gehörigen Schriften ist nicht gering, wenn man auch bloß bei der Poesie stehen bleibt, und es wäre ein lohnenderes Geschäft, aus ihnen ein praktisches „Not- und Hilfsbüchlein" für den Dichter zusammen zu stellen, als die Betrachtungen über die

Natur des Schönen durch eine neue zu vermehren. Um von dem Opitzschen Traktat „von der deutschen Poeterei“, mit dem allenfalls zu beginnen wäre, gleich auf unsere Zeit und auf das Drama hinüber zu springen, so erinnere ich nur an das Leben Schröders von Meyer und an Friedrich Ludwig Schmidts Aphorismen; selbst Holbeins „Bühnenwesen“ enthält manche beachtenswerte Bemerkung, und wie viel ist in Autobiographien, z. B. in denen von Brandes und Iffland, niedergelegt! Als die eigentliche Spitze aber ist das Werk zu bezeichnen, das Dingelstedt der Literatur in seinen „Studien und Kopien nach Shakespeare“ jetzt übergeben hat. Denn hier fällt die praktische Einsicht mit der ästhetischen ganz zusammen und stellt ein Musterbild der Vermittlung auf, das sich gleich weit vom starrsinnigen Festhalten am Unmöglichen, wie vom leichtsinnigen Verschleudern des Notwendigen entfernt hält.

Ich kann zwar von meiner bei einer früheren Gelegenheit ausgesprochenen Überzeugung, daß Shakespeare dem deutschen Theater Arznei bleiben muß, nicht aber Speise werden darf, noch immer nicht abgehen. Allein er ist trotzdem von unberechenbarer Wichtigkeit für uns, und darum ist es auch nicht gleichgültig, in welcher Gestalt er unter uns erscheint. Daß die Schlegel-Tiecksche Übersetzung viel zu wünschen übrig läßt, besonders derjenige Teil derselben, welcher Tiecks Namen trägt und höchst zweideutigen Ursprungs ist, kann keinem Zweifel unterworfen sein. Ob durch die gemeinschaftliche Tätigkeit der namhaftesten deutschen Dichter und Schriftsteller eine besser zustande kommen wird, wie Dingelstedt in schönem Vertrauen zur deutschen Einheit erwartet, wird die Erfahrung lehren. Jedenfalls ist die Sache nicht so dringlich. Daß man aber bei der Inszenierung endlich mit der alten Methode entschieden brechen muß, wenn statt des ganzen Shakespeare nicht bloß das psychologische Moment in ihm zur Geltung kommen soll, steht fest. Denn ein Stück von ihm für die Bühne einzurichten, ist, je nachdem man die Sache faßt, entweder die leichteste oder die schwerste aller Aufgaben. Es wird von Raupach erzählt, daß er, als er seine russische Professur aufgegeben hatte, in Berlin jahrelang Tag für Tag das Theater besuchte, immer den Dichter des Abends, sowie den Bleistift in der Hand und jedes Bravo, das der Schauspieler herausquetschte, jedes naßgeweinte Taschentuch, jeden entzweigeklatschten Handschuh sorgfältig an der rechten Stelle im Buch anzeichnend. Man wunderte sich über den Kauz, man lachte ihn aus, aber er ließ sich nicht beirren, denn er hatte den Entschluß gefaßt, für das nächste Dezennium deutscher Bühnenkönig zu werden und sammelte sich auf diese Weise, unbekümmert

um Aristoteles und Lessing, das Knallsilber ein, das er später zur Erbauung seines Publikums in seinen „dramatischen Werten ernster und komischer Gattung" mit großem Erfolg verpuffte. Auf dem nämlichen Wege gelangt man zu der Kunst, die Shakespeareschen Dramen in Paraden zu verwandeln, und sie wird, allerdings mit einzelnen rühmlichen Ausnahmen, ein halbes Jahrhundert und länger, rüstig geübt. Das gibt noch immer lärmende Aufführungen, von denen sich aber der Kenner, dem es nicht darum zu tun ist, bloße Psychologie in Szene gehen zu sehen, mit Gleichgültigkeit oder Unwillen abwendet. Etwas ganz anderes gehört dazu, sich in das innerste Zentrum dieser riesigen Kompositionen zu versetzen und sie von da aus ohne Beeinträchtigung der Harmonie in allen Teilen gleichmäßig zusammenzuziehen und der Faßlichkeit näher zu führen. Für diese Kunst hat Dingelstedt in seiner Behandlung des „Sturmes", denn gegen den Macbeth wären vielleicht zugunsten Schillers noch einige Einwendungen zu machen, nach meiner auf genauer Prüfung beruhenden Überzeugung, die Regel des Polyklet aufgestellt, und damit ist bei der zarten, unendlich leicht verletzlichen Natur des Stückes sehr viel geschehen.

Kleine Anzeigen.

1. Ein Buch von uns Wienern in lustig gemütlichen Reimlein von Rusticocampius.

Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld. 1858.

Rahel schrieb einmal an ihren Mann: „Dein Brief ist so katzenklug, daß er Mäuse fangen müßte, wenn er lebendig wäre." Dieser Ausspruch paßt vollkommen auf das „lustig gemütliche" Buch, das uns hier vorliegt. Der Verfasser, Herr Eduard Bauernfeld, möchte nach der Dedikation gern den Titel des letzten Hof- und Volksnarren davontragen und hat den Mut, bei der Gelegenheit an Kaiser Maximilian und seinen Kunz von der Rosen zu erinnern. Dieser Wunsch ist gar nicht so bescheiden, wie er aussieht, und wird schwerlich in Erfüllung gehen. Dagegen hat er ein so seltenes diplomatisches Talent bewiesen, daß er in jedem Departement des Auswärtigen mit Nutzen zu verwenden wäre. Uns ist nie ein Produkt vorgekommen, das unter Maske der

Harmlosigkeit so viel Kalkul versteckte. Hier ist geradezu alles berechnet, vom scharfen Stoß an, der ins innerste Gekröse eindringen möchte, wenn nur die Spitze nicht abbräche, bis zum kameradschaftlichen Gekitzel mit dem Lederknopf herunter. Der Meister zeigt sich schon gleich beim Zuschneiden des Themas. „Ein Buch von uns Wienern!" Was für ein Wien ist gemeint, das alte oder das neue? Das alte? Wie kommt Herr Dawison und Fräulein Seebach hinein? Freilich, es sind renommierte Schauspieler, und Herr Bauernfeld hat Stücke geschrieben. Das neue? Was haben Bäuerle und Castelli noch darin zu schaffen? Nun, es sind gute Freunde, die ihre vergoldete Nuß zum Spielen haben mußten. Eine noch viel größere Virtuosität tritt aber in der Behandlung hervor. Wie artig sind diese Grobheiten, wie boshaft diese Komplimente! Und wie geschickt sind vor allem die Blitzableiter angebracht! Wir haben in der antediluvianischen Zeit auch gewisse Verbrüderungsfeste mitgemacht, aber wir tranken auf die Gesundheit Ferdinands des Gütigen und bringen es jetzt in Erinnerung. Wir nehmen uns gegen einen Minister etwas heraus, aber wir feiern auch „zwei edle Opfer". Wir binden mit der Montierungskommission an, aber wir rufen: Hoch, Radetzki! Courage, Courage, wenn auch Gewitter in der Luft herumziehen sollten, bei uns wird's nicht einschlagen! Dabei wird fortwährend von Gemüt gebimmelt, was sich nicht viel besser ausnimmt, wie das Vaterunserbeten beim Fenstereinwerfen und Laternenzusammenschlagen. Das Buch ist eine merkwürdige moralische Erscheinung; ästhetisch existiert es gar nicht, es gehört zu den plattesten Nachahmungen des Heineschen Romanzero und verdient in jeder Beziehung die ernstlichste Zurückweisung.

---

2. Snack un Snurren ut de Spinnstuv.

Plattdeutsche Dorfgeschichten in Dithmarscher Mundart
von Dr. Th. Piening.

Hamburg, Hoffmann und Campe. 1858.

Wir müßten mit der Kritik des Titels anfangen. Snack un Snurren ut de Spinnstuv? Diese „Dorfgeschichten" haben mit der Spinnstube nichts mehr zu schaffen, als die Novellen von Hackländer und Spindler. Sie sind modern durch und durch, und wenn sie sich auch gerade für den Salon nicht eignen möchten, so wenden sie sich doch an ein ganz anderes Publikum, als sich bei schnurrenden Rädern auf einem Bauerhof um den

qualmenden Ofen zu versammeln pflegt. Das ist kein Fehler, aber wozu die Koketterie? Wer Bäffchen trägt, muß sie nicht unter'm Hausrock verstecken wollen. Wir müßten weiter fragen: warum sind diese Dorfgeschichten plattdeutsch abgefaßt? Daß Klaus Groth seinen „Quickborn" plattdeutsch schrieb, hatte einen innern Grund; er stellte das dithmarsische Volksleben vorzugsweise nach der Gemütsseite dar, und das Gemüt ist nicht so vielzüngig, wie der Geist, es stempelt einen Ausdruck und hält ihn fest. Wer sich davon überzeugen will, der vergleiche nur das Original mit der Übersetzung! Der Unterschied zwischen dem lebendigen und dem ausgestopften Vogel kann nicht größer sein. Bei Herrn Piening steht es aber völlig umgekehrt; seine Dorfgeschichten sind alle hochdeutsch gedacht, und auf dem Wege vom Kopf zur Feder ins Plattdeutsche übertragen. Das ist nicht einmal gelungen, man stolpert jeden Augenblick über eine verunglückte Wendung, die an die Gallizismen unserer aus Paris herübergeholten Theaterstücke mahnt, oder sagt der Plattdeutsche etwa: „Matthis weer ganz sin Ansich" und „Jedes Ding harr ja sin Wissenschaft" usw. Wenn es aber auch gelungen wäre, was wäre damit erreicht? Wir sind weit entfernt, die Deklamationen, womit Herr Ludwig Wienbarg in einer verschollenen Broschüre gegen das Plattdeutsche zu Felde zog, unsererseits zu billigen oder gar zu unterstützen; es hat das vollste Recht, als Idiom fortzuleben und mag auch vom Dichter angewendet werden, wo er es nicht entbehren kann. Wir müßten es jedoch beklagen, wenn sich jetzt noch, drei Jahrhunderte nach Luther, der den Kampf zwischen den beiden Schwestern zum Heil der Nation durch seine Bibelübersetzung ein- für allemal entschied, neben der hochdeutschen eine selbständige plattdeutsche Literatur etablieren und das einzige Band, das die deutschen Volksstämme noch zur Einheit zusammenknüpft, zerreißen wollte. Es würde auch schwerlich viel dabei herauskommen; man denke an Holland! Nein, diese Dorfgeschichten brauchten nicht darum, weil sie in Dithmarschen spielen, in dithmarscher Mundart geschrieben zu werden; sie hätten im Hochdeutschen eher gewonnen, als verloren. An und für sich sind sie aber recht gut und beurkunden ein schönes Unterhaltungstalent. Das erste Stück: „Wer Gott vertraut, hat gut gebaut!" will freilich nicht viel heißen; daß ein Mädchen ihren Namen verheimlicht, weil ihr Vater ein Verbrecher war, ist zu oft dagewesen. „Hans Höhnk" ist schon anziehender, aber doch bloß Anekdote. Vortrefflich dagegen ist: „De schwatte Kater"; hier geht der Verfasser über Klaus Groth, dem die Erfindungskraft fast ganz zu fehlen scheint, hinaus, wenn er anders nicht selbst entlehnt hat. Die übrigen Sachen

sind jedenfalls ergötzlich; wenn wir „Hans Roger“ ausnehmen, der gänzlich mißglückt ist und hier und da sogar ans Ekelhafte streift; rohe Studentengeschichten, die zum Teil schon vor 20 Jahren auf dem Theater zu Tode gehetzt wurden, dürfen nicht wieder aufgewärmt werden, und am allerwenigsten so plump.

---

3. Drei Erzählungen von Emil Kuh.

Troppau und Leipzig, bei Alfred Traßler. 1857.

Diese drei Erzählungen ringen, was die Komposition anbelangt, miteinander um die Krone der Schlottrigkeit und legitimieren sich dadurch als echt österreichische Produkte. Der Verfasser versagt der realen Welt hartnäckig seine Anerkennung und negiert ihre sämtlichen Gesetze. Es ist eine bloße Güte von ihm, daß er nicht Menschen mit zwei Köpfen auftreten läßt oder den Blüten der Bäume nicht die Früchte voranschickt, denn auf dem Standpunkt, den er nun einmal gewählt hat, wäre er vollkommen dazu berechtigt gewesen. Das alles tut jedoch nichts; für die Verkehrtheit des Ganzen entschädigt die Vortrefflichkeit des Details. Sind die Charaktere dramatisch unwahr, so werden einzelne Stimmungen hinreißend geschildert; sind die Situationen unmöglich, so glänzen sie doch in echt poetischen Farben. Er hat sich offenbar an schroffen Vorbildern, wie Heinrich von Kleist usw. geschult, aber die Geister, die er heraufbeschwor, sind ihm noch zu mächtig und grinsen ihn an, statt ihm zu dienen. In seinem willkürlichen Anhäufen von Zügen, die zwar elementarisch bedeutend, aber im besonderen Fall überflüssig oder gar störend sind, gleicht er noch zu sehr der Elster, die silberne Löffel und goldene Ringe zusammenträgt und sich bloß das Nest damit verdirbt. Das wird anders werden, er wird das Mißverhältnis zwischen der Armut seiner Erfindungen und dem Reichtum seiner Ausführungen auszugleichen wissen und dann gewiß erfreuliches leisten. Walter Scott wäre ihm jetzt als Studium zu empfehlen.

---

4. Tutu. Von Sternberg.

Die kleinen Leiden des Ehestandes. Von Balzac.

Mit Holzschnitten und Illustrationen. Leipzig, bei J. J. Weber. 1849.

Seit lange liegen auf meinem Tisch zwei Bücher, die auf Besprechung harren. Die Autoren und die Verleger würden sich aber sehr irren, wenn sie glaubten, daß ich aus Geringschätzung ihrer Leistungen gezögert hätte. Im Gegenteil, ich wünschte ihnen aufrichtig zu nützen und wartete nur den günstigen Moment ab. Dieser ist jetzt gekommen.

Der Weihnachtsabend, das schöne Fest, wegen dessen man das Christentum noch nach Jahrtausenden lieben und wenigstens beneiden wird, ist vor der Türe. Auf Straßen und Plätzen sind die mystischen Buden aufgeschlagen, vor denen die Kinder so gern verweilen, weil sie sich in Träumen ergehen, welche von den dort zur Schau gestellten Herrlichkeiten ihnen wohl zuteil werden dürften. In den Kaufläden ist alles ausgelegt, was die Wünsche der Erwachsenen zu Begierden steigern kann; was das nimmer rastende England an neuen Stoffen hervorbrachte, was das selbst während seiner Revolutionen spekulierende Frankreich an eleganten Fassons erfand, das wird auf die verführerischeste Weise hinter Fenstern, deren Glanz die Pracht der lockenden Gegenstände nur noch erhöht, vor uns ausgebreitet, und wenn die eigensinnige Sonne es am Tage verschmäht, diese Schätze mit ihren Strahlen zu vergolden, so muß die Gasflamme, deren Zauber der Geschäftsmann in seiner Gewalt hat, zur Nacht ihre Stelle ersetzen.

Wer wäre stoisch genug, den von allen Seiten auf ihn eindringenden Versuchungen zu widerstehen! Wer ließe nicht wenigstens jetzt Grundsätze Grundsätze sein und studierte nicht die schüchtern begehrenden Blicke seiner Frau, seiner Braut, selbst seiner Schwester! Ja, es ereignet sich zu dieser Zeit auch wirklich das Unerhörte, der Deutsche erinnert sich daran, daß sein Volk eine Literatur besitzt, und daß er, um sie zu unterstützen und zu heben, neben Nürnberger Lebkuchen und vergoldeten Wallnüssen auch einige vaterländische Bücher einkaufen und verschenken muß.

Natürlich müssen diese Bücher zum übrigen passen und der Kritiker, der dem verlegenen Mann bei der Auswahl an die Hand gehen will, hat nicht sowohl die Leistungen der Autoren, als die der Kupferstecher und der Buchbinder ins Auge zu fassen. Glücklicherweise hatte die Literatur auch von jeher eine

Unterabteilung, deren Erzeugnisse die Produkte der Nußvergolder und die Kuchenbäcker nicht gar zur sehr an Gehalt übertrafen, und an der ihre schwerlötigen, auf das Solide versessenen Liebhaber und Freunde mit einer ebenso großen Verachtung vorübergingen, wie etwa die Schlachter an den Hammeln und Ochsen, die aus Nürnberg in zierlichen Schachteln auf den Markt gebracht werden. Wer erinnert sich nicht mit Wehmut der Taschenbücher und Almanache, die ehemals zu Weihnachten dutzendweise erschienen, und an denen der Goldschnitt, ja die Eigenschaft desselben, das Umblättern zu erschweren, meistens das Beste war! Zwar, wie sie zuerst hervortraten, waren sie, wenigstens bei uns im plumpen Deutschland, nicht ganz so harmlos und federleicht, wie später! Es gab eine Zeit, wo Lichtenberg in ihnen seine köstlichsten Aufsätze und Aphorismen niederlegte, der unsterbliche Lichtenberg, dessen Humor zu dem, was man heutzutage mit diesem Namen nennt, ungefähr so steht, wie das griechische Epigramm zu den Inschriften, mit denen unsere hoffnungsvolle Straßenjugend wohl die Wände versieht. Es gab eine andere Zeit, wo Schiller und Goethe eine lyrische Jahresernte in ihnen aufstapelten und dadurch für die matten Verseleien der Louise Brachmann und des Professors Conz, die freilich damals schon mit unterliefen, Ersatz boten. Der Almanach machte die nämlichen Phasen durch, die wir selbst durchmachen mußten, ehe wir vom Bärenfell zum Oberrock oder vom Oberrock zum Frack kamen. Kind und Hell, Clauren und Tromlitz, Schwab und Chamisso, Ruge und Echtermeyer, es gab viele Stadien, ehe er bei der, durch unsere neuesten Wasserköpfe repräsentierten vollendeten Nichtigkeit anlangte, und der Weg dauerte um so länger, als es zuweilen wieder in die Höhe zu gehen schien. Doch zuletzt ging es immer weiter herunter, und das Revolutionsjahr bot einen willkommenen Vorwand, ganz abzutreten.

Was denn nun machen? Schiller und Goethe sind angeschafft, Uhland ist es ebenfalls; müßte man sich wirklich zu einem Heinrich Kleist, dessen Käthchen von Heilbronn man ja schon vom Theater her kennt, entschließen; müßte man sich vielleicht gar, denn auch dieser könnte sich, es wäre nicht durchaus unmöglich, im Bücherkasten vorfinden, zu einem Shakespeare von Gervinus oder zum Humboldtschen Kosmos bequemen? Nicht doch! So wenig, als man, wenn man den Kindern Kanonen schenken will, sie aus dem Zeughaus zu nehmen braucht! Zwar hat der Literaturmarkt bis jetzt noch kein völlig genügendes Surrogat für den eingegangenen Almanach aufzuzeigen. Man kann keine hübsche Kupfer mehr bekommen, ohne zugleich eine Dosis Geist mit in Empfang zu nehmen, aber man kann

neben dem Geist doch auch die Kupfer haben, und das wird hinreichend sein!

Zu den Büchern, die beides, Geist und Kupfer, zugleich bieten und sich deshalb vortrefflich zu Weihnachtsgeschenken eignen, gehören nun Sternbergs Tutu und Balzacs kleine Leiden des Ehestandes. Sternberg gibt in Märchenform eine Satire auf die Zeitverhältnisse, die schärfer ist, als sie auf den ersten Blick zu sein scheint. Balzac führt uns in einer Reihe der ergötzlichsten Schilderungen die Verlegenheiten vor, die für Mann und Frau entstehen, wenn beide die Ehe bloß als ein Institut betrachten, in dem man sich amüsieren soll. Sternberg bemüht sich, für den Kreis, den er sich absteckte, die Vogelperspektive zu gewinnen, aber es gelingt ihm nicht; seine Montgolfiere, man sieht's, hat zwischen der höheren und der niederen Region keinen festen Ruhepunkt gefunden, darum haben die Linien seines Bildes sich ganz absonderlich verschoben. Balzac hat den Versuch nicht einmal gemacht, und er tat wohl daran, er hat sich ohne Umstände in die Mitte des faulen Sumpfes gestellt, dessen Ausgeburten er zeichnen wollte; er malt sie uns mit allen ihren tollen Sprüngen und possierlichen Verrenkungen, ohne auch nur von ferne daran zu erinnern, daß der Sumpf eigentlich ausgetrocknet werden sollte, und daß es neben zweibeinigen Fröschen und Kröten auch wirkliche Menschen auf Erden gibt. Zu einem Kunstwerke bringen es beide nicht; Sternbergs Verstandesphantasmagorie steht in ihrer spitzigen Absichtlichkeit so tief unter dem echten Märchen, wie Balzacs Spaß unter dem wahren Humor. Aber gerade diesem innern Mangel haben sie es zu danken, daß ihre Leistungen so pikant ausgefallen sind, und daß man sie jedermann zur Lektüre empfehlen kann, der wissen möchte, wie unsere gegenwärtige soziale Welt denn eigentlich aussieht, wenn sie mit dem fatalen Scheidewasser, dem nur das Gold, nicht der Goldschaum widersteht, von irgend einem schadenfrohen Kobold besprengt wird. Hätten sie den künstlerischen Standpunkt genommen, so würden sie vielleicht Augen für die Sonnenflecke bekommen, aber keine für die Warzen und Blatternarben des Herrn Nachbars und der Frau Nachbarin behalten haben. Dann wären sie gleich „beziehungslos", also für die meisten Leser ohne Interesse gewesen, und hätten sich wenigstens nicht mehr zu Weihnachtsgeschenken geeignet.

---

5. Libussa. Jahrbuch für 1850.

Herausgegeben von Paul Alois Klar. Neunter Jahrgang.

Der Almanach ist tot! behauptete ich vor einiger Zeit in meiner Kritik von Sternbergs Tutu und Balzacs kleinen Leiden des Ehestandes. Der Almanach lebt! antwortet die Libussa, die jetzt vor mir liegt. Ja wohl, ich schloß zu voreilig aus dem Jahr 1849 auf das Jahr 1850, der Almanach ist wieder auferstanden! Und nicht einmal sein Gesicht hat sich verändert, er blickt ganz so unschuldig darein, wie früher, er hat kein Blut fließen sehen, keinen Pulverdampf gerochen. Darum bringt er uns auch, naiv wie ein Kind, das vom Kriege nur die Musik gehört und den Donner der Geschütze für den Generalbaß gehalten hat, nach wie vor seine harmlosen Gedichte, seine Novellen und Erzählungen und läßt höchstens die Rätsel, die Logogryphe und Charaden aus. Freuen wir uns und ergeben wir uns der Hoffnung, daß nicht er allein scheintot gewesen ist, und daß noch manches auferstehen wird, was wir, wie ihn, für immer begraben glaubten!

Die Libussa freilich hat von jeher neben der leichten poetischen Ware auch Solides gebracht und sich dadurch ein wohlbegründetes Recht auf die Existenz erworben. Sie nimmt keine Beiträge auf, als die von gebornen Böhmen herrührenden, und scheint sich vor allem die Aufgabe gesetzt zu haben, böhmische Zustände, vorzeitliche wie gegenwärtige, aufzuhellen. Das ist nicht allein dankens-, sondern auch empfehlens- und nachahmenswert. Welch eine schöne Kette würde aus unserm jetzt so zerfahrenen literarischen Tun und Treiben hervorgehen, wenn sich viele ähnliche Ringe bildeten, wenn sich in jedem deutschen Lande und nach Umständen in jeder Provinz die hervorragendsten Talente die Hand böten und den Kreis, mit dem sie am vertrautesten sein müssen, weil er ihnen der nächste ist, umsichtig ausbeuteten! Dadurch würden die Einzelkräfte, deren doch so wenige berufen sind, ins allgemeine zu wirken, für würdige und erreichbare Zwecke konzentriert werden, den auf diesem Wege entstehenden gemeinschaftlichen Leistungen würde der Gehalt, wenigstens der relative, nicht fehlen, und später wüßte der Geschichtschreiber, so wie der überall einmal hervortretende universelle Dichter, wo sie sich nach Umrissen und Farben umzusehen hätten. Doch, das wird bei uns noch lange ein frommer Wunsch bleiben, und eben darum kommt auch bei uns auf eine Seite, welche die Nachwelt vielleicht liest, eine ganze Bibliothek voll Makulatur.

Der Wert des gegenwärtigen Jahrgangs der Libussa be-

ruht, der Hauptsache nach, auf einem Aufsatz des Herausgebers über Tycho de Brahes Leben und Wirken in Böhmen, auf einem zweiten über den alten Prager Schöffenrat von Doktor Legis-Glückselig und auf einem dritten von Nork (Korn) über mythologische Gegenstände, namentlich über Libussa. Sie alle sind in hohem Grade instruktiv und auch dem größeren Publikum dürften sie interessanter sein, als die Gedichte, Novellen und Erzählungen, die ihnen vorhergehen, einzelnes natürlich ausgenommen. Außerdem enthält der Jahrgang noch zwei Lebensbeschreibungen, die des Komponisten Tommaschek und die des Epikers L. A. Frankl, von denen die eine ganz, die andere zum Teil Autobiographie ist. Auch diese begrüße ich als erfreuliche Zeichen einer Zeit, in welcher die Menschen endlich anfangen, sich mit dem Objekt zu beschäftigen, das sie am besten kennen, nämlich mit sich selbst.

Unter den poetischen Beiträgen ist der bei weitem ausgezeichnetste J. G. Seidls Legende. Der allerliebste Grundgedanke kömmt so rein und rund zum Vorschein, wie es selten geschieht, und darnach ist der Rang eines Gedichtes zu bestimmen, nicht nach dem Gewicht der Materie.

---

6. Album neuester Dichtungen aus der Steiermark.

Graz 1850.

In diesem Album haben wir eine ganz andere Gruppe vor uns. Die Herren Albert, Brunner, Gebell, Semlitsch, Siegerist usw. vertiefen sich, statt in die Schönheiten der Steiermark, in die Abgründe der Spekulation. Die Poesie kann sich aber, wenn sie nicht gefrieren will, vor der Intimität mit dem „absoluten Gedanken" gar nicht genug hüten; ich sage: die Poesie, ich sage nicht: der Poet! Dieser soll allerdings nicht, um sich die Naivetät der Unwissenheit zu erhalten, seine Augen und Ohren vor der höchsten Wissenschaft verschließen, denn er ist unter anderem auch ein Mensch, und dem Menschen ist die Kenntnis seines Verhältnisses zum Universum notwendig, wenn er sie auch damit bezahlen muß, daß er, nachdem er sie erlangt hat, seine Kinderspiele nicht mehr ernsthaft treiben kann. Doch der echte Poet wird von der Wanderung durch den Abgrund, in dem alle Farben verlöschen, eben eine verdoppelte Liebe zu der bunten Erscheinungswelt mit heim bringen, und sich mit der größten Innigkeit an sie hingeben; nie aber wird er versuchen, die unheimliche Folie des Lebens, die schwarze, unterscheidungslose Nacht

in einen goldenen Rahmen zu schlagen. Den Baum mit seiner Blütenkrone zu malen, ist seine Aufgabe, nicht die Wurzel, die sich im Schoß der Erde birgt. Und das weiß er!

---

7. Von den Alpen. Zwei Liedersträuße.

Zeitgedichte aus den Jahren 1848, 1849.

Innsbruck. Verlag von A. Witting. 1850.

Soll auch das kein Ende nehmen? Zeitgedichte und abermals Zeitgedichte! Und diesmal aus Tirol, aus dem frischen Tirol, wo die Menschen der Natur so viel näher stehen, wie anderswo! Zwar ist es mit den Irrtümern des Geistes, wie mit den Krankheiten des Leibes. Was hilft's, daß man sie hier vertreibt? Sie tauchen dort auf der Stelle wieder auf. Aber, wie es nichts für die absolute Notwendigkeit des Nervenfiebers beweist, daß es, aus dem einen Körper verjagt, den anderen wieder ergreift, so kann auch ein Irrtum nicht das Mindeste dadurch gewinnen, daß er, in diesem Kopf ausgetilgt, sogleich in jenem wieder aufschießt. Wie oft ist es dargetan, daß die Politik, in der man doch heutzutage den Inhalt der Zeit fast ausschließlich sucht, mit der lyrischen Poesie nichts zu schaffen hat! Nichtsdestoweniger wird das, was in die Zeitungsblätter gehört, immer von neuem wieder in Verse gebracht. Das geschieht denn auch in diesen Liedersträußen. Der Gesinnungen, die wir hier ausgesprochen finden, wollen wir uns freuen, und da wir Tiroler vor uns haben, so sind wir auch überzeugt, daß sie sich als stichhaltig bewähren und nicht, wenn die Gelegenheit kömmt, unter irgend einem Spritzenleder ersticken werden. Aber Gesinnungen allein machen noch keinen Poeten, und in der Sphäre, welche die Verfasser — es scheinen zwei zu sein — sich diesmal absteckten, kann sich auch nur der Rhetor zeigen. Es gibt gar nichts Abstrakteres, als dies Besingen der Freiheit, des Vaterlandes, des deutschen Reichs, worin sie sich gefallen. Zeigt, wie man sich die eine erkämpft, und nachdem das geschehen ist, für das andere stirbt, so seid ihr in den Kreis, in dem die Poesie beginnt, wenigstens *eingetreten*! Jetzt steht ihr draußen, und es ist über eure Begabung nicht einmal ein Urteil möglich.

---

8. Gedichte von Wilhelm v. Metzerich.

Wien. Jasper, Hügel und Manz. 1850.

Ein echtes, obgleich schwaches Talent, von dem es zweifelhaft scheint, ob es selbst hervorbringen oder bloß genießen soll. Denn wenn die Natur ein Individuum des höchsten Genusses fähig machen will, muß sie demselben den untersten Grad des Produktionsvermögens verleihen. Dadurch kömmt es so weit, daß es das Wahre und Schöne in seiner Wesenheit tiefer erkennen lernt, wie es sonst geschehen würde, und wenn es dann vermöge eines sittlichen Akts, zu dem freilich Selbstverleugnung gehört, auf das Produzieren Verzicht leistet, so ergibt sich zwischen ihm und der Kunst das reinste Verhältnis, das möglich ist. Das Büchlein ist den Manen Feuchterslebens zugeeignet.

---

9. Parallelen.

Leipzig, Georg Wigand. 1849.

Der Leser wird nach dem von der Mathematik entlehnten Titel kaum ein poetisches Werk vermuten. Dennoch haben wir es mit einem solchen zu tun, und mit einem, das sich recht vorteilhaft auszeichnet. Der Verfasser besitzt ein schönes Talent der Darstellung und schildert prägnante Momente der Natur und des Seelenlebens mehr als einmal vortrefflich. Aber er leidet an einer Krankheit, von der ich wünschte, daß sie mit Klopstock, der sie sein lebelang nicht los wurde, begraben worden wäre. Er gibt nämlich seinen warmen konkreten Bildern, die er so weit ausmalt, daß sie uns notwendig durch sich selbst interessieren und fesseln müssen, plötzlich, wenn wir uns dessen am wenigsten versehen, eine vermaledeite Rück- oder Nebenbeziehung auf geistige Zustände, oder gar auf politische Situationen, durch welche die Wirkung geschwächt, ja aufgehoben wird. So schildert er Seite 27 das Meer und Seite 28 einen Schiffbruch höchst ergreifend. Aber wenn wir uns dem Genuß nun hingeben und unsere Phantasie, dem aufgerollten Gemälde gegenüber, frei spielen lassen wollen, zwingt er uns gewaltsam eine ganz neue, willkürlich angeknüpfte Gedankenreihe auf, indem er in dem anderen das zersplitterte Schiff mit dem Menschen, der an seinen Leidenschaften untergeht, vergleicht. Das ist ein Fehler, den er ablegen muß.

---

10. M. G. Saphirs Volkskalender und Sylvesterbüchlein.

Wien, bei Jasper, Hügel und Manz. 1850.

Saphir ist eine Spezialität. Wißt ihr, was das heißt? Stellt euch einmal einen gewöhnlichen Menschen vor, aus welcher Klasse es sei, einen Schuster oder Schneider, einen Advokaten, einen Arzt, genug, wen ihr wollt! Seht ihr ihn allein? Nichts weniger, als das! Hunderte und Tausende stehen hinter ihm, jeder ist ihm ähnlich und bereit, an seine Stelle zu treten, jeder kann ungefähr dasselbe leisten, und er braucht nur Platz zu machen, so ist er augenblicklich ersetzt, man wird ihn nicht vermissen. Nun denkt euch eine Spezialität, in welchem Kreise es euch gefällt! Ihr könnt sie hassen, ihr könnt sie lieben, ihr könnt sie bewundern, ihr könnt sie schmähen, aber ihren Ersatzmann könnt ihr nicht nennen, sie steht allein, sie ist ein Gewächs, von dem in der ganzen weiten Welt nur ein einziges Exemplar existiert.

Dies Spezifische, das ihm innewohnt und das ihm von Freunden und Feinden zugestanden werden muß, hat Saphir auch in seinen beiden Volkskalendern wieder glänzend betätigt. Er könnte demjenigen, der imstande wäre, sie durchzulesen, ohne herzlich zu lachen, seinen Kopf versprechen und würde nicht das mindeste riskieren, nicht einmal bei einem von denen, auf deren Kosten er diesmal seine Witze gemacht hat. Denn jeder fühlt, daß Saphir einer unwiderstehlichen Naturnotwendigkeit gehorcht, wenn er gerade die verzerrten und schiefen Seiten an Dingen, Personen und Verhältnissen auffaßt und hervorhebt, daß er gar nicht anders kann, wenn er durch seine Einfälle das Größte und das Kleinste miteinander verknüpft, und darin liegt seine Rechtfertigung. Dies unterscheidet ihn auch von Leuten, die seine Brüder zu sein scheinen, und die, genau betrachtet, nicht einmal entfernt mit ihm verwandt sind, z. B. von dem Berliner Glasbrenner, der das mühsam aufjagt, was ihm von selbst kommt, und dem nur der Witz der Fäulnis zu Gebote steht.

Das Spezifische zu Saphir hat eine tiefe nationale Wurzel und dürfte leicht mit ihm verlöschen. Es ist nicht zufällig, daß gerade die jüdischen Schriftsteller der neueren Zeit bis jetzt so witzig waren, und es ist, wie die Bibel beweist, wahrlich nicht auf Palästina zurückzuführen. Wer immer gebückt und geduckt gehen, wer den Kopf immer zwischen den Schultern tragen muß und nur blinzeln darf, dem verschieben sich die reinen runden Linien des Universums ganz von selbst zum scharfkantigen Zick-

zack, doch das nimmt mit der Ursache selbst natürlich ein Ende. Die Emanzipation wird den Juden in jeder Beziehung zum Heil gereichen, aber ihrem Witze wird sie schaden.

Von einer eigentlichen Rezension dieser Kalender kann selbstverständlich nicht die Rede sein. Wer könnte um ein Feuerwerk einen Rahmen schlagen wollen? Ihr Inhalt ist in hohem Grade ergötzlich, und nur eins wäre noch ergötzlicher: wenn sich nämlich ein Narr von Inquisitor fände, der diese bunte Reihe lustiger und barocker Einfälle feierlich vor seinen Richterstuhl lüde, um sie ad protocollum über ihre Substantialität und über ihr Verhältnis zu dem wahren Kubikinhalt der verspotteten Personen und Gegenstände zu vernehmen.

Literaturbriefe.*)

*) Leipziger „Illustrierte Zeitung“. 1858. 1859. 1861. 1862 1863



I.

Eine Sendung neuer Bücher erinnert immer an das Gesicht des Apostels von dem Tuch mit den reinen und den unreinen Tieren und fordert zu sehr ernsten Betrachtungen auf. Wenn man erwägt, daß die Kultur eigentlich abnimmt, wie das Schreiben zunimmt, indem der Maßstab für das zu Leistende notwendig verloren gegangen sein muß, bevor eine Zeit sich massenweise zum Leisten berufen glauben kann, so möchte man sich Gervinus und seinen Nachfolgern unbedingt anschließen und als Kritiker einen eisernen Besen in die Hand nehmen. Wenn man dann aber wieder bedenkt, daß die Generationen überhaupt nicht viel aufeinander vererben und daß der wahrhaft Gebildete den Schatz seiner Bildung der Welt am Ende seiner Tage ebenso wenig testamentarisch zu hinterlassen und ihn in Zirkulation zu erhalten vermag, wie der große Gelehrte seine Gelehrsamkeit, so wird man milder gestimmt und fühlt sich geneigt, der Gegenwart ein gewisses naives Recht zuzugestehen, sich um die Vergangenheit nicht zu bekümmern. Nur darf dies Recht nicht gar zu weit ausgedehnt werden, und zu weit wird es jedenfalls ausgedehnt, wenn die Gegenwart in die Vergangenheit zurückgreift und ein vorhandenes, mehr oder minder gutes Bild hervorzieht, um es zu übermalen und ein schlechteres an die Stelle zu setzen. Das ist aber bei einigen neuen Dramen geschehen, die wir aus diesem Gesichtspunkt prüfen wollen.

Der Schmied in Ruhla.

Schauspiel in vier Aufzügen von Peter Lohmann. Leipzig.

Den Stoff bildet die bekannte Anekdote von dem Landgrafen Ludwig dem Eisernen in Thüringen, der inkognito als ein kleiner Nero in eine Schmiedewerkstatt eintrat und als ein zweiter Titus wieder daraus hervorging, weil der schlaue Zyklop ihm ein Kollegium über Staatsweisheit gelesen hatte. Das gibt allenfalls,

wenn der rechte Meister darüber kommt, eine Ballade, nie ein Drama, weil man bei so rascher Gemütsumstimmung nur an gefrierendes Wasser denkt, das seine Festigkeit vor dem ersten Sonnenblick wieder verliert, keineswegs aber zu dem neuen eisernen Mann das rechte Zutrauen faßt. Wenn jedoch ein Drama versucht werden soll, so hat Achim von Arnim längst gezeigt, wie es ausfällt, und Peter Lohmanns Verse sind nicht geeignet, Arnims kräftige Prosa aufzuwiegen.

Ulrich von Starkenberg.

Ein Drama in fünf Akten von Martin Meyer. Innsbruck, Selbstverlag.

Der Verfasser behandelt das Thema des Götz von Berlichingen, nämlich den Verzweiflungskampf des freien Adels gegen die Übergriffe der Fürstengewalt, er bringt es aber so weit, wie der Dichter des Fust von Stromberg.

Die beiden Cagliostro.

Drama in fünf Akten von Robert Giseke. Leipzig. F. A. Brockhaus.

Dieses Stück adressiert sich so ausschließlich ans Theater, daß es eigentlich nur durch eine Aufführung rezensiert werden kann. Wenn diese gelingt, so ist jeder Salto mortale, den der Dichter zunächst durch das Ganze und dann auch wieder im einzelnen wagt, vollkommen gerechtfertigt. Sie zu verlangen, ist er auch durch manche Vorzüge seiner Arbeit berechtigt; die Handlung ist nicht ohne Interesse und spannend angelegt, die Charaktere sind der Art, daß man vielleicht bei Lampenbeleuchtung ein paar Stunden an sie glaubt, und der Dialog ist flüssig, oft sogar glänzend. Doch ist es gar wohl möglich, daß die Wirkung schon auf der Bühne in die eines Operntextes ohne Musik umschlägt; im Lesen ist das ganz gewiß der Fall, und weit mehr, wie beim Groß-Kophta, in dem dasselbe Wagstück mit ungleich größerer Virtuosität durchgeführt ist und der doch auch an der Unmöglichkeit scheitert, das unüberwindlich Nüchterne und Widerwärtige, das in der Natur des italienischen Erzlügners liegt, mit dem Wunderbaren zu verschmelzen. Das mag gelingen, wenn man eine Stufe höher steigt und den falschen Religionsstifter, z. B. Mohammed, nur nicht in Voltaires Manier, in seine Elemente auflöst, denn da hat man es doch mit allgemeinen, die Welt umfassenden Zwecken zu tun, welche das Subjekt über die Mittel hinwegblicken lassen, deren es sich bedient, und den Jesuitismus gewissermaßen vermenschlichen. Ein Cagliostro aber, der nichts

weiter will, als behaglich leben und kurz vor dem Wechselarrest in Ruhe sterben, ist und bleibt in alle Ewigkeit der bloße Superlativ jenes ägyptischen Zauberers, der in den Champs Elysées zu Paris oder im Tiergarten zu Berlin, mit dem Würfelbecher in der Hand und der spitzen Mütze auf dem Kopf, für Kinder und Ammen um ein Billiges den Erxleben oder den Eckartshausen in Szene setzt.

II.

Es ist eine verwunderliche Erscheinung, die dem Literaturfreund nicht entgangen sein kann, daß sich im letzten Dezennium die epischen Dichtungen in Deutschland ungemein stark vermehrt haben. Darin müßte man einen Fortschritt erblicken, wenn diese Dichtungen aus einer gesteigerten Fülle plastischer Kraft hervorgegangen wären, der die Formen der Novelle, der Erzählung und des Romans nicht mehr genügen konnten. Es verhält sich aber in den meisten Fällen geradezu umgekehrt; wer nicht das Zeug hatte, eine spannende Novelle, eine motivierte Erzählung oder einen wohl gegliederten Roman zu liefern, der trat als Epiker auf. Das Publikum ist leider noch immer geneigt, den Vers an sich schon als eine Leistung zu betrachten und sich in gebundener Rede Dinge gefallen zu lassen, welche es mit Entrüstung abweisen würde, wenn der Poet sie ihm in schlichter Prosa vortragen wollte. Man frage sich z. B., ob eine Handlung, wie sie dem in 10 oder 20 Auflagen verbreiteten Amaranth zugrunde liegt, in dem nachsichtigsten aller Sterblichen wohl einen geduldigen Zuhörer fände, während vielleicht ein Kosakenhetman sein Roß anhielte, wenn er im Vorüberbrausen auch nur einen einzigen Zug von dem Kampf zwischen Hektor und Achill oder dem zwischen Hagen und Siegfried auffinge, um alles zu hören. Denn Homer vergißt über den Ida und die schönen Aussichten, die der Berg darbietet, nicht den Jupiter-Ammon, der darauf sitzt, und der Dichter der Nibelungen über die gestickten Hofkleider nicht die Helden, die sie tragen sollen. Die ephemeren Epiker, von denen hier die Rede ist, kommen aber „vom Buchsbaumlöffel mit dem Pflaumenmus“ kaum zur Hand, die ihn zum Munde führen soll, und dennoch verlangt das Epos eben darum, weil es auf der einen Seite die Welt in ihrer ganzen erdrückenden Breite entfaltet, um so unerbittlicher auf der andern, daß der Mensch sich mächtig von ihr abhebt. Zu den besten Produkten dieser Art gehört unbedingt:

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Es ist eine beachtungswerte Talentprobe, aber auch er ist stark im Beiwerk und schwach im Hauptpunkt; die Beschreibungen sind vortrefflich und die Figuren sind unbedeutend. Der Verfasser hat die „letzten Tage von Pompeji“ zu seinem Thema gewählt und erinnert an einen berühmten, zu seiner Zeit viel gelesenen Roman von Bulwer. Die Ähnlichkeit ist aber keine bloß äußere, durch den Stoff hervorgerufene; das Gedicht ist im Gegenteil durch die ganz und gar moderne Behandlung der Liebe entschieden auf den Boden des Romans hinübergerückt worden und weist die Forderungen desselben nun doch wieder vornehm ab. Das gibt einen ebenso unauflöslichen, als unerquicklichen innern Widerspruch zwischen der Staffage und den Figuren; wenn wir uns an die Ampeln und Marmorbecken halten, so vermissen wir die Lydia des Horaz, und wenn wir auf Euphorion und Jone eingehen, so wünschen wir ihnen deutsche Taufnamen und sehen uns nach der Teetasse um. Der Verfasser wende nicht ein: der Mensch bleibt zu allen Zeiten und unter allen Umständen Mensch. Das ist vollkommen richtig, aber er wird in allen seinen Lebensäußerungen durch die jedesmalige Kulturstufe seines Volkes bedingt, und der Römer hatte nicht die entfernteste Anlage zum Werther. Dieser Mangel ist schlimm; noch schlimmer ist ein anderer. Ein Bild kann an einen verkehrten Platz gehängt und dessenungeachtet gut ausgeführt sein; ein deutscher Jüngling kann sich in Pompeji wunderlich ausnehmen, aber uns recht wohl gefallen, sobald wir ihn in Gedanken unter eine Linde versetzen, die melancholisch vom Mond beschienen ist. Doch dem Euphorion ist auch dadurch nicht zu helfen; der Verfasser hat den Übergang vom Epos zum Drama, vom äußern Umriß zum treibenden und springenden Lebenspunkt, nicht ein einziges Mal gefunden, und bis auf einzelne Züge, die aber eben darum an Funken erinnern, die ins Wasser fallen, ist alles tot und kalt geblieben. Im ganzen Homer steht nicht eine Rede, die trotz der unendlichsten Kunst, die sich hinter ihr verbirgt, nicht einen Eindruck machte, als ob sie improvisiert wäre; im ganzen Euphorion findet sich keine, die nicht sorgfältig für ein Deklamatorium vorbereitet und auswendig gelernt schiene. Dagegen verdienen die Schilderungen das höchste Lob, und aus dem Ganzen spricht ein reicher, gebildeter Geist, der zwar nicht berufen sein dürfte, die Geheimnisse der Menschenbrust zu ver-

künden, der aber auf anderen Gebieten gewiß Erfreuliches leisten wird.

Jerusalem.

Epische Dichtung von Adolf Stern. Leipzig, Verlag von Heinrich Hübner.

In diesem Gedicht decken sich Staffage und Figuren besser, wie in dem vorigen, die Aufgabe war aber freilich auch leichter, denn wir stehen auf dem Boden der jüdisch-christlichen Weltanschauung und haben Menschen vor uns, die nicht bloß unser Fleisch und Blut mit uns teilen. Das soll jedoch nicht zum Nachteil des Verfassers gesagt sein; er hat den Fall Jerusalems in einer Reihe ergreifender Bilder vorgeführt und nicht bloß im Ganzen historischen Blick bewiesen, sondern auch im einzelnen jenen feinen Sinn fürs Detail beurkundet, von dem die Beseelung abhängt. Hier werden keine Platonischen Dialoge gehalten, sondern menschliche Gespräche, die zu dem, was eben vorgeht, in unmittelbarster Beziehung stehen, ohne darum ins Triviale zu fallen und etwa die orthographischen Fehler der Alltagsrede mit zur Naturwahrheit zu rechnen. Dafür spricht auch alles zum Herzen.

Anna.

Ein livländisches Lebensbild von Minna von Mädler, geb. Witte. Hannover, Carl Rumpler.

Ein Buch, das aus dem Elsaß oder aus den Ostseeprovinzen kommt, kann gewiß bei jedem Deutschen auf doppelte Nachsicht zählen. Wenn sich daher auch nicht leugnen läßt, daß diese „Anna“ besser als einfache Novelle hervorgetreten wäre, da der gestrenge Gebieter, der Reim, ihr mehr genommen, als gegeben hat, so wird sie sich dennoch Freunde erwerben und verdient es auch durch manche liebliche Schilderung und manchen der Natur abgelauschten Zug.

III.

Die Singvögel gehen im deutschen Dichterwalde nicht aus; auch in den letzten Monaten hat sich, unbekümmert um Eis und Schnee, wieder eine große Anzahl eingestellt. Wir wollen sie diesmal in solche einteilen, die einzeln fliegen, und in solche, die in Scharen erscheinen, und die ersteren zuerst vornehmen. Freilich müßten wir lächeln über unser eigenes Geschäft; das Echo, das sie finden, ist ihre beste Kritik, und wenn die Nachtigall überhört wird, weil es gerade Jahrmarkt ist und alle Liebenden zum Tanz eilen, der Spatz aber Jubel erregt, weil sein Geschmetter

zum Lärm der Janitscharenmusik paßt, so läßt es sich beklagen, aber nicht ändern. Der Tag verrauscht, die Nacht bricht ein, und wie weniges erlebt den nächsten Morgen!

Gedichte von Carl Gottfried Ritter von Leitner.

Zweite sehr vermehrte Auflage. Hannover, Viktor Lohse.

Diese Sammlung tritt bereits in zweiter Auflage hervor und sie verdient eine noch größere Verbreitung, denn sie bietet des nachhaltig Schönen vieles dar. Zwar können wir nicht mit Carl von Holtey in Leitner einen Balladendichter erblicken, der, wenn nicht neben, so doch unmittelbar hinter Ludwig Uhland mit erhobenem Haupt einherzuschreiten berechtigt wäre. Dazu fehlt nicht mehr, als geradezu alles: Tiefe und Ursprünglichkeit der Erfindung ebenso, wie Glut und Präzision der Ausführung. Auch in seinen Liedern vermissen wir den leichten Flügelschlag der Fittiche, ohne dafür durch Gold und Edelsteine in den Fängen entschädigt zu werden; sie können so wenig als Gemütsergüsse, wie als Reflexionserzeugnisse befriedigen. Die Gelegenheitsgedichte wären sogar besser ganz weggeblieben; derartige Votivtafeln dürfen nur Goethe und Schiller aufstellen, und der letztere hat es nicht einmal getan. Höchst Erfreuliches liefert der Dichter dagegen im Sonett und vortrefflich ist er im Epigramm. Die Abteilungen: „Im Park Rosenhain" und „Friedhofblumen" sind lyrischer als alle seine Lieder, und plastischer als alle seine Balladen, und in den „vermischten Distichen" finden sich Stücke, welche die griechische Anthologie zieren würden; z. B. Canova, die Tanzende und anderes.

Neue Gedichte von Rudolf Gottschall.

Breslau, Verlag von Eduard Trewendt.

Wenn die Schönheit auf dem Wege des Bürstens, Reibens, Zähneputzens und Salbens zustande käme, so hätten wir sie hier vollendet vor uns stehen. Dieser Mittel bediente sich jedoch die Venus nicht, ehe sie aus dem Meere emporstieg, sondern Frau v. Pompadour, bevor sie ihr Boudoir verließ. Die ganze Sammlung macht den Eindruck absichtlicher und bewußter Koketterie, und das sowohl durch die Materie, wie durch die Form. Angelernte und geschickt nachgemachte Naturlaute wechseln ab mit sogenannten sozialen Bildern: jene erinnern an die Italiener, die in großen Städten zur Weihnachtszeit mit künstlichen Vögeln hausieren gehen, deren Gezwitscher sie nachäffen; diese, z. B. Mammon, würde man kaum bei Eugen Sue ertragen. Der Vers tänzelt

bald leichtfertig dahin, ohne Grazie zu erlangen, und erhebt sich bald wieder in überkühner Vermessenheit zur gereimten Ode, ohne den Inhalt sonderlich zu steigern, wenn man ihn nicht in der Überschrift erblickt. Wie stechen solche gespreizte Prachtstücke gegen das einfach-natürliche „Strandbild" ab, das für des Dichters Talent ein besseres Zeugnis ablegt, als der ganze übrige Band.

Gedichte von Otto Banck.

Leipzig, Verlag von Carl Fr. Fleischer.

Auch aus dieser Sammlung spricht eine Individualität, die sich ihrer stark bewußt ist. Aber das Selbstgefühl hat hier nichts Widerwärtiges, es ist der natürliche Ausdruck einer Jugendkraft, die sich zum erstenmal an dem stumpfen Widerstand der Welt versucht und ihn vielleicht zu gering anschlägt, nicht aber das traurige Produkt eines künstlich unterhaltenen Rausches, der die Illusion um keinen Preis fahren lassen will. Die positive Seite des Dichters liegt in der Reflexion, wenn er auch nichtsdestoweniger dem Gemütsleben manches reizende Bild abgewinnt, und gipfelt, wie bei Leitner, im Epigramm, jedoch in derjenigen Gattung desselben, welche man zu Eschenburgs oder Bouterwecks Zeit die französische oder altdeutsche zu nennen pflegte. Mancher seiner „sinnreichen Einfälle", um den alten Namen zu brauchen, verdiente im Logau zu stehen, und Besseres kann man schwerlich zur Empfehlung des Buches sagen.

Gedichte von Emil Kuh.

Braunschweig, Georg Westermann.

Der Dichter ist uns schon als Erzähler begegnet, und wir haben schon bei Beurteilung seiner Erzählungen, so scharf sie im allgemeinen auch ausfallen mußte, sein seltenes Talent für alles Zuständliche bereitwilligst anerkannt. Da das Zuständliche nun in der Lyrik Hauptsache ist, so versteht es sich von selbst, daß er uns jetzt in viel höherem Maße befriedigt, wie früher. Seine Sammlung enthält zwar keine jener wunderbaren Kunstkristalle, die sich an Phantasie, Herz und Geist zugleich wenden, weil alle drei gleichen Anteil an ihnen haben, aber sie bietet manches dar, was, wenn es auch von der höchsten Region ausgeschlossen bleibt, doch ohne Zweifel in der unmittelbar an sie

grenzenden auf einen Ehrenplatz Anspruch machen darf. Wir dürfen sie daher jedem Freunde echter Poesie warm empfehlen.

IV.

Wenden wir uns nun zu den Vögeln, die in Scharen fliegen, wenigstens diesmal; denn die Möglichkeit, sich noch einmal höher zu erheben und dann vom großen Schwarm abzusondern, wollen wir nicht jedem der Dichter absprechen, die uns jetzt beschäftigen werden. Nach der alten Rangordnung geht das Geistliche dem Weltlichen voran; prüfen wir denn zunächst die Sänger, die sich vom Kirchendach herab vernehmen lassen, anstatt sich auf dem Apfelbaume zu wiegen oder im blühenden Holunder zu verstecken. Da treffen wir zuerst Carl Simrocks Sionsharfe (Elberfeld, B. L. Friederichs), die wir nur darum hier herein ziehen — denn ihr gebührte allerdings ein anderer Platz — um ein Maß für das übrige zu haben. Diese Sammlung altkatholischer Kirchenlieder, mit gewohnter Vorsicht und Geschicklichkeit vom Herausgeber zusammengestellt, ist historisch ebenso interessant, als sie ästhetisch und ethisch befriedigt; sie adressiert sich nach der Vorrede an alle Freunde des Schönen und der geistlichen Dichtung, ohne Unterschied der Konfession, und diese ernsten Klänge, die zum Teil schon ein volles Jahrtausend heiligte, werden auch ohne Zweifel jedes empfängliche Gemüt trösten, erschüttern oder erheben. Anders steht es mit den Gedichten Gedeons von der Heide (Schaffhausen, Fr. Hurter). Weit entfernt, die Religion zu suchen, wo der Dogmenstreit ein Ende hat und wo das: „Ein' feste Burg ist unser Gott" harmonisch mit dem „Ave Maria" zusammenklingt, tut der Verfasser alles, was irgend an ihm liegt, um den kirchlichen Hader aufs neue zu entzünden. Glücklicherweise bleibt die Kraft weit hinter dem Willen zurück, obgleich das Selbstbewußtsein in ihm unglaublich stark ist und ihm gestattet, sich seinem Volk am Rhein als einen „Barden" zu empfehlen, wegen dessen es alle anderen fortjagen müsse. Es hat daher nichts zu sagen, daß er den Erzbischof von Köln für einen Märtyrer und einen Heiligen zugleich erklärt und den Zeitgeist in den Bann tut; im Interesse der Religion selbst möchten wir ihm aber raten, keine zweite Ballade, wie die „Rosenkranzpredigt des heiligen Dominicus" zu machen, denn er ist nicht der Mann, der unsern Herrn und Heiland Jesus Christus mit einer Dirne in ihrer Kammer zusammenbringen kann, ohne ihn zu prostituieren. Seinen Wunsch, daß sich der „ketzerischen" Literatur eine katholische gegenüberstellen möchte; wird übrigens jeder patriotisch gesinnte Protestant teilen; es wäre ein schöner

Gewinn, wenn wir, mit oder ohne Wunder einen zweiten Schiller oder einen zweiten Goethe erhalten könnten, und auch ein Calderon oder ein Cervantes wären nicht zu verachten. Viel erquicklicher, wenn auch poetisch nicht eben bedeutend höher stehend, sind Ernst Pfeilschmidts heil'ge Zeiten. (Leipzig, Brockhaus.) Das inhaltschwere Evangelienwort: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" bildet den Kern des anspruchslosen Büchleins, und Christen aller Konfessionen werden es mit Erbauung lesen können, denn wenn es auch Luther, Zwingli und andere große Vorkämpfer der Reformation feiert, so geschieht das auf edel menschliche Weise und kann den vernünftigen Katholiken so wenig verletzen, wie die Verherrlichung der Heiligen und Märtyrer den Protestanten in der „Sionsharfe". Durchaus trivial sind dagegen Georg Wilhelm Schulzes geistliche Lieder (Halle bei Richard Mühlmann) und werden, obgleich fast allen bekannten Kirchenmelodien angepaßt, schwerlich in irgend einem Gesangbuch gastliche Aufnahme finden; das reicht noch nicht einmal an den allzeit fertigen Johann Rist, und Rist fand doch wenigstens die Sprache noch nicht auf der Stufe vor, wo sie „für jeden dichtet und denkt", der selbst nichts in sie hineinzulegen hat.

Indem wir nun zu den weltlichen Sängern übergehen, begegnen wir zunächst zwei Veteranen, Veteranen des Lebens und zum Teil auch der Literatur. Carl Ludwig Storch (Gedichte, bei Brockhaus) bietet in einem mäßigen, wohlgesichtetem Bande die reifen Resultate gediegener Mannes- und Menschenbildung dar, aber, wir fügen es um so unumwundener hinzu, als der Dichter selbst in der Zueignung auf ungeschminkte Wahrheit dringt, ohne poetische Verklärung. Seinem Talent können wir den Lorbeer nicht zuerkennen, wohl aber seinem Charakter den Eichenkranz. A. v. Maltitz (Noch ein Blatt in Lethe; Weimar, T. F. A. Kühn) zeichnet sich durch scharfe und kühne Schilderungen unserer gesellschaftlichen Zustände aus und würde sich in diesem Gebiete bei etwas weniger Breite hier und da zum Vortrefflichen erhoben haben; die lyrischen Anläufe dagegen wollen nichts sagen und die biblischen Szenen erinnern an die Zeit Geßners, wo man Adam und Eva darzustellen glaubte,· indem man ihnen die modernsten Empfindungen und Gedanken lieh, statt einfach ein Kind auf seinem ersten Spaziergang zum Vorbild zu nehmen. Das „Nebelleben" eines Anonymus (Weimar, bei T. F. A. Kühn) ist zu platt, um mehr als erwähnt werden zu können; diese Reimereien gehören zu den Pilzen, die nach des Verfassers eigner Meinung über den Gräbern gefeierter Größen emporschießen, sobald sie geschlossen sind. Dem Album lyrischer Originalien, zum Besten der Hinterlassenen der im

Hauensteintunnel Verunglückten, herausgegeben von Friedrich Oeser" (Basei bei Schweighauser) möchte man des frommen Zwecks wegen die größte Verbreitung wünschen. Es ist auch insofern interessant, als es aus allen deutschen Gauen, vom danisierten Holstein an bis zum französierten Elsaß hinauf, poetische Proben liefert. Wenn man jedoch aus diesen auf den Stand des deutschen Parnasses überhaupt schließen müßte, so wäre das Ergebnis traurig. Glücklicherweise haben wir das nicht nötig. Adolf Strodtmanns „Hoheslied der Liebe" (Hamburg, Th. Niemayer) und Ludwig Bunds „Nachtschatten" (Düsseldorf, in Kommission bei Schaub) fassen wir zusammen; was sich hier für Poesie ausgibt, ist ein Gemisch von Sprachschaum und Rhetorik. Höchst vorteilhaft stechen gegen diese Produkte einer willkürlichen inneren Erhitzung die Gedichte von Albert Träger (Leipzig, Ernst Keil) ab. Die Sammlung ist jedenfalls verfrüht und darum zu monoton, aber der Dichter erregt Hoffnungen durch die Tiefe seiner Empfindungen und das weise Maß seines Ausdrucks.

V.

Brunhild.

Eine Tragödie aus der Nibelungensage. Von Emanuel Geibel.
Stuttgart und Augsburg bei Cotta.

Ob das Nibelungenlied die dramatische Behandlung vertrage oder nicht, ist seit lange eine offene Frage der Literatur. Der Versuche liegen mehrere vor, aber keiner ist entscheidend gewesen, obgleich sich in Fouqué ein echt poetisches und in Raupach ein unbestreitbares theatralisches Talent dazu ansetzte. Es ist bekannt, daß Fouqués „Held des Nordens", der sich freilich nicht unmittelbar an das Nibelungenlied anschließt, sehr warm von Jean Paul belobt wurde, und das sogar, was wir heutzutage kaum noch begreifen, auf Kosten Schillers; es ist nicht weniger bekannt, daß Raupachs „Nibelungenhort" sich ebenso gut, wie seine Hohenstaufen, die Bühne eroberten. Fouqués Dichtung ist auch wirklich nicht arm an einzelnen charakteristischen Zügen, aber sie leidet an jener gesuchten Erhabenheit, die ebenso einförmig als unerträglich ist und die Zirkulation des Blutes aufhebt, so daß die Menschen erfroren umfallen, wie auf hohen Alpen; er stellt Geschöpfe hin, die mit uns gar nicht mehr verwandt sind, weil sie wie die Bewohner des Mondes, wenn er deren hätte, ohne Luft und Wasser leben können. Raupachs Drama ist mit der gewohnten Geschicklichkeit des Verfassers auf den Theatereffekt berechnet und wird seinen Zweck auch selten verfehlen, wenn die Hauptrollen gehörig besetzt werden; an und für sich betrachtet,

bleibt es auch hinter den bescheidensten Ansprüchen zurück und gleicht einem buntscheckigen Gemälde, das zum Teil aus einem zerschnittenen Nürnberger Bilderbogen, zum Teil aus den Resten und übriggebliebenen Fetzen eines Michel Angelo zusammengeklebt ist. Das gewaltige Epos, das zugrunde liegt, ließ sich nicht ganz zerstören, hier und da ragt in die moderne Bettelwirtschaft noch der eine oder der andere der riesenhaften ursprünglichen Umrisse hinein, hin und wieder zeigt einer der urweltlichen Recken noch die eherne Faust. Aber das Alte taucht nur auf, um das Neue totzuschlagen und dann wieder spurlos zu verschwinden. Der Grund des Mißlingens liegt in beiden Fällen in der Motivierung. Fouqué motiviert gar nicht, er stellt seine Helden wie mathematische Größen hin, und wenn sie nun im Tode den Hauptspaß des Lebens erblicken und im Schlangenturm, von den Würmern schon angefressen, noch Kampf- und Schlachtlieder singen, so überrascht uns das so wenig, wie irgendeine neue Bestätigung des alten Satzes, daß zwei mal zwei vier sind, rührt und erschüttert uns aber auch ebensowenig. Raupach dagegen motiviert verkehrt; er bleibt stehen oder trippelt im Hahnenschritt näher, wo er nicht schnell genug vorübereilen könnte, und zieht Siebenmeilenstiefeln an, wo er verweilen sollte. Denn, wie alle, denen die Einsicht in die Natur des Mythos versagt ist, will er das Ungeheure, das auf Glauben rechnen muß, weil es alles Maß überschreitet, motivieren und läßt dabei die Momente, wo die Recken zum Menschlichen zurückkehren und wo der Dichter sie dem Gemüt näher zu führen vermag, unbenutzt. Der neueste Bearbeiter, Emanuel Geibel, hat nun ganz einfach mit dem Mythos gebrochen, und alles, was an ihn erinnert, über Bord geworfen; dieser Ausweg scheint uns jedoch der unglücklichste von allen. Zunächst gelingt das Manöver nicht ganz, der Lindwurm und die Tarnkappe werden zwar beseitigt, aber die Brunhild mit ihrer Riesenkraft bleibt übrig und nimmt sich ungefähr so aus, wie ein Walfisch unter Blumen und Schmetterlingen, während er doch mit dem Robben oder dem Hai spielen müßte. Dann aber vernichtet das Manöver geradezu den Stoff und würde, wenn es unumgänglich notwendig sein sollte, nur beweisen, was von so mancher Seite mit Nachdruck behauptet wird, daß dieser sich für die dramatische Behandlung durchaus nicht eignet. Denn das Eigentümliche desselben liegt ja eben in der wunderbaren Mischung des Ungeheuren und des rein Menschlichen, und wenn man diese dunkle, blutige Fabel, die recht gern aus einer Hofgeschichte hervorgegangen sein kann, wieder zur Hofgeschichte herabsetzt, so ist die Frage erlaubt, warum man nicht noch einen Schritt weiter ging und auch die Namen strich. Von

Hagen erträgt man's nicht, wenn er über Zurücksetzung klagt und sich mit einem alten Hunde vergleicht, der aus der Tür gejagt wird; sein Grimm stammt aus einer anderen Quelle. Aber einem quieszierten Hofmarschall würde man mit Ruhe zuhören und ihm, wenn der Mann sonst brav und gut wäre, sein herzliches Mitleid schenken. Das Stück ist daher als ein unbedingt verfehltes zu bezeichnen, so lange man es als den dritten namhaften Versuch betrachtet, das Zaubergold des Nibelungenhorts zu heben; sonst aber steht es in nichts hinter dem „König Roderich" des Dichters zurück und ist ebenso reich an sinnigen Gedanken, zarten Empfindungen und reizend ausgemalten Bildern, wie dieser. Daß es bei einem so großen Mißgriff im ganzen für die Literaturfrage selbst nichts entscheidet, braucht nicht erst bemerkt zu werden.

Das gefangene Bild.

Dramatische Phantasie in drei Aufzügen von S. H. Mosenthal. Stuttgart und Augsburg bei Cotta.

Diese dramatische Phantasie versetzt uns lebhaft in die Zeit zurück, wo Friedrich Kind, den wir jetzt nur noch aus dem Freischütz kennen, mit „Van Dyks Landleben" so viel Glück machte. Was wurde damals nicht alles aus einem Maler, wenn er in die Hand des Dichters fiel! Fromm, wie ein Kind, und zart, wie eine Jungfrau, malte er nicht bloß Heilige, sondern war selbst einer und fuhr auch gewöhnlich, meistens durch Vermittelung der Hektik, die seit Oehlenschlägers Correggio hinzu kam, nachdem der Tieck-Wackenrodersche Stern bald die übrigen Ingredienzien geliefert hatte, bei lebendigem Leibe zum Himmel, um die Aureole entgegenzunehmen. So schön träumt die Welt nicht mehr von den Leuten, die den Pinsel führen, seit die Kunstausstellungen permanent geworden sind und die Bilder so anwachsen, daß sie durch den übertriebenen Leinwandverbrauch die Müllersäcke zu verteuern drohen. Wo käme der unbegrenzte Respekt von der „göttlichen Kunst der Farben" auch noch her, nun es Gemälde gibt, die nicht bloß die Augen, sondern auch die Beine des Beschauers ermüden, weil er eine halbe deutsche Meile zurücklegen muß, bevor er zu Ende kommt: wer je in die Notwendigkeit versetzt war, die historische Galerie zu Versailles zu durchwandern, wird uns verstehen und uns schaudernd beistimmen. Es ist deshalb zu besorgen, daß die „dramatische Phantasie" sich nicht so leicht ein- und durchschmeicheln wird, als früher wahrscheinlich geschehen wäre. Nichtsdestoweniger gehört sie zum Besten, was der Verfasser geliefert hat, denn wenn sie in der Moti-

vierung auch noch schwächer ist, wie seine übrigen Arbeiten, und mehr als einmal aus dem Sublimen ins Über-Sublime hinein gerät, so will das hier zunächst nicht soviel sagen wie anderswo, wo wir es mit derben Bauern- oder scharfen Judennaturen zu tun haben, und dann ist die Grundstimmung des Ganzen von Anfang bis zu Ende vortrefflich festgehalten.

VI.

Clemens Maria Hoffbauer und seine Zeit.

Miniaturen zur Kirchengeschichte von 1780 bis 1820. Von Sebastian Brunner. Wien, Wilhelm Braumüller.

Ein Mönch tritt mit seiner Almosenbüchse in eine Schenke ein, um für seinen Orden zu sammeln. Einer der Gäste, von Wein und Bier erhitzt, erblickt ihn kaum, als er sich auch erhebt und ihm ins Gesicht spuckt. Der Mönch trocknet sich gelassen mit dem Zipfel seiner Kutte ab und sagt dann: Das war für mich, nun gib mir auch etwas für meine Armen! Dieser Mönch soll der Pater Hoffbauer gewesen sein. Wäre es erwiesen, so würde er Yoricks Lorenzo noch übertroffen haben und eine Statue verdienen; die Geschichte ist jedoch sehr alt und wird hier zum ersten Male mit seinem Namen verknüpft. Aber auch ganz abgesehen von ihr, war Hoffbauer offenbar eine höchst merkwürdige und in einem bestimmten Kreise bedeutende Persönlichkeit, die man keineswegs mit den Augen ihres Biographen zu betrachten braucht, um ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen zu können. Von armen Eltern geboren und trotz seiner Anlagen und Wünsche nach dem früh erfolgten Tode seines Vaters gezwungen, ein Handwerk zu lernen, macht er als Bäckergesell von seinen geringen Ersparnissen mehrere Reisen nach Rom, studiert unter den kümmerlichsten Umständen, und von Zeit zu Zeit immer zum Backtrog als der letzten Zuflucht in der äußersten Bedrängnis zurückkehrend, mit Eifer Theologie, wird in seinem 35. Jahre endlich zum Priester geweiht und stirbt in Wien als Generalvikar eines Ordens, den er selbst aus Italien, wo man dem kühnen Unternehmen kopfschüttelnd und mißtrauisch zusah, nach Deutschland verpflanzt und weit ausgebreitet hat. Dazu gehört eine Energie des Charakters und eine Beharrlichkeit des Willens, die nicht bloß auf der katholischen Wagschale schwer wiegen und den Kenner der Literatur lebhaft an Jung-Stilling erinnern werden. Das Bild einer so rastlosen und vor keinen Hindernissen zurückschreckenden Tätigkeit muß in unseren Tagen, wo nur noch die Federn von Stahl sind, selten aber die Männer, die sie führen, doppelt heilsam wirken; in diesem Sinne sei das

Buch denn empfohlen! Die Arabesken, die sich bunt um die Hauptfigur herumziehen, sind auch nicht ohne Interesse und zuweilen sogar sehr pikant. Eine hervorragende Rolle spielen die Romantiker Friedrich Schlegel, Zacharias Werner und Clemens Brentano; doch werden sie keineswegs wie die Kinder des Hauses behandelt, was ein beachtungswertes Zeichen sein dürfte. Von Clemens Brentano, dem Bruder der Bettina, den man sich nach ihren Schilderungen in glänzenden Verhältnissen denkt, erfährt man mit Erstaunen, daß er in Wien nahe am Hungerleiden war und Almosen annehmen mußte; auch wird eine garstige Antwort erzählt, die ihm auf eine etwas vorlaute Frage von dem berühmten Veith erteilt wurde. Ob es mit der Jugenderziehung unter dem Kaiser Josef so schlecht stand, wie hier berichtet wird, bleibe um so eher dahin gestellt, als es auf keinem Gebiet gegen den Fortschritt etwas beweisen kann, daß der Übergang mit Torheiten und Exzentrizitäten verbunden ist. In der Nacht sitzt man ruhig, in der Dämmerung fällt man leicht in den Graben oder gerät in den Sumpf, und erst beim vollen Tageslicht erlangt man einen festen, sichern Schritt.

Kein Hüsung.

Von Fritz Reuter. Greifswald und Leipzig, Th. Kunike.

Dies Idyll verspricht in der ersten Hälfte sehr viel, hält aber leider in der letzten sehr wenig. Die Bedrängnis des Liebespaares, das sich nicht heiraten kann, weil es vom Gutsherrn die Erlaubnis zur Niederlassung nicht erhält und sich doch heiraten muß, wenn das Mädchen nicht mit Schande bedeckt dastehen soll, ist vortrefflich geschildert. Aber das einfache Bild durfte trotz des dunklen sozialen Hintergrundes, gegen den es sich rührend und herzergreifend abhebt, nicht mit Mord und Wahnsinn enden; eine versöhnende Lösung war durch die Natur des Gegenstandes geboten. Der Dichter ist auf das Gebiet der Tragödie hinüber geschritten und hat noch obendrein zu den äußersten Mitteln derselben gegriffen, zu denen, die selbst Shakespeare sich für den Lear und Hamlet aufgespart hatte. Dadurch hat er aber auch alle Harmonie zerstört, und dem Leser ist zumute, als ob er auf einem harmlosen Spaziergange plötzlich unter Löwen und Tiger geriete, die durch Schuld des betrunkenen Wärters aus einer Menagerie entkommen sind. Ein Gewitter muß keine Lämmer erschlagen; der Wolf ist ihr Schicksal. Dennoch ist das Gedicht eine höchst beachtungswerte Talentprobe; auch steht ihm sein plattdeutsches Gewand recht gut und von seiten der Erfindung geht es weit über Klaus Groth hinaus.

Norddütsche Stippstörken un Legendchen.

Von Ludwig Schulmann. Zweite Auflage.
Hildesheim, Fincke'sche Verlagshandlung.

Ganz anders aber verhält es sich trotz der zweiten Auflage mit den hier zusammengestoppelten Märchen. Sie gehören zum Plattesten und Trivialsten, was in diesem Genre je hervorgetreten ist, und sind mit einer Breite vorgetragen, welche die Geduld auf eine noch härtere Probe setzt, als der dürftige Inhalt selbst.

Hans Sachs.

Eine Auswahl aus dessen Werken. Herausgegeben von Georg Wilhelm Hopf.
2 Bändchen. Nürnberg, J. L. Schmids Verlag.

Der Herausgeber hat gewiß recht, wenn er annimmt, daß Hans Sachs mehr durch literar-historische Überlieferung berühmt, als durch seine Werke bekannt sei. Auch wird der Kundige ihm unbedingt beistimmen, wenn er meint, daß der alte Volksdichter dies Schicksal nicht verdiene, denn wenn ihm auch die unerläßliche Klassizität der Form die Unsterblichkeit nicht verbürgt, so sichert ihm doch die bunte Mannigfaltigkeit seiner Stoffe und das eigentümlich Treuherzige seiner Manier noch auf lange auch in weiteren Kreisen ein lebendiges Interesse und immer wird er eine reiche Fundgrube für die deutsche Kulturgeschichte bleiben. Das Unternehmen, ihn im Andenken der Nation durch eine neue Auswahl seiner charakteristischen Dichtungen wieder aufzufrischen, gehört daher nicht zu den überflüssigen und wird bei dem Literaturfreund um so eher auf Förderung und Unterstützung rechnen dürfen, als es sich an das frühere von Götz anschließt und dieses ergänzt und gewissermaßen abrundet.

VII.

Rahel und ihre Zeit.

Von Eduard Schmidt-Weißenfels. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Ein höchst buntscheckiges, aber auch höchst überflüssiges Buch. Wenn die Phrase den Gedanken ersetzen könnte, so müßte man es loben. Aber die Periode ist vorüber, wo hochtrabende Redensarten, wie: „Die französische Revolution war die Hebamme der neuen Zeit“, oder: „Börne war das grollende Deutschland“, oder: „Rahel war ein Epos“, die Geistesarmut und den Mangel innerer Reife wenigstens in den Augen der Menge mit einigem Glück zu verdecken vermochten; der letzte Journalleser würde

lachen, wollte jemand die Elsler noch einmal „Weltgeschichte" tanzen lassen. Wenn das Überschrauben und verhimmelnde Karikieren längst fixierter Gesichtspunkte, das unmotivierte Wiederaufnehmen längst zurückgewiesener oder doch auf das bescheidenste Maß reduzierter eine literarische Tat wäre, so würde hier eine vorliegen. Aber es heißt verwirren und über den Haufen stoßen, nicht aufklären und näher bestimmen, wenn man den kleinen Berliner Zirkel der Frau von Varnhagen oder gar das Boudoir des Fräulein Levin dicht neben den großen europäischen Salon der Madame Stael-Holstein oder das väterliche Haus der Mademoiselle Necker rückt. Es heißt bis ins Lächerliche übertreiben, wenn man die Rahel, deren pikante Begabung niemand bestreitet, zum Zentralpunkt alles „schöngeistigen" Lebens in Berlin, ja in Deutschland erheben und selbst Goethes Stellung auf ihre Bemühungen zurückführen will, obgleich es vollkommen richtig, aber auch ebenso bekannt und begreiflich ist, daß er die Anerkennung seiner olympischen Überlegenheit erst sehr spät und nicht etwa, wie mancher glauben mag, der ihn jetzt bewundert, gleich durch den Götz und den Werther errang. Es heißt jedenfalls auch zu weit gehen, wenn man Heinrich Heines Dichterruhm zu einem Topfgewächs des Rahelkreises macht, so unzweifelhaft es auch zu sein scheint, daß die grenzenlose Überschätzung dieses Talents, die so wenig ihm selbst wie seinen Zeitgenossen zum Segen gereichte, von dort ausging und so dankbar wir auch für das endliche Lüften des so lange mit großer Klugheit festgehaltenen Schleiers sein wollen. Dieser Art ist nun aber auch die ganze Monographie: durchaus schief in der Anlage und phrasenhaft in der Ausführung; wir müssen sie daher für einen ganz und gar mißlungenen Panegyrikus erklären.

Die Selbstbekenntnisse Schillers.

Vortrag, gehalten in der Rose zu Jena. Von Dr. Kuno Fischer. Frankfurt a. M., Joh. Chr. Hermannscher Verlag.

Ein Meisterstück in Form und Gehalt, das einmal wieder zeigt, was die gesunde Spekulation vermag, wenn sie nicht zu stolz ist, an die Erscheinungen heran zu treten. Bei dem berühmten Namen des Verfassers bedarf diese Publikation keiner Empfehlung; sie wird aber manchen auf schmerzliche Weise an dessen frühere Tätigkeit auf ästhetischem Gebiete erinnern, wie er sie namentlich in der deutschen Monatsschrift von Adolf Kolatschek in bezug auf das neue Drama entwickelte, und den lebhaften Wunsch rege machen, ihn nach so langer Pause zu dieser zurückkehren zu sehen.

Schillers Leben und Werke.

Von Emil Palleske. Erster Band. Berlin, Franz Duncker.

Eine Biographie, die erst zur Hälfte vorliegt, gleicht einem Gemälde, das erst halb fertig ist. Beide setzen die Kritik in Verlegenheit, denn sowohl ihr Lob wie ihr Tadel kann widerlegt werden; sie wird sich deshalb das letzte Wort und die Revision immer vorbehalten. Indem wir uns dem Werke zuwenden, das uns zu dieser Bemerkung Anlaß gibt, können wir ihm zunächst bezeugen, daß es einem wirklich vorhandenen Bedürfnis entgegenkommt, und das ist schon viel. Gustav Schwab genügt nicht mehr, schon aus dem einfachen Grunde, weil ihm eine Masse des wichtigsten Materials, das erst lange nach ihm flüssig wurde, für seine verdienstliche Leistung nicht zu Gebote stand; und doch ist neben ihm kein anderer zu nennen. Der neue Bearbeiter hat dies Material auf das Sorgfältigste zusammengelesen und benutzt, wozu kein gewöhnlicher Grad von Fleiß und Gewissenhaftigkeit gehörte. Auch mit dem Gesichtspunkte, den der Verfasser im Einleitungskapitel aufstellt, stimmen wir überein; gewiß ist Schiller, der von frühester Jugend auf entbehrte und duldete, weit eher das deutsche Normalkind, als Goethe, den nicht bloß die Muse, sondern auch das Glück schon in der Wiege anlächelte. Es ist keine Frage: der in einer Hütte geborene, in einer militärischen Zwangsanstalt erzogene, durchs Leben gehetzte und endlich wie ein Bettler verscharrte Schiller, der nun doch in einer Fürstengruft ausruht, gibt einen ganz vortrefflichen Helden für ein Volksbuch ab. Aber Palleske hat den Ton nicht getroffen; Phrasen, wie: „Der Stein verschweigt den Menschen, um den Gott zu offenbaren", muß man nicht brauchen, wenn man auch von Danneckers Büste ausgeht, sie schrecken jedermann ab, nicht bloß den Bauern und Bürger, sondern auch und noch mehr den Mann von ästhetischer Bildung. Die ganze Darstellung leidet an Schwulst, keine Gestalt tritt plastisch hervor, wenn man den Herzog Carl ausnimmt, der scharf und prägnant, aber schwerlich ganz treu gezeichnet ist, und man atmet ordentlich auf, wenn der brave, natürliche und trotz seiner Geradheit feinsinnige Streicher einmal zitiert wird. Dies ist das Hauptgebrechen, das uns aber nicht verhindert, das Werk als interessant und teilweise auch als geistreich zu empfehlen; was wir gegen die kritischen Erörterungen einzuwenden hätten, versparen wir für eine spätere gründliche Ausführung.

VIII.

Der Nachsommer.

Eine Erzählung von Adalbert Stifter. 3 Bände. Pesth, Heckenast.

Drei starke Bände! Wir glauben nichts zu riskieren, wenn wir demjenigen, der beweisen kann, daß er sie ausgelesen hat, ohne als Kunstrichter dazu verpflichtet zu sein, die Krone von Polen versprechen. Wir machen jedoch den Verfasser nur in geringem Grade für das mißratene Buch verantwortlich; er war sogleich bei seinem ersten Auftreten Manierist und mußte, verhätschelt wie er wurde, zuletzt natürlich alles Maß verlieren. Anfangs schüchtern und durch die Erinnerung an Lessings Laokoon in der behäbigen Entfaltung seiner aufs Breite und Breiteste angelegten Beschreibungsnatur vielleicht noch ein wenig gestört, machte er bald die Erfahrung, daß dieser einst so gefährliche Laokoon in unseren Tagen niemand mehr schadet, und faßte Mut. Zuerst begnügte er sich, uns die Familien der Blumen aufzuzählen, die auf seinen Lieblingsplätzen gedeihen; dann wurden uns die Exemplare vorgerechnet, und jetzt erhalten wir das Register der Staubfäden. Man ging dem alten Salomon Geßner einmal mit einem Geburtstagsepigramm um den Bart, worin es hieß, zwei Musen rissen sich um ihn und Gott Apoll lasse, „um diesen Streit zu schlichten, ihn malen im Gesang und im Gemälde dichten!“ Das wurmte den deutschen Zwillingsbruder des Aristoteles und er setzte in dem Hauptwerke seines Lebens für alle Zeiten zwischen beiden Künsten den unverrückbaren Markstein. Geßner malte aber doch noch wenigstens, was würde Lessing wohl zu Leuten sagen, die unter dem prahlerischen Aushängeschild der „Ursprünglichkeit“ und des „gesunden Realismus“ nur Farben reiben, ja oft sogar nur Farbstoffe zusammentragen? Man braucht die Ideen nur zu erlassen, wenn man den Zustand herbeiführen will, in dem die Palette selbst für ein Bild ausgegeben wird. Das Äußerste der Richtung scheint nun endlich in dem Stifterschen Nachsommer erreicht zu sein. Was wird hier nicht alles weitläufig betrachtet und geschildert; es fehlt nur noch die Betrachtung der Wörter, womit man schildert, und die Schilderung der Hand, womit man diese Betrachtung niederschreibt, so ist der Kreis vollendet. Ein Inventar ist ebenso interessant, und wenn die Gerichtsperson, die es abfaßt, ihr Signalement hinzufügt, so sind auch alle Elemente dieser sogenannten Erzählung beisammen.

Graf Mirabeau.

Von Theodor Mundt. 4 Teile. Berlin, Otto Janke.

Theodor Mundt ist ein recht genießbarer Schriftsteller geworden, seit er es aufgegeben hat, einen Dichter vorstellen zu wollen. Es mangelt ihm durchaus an Phantasie, aber er hat ein schönes Kombinationsvermögen, und wenn es ihm auch nie gelingen wird, das Aus- und Durcheinander der Menschen und der Dinge zu veranschaulichen, so hat er doch einen klaren Blick für das Nach- und Nebeneinander und weiß es mit geschickter Hand festzuhalten. Sein Thomas Münzer, in dem er es auf Charakter- und Situationsschöpfung angelegt hatte, gehört eben deshalb zu den widerwärtigsten Zwittergeburten, die der erhitzte Verstand jemals mit einer völlig stumpfen Einbildungskraft erzeugt hat, und wird den Wenigen, die ihn nicht ganz vergessen haben, nur der Vorrede wegen im Gedächtnis geblieben sein, die den Mangel an poetischem Leben, den der Verfasser selbst empfinden mochte, mit historischer Tatsächlichkeit entschuldigen wollte. Sein Graf Mirabeau dagegen, in dem er sich begnügt, das weitläufige Memoiren- und Briefmaterial zu einer interessanten Lektüre zu verarbeiten, ist ein geistreiches Buch, das den Leser mit den Anfängen einer großen Zeit bekannt macht, und dafür, daß es an Spannung hinter den verwandten Leistungen der Franzosen zurücksteht, durch die gediegene Bildung, die aus den vielfach eingestreuten Reflexionen spricht, hinreichend entschädigt.

Erzählungen des Heimgekehrten.

Von H. Lorm. Prag, Carl Bellmann.

Dieses Buch entspricht seinem Titel; der Verfasser erzählt wirklich wie einer, der von einer Reise heimkehrt und, während er den Staubkittel ablegt und den Mantelsack aufschließt, seiner Familie alles zum besten gibt, was ihm gerade einfällt, lustige Anekdoten, tragische Geschichten, Börsenpreise und Bemerkungen. Das Publikum wird aber auch die Rolle der zuhörenden Familie mit Vergnügen übernehmen, denn der Verfasser hat für das kleine Nebenbei des Lebens ein echt französisches Talent.

IX.

Der deutsche Roman hat seit Jahren kein Produkt mehr aufzuzeigen, das auch nur der Tendenz nach über das Gebiet der Unterhaltungslektüre hinausginge. Gutzkows „Ritter vom Geist“ und Freytags „Soll und Haben“ sind die letzten Erscheinungen

von innerer Bedeutung. Auch die Dutzende von Bänden, mit denen die neueste Messe uns beschenkte, bieten keine einzige Ausnahme dar, und man kann kaum über ihr Verhältnis zur Literatur, sondern eigentlich nur über ihr Verhältnis zur Leihbibliothek sprechen. Gemeinsam ist ihnen, wie den Romanen zur Zeit Cramers und seiner Spießgesellen die Ritterburg und der grüne Wald, oder zur Zeit Lafontaines das friedliche Familienzimmer, in unseren „vorgeschrittenen" Tagen der soziale Hintergrund, die politische Dekoration und der historische Puppentanz. Der Stoff wird meistens Memoiren entlehnt, die wahrlich zu anderen Zwecken geschrieben wurden, und die Räsönnements sind fast immer auf Saint-Simon, Fourier und Proudhon zurückzuführen, wenn sich die Verfasser dessen auch kaum selbst bewußt sein mögen. Diese Charakteristik ist natürlich nicht strikt auf jede der Novitäten anzuwenden, die uns jetzt näher beschäftigen werden; neben der neuen Richtung läuft auch noch manche der alten fort und wickelt sich vollständig ab. Im allgemeinen aber ist sie ebenso gewiß richtig, wie sie geeignet sein wird, unser kursorisches Verfahren zu motivieren.

Verworfen.

Roman von Julius Gundling. 2 Bände. Leipzig, L. Wiedemann.

Ein Werk, das man nur in die Hand zu nehmen braucht, um den Rinaldo Rinaldini wieder schätzen zu lernen. Es liegt ein ganz guter Einfall zugrunde, aber er zerbröckelt dem Verfasser so völlig unter den Händen, daß er in alle Winde verfliegt. Dabei werden der guten totenstillen Stadt Prag Ungeheuerlichkeiten aufgebürdet, die sich kaum in den Tiefen eines Ozeans, wie London, verbergen könnten. Das ist Boz in seinen ärgsten Verirrungen, ohne die notwendigsten seiner Voraussetzungen.

Rom und Sahara von Hans Wachenhusen.

4 Teile. Berlin, Otto Janke.

Dies Buch steht höher. Der Verfasser hat nicht bloß hin und wieder einen guten Einfall, er weiß ihn auch festzuhalten und zu verwenden. Das böse Gewissen, das aus der Vorrede spricht, hatte aber allen Grund, sich zu regen, und die Entschuldigung, daß man sich nach langem Reiseleben nicht sogleich am „literarischen Spinnrad" heimisch finden könne, ist nicht stichhaltig. Der Maler, dem die Hand noch fliegt, soll den Pinsel liegen lassen

und seine zitterigen, durcheinander laufenden Linien nicht durch den lustigen blauen Montag, der dem Arbeitsmorgen vorherging, rechtfertigen wollen. Dies Gemisch von Naturschilderungen, Reflexionen und überromantischen Abenteuern, die in gar keiner organischen Verbindung miteinander stehen, hat nicht den geringsten Kunstwert, doch ist ein gesundes Element darin, und jedenfalls wird es manchen Leser ansprechen, wie ein Kaleidoskop.

Leben und Lieben in Norwegen.

Vier Novellen aus dem norwegischen Volksleben. Von Theodor Mügge. 2 Bände. Frankfurt a. M., Meidingers Sohn u. Komp.

Leben und Lieben in Norwegen ist ganz vortrefflich von Henrik Steffens in seinen Novellen dargestellt worden. Theodor Mügge ist weit hinter seinem Vorgänger zurückgeblieben, wir wollen daher einfach an diesen erinnern.

Shelley.

Biographische Novelle von Wilhelm Hamm. Leipzig, Theodor Thomas.

Dies Büchlein ist frisch und mit Begeisterung geschrieben, aber die Begeisterung lodert noch nicht auf dem rechten Altar. Shelley ist zunächst nicht der außerordentliche Dichter, für den der Verfasser ihn hält; daran fehlt trotz „Cenci" und „Königin Mab" gar viel. Wenn er es aber auch wäre, so würde er darum noch durchaus kein Recht haben, die Wahlverwandtschaften durchzuspielen, ohne durch den tragischen Schluß für den Bruch mit der Pflicht zu bezahlen, und tragisch soll es doch wohl nicht sein, daß er äußerlich verunglückt, bevor die innere Zerknirschung eingetreten ist? Dem Gesetz gebührt das Pathos, das der Verfasser seinem Helden zuwendet; es gibt im ethischen Gebiete so wenig Künstlerrechte wie Königsrechte.

Deutsche Träume.

Roman von Ludwig Steub. 3 Teile. Braunschweig, Vieweg und Sohn.

Dieser Roman ist aus einer Gesinnung hervorgegangen, die nicht genug gepriesen werden kann. In dem Verfasser ist das Gefühl der deutschen Schmach lebendig geworden, wie in wenigen, und er bemüht sich, ihre Grundwurzel bloßzulegen, indem er das deutsche Philisterium in allen seinen Abzweigungen nach oben und unten darzustellen sucht. Dafür drücken wir ihm die Hand. Leider fehlt ihm aber die Kraft, seinen Intentionen nach-

zukommen. Darum hat er es ebensowenig zu einer wohlgegliederten, spannenden Handlung, als zu eigentümlichen Gestalten gebracht. Nichtsdestoweniger ist ihm manches gelungen, besonders in den Episoden, und sein Buch wird schon des männlichen Geistes wegen, in dem es empfangen ist und der es mit heiligem Feuer getauft hat, Freunde finden.

X.

Die Freimünzer.

Roman in drei Büchern. Von F. Mühler. 3 Bände. Leipzig, J. F. Hartknoch.

Dieser Roman ist unter allen neu erschienenen der bei weitem interessanteste. Empfangen im Geiste Eugen Sue's und Alex. Dumas', teilt er in gleichem Maße die Fehler und die Vorzüge ihrer Schöpfungen. Unmöglich in den Voraussetzungen und platt in der Auflösung, ist er meisterhaft in der Verwickelung. Der Held mit seiner Vor- und Nachgeschichte ist ein Unding, die junge Engländerin, die ihm durch die ganze Welt nachrennt, um ihm ihr Geld und ihre Hand anzubieten, überschreitet die Romanfreiheit, die ihre Grenzen hat, wie die Maskenfreiheit, auf das unglaublichste, der Papa Goldmann und die russische Gräfin, die sich zum Schluß in seine Eltern verwandeln, könnten ein paar Kartenfiguren um die Realität ihrer Existenz beneiden. Doch es steht nicht um ein Haar breit besser um Fleur de Marie und um den Grafen von Monte Christo, die nichtsdestoweniger ganz Europa, das solide, nüchterne Deutschland keineswegs ausgenommen, entzückten. Die zur Sprengung der Spielhölle und zur Begründung des crédit mobilier angewandten Mittel haben, so prosaisch weitläufig sie uns auch vorgerechnet werden, nicht viel vor Huons Wunderhorn, mit dem der ehrwürdige Wieland sich in den schlimmsten Nöten zu helfen wußte, voraus, und man wundert sich ordentlich, daß der Dichter nicht einfach zur Alraunwurzel greift, statt zur chemischen Tinktur. Wer das aber tadeln will, der erinnere sich an den Sack, den der Graf von Monte Christo als Scheintoter aufschneiden muß, während er, fest eingenäht, 1000 Fuß hoch vom Kastell herab ins Meer geworfen und zur Vorsicht noch mit einigen nachgesandten Kugeln bedient wird. Wir halten es für kein beneidenswertes Glück, die Großmutterrolle in Männerkleidern mit Erfolg zu spielen, und wenn Herr Alexander Dumas stolz darauf ist, daß das schlüpfrige Europa seinen Geschichten mit Prädilektion ein geneigtes Ohr schenkt, und im Vollgefühl eines solchen Triumphs sich erdreistet, von einer „kleinen deutschen Literatur"

für das „kleine Deutschland“ zu reden, so können wir nur mitleidig lächeln, indem wir an die noch kleinere griechische Literatur des noch kleineren Griechenlands denken, die nichtsdestoweniger nach und nach den Weg über die ganze Erde gefunden hat. Aber auch unter den Großmüttern gibt's Unterschiede, und diejenige, deren Zunge das Opiat besser vertritt, verdient den ersten der Kränze, die die kleinen Kinder zu verteilen haben. Diesen darf Herrn Dumas nun keiner streitig machen wollen, denn der Opiumrausch, in den er seine Leser zu versetzen weiß, hält bis zur letzten Minute vor, während man bei den meisten seiner Mitbewerber vor der Zeit erwacht und ernüchtert und fröstelnd dem ungeschickten Erzähler gern mit der Hand den fortplappernden Mund verschließen möchte, weil man den Hahn schon rufen hört. Wenig Franzosen und kein Deutscher aber sind Sue und Dumas so nahe gekommen, wie der Verfasser der Freimünzer; wenn er fortfährt, wie er angefangen hat, so wird er sich einen glänzenden Platz in der Unterhaltungsliteratur erobern und bedeutend dazu beitragen, uns in diesem stark gesuchten Artikel von unseren übermütigen Nachbarn jenseits des Rheins unabhängig zu machen.

Die Königin.

Historischer Roman von Ludwig Storch in vier Bänden.

Leipzig, J. F. Hartknoch.

Viel solider geht es bei Storch her, aber das Resultat ist trotzdem viel weniger befriedigend. In die Sphäre der Kunst erhebt er sich ebensowenig wie Mühler, und in der Sphäre der Unterhaltungslektüre bleibt er weit hinter ihm zurück. Es war an und für sich schon ein unglücklicher Gedanke, von den Unruhen in den Cevennen auszugehen. Tieck und sein vortrefflicher Torso sind noch nicht vergessen, und die Vergleichung ist unvermeidlich. Die Handlung verläßt dies Terrain nun zwar so bald, als möglich ist, und das beweist, daß der Verfasser die Gefahr kannte, die er neben jenem Dichter lief, aber sie ist und bleibt lahm und wickelt sich in gar zu großer Breite ab, auch kann der Ausgang, die Proklamation der Heldin zur Königin der Huronen, kaum den Titel rechtfertigen, geschweige höheren Ansprüchen genügen. Wir sehen Storch lieber auf deutschem Boden.

Erzählungen bei Nacht.

Novellen von M. Solitaire. Leipzig, Heinrich Matthes.

Der Verfasser beklagt sich in einem Nachwort bitter darüber, daß ihm vielfach die Nachahmung Callot-Hoffmanns zum Vorwurfe gemacht worden sei. Uns scheint dieser Vorwurf nun ebenso gerecht, als die Widerlegung töricht, die er versucht und die mit einer Herabsetzung Hoffmanns beginnt. Es ist ganz gewiß, daß seine „Kreaturen“ von den „Figuren“ des „unseligen“ Hoffmann ausnehmend verschieden sind; die Identität wird wohl auch niemand behauptet haben. Aber noch gewisser ist es, daß diese seine Kreaturen durch Hoffmann ins Leben gerufen wurden, und je unbewußter dies subjektiv geschehen sein mag, um so größer ist objektiv die Abhängigkeit. Sie gereicht ihm jedoch auch keineswegs zur Schande, denn Hoffmann war eine elementarische Natur von seltenem Umfang und außerordentlicher Energie, und wenn die unnatürliche Begeisterung für die Elle des Krämers und die Sense des Bauern einmal wieder vorbei ist, wird man mit Vergnügen, wenn auch nicht mit unverständiger Bewunderung, wieder zu der wunderbaren Laterna magica zurückkehren, die er in die Welt hineinhing. Schlimm ist es nur, daß der Verfasser seinen Meister nicht erreicht, und der Unterschied zwischen dessen Schöpfungen und seinen Nachbildungen, auf den er ein so unglückliches Gewicht legt und den wir ihm leider bestätigen mußten, hat einzig und allein in der Unzulänglichkeit seines Talents seinen Grund. Hoffmanns Phantasiestücke, mag man sie nun hoch oder niedrig stellen, sind immer voll und rund, wie Träume. Solitaire setzt die seinigen mühselig aus den widersprechendsten Elementen zusammen und glaubt sie zu motivieren, weil er dem Regenbogen, der nicht ganz werden will, mit dem Tüncherpinsel nachhilft. Doch fehlt es seinen Erzählungen keineswegs an gelungenen Partien; aber wie sieht es mit den Kompositionen im ganzen aus!

Bilder aus dem häuslichen Leben von Karl von Holtei.

Zwei Bände. Berlin, Artistische Anstalt.

Christian Lammfell.

Roman in fünf Bänden von Karl von Holtei. Zweite Auflage. Breslau, Eduard Trewendt.

Holteis schönes Talent muß sich auf das wirkliche Leben stützen, wenn es Gedeihliches und Erfreuliches bringen soll.

Seine Vagabunden bildeten eine Art Ergänzung seiner 40 Jahre, die man mit Recht in unserer Memoirenliteratur sehr hoch stellt; daher kam ihnen das Gerundete der Gestalten und das Gesättigte des Kolorits. Sein Christian Lammfell ist das Produkt freier Erfindung; daher fehlen diesem zweiten Roman, den wir für verblaßt und gedehnt erklären müssen, die Vorzüge des ersten. In hohem Grade vortrefflich sind dagegen wieder die Bilder aus dem häuslichen Leben; niemand wird sie ohne Befriedigung aus der Hand legen.

XI.

Die Dresdner Galerie.

Geschichten und Bilder. Von A. v. Sternberg. Zweites Bändchen. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Der erste Teil dieses Werkchens ist uns nicht zu Gesicht gekommen, den zweiten müssen wir zum Vorzüglichsten rechnen, was jemals aus Sternbergs Feder hervorgegangen ist. Es war ein sehr glücklicher Gedanke, die berühmtesten Bilder, welche die erste Gemäldegalerie Deutschlands enthält, zu Mittelpunkten kleiner Novellen zu machen, und er ist ebenso reizend als erschöpfend ausgeführt worden. Bald ist es das Schicksal des Meister, bald das seines Werkes, welches den Stoff abgibt, und während die Anekdote uns auf das angenehmste beschäftigt, fühlen wir uns zugleich in die vorübergerauschten Zustände verschwundener Jahrhunderte versetzt. In der „grünen Spinne" sind sogar Elemente echtester Märchenpoesie; das allerliebste Stück würde Goethes neuer Melusine zur Seite stehen, wenn der Schluß weniger trivial wäre. Einige Stilnachlässigkeiten müssen wir ans demselben Grunde streng rügen, aus dem das Auge an poliertem Stahl keine Rostflecken duldet; ein Schriftsteller wie Sternberg sollte nicht vergessen, daß das feinere Ohr ein übel lautendes „ist", „hat" oder „war" darum nicht weniger hört, weil es in der Feder stecken bleibt.

Drei Jahre von dreißigen.

Ein Roman von Ludwig Rellstab. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Wenn einer unserer angesehensten Historiker den Wunsch ausspricht, daß der historische Roman nie erfunden sein möchte, so können wir ihm nicht beistimmen, müssen vielmehr an Goethes Ansicht festhalten, daß mit Walter Scott eine ganz neue Art der Kunst von unberechenbarer Bedeutung hervorgetreten sei. Aber

freilich hat von Walter Scotts zahllosen Schülern keiner den Meister erreicht, und wenige sind ihm so nahe gekommen, daß sie auch nur die Existenzberechtigung mit ihm teilen. Ludwig Rellstab, sonst ein achtungswerter Autor, in dem die produktive und die kritische Begabung in einem schönen Gleichgewicht stehen, ist nun unter diesen Schülern einer der letzten. Es war an und für sich ein höchst unglücklicher Gedanke, den Dreißigjährigen Krieg zum Thema zu wählen; ist denn Schillers Wallenstein nicht da, und hat der Dichter demjenigen Leser, dem dies ungeheure Bild nicht genügt, noch irgend etwas zu sagen? Die Ausführung erinnert nun aber obendrein an nichts so lebhaft, als an Ben Jonsons Tragödien, in denen die nackte Geschichte bekanntlich für die ausgebliebene Poesie entschädigen sollte. Eine Menge historischer Züge werden gehäuft, allein sie nehmen sich aus, wie die Libelle im Bernstein oder das Insekt im Harz, wenn sie auch beweisen, daß der Verfasser gründliche Studien gemacht hat, denn es fehlt ganz und gar an lebendigen Charakteren. Darum will auch für die Haupthandlung durchaus kein Interesse aufkommen, obgleich es keineswegs an spannenden Episoden mangelt.

Die Heimatlosen.

Erzählung aus den Freiheitskriegen. Von O. Glaubrecht.
Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer.

Dieser Roman schildert die Zeit, wo der Deutsche in seinem eignen Vaterlande heimatlos war, wo die heiligsten Regungen der Seele als verbrecherisch bestraft und die natürlichsten Empfindungen von einer fremden Polizei mit Acht und Bann belegt wurden. Es war die glorreiche Zeit wo am Strand der Elbe der Hamburgische unparteiische Correspondent, das älteste Journal Deutschlands, in französischer Sprache erschien, und wo in Triest an den Ufern des Adriatischen Meeres der Napoleonsche Soldat an Regentagen aus Kommißbrot ein Trottoir erbaute, um trocknen Fußes über die Straße gehen zu können und nebenbei den staunenden Barbaren den erlangten Kulturgrad der großen Nation recht augenscheinlich zu machen. Es ist heilsamer, daß an diese Zeit erinnert wird, als wenn ein neuer Heinrich Heine ein neues Buch „Le Grand“ lieferte oder ein neuer Gaudy einen neuen Band „Kaiserlieder“. Wäre der wohlgemeinte Roman nur nicht durch ungesunde pietistische Elemente und durch einen Kirchturmpatriotismus, dem das deutsche Volk eben sein ganzes Elend verdankt, in einigen Partien gar zu sehr entstellt!

Meister Putsch und seine Gesellen.

Ein helvetischer Roman in sechs Büchern (zwei Bänden) von Alfred Hartmann. Solothurn, Jent und Gaßmann.

Als dichterische Leistung betrachtet, ist das Buch nur mittelmäßig, es wirft aber ein blendendes Licht auf manche schweizer Zustände und verdient aus diesem Grunde Empfehlung, wenn man auch bei der Lektüre ein Gefühl hat, als ob man durch ein mittelalterliches Bleifenster, das mit seinen kleinen runden Scheiben jedes Objekt in hundert Stücke zerschneidet, ins Freie schauen müßte. Die Schreibart ist ungebührlich vernachlässigt; wer sagt denn im Deutschen z. B. „Kaltblut“ statt „kaltes Blut“?

Kleine Wanderchronik von Julius Rodenberg.

Zwei Bände. Hannover, C. Rümpler.

Ein zwar leichtes, aber äußerst frisches Feuilletontalent, welches den Beweis liefert, daß der Deutsche dem Franzosen darum nicht an Anmut und Zierlichkeit nachsteht, weil er ihn an Ernst und Tiefe übertrifft. Diese zwei Bände enthalten des Interessanten und Ansprechenden in den mannigfaltigsten Formen sehr viel, und wenn die ästhetischen Urteile, die hin und wieder eingeflochten sind, auch keineswegs von gründlicher Einsicht zeugen, wenn namentlich in dem Abschnitt: „Die Deutschen in London“ gewissen Leuten viel zu viel Ehre geschieht, so wird der Leser sich doch gewiß an den Novelletten und Reiseskizzen ergötzen.

Paul Werner.

Ein Daguerrotyp von Th. König. Zwei Teile. Leipzig, Otto Wigand.

In diesem Roman tritt ein entschiedenes komisches Talent hervor, das sorgfältige Pflege und Ausbildung verdienen dürfte. Hier zeigt es sich nur noch episodisch, aber hier und da, z. B. der Szene zwischen dem Pastor und seinem zum Original erzogenen Sohne, dem Kandidaten, der eine neue Mutter erhalten soll, mit großem Effekt. Auch die ernsten Partien sind nicht schlechter, als gewöhnlich; aber freilich auch nicht besser.

XII.

Die Fürstin der siebenten Werst.

Roman in vier Büchern von A. Th. v. Grimm. 2 Bände. Leipzig, J. J. Weber.

Unter allen Romanen, die das laufende Jahr uns gebracht hat, verdient dieser unbedingt die Krone. Hier haben wir nicht allein, wie in den von uns hervorgehobenen Freimünzern, eine interessante Verwickelung; hier haben wir auch einen gesunden Ausgangspunkt und ein befriedigendes Ziel. Sieben Werste von Petersburg liegt das Irrenhaus, und in diesem Irrenhause werden nicht bloß die Geisteskranken, sondern zuweilen auch die Unbequemen, die man nicht nach Sibirien schicken kann und in der Residenz aus dem einen oder dem andern Grunde nicht dulden mag, durch einen gefälligen Polizeiminister untergesteckt. Eine deutsche Predigerstochter, mit der ein junger russischer Fürst sich vermählen will und die am Ende ihrer Brautreise von Charkow nach Petersburg auf der siebenten Werst verschwindet, um gegen ihren Bräutigam von seiner intriganten Tante zunächst für wahnsinnig, dann gar für tot ausgegeben zu werden, ist die Heldin des Buchs. Ihre Schicksale sind so außerordentlich und unter den gegebenen Verhältnissen doch wieder so natürlich, daß sie die größte Spannung erregen und dennoch nicht die geringste Verwunderung hervorrufen, und das ist die beste Probe der künstlerischen Wahrheit, denn wenn wir Papageno und Papagena durch Feuer und Wasser schreiten sehen, so lassen wir uns das im ersten Augenblick zwar auch gefallen, aber gleich nachher schütteln wir den Kopf und schämen uns, an die Königin der Nacht geglaubt zu haben. Trotzdem ist die Handlung, obgleich sie es mit dem Besten der Franzosen aufnimmt, noch nicht die stärkste Seite des Romans; diese ist vielmehr in der Darstellung der russischen Zustände zu suchen. Die beiden Hauptstädte des ungeheuren Moskowiterreichs und im Gegensatz zu ihnen das Dorf der Steppe, das Osterfest und die berühmte Butterwoche sind noch nie so lebendig geschildert worden, wie es hier geschieht; man kann das Buch nicht allein mit Vergnügen, sondern auch mit gutem Gewissen lesen, denn man belehrt sich, indem man sich ergötzt, und wenn der Stil auch immer hart, mitunter sogar entschieden undeutsch ist, so wollen wir dem Verfasser dies bei so vielen andern Vorzügen um so weniger allzu hoch anrechnen, als seine Wiege, trotz seines deutschen Namens schwerlich in Deutschland gestanden haben dürfte.

Auf der Düne.

Novelle von Friedrich Spielhagen. Hannover, Karl Meyer.

Auch dies ist eine Achtung gebietende Produktion, die aber am Schluß in Widerspruch mit sich selbst tritt, indem sie das Gebiet des Zarten und Sinnigen, in welchem sie sich mit so viel Glück bewegt, ohne Not, mit dem des Tragischen vertauscht und dadurch ins Gräßliche umschlägt. Unsere Berliner Scheherezade, Luise Mühlbach, hat das Recht, Duelle mit blutigem Ausgang zu bringen, weil ihr Held gelauscht und gehorcht und dabei falsch gehört hat; der Verfasser der ersten zwei Dritteile dieser Novelle ist als Talent zu bedeutend, um in dem letzten von einem ähnlichen Privilegium Gebrauch machen zu dürfen. Zwischen Gustav und seiner Frau steht im entscheidenden Moment ja kein Mensch mehr, sondern nur eine Wachspuppe, die eine Zeitlang für einen Menschen gehalten wurde: warum muß er fallen?

Heinrich Falk.

Roman in drei Bänden von Otto Roquette. Breslau, Trewendt.

Der Übergang von der lyrischen Überschwänglichkeit zur dürrsten Prosa ist wohl selten so unglücklich gemacht worden, wie hier; von dem Mondlicht, das „über Dächer klettert“, ist gar nichts hängen geblieben, und die Sterne, die „schweigenden Siegel“, sind ebenfalls gänzlich erloschen. Dem Verfasser gebricht es durchaus an plastischem Vermögen und sein Roman ist ganz und gar verfehlt. Dies kann den einsichtigen Ästhetiker, der Roquettes Produktionen aufmerksam im Auge behalten hat, zwar nicht überraschen, denn einem Dichter, welcher die Sterne zunächst mit Siegeln vergleicht (um auf den vorhin aus guten Gründen zitierten Vers zurückzukommen) und an diesen Siegeln dann sogar noch das sich von selbst verstehende Schweigen, statt der Unzerbrechlichkeit, die wenigstens fehlen könnte, hervorhebt, welcher also das vom Gegenstand absolut Untrennbare durch einen Akt des Raffinements zur wechselnden Eigenschaft macht, einem solchen Dichter muß es wohl an aller Anschauung mangeln, und ohne diese gibt es keine bildende Kraft! Das größere Publikum jedoch wird es jetzt erst erfahren und sich verwundern, denn es läßt sich im Lyrischen viel bieten.

Die Chronik der Sperlingsgasse.

Von Jacob Corvinus. Zweite Auflage. Berlin, Ernst Schotte u. Co.

Eine vortreffliche Ouvertüre, aber wo bleibt die Oper? Wir haben gar nichts dagegen, daß auch die Töne Jean Pauls und Hoffmanns einmal wieder angeschlagen werden, aber es muß nicht bei Gefühlsergüssen und Phantasmagorien bleiben, es muß auch zu Gestalten kommen, wenn auch nur zu solchen, wie sie der Traum erzeugt.

Zwischen Jura und Alpen.

Erzählungen und Lebensbilder von Jacob Frey. 2 Bde. Leipzig, J. J. Weber.

Diese Arbeiten sind sehr ungleich. Sie lehnen sich alle an schweizerische Zustände an und erhalten dadurch, soweit sie sonst auch in ihrer bunten Mischung auseinandergehen, eine gewisse Einheit. Aber der Verfasser, der den Pinsel recht gut zu brauchen weiß, läßt es oft beim Crayon bewenden und gibt statt des ausgeführten Bildes eine bloße Zeichnung. Wer die „Dorfehe“ und den „Kindersegen“ gemalt hat, der hätte den „Breitenhans“ und das „verlassene Haus“ zurückhalten oder in anderer Gestalt auf die Ausstellung schicken sollen. Bei alledem aber haben wir es nicht bloß mit einem ausgesprochenen Talent, sondern auch mit einem interessanten Buch zu tun.

Neue Novellen von Ernst Willkomm.

Zwei Bände. Nordhausen, Adolf Büchting.

Willkomms neue Novellen sind, wie seine alten; sie werden die Zahl seiner Freunde schwerlich vermehren, aber auch gewiß nicht vermindern. Es ist, was die Solidität der Materie betrifft, kein Rückschritt zu beklagen und, was die Trockenheit und Steifigkeit der Form anlangt, freilich auch kein Fortschritt zu begrüßen; der Dichter ist, was er war, und wird, wie Jehova, wahrscheinlich bleiben, was er ist.

Aus dem Salonleben.

Ein Roman von Karoline v. Göhren. Zwei Bände. Nordhausen, Ad. Büchting.

Zwei mäßige Bändchen, die ein paar müßige Stunden recht angenehm ausfüllen und aus denen, wenn auch eben kein eminentes Talent, so doch eine gediegene Bildung spricht. Es wird niemand gereuen, sie durchzulesen, denn es ist wohltuend, in guter Gesellschaft zu sein.

Der Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern von Carl Gutzkow. Erster Band. Leipzig, Brockhaus.

Dieser Roman gehört dem neuen Jahre an, nicht dem alten, darum haben wir ihn uns bis zuletzt verspart. Es ist bei der Bedeutung des Autors und des Themas, das er sich gewählt hat, eine Unmöglichkeit, auf den vorliegenden ersten Band hin ein Urteil über das Werk abzugeben. Nach der Vorrede sind es die kirchlichen und konfessionellen Konflikte, die der Verfasser zu behandeln denkt; gelingt es ihm, sie rein und rund darzustellen, ohne dem protestantischen oder dem katholischen Prinzip, aus dem sie hervorgehen, in dem beiden gemeinschaftlichen urchristlichen Kern zu nahe zu treten, so wird er sich ein schönes Verdienst um die deutsche Kultur erwerben. Der erste Band verrät noch wenig oder nichts von seinem Plan, doch das ist gerade gut, denn es beweist, daß wir uns hier vor der fatalen tendenziösen Spitze, die durch so viele Arbeiten des jungen Deutschlands wie eine Stecknadel hindurchging, nicht zu fürchten brauchen. Er ist aber, und mehr will die Lesewelt einstweilen gar nicht wissen, höchst fesselnd, und der Mord, der seinen Mittelpunkt bildet, erschließt nach allen Seiten hin eine wunderbare Perspektive, von der wir nur wünschen, daß sie gehörig erschöpft werden möge.

XIII.

Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze von M. Lazarus.

2 Bände. Berlin, Schindler.

Ein Buch von seltener Gediegenheit, das wir jedem Gebildeten warm empfehlen. Der erste Band enthält drei Aufsätze über Bildung und Wissenschaft, über Ehre und Ruhm und über den Humor; der zweite ebenfalls drei über Geist und Sprache, über den Takt und über die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste. Alle sind gehaltvoll und werden, wenn sie das Thema auch nicht immer vollständig erschöpfen, doch sicher aufs fruchtbarste zum eignen Denken anregen; die Abhandlung über Geist und Sprache müssen wir mit zum Tiefsinnigsten rechnen, was über diese geheimnisvollste aller Materien je geschrieben worden ist. Das ist eine andere Auffassuug, als diejenige, die sich in den Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch von Klaus Groth hervorwagt und die einmal wieder recht schlagend zeigt, daß die Virtuosität im Genre sich sehr

wohl mit völliger Unklarheit über den Zweck der Kunst und den Wert ihrer Mittel verträgt. Wir kommen nicht ohne triftigen Grund bei einer Gelegenheit, die uns vergönnt, das höchste Lob auszusprechen, auf das vorlaute Büchlein des sonst so tüchtigen Holsteiners zurück; es ist doch gar zu traurig, wenn ein wackerer Mann nicht einsehen will, daß es sich ums Spiel und nicht um die Vervielfältigung der Flöten handelt und daß der vom Meister vernachlässigte Ast seinen Prozeß darum noch gar nicht gewonnen hat, weil er beweisen kann, daß auch aus ihm ein Instrument zu bohren gewesen wäre.

Der Mensch und die Leute.

Von Bogumil Goltz. 5 Hefte. Berlin, Franz Duncker.

Bogumil Goltz hat sich durch sein Buch der Kindheit einen Namen gemacht; ich sagte in meiner ausführlichen Charakteristik, er sei der einzige, der den Weg zum Paradiese der Jugend zurückgefunden habe, und das Wort hatte Grund. Das „westpreußische Idyll", das er folgen ließ, war eine Olla potrida und ging mit Recht spurlos vorüber; der „Kleinstädter in Ägypten" war wieder markig und charakteristisch, fiel aber hier und da in einen Orakelton, den seltsam genug gerade der am leichtesten annimmt, der erst spät Gehör findet. Jetzt ist das Orakel vollkommen ausgebildet. Der Verfasser hat viele glückliche Einfälle, die aber samt und sonders seinem subjektiven, durch die wunderlichsten Sympathien und Antipathien bedingten Verhältnis zum Gegenstand entspringen; auch beobachtet er scharf, aber so einseitig verbittert, daß er über ein Mäuseloch, das ihn an der Fassade ärgert, gar wohl den Turm eines Doms übersehen kann. Das alles trägt er nun mit einem Anspruch auf Allgemeingültigkeit vor, als ob vom pythagoräischen Lehrsatz die Rede wäre, und daher rührt es, daß man den seltsamen Kauz auf seinen Kreuz- und Querzügen mit Vergnügen begleitet und ihm doch am Ziel fast immer den Rücken kehrt. Nichtsdestoweniger gehört sein Buch zu den interessantesten Erscheinungen des letzten Jahres; es bringt im ersten Heft eine Menge Bemerkungen über den Menschen und versucht dann die Hauptnationen, Engländer, Franzosen, Spanier, Türken, Russen, Polen, Juden und Italiener zu charakterisieren, indem es sie an uns Deutschen mißt. Die Wärme, womit es das Heimische gegen das Fremde verficht, tut wohl, und es ist den enthusiastischen Touristen gegenüber auch gut plaziert, die es vergessen, daß man auf Reisen ruhig vor den Bildern steht, zu Hause aber, schweißbedeckt, mitten darin.

Deutsche Kultur- und Sittengeschichte.

Von Johannes Scherr. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Otto Wigand.

Dieses Werk, das in seiner kernigen Gedrungenheit doch kein einziges Kulturmoment überhüpft oder zu karg abfertigt, möchten wir in eben so vielen Händen erblicken, wie den Katechismus Luthers. Es ist ein Volksbuch, wie ihrer wenige geschrieben werden, und gibt über das Woher unserer Nation so bündigen Aufschluß, daß über das Wohin gar keine Frage mehr entstehen kann.

Schiller, als Philosoph.

Vortrag von Kuno Fischer. Frankfurt, Hermann.

Ein vortrefflicher Pendant zu Schillers Selbstbekenntnissen von demselben Verfasser. Wer weiß, was es heißt, die Ideenwelt eines Dichters in ein System zu bringen, sie nämlich auf einen alles bedingenden Mittelpunkt zurückzuführen, ohne ihr die Schönheit und Freiheit der lebendigen Bewegung zu rauben, der wird die Meisterhand bewundern, die sich hier zeigt. So leicht es ist, über Schillers Philosophie zu schreiben und sie einzurangieren, so schwer war es, sie aus sich selbst zu entwickeln, und so sehr ist es gelungen. Nicht das am geringsten anzuschlagende Verdienst war es, sich bei der Lösung dieser Aufgabe jeder eigenen Zutat zu enthalten, nur hier und da wird eine, freilich bedeutungsschwere Frage aufgeworfen, die wichtigste von allen S. 106, an der kein Dramatiker vorbeigehen darf, indem mit ihrer Beantwortung wenigstens die Tragödie entweder steht oder fällt.

Goethes Leben von Heinrich Viehoff.

3. Auflage. Stuttgart, Adolf Becher.

Die ersten Auflagen dieses Werkes sind uns nicht bekannt geworden und von der neuesten liegen uns erst zehn Lieferungen vor. Diesen können wir das Zeugnis nicht versagen, daß das vorhandene, von Jahr zu Jahr anschwellende Material gewissenhaft benutzt und vorteilhaft verteilt ist. Unser Urteil müssen wir uns jedoch vorbehalten, da die biographische Tat erst beginnt, wenn Goethe, an dessen Hand der Verfasser bisher einherschritt, ihn sich selbst wieder überlassen hat.

XIV.

Über das deutsche Drama haben wir diesmal recht Erfreuliches zu berichten, ohne jedoch darum auch an das deutsche Theater neue Hoffnungen zu knüpfen, denn dieses kümmert sich nicht um die höhere Produktion und hat es immer nur gezwungen getan, selbst die Zeit Schillers und Goethes nicht ausgenommen. Johannes Scherr sagt in seiner „Deutschen Kultur- und Sittengeschichte": „Vereinzelte glückliche Würfe älterer oder jüngerer Talente, wie Grillparzers Tragödie: „Des Meeres und der Liebe Wellen", und Hebbels Trauerspiel: „Herodes und Mariamne", vermochten die Öde unserer Bühne nicht auszufüllen, und es ist diese den spektakelnden Experimenten einer Schar von dramatischen und dramaturgischen Charlatanen preisgegeben." Dies Wort ist vollkommen richtig und wird noch lange eine Wahrheit bleiben, man soll darüber nur nicht vergessen, daß das deutsche Volk nichtsdestoweniger durch diese vereinzelten glücklichen Würfe nach und nach ein ganz vortreffliches Repertoir enthält, das ins Leben treten kann und wird, sobald die jedermann seit Lessing bekannten allgemeinen Bedingungen für ein freies und unabhängiges Nationaltheater gegeben sind.

Kolumbus.

Trauerspiel von Carl Werder. Berlin, Veit u. Komp.

Wir können freilich nicht mit dem alten Tieck (s. den letzten Band seiner vermischten Schriften) ein Werk des Genius in diesem Stück erblicken; dazu ist es, um dem Maler einen Ausdruck abzuborgen, viel zu akademisch, und gerade da am allermeisten, wo es, wie im Versbau, das Gegenteil erstrebt. Wir können es aber noch viel weniger dem kritischen Troß überlassen, der sein Mütchen daran kühlte, als es vor einer Reihe von Jahren auf der Bühne erschien. Der Verfasser ist ein Mann von viel Geist und von wenig poetischem Vermögen; das eine beweist er durch die Architektonik seiner Tragödie, das andere durch die Ausführung. Aber auch Lessing war weit davon entfernt, ein spezifischer Dichter zu sein und über eine genügende Fülle individuellen Lebens zu gebieten, und hat dennoch den Grundstein zum deutschen Drama gelegt. Der Verfasser hat sich seinen Helden vortrefflich ausgewählt, und wir wollen nicht mit ihm rechten, daß sein Visionär dem schlauen Genueser der Geschichte sehr unähnlich sieht; in den tragischen Kreis geht kein historischer Charakter ohne die ideale Weihe ein. Ebenso ist es tief ge-

dacht, daß dieser Held nicht an irgendeiner speziellen Bosheit, die nur ganz nebenbei eine Rolle spielt, sondern an dem gemeinen Grundzug der menschlichen Natur überhaupt, an der Habsucht seiner Landsleute und an dem Neid seines Königs scheitert. Dagegen ist die Katastrophe des Schillerschen „Wallenstein" mit ebenso großem dramatischen wie historischem Unrecht in das Stück herübergezogen. Der Vertrag zwischen Ferdinand dem Katholischen und Christoph Kolumbus konnte gehalten werden, ohne die Rechte der Majestät zu beeinträchtigen, nicht aber der zwischen Ferdinand II. und dem Herzog von Friedland. Dies ist der Hauptfehler. An der Direktion, die sonst körnig und gedankenreich ist, müssen wir die absichtliche Nachahmung des Shakespearschen Verses, ja der Schlegelschen Übersetzung dieses Verses, rügen; dies Auseinanderreden, Verrenken und dann wieder plötzliche Abbrechen des Jambus ist schon Grabbe mißglückt, und doch nimmt es sich im Herzog Gothland noch viel natürlicher aus wie hier. Der Verfasser hätte nach Lessingscher Präzision, statt nach Shakespearescher Anschaulichkeit streben sollen; dann wäre er auch nicht auf die allegorische Bilderjagd verfallen, die so traurige Resultate geliefert, wie z. B. S. 143:

> Mein Plan spinnt ihm ein Netz aus dem, was er gern hätte,
> Wieh'rt wie ein Roß und klirrt wie eine Kette.

Der Sohn des Fürsten.

Trauerspiel von Julius Mosen. Oldenburg, Schulzesche Buchhandlung.

Dieses Stück ist unbedingt das beste, welches Mosen der Literatur übergeben hat, und ein sehr schöner Verstoß gegen seine eigene Theorie vom historischen und pathologischen Drama, denn es ist glücklicherweise historisch und pathologisch zugleich. Es teilt den Stoff mit dem Laubeschen „Prinz Friedrich" und ist, wie wohl nicht erst bemerkt zu werden braucht, aus einem unendlich viel poetischerem Geist hervorgegangen, wie dieser, dürfte aber doch an theatralisch-dramatischer Schlagkraft weit hinter ihm zurückstehen, und das nicht bloß von der Bühne herab, sondern auch bei der Lektüre. Der Grund ist darin zu suchen, daß der Dichter seinen Helden auf verkehrte Weise idealisiert und ihm Eigenschaften geliehen hat, die Friedrich der Große nur so weit besaß, als sie überhaupt zur menschlichen Natur gehören, die aber durchaus nicht zur individuellen Geltung in ihm kamen. Der Freund Voltaires konnte selbst in seinem Verhältnis zu Katt nicht empfinden, wie Posa; jede seiner Gemütsregungen mußte in seiner Jugend ebenso sicher in Sentimentalität um-

schlagen, wie im Mannes- oder Greisenalter in kaustischem Witz verfliegen. Der Dichter darf aber nur steigern, was wirklich vorhanden ist, nicht hinzutun, was dem Grundton eines Charakters widerspricht, denn das unterscheidet die natürliche Phosphoreszenz von der bengalischen Flamme, und er sündigt ebensosehr, wenn er über die ursprünglich gegebenen Bedingungen hinausgeht, als wenn er bei der gemeinen Natur stehen bleibt. Von diesem Grundmangel jedoch abgesehen, an dem auch der alte König leidet, obgleich freilich viel weniger, ist das Drama jedermann zu empfehlen, der den Umgang mit jenen Geistern liebt, die das Schöne zwar nicht in seiner reinen Glorie hinzustellen vermögen, deren Schöpfungen jedoch, wie matte Regenbogen mit erlöschenden Farben, daran erinnern.

Adalbert vom Babanberge.

Trauerspiel von A. E. Brachvogel. Leipzig, Costenoble.

Adalbert vom Babanberge steht bedeutend höher als der Narziß und macht eben darum auf dem Theater weit weniger Glück, weil er sich nicht zum Paraderoß der Virtuosen eignet. Der Verfasser mußte bisher, trotz alles Lärms für den ästhetisch Gebildeten eine Erscheinung sein, deren Analogon in einem Spirituskeller zu suchen ist, dessen Gase sich entzündet haben. Grabbe leistete in seinem Mohren Berdoa, dem „Gift abgekitzelt" wird, schon recht Erkleckliches, aber diese seine Exposition des Herzog Gothland steht gegen die Katastrophe des Narziß, der am Anblick seines Weibes stirbt, so weit zurück, wie der plumpe, sich selbst verratende Arsenik gegen den feinen, rasch entschüpfenden und nicht einmal mehr vor dem Chemiker zitternden Strychnin. Auch haben die tollen Greuel der Grabbeschen Erstlingsproduktion doch wenigstens in der unerheuchelten, erschreckend wahren subjektiven Verzweiflung des Dichters einen Schatten von sittlichem Widerhall, während der Verfasser des Narziß mit Behagen in seiner Welt der Fäulnis und Verwesung herum zu spazieren scheint. Ganz anders sieht es im Adalbert vom Babanberge aus; hier weht uns ein frischer, gesunder Hauch entgegen, hier haben wir es mit berechtigten Konflikten zu tun, für welche die ethische Lösung mindestens redlich versucht wird, und wenn der Verfasser auf diesem Wege fortschreitet, so wird er ohne Zweifel noch Stücke liefern, die nicht bloß Glück machen, sondern auch Glück zu machen verdienen.

XV.

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps par M. Guizot.

Tome premier, Leipzig, F. A. Brockhaus.

Guizot ist der ehrlichste und vorurteilsfreieste aller Franzosen. Wo er ungerecht und unbillig wird, hat man nicht die persönliche, sondern die Nationalschranke vor sich, den Punkt also, wo die Möglichkeit friedlicher Verständigung zwischen den Völkern aufhört und das tragische Gesetz, das dem Weltlauf zugrunde liegt, wie seinem Spiegelbilde, dem Drama, mit seinen blutigen Konsequenzen eintritt. Wer sich gründlich unterrichten will, wie weit Franzosen und Deutsche sich verstehen und wie weit nicht, der studiere dies höchst merkwürdige Buch; schärfer findet er die Demarkationslinie nirgends gezogen, besonders in den Abschnitten, wo von der Berichtigung der Territorialkarte und von der Zurücknahme der in Paris zusammengebrachten Kunstschätze die Rede ist. Auf die liebenswürdige Äußerung Napoleons, daß im russischen Feldzuge keineswegs 300 000 Menschen darauf gegangen seien, da sich ja 100 000 Deutsche unter der Zahl befunden hätten, wollen wir nur ganz nebenbei die naiven Sänger unserer „Kaiserlieder" aufmerksam machen.

Paris und Louis Napoleon.

Neue Skizzen aus dem französischen Kaiserreich. Von Theodor Mundt 2 Bände. Berlin, Otto Janke.

Auch diese Skizzen bestätigen das von uns über Theodor Mundt bei Gelegenheit seines „Mirabeau" abgegebene Urteil. Als er noch darauf ausging, den Mond zu entdecken, der von der Himmelshöhe herab das Ebben und Fluten des politisch sozialen Lebensstromes regiert, befand er sich selten mit den Astronomen im Einklang. Nun, wo er sich harmlos der Erscheinung selbst hingibt und das bunte Farbenspiel des Wellentanzes aufzufangen sucht, gibt er so reizende Bilder, daß man ihn zu den besten Daguerrotypisten rechnen muß. Wir können sein Buch jedem Freunde einer anmutig anregenden Lektüre empfehlen; keiner wird es bereuen, an seiner Hand das „neue Frankreich" zu durchwandern, wenn auch mancher hie und da, z. B. in dem Abschnitt: „Die dramatische Galanterie" seine Schritte mehr wie der Autor beschleunigen mag.

Die deutsche Dichtung im Befreiungskriege.

Mit einem Blick auf verwandte Dichtungen. Ein Vortrag, gelesen in Elberfeld von Dr. Wilhelm Herbst. Mainz, Kunze.

Eine vortreffliche historische Monographie unserer politischen Befreiungspoesie, mit deren ästhetischem Ausläufer wir uns freilich nicht überall einverstanden erklären können, auf die wir aber um so lieber aufmerksam machen, als sie die beste Darstellung Schenkendorfs bringt, die uns bekannt ist, und als wir diesen mit dem Verfasser für den eigentlichen treuen Eckardt jener Sage halten.

XVI.

Wenn wir erst jetzt zu den Singvögeln zurückkehren, so hat der aufmerksame Leser aus diesem Umstande schon von selbst den Schluß gezogen, daß wir keine Nachtigall entdeckt haben. In der Tat wenden wir uns weniger aus Interesse, als aus Pflichtgefühl, der zahlreichen Schar von Lyrikern zu, die sich seit unserem letzten Bericht wieder um uns versammelt hat. Junge Dichter beurteilen und junge Leute über die Welt belehren, ist fast eins und dasselbe; es heißt in den beiden Fällen Illusionen zerstören und aus süßen Träumen erwecken. Der Kritiker schreitet, wie Hamlet, kopfschüttelnd durch den Bardenhain hindurch und murmelt: Worte, Worte, Worte! Der Sänger hat aber seine Freude an diesen Worten, und seine Freude hat meistens sogar eine Art Berechtigung, denn indem er die Worte braucht, bemerkt er erst, welch ein Schatz von Tiefsinn und Poesie in ihnen aufgehäuft liegt und weil er etwas Neues sieht, wenn sie ihm zum erstenmal in voller Lebendigkeit durch den Kopf gehen, bildet er sich ein, auch andere müßten etwas Neues sehen, und begreift den Tadel nicht. Hieran wollen wir nachdrücklich erinnern, bevor wir zur Revue schreiten, um womöglich Protesten aus den Ostseeprovinzen und Reklamationen aus Preußisch-Polen den Weg zu verlegen, die auf absoluter Verkennung des uns durch die Sache selbst angewiesenen Standpunktes beruhen.

Rosen und Trauerweiden.

Von Franz Josef Egenter. Ulm, Verlag von Nübling.

Der Verfasser macht wohl auf den Dichternamen keinen Anspruch; mit den in der Vorrede seines Büchleins über Ehe

und Familie ausgesprochenen Ansichten sind wir vollkommen einverstanden, und der sittliche Ernst, der aus seinen Versen spricht, wird in den Kreisen, die keine ästhetischen Forderungen mehr erheben, ohne Zweifel zu fruchtbarem Nachdenken anregen.

Neue Lieder des Leids.

Von L. Kiel, Schröder u. Co.

Wir glauben gern an den Ernst und die Tiefe des Schmerzes, der dem Verfasser diese Lieder eingegeben hat, aber die goldene Zionsharfe, die über Dante rauschte, als er vor Leid verging, hat er nicht vernommen, zum wenigsten hat er ihre Himmelsklänge nicht aufzufangen und nachzusingen vermocht.

Lieder-, Sonetten- und Romanzenkranz.

Von Paul Rieder. München, Finsterlin.

Der Verfasser ergeht sich in den mannigfachsten Formen, tut aber in einer jeden nur seine gänzliche Poesielosigkeit dar, die noch obendrein mit einer selbst in unseren Tagen seltenen Abgeschmacktheit des Ausdrucks gepaart ist. Die vom Barett des Ritters herunterfallende Perle macht sich „flott“; die Nachtigall bringt kein Lied „empor“, als ob der Ton aus der Kehle, wie der Warenballen aus dem Schiff, mittels eines Krahns heraufbefördert werden müßte; der Bauer „schlitzt“ mit seiner Faust die Tür auf, anstatt sie zu öffnen, freilich in einem Sonett worin noch die Reime: „blitzt, schwitzt und klitzt“ vorkommen.

Leben und Liebe.

Gedichte von Ludwig Eichrodt. Frankfurt a. M., Verlag von Heinrich Keller.

Ein Geistesverwandter des Vorigen, der den willkürlichen Einfall, wie dieser, mit dem poetischen Gedanken verwechselt, jedoch im Ausdruck über ihm steht, obgleich er auch, durch Reimnot gezwungen, den Pegasus zu Tode „glätten“ läßt, das „Licht“ des Verstandes in die „Stürme“ streut und „Gefühl ohne Leib greift“. Wo er sich in freier Form bewegt, wie z. B. in dem Gedicht: „Andere Welt“, zeigt er ein beachtungswertes Schilderungstalent, welches indes am besten in einfacher Feuilletonprosa zu verwerten sein dürfte. Der Mut, in der „alten Geschichte“ Heros und Leanders tragischen Liebestod nach Schiller noch einmal als Ballade zu bringen, deutet auf jene Verständnislosigkeit für das Element der Poesie, die in trockenen Naturen nur gar zu gern positiv wird und sie zur Produktion reizt; er war aber noch nie übler am Platz, wie hier, denn die „Alte Geschichte“ hat auch nicht einen einzigen neuen Zug erhalten.

Gedichte von Carl Stelter.

Leipzig, Carl Knobloch.

Gedichte von Oscar Frhrn. v. Warkotsch.

Berlin, J. Bachmann.

Auf der See.

Gedichte von Heinrich v. Littrow. Dritte Auflage, Triest, Schimpff.

Gedichte von Fr. Wilh. Schuster.

Straßburg, C. F. Habersang.

Gedichte von Georg Christian Dieffenbach.

Berlin, J. A. Wohlgemuth.

Poetisches Alpha von A. G. v. Thünen.

Bremen, C. Schünemann.

Diese sechs Sammlungen sind sich am poetischen Wert so ziemlich gleich, wenn sie sich auch stofflich sehr voneinander unterscheiden. Aus allen spricht eine liebenswürdige Persönlichkeit, sie sind sich aber auch so geschwistermäßig ähnlich, daß die einzelnen kleinen Abweichungen fast ganz in der Physiognomie verschwinden. Stelter, Warkotsch, Littrow und Schuster schaukeln sich nach dem Vorbilde Egmonts mit größerer oder geringerer Behaglichkeit auf dem Baume des Lebens, jeder auf einem anderen Zweige; Thünen macht mit etwas kecker Zunge den Spottvogel, und Dieffenbach mahnt an den Ernst, der aller Dinge Anfang und Ende ist.

Gedichte von Ludwig Pfau.

Zweite verbesserte Auflage. Stuttgart, Franckh.

Hier haben wir endlich wirklich einmal Gedichte vor uns, Gedichte, welche freilich nicht von einer Persönlichkeit ausgehen, die etwas ganz Neues in die Welt bringt, oder, wie Schiller sagt, in der Natur die Natur vermehrt, denn das tut nur der Genius, welche sich aber trotzdem in Form und Gehalt so hoch über das Mittelgut des Tages erheben, daß der Leser, der sie in die Hand

nimmt, ohne Zweifel ebenso rasch aufjubeln wird, wie der Kritiker, der sich berechtigt fühlt, sie ihm aufs wärmste zu empfehlen. Hier finden sich Lieder, die nicht bloß darum naiv und gemütreich zu sein glauben, weil sie sich aus guten Gründen bewußt sind, keine zweifelhaften Verbindungen mit dem Geiste zu unterhalten; hier finden sich Balladen und Romanzen, die nicht bloß darum Wert haben, weil manche alte Chronik nachgerade in Staub zerfällt und weil, wie das Zarnckesche Zentralorgan einmal sagte, die Stoffe durch den Versifikator doch einstweilen unter Dach und Fach gebracht werden. Allerdings sind, wie bereits bemerkt wurde, die Weisen nicht neu, aber doch die Variationen, und wie selten ist schon das in unserer dichterreichen und poesiearmen Zeit!

XVII.

Dramatische Werke von Carl Goldschmidt.

Aus einem Nachlaß herausgegeben von seinen Freunden. 2 Bde.
Berlin, Reimer.

Auch diese Werke muß die gewissenhafte Kritik, wie die früher nach Gebühr hervorgehobenen Beiträge von Werder, Mosen und Brachvogel, als eine sehr schätzenswerte Bereicherung unserer dramatischen Literatur willkommen heißen. Dem Dichter sind die Originalversuche zwar weniger gelungen, als die Bearbeitung und Verschmelzung fremder Schauspiele, denn seine Phantasie reicht nicht aus, um seine immer sinnigen Ideen lebendig auszugestalten, um die Fabel über die frostige Sphäre der Berechnung zu erheben und den Charakteren Seele einzuhauchen. Aber als Adoptivvater ist er vortrefflich, und wer in unserer auf das Parodieren und Satirisieren versessenen Zeit die Empfänglichkeit für die echte Komik noch nicht ganz verloren hat, der wird für die köstlichen altenglischen und spanischen Reliquien, die ihm hier in neuer Fassung geboten werden, namentlich für die Stücke von Beaumont und Fletcher, gewiß dankbar sein. Unsere Bühnen freilich dürften sich schwerlich beeilen, den „Ritter von der brennenden Keule“ oder „die Flucht“ vorzuführen und bei dem verzweifelten Zustande, der nun einmal besteht, haben sie vielleicht auch Recht, wenn sie zögern und sich bedenken. Denn es ist unleugbar, daß sich jedermann für eine lächerliche Anekdote, die man ihm vom Nachbar erzählt, im ordinären Sinne mehr interessiert, wie für die Gaskonaden Sir John Falstaffs, und daß eine Mordgeschichte, die eben unterm Fenster vorfällt, momentan mehr fesselt, als der König Lear. Wenn ein Theater sich nun

infolge dieser Wahrnehmung ein halbes Jahrhundert lang dazu herabließ, ein Bedürfnis zu befriedigen, das mit der Kunst gar nichts zu schaffen hat, so ist der Rückweg in die Idealwelt, die nach Schillers schönen Worten auf dem „bretternen Gerüst der Szene“ aufgetan wird, allerdings nicht leicht zu finden, und man tut wohl, auf dem bisherigen Pfade rüstig fortzuschreiten, bis man da anlangt, wo Amerika jetzt steht. Mittlerweile flüchte sich das Drama zum Leser und harre getrost einer bessern Zukunft; sie wird kommen und ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir wissen gar wohl, daß wir mit diesen Worten gegen ein weit verbreitetes Vorurteil verstoßen; es ist aber eine rein aus der Luft gegriffene Behauptung, daß dramatische Dichtungen bloß für die Darstellung und nicht auch für die Lektüre bestimmt sind, eine Behauptung, die schon den Aristoteles geradezu ins Gesicht schlägt und die eben nur aus der miserablen Beschaffenheit des gewöhnlichen Theaterstücks abstrahiert ist. Niemand wird es bestreiten, daß ein gebildeter Mensch Trauerspieldichter, wie Raupach, und Komödienschreiber, wie Bauernfeld, nicht lesen kann, wenn er auch die eine oder die andere ihrer Fadaisen mit Vergnügen sieht, noch weniger aber wird irgend jemand leugnen, daß die Beschäftigung mit den Schöpfungen Goethes, Schillers und Lessigs auch im einsamen Kämmerlein Genuß und Nutzen gewährt. Das Drama adressiert sich an den Leser und an den Zuschauer zugleich, wenn es dem Leser nichts bietet, so ist es sicher nicht poetisch, und wenn der Zuschauer zu kurz kommt, so kann es nicht dramatisch sein. Die Darstellung wird immer die Wirkung des Totalbildes erhöhen, die Lektüre aber die des Details verstärken, das auf der Bühne viel zu rasch vorüberfliegt, um in seiner ganzen Tiefe und Schönheit aufgefaßt werden zu können, und so werden sich beide, wenn nur das rechte Werk vorhanden ist, gegenseitig ergänzen und in die Hände arbeiten. Dem Leser empfehlen wir denn auch Carl Goldschmidts dramatischen Nachlaß.

Sokrates.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Eckardt. Jena, Hochhausen.

Wir haben schon einmal daran erinnert, daß unsere Zeit sich unter anderem auch darin gefällt, an die Stelle des vorhandenen Guten etwas Neues, wenn auch Schlechteres, zu setzen. Der Fall liegt hier wieder vor. Oehlenschlägers Tod des Sokrates ist keineswegs ein Meisterstück, er gehört nicht einmal zum Besten des alten Skalden und ist in manchem Betracht trivial. Aber gegen den Versuch des Herrn Eckardt gehalten, ist die Tragödie

des dänischen Dichters gar nicht genug zu loben, denn sie ist doch nicht, wie jener, aus frostiger Abstraktion hervorgegangen, sondern poetisch empfangen und geboren. Wenn das Münchener Preisgericht die Eckardtsche Dichtung als eine „höchst achtbare, durch ihren Gedankengehalt ausgezeichnete“ hervorhob, wie wir aus dem Vorwort erfahren, so ist bei diesem Urteil, soweit es ein Lob sein soll, wohl zu wenig erwogen worden, daß der Gedanke im Drama nur insofern Wert hat, als er individualisiert hervortritt, d. h. als er das Produkt eines bestimmten Menschen und eines bestimmten Zustandes ist. Das ist nun schon dann nicht mehr der Fall, wenn er sich als sogenannter schöner Sinnspruch auf die Nadel spießen und in ein Stammbuch übertragen läßt, und hier haben wir gar förmliche philosophische Systeme in Dialogen vor uns, die dadurch nicht lebendiger werden, daß der Verfasser sie mit witzigen Einfällen, gleich zu Anfang z. B. mit einem sehr bekannten des Königs von Preußen, spickt. Als vollgültigen Beweis nur das kurze Zitat, daß Platon und Helena, die beiden Liebesleute des Stückes, sich gleich nach dem ersten Sehen mit den Worten: „Der Gottheit Abbild du!“ und: „Mein Urbild du!“ bekomplimentieren.

Herz und Haupt.

Dramatisches Gedicht von Karl Schwebemeyer. Berlin, Springer.

Eine der seltsamsten Verirrungen, die uns je vorgekommen sind. Das Buch enthält 500 Seiten, ist eng gedruckt, hat es mit allem in der Welt zu tun, nur nicht mit den Leidenschaften des Menschen, und will ein Drama sein! Wir können es so wenig den Lesern, als den Bühnen empfehlen, diejenigen ausgenommen, die sich über staatsrechtliche Dinge auf ungewöhnlichem Wege unterrichten wollen.

Barbarossas Erwachen.

Ein Geisterspiel von Maximilian John. Berlin, Plahn.

Wohlgemeint, wie das vorige, aber gänzlich poesielos; übrigens stimmen wir dem Verfasser bei, wenn er meint, daß der „edle Preußenaar“ nur soweit Heil und Ruhm verdiene, als er sich dem deutschen Genius neige.

Antonius und Kleopatra.

Von Ottiker. Zürich

Der Verfasser glaubt, Shakespeares wunderbare Tragödie, die ihm nicht genügt, übertroffen zu haben; wir fragen: ist das Ernst oder Scherz?

XVIII.

Die Sansara.

Roman in vier Bänden von Alfred Meißner. Zweite Auflage. Leipzig. Fr. L. Herbig.

Der Titel dieses Romans ist ein Kompliment für Arthur Schopenhauer; das Werk selbst ist es weniger. Aber wenn der Verfasser auch der Aufgabe, zu deren Lösung er sich durch die Wahl eines so prätentiösen Titels anheischig machte, keineswegs Genüge geleistet hat, so hat er doch sein bestes Buch geschrieben. Diese „Sansara" ist der erste deutsche Roman, bei dem die Verwahrung gegen die unbefugte Übertragung ins Französische und Englische uns nicht geradezu lächerlich vorkam; er ist vollkommen geeignet, auch jenseits des Rheins, wo er nur mit den Herren Sue und Dumas konkurriert, Leser zu finden, wenn man sich auch jenseits des Kanals, im Vaterlande des großen Walter Scott, spröder zeigen dürfte. Wir können den Roman jedem Freunde einer ebenso spannenden wie geistreichen Lektüre aufs wärmste empfehlen und fordern den Verfasser auf, den mit so großem Glück betretenen Weg ohne Zaudern und Schwanken fortzusetzen. Der Roman ist die eigentliche Sphäre seines Talents, nicht das Drama; dort ist es gestattet, die Verwickelung, sowie sie den höchsten Grad erreichte, durch einen „plötzlichen Schlagfluß" zu lösen, im Drama würde durch ein ähnliches Mittel nicht bloß das Interesse am Gegenstand zerstört, sondern auch die Kunstform selbst aufgehoben.

Ein Schneider.

Roman von Karl v. Holtei. 8 Bände. 2. Auflage. Breslau, Ed. Trewendt.

Dieser Roman steht gegen den Meißnerschen an Glanz des Kolorits zurück: an Kraft und Schärfe der Zeichnung übertrifft er ihn. Für ein „Volksbuch" möchten wir ihn freilich nicht erklären, wie einige Beurteiler getan haben, noch weniger möchten wir behaupten, daß er „von allen" gelesen werden kann, denn er enthält Dinge, die selbst einem „Familienvater" zu stark sein dürften, wenn er nicht die französische Vorschule durchgemacht hat, wie z. B. das Verhältnis Bartolinis zu Beate. Aber ohne Frage hat der Verfasser in diesem Schneider ein würdiges Seitenstück zu seinen Vagabunden geliefert, die ja auch nicht neben Bibel und Gesangbuch in der Hausbibliothek aufgestellt werden können, und das will etwas sagen, da er diesmal nicht, wie früher, aus der Fülle seiner eignen Lebenserfahrungen schöpfen konnte, sondern frei erfinden mußte. Auch wollen wir, um ja

nicht mißverstanden zu werden, ausdrücklich hinzufügen, daß der Roman, wenn er auch hier und da ins Bedenkliche und Bedenklichste abschweift, sich doch im allgemeinen in gesunder Sphäre abspinnt und an einfach rührenden, ja erschütternden Szenen reich ist.

Marianne oder um Liebe leiden.

Roman von Heinrig König. Zwei Bände. Frankfurt. Meidinger Sohn u. Komp.

Diesen Roman können wir bei aller Achtung vor dem oft bewährten Talent des Verfassers bei weitem nicht so hoch stellen, wie die beiden vorher besprochenen. Eine Fußverrenkung, aus der sich die „Rose“ entwickelt, will uns als Grundmotiv der Peripetie nicht passend erscheinen, und die Bestechung des Arztes, um ihn zur Anwendung schädlicher Mittel zu bewegen und dadurch eine körperliche Entstellung der Heldin herbeizuführen, dünkt uns auch für eine Aristokratin vom reinsten Wasser, die eine Mesalliance zwischen ihrem Sohne und der Gouvernante verhindern möchte, zu viel; geradezu widerwärtig kommt es uns aber vor, wenn sogar der „leichten Ausscheidung“ gedacht wird, mit der das Übel endlich weicht.

Gesammelte Erzählungen und Novellen von Levin Schücking.

Vier Teile. Hannover, C. Rümpler.

Viele ringen um den Preis der modernen Novelle; wir möchten ihn Schücking zuerkennen; denn wir kennen niemand, der mit einem so scharfen Blick für die Verwicklungen der modernen Welt eine so geschickte Hand für die Entwirrung derselben verbände. Hierfür ist fast jedes der in diesen vier Bänden enthaltenen elf Stücke ein glänzender Beweis, und wir glauben zur Empfehlung der Sammlung nichts Besseres sagen zu können.

Die Ironischen.

Erzählung von Carl Altmüller. Göttingen, Georg H. Wigand.

Wie vortrefflich haben Jean Paul und Wilhelm Hauff das Studentenleben geschildert! Das hat Herrn Altmüller aber nicht abgehalten, sich auch noch einmal daran zu versuchen. Wir können das nur beklagen, denn das Idyllische ist ihm ins Senti-

mentale umgeschlagen und das Komische ins Gespreizte. Sein Stil ist leicht und gefällig, doch erbebt nur ein Schrank bis ins „Inwendigste“, eine Jungfrau aber bis ins Innerste, ersterer etwa, wenn die Erde zittert, letztere allenfalls auch, wenn sie das Tagebuch ihres Geliebten liest.

XIX.

Zu allen guten Stunden.

Dichtungen von Julius Hammer. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus.

Julius Hammer ist der beste Repräsentant dessen, was man in Deutschland gesunde Hauspoesie zu nennen pflegt. Der Deutsche empfindet das Bedürfnis der sittlichen Einkehr bei sich selbst lebhafter als die übrigen Völker Europas; er feiert den Karneval und den Aschermittwoch immer zugleich und betrachtet sein eignes Gesicht selten im Spiegel, ohne sich zu erinnern, daß doch eigentlich ein Totenkopf dahintersteckt. Darum nimmt er auch die Kunst lieber von der ernsten als von der fröhlichen Seite, und Dichter, die ihm einen Rosenkranz reichen, sind ihm willkommener als Dichter, die ihm zum Tanz aufspielen; er denkt so gern ans Ende, daß er den Anfang darüber vergißt. Neben dem Beschaulichen verlangt er das Erbauliche, und wen er im Verlaufe der Zeit und der allgemeinen Nationalentwickelung auch allgemach von Benjamin Schmolcke zu Heinrich Zschokke vorrückte und den Deisten mit dem Pantheisten vertauschte: immer ist es derselbe Trieb, um dessen Befriedigung es sich handelt. Diesem Triebe kommt auch Hammer in seinen Dichtungen entgegen, und nach unserer Meinung in seiner einfachen, unverkünstelten Weise besser und eindringlicher als Schefer und Rückert in ihren hierhergehörigen Produktionen; eine Familienbibliothek, die sein „Schau um dich und schau in dich“ aufgestellt hat, wird sich gewiß durch sein „Zu allen guten Stunden“ vervollständigen müssen, denn in beiden Büchern weht der nämliche Geist einer sinnig ernsten Betrachtung des Menschen und der Dinge.

Gedichte von Wilhelm Müller.

Zwei Teile. Vierte Auflage. Leipzig, Brockhaus.

Die Sänger kommen und gehen und nur die auserwähltesten überdauern das grüne Laub und verbinden das Alter des Adlers mit dem Jugendschmelz der Nachtigall. **Wo** ist Hölty, wo sein Freund Bürger, wo sind Salis und Matthisson? **Der** „Dichter

der Griechenlieder" ist noch nicht im Andenken seines Volkes erloschen, wie diese neue geschmackvolle Auflage beweist, er verdient auch eine liebevolle Erinnerung, nur möchten wir ihn endlich einmal von seinem literarischen Titel erlöst sehen, da dieser über sein innerstes Wesen etwas ganz Verkehrtes aussagt. Wilhem Müller hat viel eigentümlicher von Wein und Liebe als von der Befreiung Griechenlands gesungen, ja er verwandelt sich fast augenblicklich in einen Rhetoriker, wenn er die Flöte beiseite legt und nach der Tuba greift, und redet dann, statt zu blasen.

Freud' und Leid.

Lieder und Bilder von C. Dräxler-Manfred. Hannover, Rümpler.

Das Selbstbewußtsein, das aus den „Parabasen" spricht, wird durch die Leistungen nicht gerechtfertigt. Wie kann man einen so hohen Ton anschlagen, wenn man noch der Gefahr ausgesetzt ist, die Welt „mit ihrem Spaten ein Neugierfeld durchwühlen zu lassen". Das ist die Plastik der Reimverlegenheit in nacktester Gestalt.

Mythoterpe.

Ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch. Dichtungen von Amara George, Georg Friedrich Daumer und Alexander Kaufmann. Leipzig, Brockhaus.

Ein lobenswertes Unternehmen, jedoch mehr von ethnographischem und historischem als poetischem Verdienst, das in simpler Prosa entsprechender ausgefallen wäre als in Versen, soweit es nämlich nicht geradezu übersetzt und produziert, sondern bei Europäern, Asiaten und Amerikanern den Spuren des mythenbildenden und dichtenden Volksgeistes nachgeht und eine verschwundene Weltanschauung in ihren Wurzeln bloßzulegen sucht. Nichtsdestoweniger verdient die Sammlung auch in dieser Gestalt Anerkennung, in Amara George scheint sich ein liebenswürdiges, rezeptives Talent anzukündigen, A. Kaufmann hat in seiner „Mähderin", der Krone des Ganzen, ein reizendes Idyll geliefert, und nur Herrn Daumer fehlt es hier wie überall: er gibt seine Sehnsucht nach Sinnlichkeit für Sinnlichkeit aus und macht in seinen poetischen Versuchen einen Eindruck, als ob man die Logik mit der Grammatik tanzen sähe.

Deutsches Dichteralbum.

Herausgegeben von Theodor Fontane. Vierte Auflage. Berlin, Bachmann.

Wer ein Dichteralbum zusammenstellt, der hat eine so leichte Aufgabe wie der Wind, der die Blütenbäume schüttelt; alles, was fällt, ist schön. Wir brauchen daher dem Publikum nicht erst die Versicherung zu geben, daß Herr Fontane einen duftigen Kranz geflochten hat, aber wir möchten ihn selbst fragen, warum er an einigen reichen Blumenbeeten, z. B. an dem Dingelstedtschen, absichtlich vorübergegangen ist, und wie die garstigen Brennesseln mit hineingeraten sind, welche die Herren Merkel, Lepel, Kletke und andere, von denen die Nation nichts weiß, unter all den Lilien und Rosen ausbieten. Am allerauffallendsten ist es, daß ein Friedrich Eggers, von dem unseres Wissens nicht einmal eine Sammlung existiert, als Repräsentant des plattdeutschen mecklenburgischen Idioms eingeführt, und Fritz Reuter, der markige Vorgänger Klaus Groths, von dessen Dichtungen ganz Mecklenburg widerklingt, ignoriert wird.

Deutsche Liebeslieder seit J. C. Günther.

Eine Kodifikation von Theodor Storm. Berlin, Schindler.

Dieser Kranz war schon schwerer zu flechten, aber er ist mit weiser Auswahl sinnig zusammengesetzt. Nur Theodor Mommsens Beitrag hätte wegbleiben sollen; alle seine Verdienste um die Geschichte Roms, die wir bereitwilligst anerkennen, wenn wir auch Niebuhrs Vorarbeiten nicht darüber vergessen, können solcher Bonbondevisenpoesie keinen Pardon auswirken.

Gedichte von Wilhelm Hertz.

Hamburg, Hoffmann u. Campe.

Unter einer Menge neuer Sammlungen, über die wir absolut gar nichts zu sagen haben, da wir keine Naturgeschichte des Dilettantismus schreiben, sticht diese vorteilhaft hervor, und zwar durch eine gesunde Sinnlichkeit, die freilich noch oft über die Schranken der Schönheit hinausgeht, die sie aber noch öfter einhält und es dann zu anmutig beseelten Bildern bringt. Der junge Dichter ist allerdings nicht selten für das Verkehrte begeistert, aber seine Begeisterung selbst ist echt und besonders hoch rechnen wir es ihm an, daß seine Flamme rein und hell lodert und sich nicht in den traurigen Katachresenrauch verliert,

der die plastischen Linien verhüllt, ohne Farben dafür zu geben; kaum einmal, in der sonst vortrefflich durchgeführten Erzählung Schafara, „schwankt das Schifflein seines Lebens auf den Gliederwellen seiner Geliebten“. Die Sammlung erinnert vielfach an die vor längerer Zeit von uns angezeigten Gedichte von Emil Kuh, ja wir würden glauben, daß Kuh bedeutend auf Hertz eingewirkt hätte, wenn er selbst nicht erst in die Literatur eingetreten wäre.

XX.

Schillers Leben und Werke.

Von Emil Palleske. Zweiter Band. Berlin, Franz Duncker.

Der zweite Band dieses Werkes ist ebenso ungleich gehalten wie der erste, von dem wir bereits eine Anzeige lieferten. Auf Partieen, die in Form und Gehalt wenig zu wünschen übrig lassen, folgen andere, über deren Geziertheit man erstaunen muß. Wer kann z. B. das Zwiegespräch zwischen dem „Dichter“ und der „Wahrheit“ lesen, das der Verfasser bei Gelegenheit des Don Karlos im Bauerbacher Walde halten läßt, ohne das Buch wenigstens für einen Tag unwillig zuzuschlagen? Höchst anerkennenswert ist dagegen der Abschnitt über den Dresdener Freundeskreis und stellt diesen in eine ganz neue Beleuchtung. Das kommt namentlich der Gestalt F. L. Hubers zu statten, für den übrigens auch noch der Umstand anzuführen wäre, daß er Schillers hartes Urteil über seine dramatische Begabung, in einem Briefe an Körner niedergelegt, und bei dem bestehenden innigen Verkehr ihm gewiß mitgeteilt, so gelassen ertrug. Dies spricht noch mehr für seinen Charakter wie alles übrige, denn dessen sind die Halbtalente in der Regel so wenig fähig, daß sie in gleichem Falle das Räucherfaß vielmehr auf der Stelle umkehren und dem bis dahin enthusiastisch verehrten Meister zum Dank für seine Aufrichtigkeit die Kohlen ins Gesicht schleudern. Sehr gut ist auch das Herzensverhältnis zu den Schwestern Charlotte und Karoline dargelegt, obgleich die entgegengesetzte Auffassung dadurch schwerlich für immer beseitigt sein dürfte. Am schwächsten sind die ästhetischen Urteile, und zwar in beiden Bänden. Wenn z. B. das ganze neuere bürgerliche Drama auf „Kabale und Liebe“ zurückgeführt wird, so ist das so richtig und so unrichtig, als wenn man „Kabale und Liebe“ auf die Emilia Galotti zurückführen wollte; noch ein Schritt und Sophokles und Äschylos, Shakespeare und Schiller selbst sind Ausläufer von Thespis. Wenn die Jungfrau von Orleans ein „Selbst-

bekenntnis“ des Dichters sein soll, so ist das entweder eine Trivialität, da jedes Drama im weitern Sinne ein solches ist, oder eine Pikanterie, die wenig geeignet scheint, die unermeßliche Kluft, welche trotz des nicht genug zu bewundernden architektonischen Baus gerade in diesem Stück zwischen der naiven Aufgabe und der sentimental reflektierenden Lösung liegt, zu überbrücken. Wenn nun gar in der wurzellosen Braut von Messina, deren Wert ausschließlich auf dem großartigen Detail beruht, eine aus lauter „Häßlichkeiten“ entspringende wahre tragische Schuld entdeckt, und wenn es ein genialer Gedanke genannt wird, daß der Dichter aus der ihm oft vorgeworfenen Konfusion des Glaubens und der Weltanschauungen „die ewige Ordnung des Gewissens“ hervorgehen läßt, so will diese Spitzfindigkeit noch weniger bedeuten. Die menschliche Natur verlangt ein gerechtes Maß, und auf den verbotenen Besuch einer Leichenzeremonie usw. kann im Leben gar wohl Mord und Tod folgen, nur in der Tragödie darf es nicht geschehen, wenn nicht ganz andere Momente hinzukommen.

Gründlicher Unterricht über die Tetralogie des attischen Theaters und die Kompositionsweise des Sophokles usw.

Von Adolph Schöll. Leipzig, Wintersche Verlagsbuchhandlung.

Der Verfasser hat unbedingt recht, er wird aber doch mit seinen Gegnern nicht fertig werden, denn sie sind nicht im Stande, ihn zu verstehen. Doch das ist auch gleichgültig; wenn er die Philologen alten Schlages nicht bekehrt, so wird ihn die warme Teilnahme, die seine ausgezeichnete Schrift bei wahren Dichtern und einsichtigen Ästhetikern finden muß, über dies Unglück gewiß vollkommen trösten. Ein auf lauter Nebenumständen beruhender Beweis mag so kompliziert sein wie er will: er entscheidet in wissenschaftlichen Dingen gar nichts, wenn er mit der Hauptsache in Widerspruch steht. Wie viele juristische Protokolle liegen vor, in denen die unverdächtigsten, glaubwürdigsten Personen für die wirkliche Existenz des Kraken oder des Vampyr Zeugnis ablegen! Dennoch sind Kraken und Vampir bis dato nicht in die Naturgeschichte eingetragen worden. Ebenso steht es mit der Vielvaterschaft der Nibelungen und mit der Abstellung der Tetralogie durch Sophokles; Schöll wird so sicher durchdringen wie Holtzmann.

Psychologische Aufschlüsse über Shakespeares Hamlet.

Von D. B. Storffrich. Bremen, Schünemanns Verlag.

Wenn wir nicht irren, so war es der einst hoch rennomierte Berliner Theaterkritiker Rötscher, welcher eine Abhandlung über den Hamlet mit dem Bemerken schloß, daß er den Gegenstand völlig erschöpft zu haben hoffe. Das hat aber zum Glück die Kritik nicht abgehalten, sich nach wie vor gründlich mit dem Hamlet zu beschäftigen, und wir müssen diesen neuesten Beitrag eines Schriftstellers, der wenigstens uns bis jetzt gänzlich unbekannt war, als einen höchst interessanten und im besten Sinn eigentümlichen bezeichnen. Zwar geht der Verfasser von einem verkehrten Gesichtspunkte aus, wenn er glaubt, daß Shakespeares dramatische Kunst die Wahrheit über die Schönheit setze oder „höheren" Zwecken diene, wie er sich ausdrückt; Shakespeare macht es sich mit der Schönheit nur nicht bequem, er legt sie nicht willkürlich in die Welt hinein, sondern er holt sie aus der Welt heraus und er muß die Welt mit allen ihren Riffen und Sandbänken freilich umsegeln, ehe er zeigen kann, daß sie rund ist. Auch in seinen Ausführungen über Hamlet beruht beim Verfasser manches auf der allerdings zuweilen schwer vermeidlichen Verwechselung des Kolorits mit der Zeichnung, vieles dagegen ist vortrefflich und läßt von seinen in Aussicht gestellten weiteren Arbeiten über denselben Gegenstand das Tüchtigste erwarten.

Physiognomie und Charakteristik des Volks.

Von Bogumil Goltz. Berlin, Otto Janke.

Eine neue Expektoration in der alten Manier des Verfassers, geistreich und nicht selten tiefsinnig in den Beobachtungen, schrullenhaft und mitunter aberwitzig in den Folgerungen, immer aber interessant.

XXI.

Walter Scott. Ein Lebensbild.

Aus englischen Quellen zusammengestellt von Dr. Felix Eberty.
Breslau. Verlag von Eduard Trewendt.

Walter Scott hat ein höchst eigentümliches Schicksal gehabt. Er war Dezennien lang der ausschließliche Liebling Europas,

und jetzt schämt sich fast jede gebildete Köchin, mit einem Roman von ihm in der Hand betroffen zu werden. Man hat den Spieß, mit dem man andere verteidigt, geradezu umgedreht und gegen ihn gekehrt. Wie wird mit der Popularität geprahlt, wenn es in Deutschland einmal gelingt, einen Roman über die zweite Auflage hinaus zu bringen; welche ästhetischen Schlüsse werden aus einem solchen Faktum, das doch immer ebenso viel für den Scharfblick des Verlegers wie für das Talent des Verfassers beweist, weil es ebenso gut äußere als innere Gründe haben kann, abgeleitet! Mit welcher Sicherheit wird der goldene Stuhl neben Cervantes und Goethe bestiegen und wie gnädig blickt man auf Fielding und Richardson, denen man allenfalls noch ein Plätzchen auf dem Fußschemel gönnt, hernieder, wie tief verachtet man Spindler und Clauren, die doch auch einmal galten und lange genug. Bei Walter Scott soll die Popularität aber nichts gelten, ja es soll gegen ihn zeugen, daß der Hofrat über einen neuen Roman von ihm die Sessionsstunde und der Bediente das Kleiderbürsten vergaß, der Präsident aber die ganze Sitzung. Man rümpft die Nase, und wenn man damit nicht auskommt, so wirft man ihm Trivialität und Ideenmangel vor. Er ist aber nicht trivial, sondern bloß einfach, wie alle wahre Größe und es fehlt ihm nicht an Ideen, sondern nur an Subtilitäten, denen er allerdings ängstlich aus dem Wege geht, weil die Kunst nichts mit ihnen zu schaffen hat.

Nichts wäre mehr an der Zeit als ein Lebens- und Charakterbild dieses ganz außerordentlichen Mannes. Auch würde ein Deutscher geeigneter sein, es zu liefern, als ein Engländer, Carlyle etwa ausgenommen; denn es handelt sich dabei vor allem um die ästhetische Würdigung, und diese hängt von der endlichen Feststellung einiger Grundbegriffe ab, die noch immer schwanken und die jenseits des Kanals, wo man die Nationalökonomie mit zur Philosophie rechnet, schwerlich zur Fixierung gelangen. Denn, um nur eins zu berühren: was ist der historische Roman an sich, und welche Bedeutung kommt ihm zu? Hat Goethe recht, der vom Waverley eine ganz neue Kunst datierte, oder Gervinus, der diese Zwittergattung nicht bloß aus der Geschichte, sondern auch aus der Literatur hinauswerfen möchte? Der Verfasser, der uns hier beschäftigt, Eberty, hat die Aufgabe nicht gelöst, er hat sie sich nicht einmal gesetzt, und da er dies selbst in seiner Vorrede ehrlich und offen bekennt, so dürfen wir nicht mit ihm darüber hadern. Er hat eine Lebensgeschichte geliefert, wie sie vor fünfzig Jahren befriedigend gefunden wurden: dies hat mein Held getan und dies ist ihm widerfahren, nun bestimmt selbst, wohin ihr ihn stellen wollt!

Wir können ihm aber nicht beitreten, wenn er meint, daß sein Zweck nicht ebenso gut durch Übersetzung der Lockhartschen Memoiren zu erreichen gewesen wäre; im Gegenteil, wir hätten diesen Weg vorgezogen, auch ist eine solche ja, wenn auch mit vernünftigen Kürzungen und Auslassungen, längst vorhanden. Entweder eine wirkliche Biographie oder das Material zu einer solchen! Nichtsdestoweniger wird das vorliegende Buch auch in seiner Zwittergestalt ein Publikum finden. Denn es ist wahr, daß Walter Scotts sittliche Eigenschaften, wie der Verfasser sagt, die Bewunderung der Welt in ebenso hohem Maße verdienen wie sein Genie, und es dürfte kaum noch einen zweiten Mann geben, den man, wie ihn, zugleich im Pantheon der Kunstgeschichte als unerreichbares Vorbild des strebenden Künstlers, und im Ehren- und Tugendspiegel der Menschheit als erhabenes Muster des kämpfenden und sich selbst bezwingenden Menschen aufstellen dürfte. Er ziert die Ruhmeshalle wie den Kinderfreund, und damit ist das höchste Lob ausgesprochen. Warum ihm ein Platz im Pantheon gebührt, wird nun niemand erfahren, der Ebertys Lebensgeschichte Walter Scotts liest, denn dazu gehört eben eine gründliche Analyse seiner Werke, da diese, wenn ihre seltenen Verdienste jedermann wirklich so einleuchteten, wie der Biograph glaubt, wohl nicht so rasch von Cooper, Bulwer, Marryat 2c. aus der allgemeinen Gunst verdrängt worden wären, wie sie es doch unleugbar sind. Aber daß sich ihm sogar der noch sprödere Kinderfreund öffnen muß, wird jedem klar werden, der das Buch durchläuft, denn alle die einzelnen Züge, die ihm bei jung und alt das Herz gewinnen, sind treu und gewissenhaft aneinander gereiht, wenn auch nicht aus ihrem organischen Quellpunkte abgeleitet, und einem Leserkreise, der auf die psychologischen ästhetischen Entwickelungen, die auf einem höheren Standpunkt nicht erlassen werden können, Verzicht leistet, weil ihm der anekdotische Reiz genügt, können wir es als eine ebenso angenehme wie gesunde Lektüre empfehlen.

XXII.

Die deutsche Sprache.

Von August Schleicher. Stuttgart, J. G. Cottascher Verlag.

Es ist seit einer Reihe von Jahren sehr viel für die Lösung eines Problems geschehen, das Jahrhunderte hindurch, wenn auch nicht geradezu vernachlässigt, doch in der Regel außerordentlich flach oder höchst abenteuerlich aufgefaßt wurde. Der ganze Mensch in seinem Verhältnis zur Welt, ja, wenn der Ausdruck gestattet

ist, zu sich selbst, beruht auf der Sprache; sie ist das Maß der Völker wie der Individuen, nach Anlage und Entwickelungsgrad, und ein Lebensprozeß, in dem alle übrigen sich abspiegeln. Dennoch hat es, von einzelnen tiefsinnigen Aussprüchen abgesehen, wie sie sich schon bei Plato finden, unglaublich lange gedauert, bis sich die philologische Ameisentätigkeit, die es an redlichem Fleiß nie fehlen ließ, die aber nicht über das Material hinaus kam, auch nur im bescheidensten Sinne zur Wissenschaft steigerte. Wenn man sich an gewisse Preisfragen erinnert, die von den ehrwürdigsten Akademien gestellt wurden, so sollte man denken, die heilige Theologie habe zu ihrer Zeit den Turmbau zu Babel und die daher rührende Vielzungigkeit des menschlichen Geschlechtes ebenso hitzig verteidigt wie das Ptolomäische System und den Stillstand der Erde, während sie den Gelehrten doch gerade diesen Posten ihres weitläufigen Gebäudes mit löblichster Liberalität völlig preisgab. Trotzdem setzte man die Kontroversen über die richtige Aussprache des Griechischen und ähnliches nur aus, um zur Abwechslung einmal zu untersuchen, ob das Sprechen dem Menschen angeboren sei oder ob nicht vielmehr Gott der Herr unter anderen Funktionen auch die des Sprachmeisters bei Adam und Eva im Paradiese versehen habe. Es ist in bezug hierauf gewiß unendlich bezeichnend, daß ein solcher Universalkopf wie **Kant**, der keinen Stein auf dem andern ließ und jede Anschauung, die er im menschlichen Gehirn antraf, zum Begriff zu verdünnen, jeden Begriff zur Anschauung zu verdicken suchte, bei dem Medium, dessen er sich bediente, keinen Augenblick verweilte und die Sprache auch nicht der flüchtigsten Prüfung unterzog. Sein wunderlicher Zeitgenosse Johann Georg **Hamann**, der sogenannte Magus des Nordens, wußte aber gar wohl, wie notwendig das sei, und rief seinem bequemen Freunde Jakobi, als dieser sich aufs behaglichste zwischen Realismus und Idealismus, Vernunft und Glauben zu schaukeln begann, mit bitterem Hohne zu: Verba sind deine Götzen! Und gibt es keine glänzendere Illustration des Fundamentalsatzes aller neueren Philosophie und ganz besonders der Kantschen, als eben die Sprache, und die gründliche Betrachtung derselben hätte dem Altmeister manche Mühe ersparen können, die er sich nun machen mußte, um auf einem Umwege zu seinem Resultate zu gelangen, das auf dem nächsten zu erreichen gewesen wäre.

Wir dürfen, ohne frühere Verdienste zu unterschätzen und ihnen zu nahe zu treten, wohl sagen, daß die Sprachwissenschaft im höchsten Sinne bei uns erst von den Gebrüdern **Grimm** und **Wilhelm v. Humboldt** datiert. Wenn auch die einzelnen Phasen des geheimnisvollen Sprachprozesses schon vor ihnen vor-

trefflich beobachten und dargestellt wurden, so haben doch sie erst das Gesetz entdeckt, nach dem er sich, trotz allen Anscheins der Willkürlichkeit und Zufälligkeit, so gemessen und gebunden abwickelt, wie irgend ein anderer, und diese Tat ist kaum hoch genug anzuschlagen. Denn erst durch sie wurde die unter allen Umständen heilsame und doppelte Frucht bringende Teilung der Arbeit möglich, und nun regt es sich auch in fröhlicher Tätigkeit auf allen Gebieten, da man sich jetzt bei dem klar erkannten gemeinschaftlichen Mittelpunkte ruhig voneinander entfernen kann, ohne Gefahr zu laufen, sich nicht wieder zusammenzufinden. Die Philosophie sucht mit Eifer nachzuholen, was sie versäumt hat, und bemüht sich innerhalb der von Humboldt durch sein unsterbliches Werk über die Kâwi-Sprache für alle Zeiten festgesetzten Grenzen einen tiefern Einblick in den geistigen Zeugungsakt und mit ihm zugleich in den Ursprung des menschlichen Selbst- und Weltbewußtseins überhaupt zu gewinnen; wir haben schon vor Jahren in diesen Blättern auf eine ausgezeichnete Monographie von M. **Lazarus** in seinem „Leben der Seele" hingewiesen, als auf einen klassischen Beitrag zur Ergründung dieses Mysteriums. Die Physiologie arbeitet der Linguistik in die Hand und systematisiert, an den alten Kempelen und sein Buch über seine berühmte Sprechmaschine anknüpfend, die Lautlehre, wobei sie fast die ganze frühere von zahllosen Irrtümern wimmelnde Terminologie zerstören muß, weil sie „aus gänzlicher Unbekanntschaft mit der eigentlichen Natur der Dinge" hervorgegangen ist; hier hat **Brücke** ohne Zweifel in seinen „Grundzügen der Physiologie und Systematik der Sprachlaute" das Meisterstück geliefert. Die Linguistik selbst aber hat sich unter Führerschaft der Gebrüder Grimm zu der Höhe der vergleichenden Anatomie erhoben und wetteifert mit Cuvier, indem sie aus Sprachtrümmern die untergegangenen Sprach-, ja Völkerorganismen wieder herstellt, wie er aus Knochenresten die verschwundenen Tiergeschlechter. So ist die Sprachwissenschaft denn auf dem Punkte angelangt, wo sie den **allgemeinen** Menschen wie den **historischen** in wunderbarer, sich gegenseitig bedingender Doppelspiegelung reflektiert und wer wagte zu bestimmen, wie weit sie noch kommen und welche Lichter sie namentlich noch auf die Urgeschichte des menschlichen Geschlechtes werfen wird!

Zu den größten Hoffnungen in dieser Beziehung berechtigen uns vor allen die Arbeiten Schleichers über den indogermanischen Sprachstamm. Wie einem Scherbenberg der Welt steht er dem Sprachgeschiebe gegenüber, das sich im Laufe der Jahrhunderte wüst und ungeheuerlich aufgetürmt hat, wie das Eis bei einem Eisgange, und läßt uns, indem er es wieder auseinanderlegt,

in Tiefen schauen, die uns bisher so gut wie völlig verschlossen waren; was dem Archäologen das Bruchstück einer Vase, das ist ihm ein Wort. Die alte Philologie suchte ihre Größe gern darin, daß sie das Große klein machte und z. B. unbekümmert um den Einspruch der Ästhetik, ja der Logik, die größten Kunstgebilde auflöste und von organischen Schöpfungen zu Komplikationen herabsetzte. Die neuere Linguistik ist in Schleicher wahrhaft produktiv geworden und macht umgekehrt das Kleine groß. So ist denn auch seine „Deutsche Sprache", das Werk, das uns zu diesen Betrachtungen den Anlaß gab, etwas ganz anderes als die meisten Leser sich bei dem Titel denken werden: keine Angst- und Zwangsgeburt, wie so manche Grammatik, die gleich grau auf die Welt kommt, sondern ein frisches, fröhliches Kind markigen Nationalgefühles, bei dem Philosophie und Geschichte Gevatter standen. „Wäre es mir nicht geglückt — sagt der Verfasser in seiner Vorrede — ein für jeden Gebildeten unserer Nation zugängliches und brauchbares Werk zu schreiben, so müßte es als ein verfehltes bezeichnet werden, denn es hat keinen gelehrten, sondern nur einen nationalen Zweck. Ist es aber, daß mein Buch bei dem Leserkreise, für welchen es bestimmt ist, dem Gefühle der Wertschätzung und Heilighaltung unserer Muttersprache dadurch größere Berechtigung verleihen kann, daß es der deutschen Sprache Wesen und ihre Schönheit genießen lehrt, ist die vorliegende Schrift so getan, daß sie zur Klärung deutschen Volksbewußtseins und zur Kräftigung des deutschen Nationalgefühls ein wenn auch geringes Scherflein beiträgt, so wird durch sie ein Zweck erreicht, der unvergleichlich hoch über dem der wissenschaftlichen Belehrung steht." Der Verfasser kann ganz ruhig sein, es ist ihm nicht allein das, sondern unendlich viel mehr geglückt!

XXIII.

Hermann Samuel Reimarus.

Von David Friedrich Strauß. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Kleine Schriften von David Strauß.

Ebendaselbst.

Es sind seltsame Empfindungen, mit welchen man mitten im tiefsten Frieden ein Zeughaus betritt und sich die Zerstörungs- und Vernichtungswerkzeuge des Krieges betrachtet. Wozu dem Tode so viele neue Sensen schmieden; hat er nicht an seiner Hippe genug? So denkt man, wenn man eine Waffenkammer

nach der andern durchschreitet und die Mordinstrumente mustert, die Bellona aus der Hand gelegt und in Ruhestand versetzt hat. Und wie wäre es auch anders möglich in einer Zeit, wo Frühling, Sommer, Herbst und Winter dem Menschen in fröhlichem Wechseltanz mit ihrem Segen überschütten und wo ein Tropfen Blutes, im Übermut des Rausches oder aus Raserei der Liebe vergossen, das allgemeinste Entsetzen verbreitet und die auf Blumen eingeschlafene Themis so aufscheucht, daß sie hundert Arme auf einmal ausstreckt. Aber wie ändert sich das alles, wenn trotz der Theologen und Philosophen und der bis zum jüngsten Tage gültigen Verträge der erste Kanonenschuß wieder fällt! Da wird jede Waffe wieder geprüft, von dem verrosteten Morgenstern des Schweizer Bauern an bis zum Perkussionsgewehr hinauf, und im Drange der Not findet sich für die schlechteste wie für die beste ein Arm, der nach ihr greift.

Ebenso verhält es sich mit den geistigen Kämpfen. Kaum sind sie vorüber, so staunt die Welt auch schon, daß sie mit solcher Erbitterung geführt werden konnten, und die Kritik der Schlachtfelder, die oft unmittelbar nach dem Siegesjubel beginnt, ist vielleicht die ungerechteste von allen. Aber wie wohl der einzelne Mensch von Krankheiten geheilt, jedoch nicht das Menschengeschlecht von der Krankheitsanlage befreit werden kann, so wird auch die einzelne Generation einen auf sie vererbten Irrtum los, aber keineswegs in der Menschheit selbst die Quelle verstopft, aus der neue Wahngebilde emporsteigen. Wer begriff noch die Hexenprozesse, wer sah nicht wenigstens mit Stolz auf ein Jahrhundert herab, in dem eine so furchtbare Verirrung möglich gewesen war und beklagte Männer, wie Thomasius und Spee, die ihre beste Kraft an die Widerlegung solcher Kindermärchen setzen mußten? Da kam das Tischrücken und das Geisterklopfen: die erste Juristenfakultät Deutschlands legte öffentlich für die Wahrheit des Faktums ihr gewichtiges Zeugnis ab; Ärzte ließen sich durch den Psychographen in kritischen Fällen die Rezepte schreiben, geistreiche Dichter — ich berichte Tatsachen — erholten sich Rats bei ihm, wenn sie nicht wußten, wie sie ihren dramatischen Knoten in einem historischen Trauerspiel lösen sollten, und ehrbare Familienväter wandten sich bei Hausdiebstählen nicht an die Polizei, sondern an das hölzerne Instrument des Berliner Schneiders, in dem ein Wahrsagergeist saß, der sogar über seine Generalia, über Stand, Namen, Alter und Geschlecht, wie ein Delinquent zu Anfang des Verhöres, bereitwilligst Auskunft gab, bevor er Vertrauen verlangte. Der Schwindel war lächerlich, hatte aber seine ernste Seite und bewies aufs schlagendste, daß die dunkle Wurzel, der die Weltgeschichte ihre reiche Passions-

blumenflora verdankt, noch immer lustig fortreibt, wenn auch die Schößlinge abgeschnitten sind, und daß sie noch äußerst kräftig ist, denn was bedeutet der Glaube an besessene Menschen, gegen den an besessene Tische? Und das sind die Wendepunkte, wo die Jahrhunderte einander begreifen lernen und sich Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ein solcher Wendepunkt ist jetzt eingetreten: das Zeitalter der Aufklärung kommt wieder zu Ehren, und aus demselben Grunde wie das Zeughaus, weil der Krieg vor der Tür steht. Wie ist es abwechselnd geschmäht und gescholten, verhöhnt und verlacht worden, und wer wollte leugnen, daß es zum guten Teil verdient war? In Frankreich die Enzyklopädisten und in Deutschland die Jesuitenriecher, Voltaire mit seinem grinsenden Satyrgesicht und Nikolai mit seiner Nachtwächterphysiognomie, dort eine Harpye, welche die Schaubrote des Altars hämisch beschmutzte, hier eine Bäckermeisterseele, welche sie mit gemeinen Semmeln zu vertauschen wünschte: wie hätte man nicht, je nachdem man mit seinen Gedanken diesseits oder jenseits des Rheins verweilte, zwischen Abscheu und Spott schwanken sollen! Wer sich so recht unter die Realisten jener Tage versetzt und sich z. B. erinnert, daß Joachim Heinrich Campe lieber die Braunschweiger Mumme erfunden, als alle Tragödien von Äschylos bis zu Shakespeare herab gedichtet haben wollte, der wird die Reaktion der Romantiker natürlich finden, ohne nötig zu haben, ultramontane Umtriebe dahinter zu suchen. Aber freilich wurde ein Schlachtfeld nach dem Siege noch nie so verunreinigt wie das der Aufklärer, und ein treuer, tapferer Soldat noch nie so gemißhandelt wie der Verfechter des gesunden Menschenverstandes. Man sah nur noch seinen Zopf, nicht seinen Kopf, und konnte sich die Zeit durchaus nicht mehr vergegenwärtigen, wo sogar ein Produkt wie Voltaires Saul, obgleich es ein Attentat auf den heiligen Geist der Poesie enthielt, das der jugendliche Goethe gern mit dem Tode am Autor gestraft hätte, heilsam war. Jetzt fällt uns das nicht mehr so schwer, der alte böse Feind, von dem unsere Väter und Großväter sich nichts Arges mehr versahen, regt sich wieder mächtig, der Religionsfriede wird überall gestört, ein Konkordat drängt das andere, und schon gibt es einen Erzbischof, in Toulouse, dem durch den scheußlichen Prozeß Calas berüchtigten Toulouse, der die seit der Revolution unterbrochene, früher gebräuchliche Feier eines kleinen Vorspiels der Bartholomäusnacht wieder in Szene setzt.

Es ist daher nicht bloß zweckmäßig, sondern fast notwendig, die vergessenen Kämpfer für „Humanität und Menschenrecht" wieder vorzulassen, und wer wäre so berufen, dazu das Signal zu geben, als der berühmte Verfasser des „Lebens Jesu"! Sei

uns denn an seiner Hand der alte trockene, aber mannhafte Reimarus willkommen, obgleich er in seiner Allongenperücke etwas spießbürgerlich darein schaut; seine „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ wird wieder gute Dienste tun, und wo seine Kritik in ihrer allerdings spröden Einseitigkeit zu weit geht oder nicht weit genug, da wird sie vom Herausgeber auf ihre Grenzen zurückgeführt oder ergänzt. Strauß hat einen meisterhaften Auszug des weitläufigen Werkes und eine vortreffliche Charakteristik des Autors geliefert, und wir können seine Leistung jedem Gebildeten aufs wärmste empfehlen, wenn wir ihre nähere Würdigung auch den Theologen vom Fach überlassen müssen. Wir sind begierig, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, wie weit sie es seit Goeze in der Widerlegung des großen Fragmentisten gebracht haben; aber diejenigen sollen nicht mit reden, die der Dichter in seinem Epigramm auf Neanders Darstellung der Auferstehungsgeschichte im Auge hatte. Denn, wo es heißt:

„Daß sich die Arme in Flügel verwandelten, mußt du mir glauben,
Ob auch die Füße in Klau'n, magst du bezweifeln, o Christ —“

da geht es noch schlimmer her, als wo man ganz entschieden mit Vernunft und Verstand bricht.

Die „Kleinen Schriften“, womit Strauß die Lesewelt zugleich beschenkt hat, sind ein glänzendes Zeugnis seiner Vielseitigkeit und beweisen, was sie nach der Vorrede beweisen sollen, nämlich, daß der Verfasser sehr weit davon entfernt ist, in der abstrakten Region vollkommen aufzugehen, von der er in Übereinstimmung mit der Hauptaufgabe seines Lebens zuerst ausging. Sie bieten in anmutiger Mannigfaltigkeit des Reizenden und Belehrenden sehr viel. Welch ein Genrebild rollt sich gleich in dem ersten Aufsatze „Brockes und Reimarus“ vor uns auf; wie tritt der Sänger des Messias in dem zweiten: „Klopstock, und der Markgraf von Baden“ in seiner gravitätisch-superklugen, auf Ehre und Vorteil mit gleicher Strenge haltenden Eigentümlichkeit vor uns hin! Für und wider „Ludwig Timotheus Spittler“ ist wohl alles gesagt, was gesagt werden konnte, und mit jener Urbanität, die über den zweideutigen, ohnehin hart genug bestraften Minister den hochverdienten Gelehrten nicht vergißt. „August Wilhelm Schlegel“ wird in eine mildere Beleuchtung gerückt als die Heinesche war, ohne darum ein anderes Gesicht zu bekommen. Vortrefflich ist die Charakteristik Immermanns, wenn auch in der Polemik gegen den „Ehinger Spitzenkrämer“ im Münchhausen die schwäbische Empfindlichkeit ein wenig vorschmeckt; sehr tief ist die so harmlos scheinende Bemerkung, daß wir einen bloßen Lyriker, sei er auch noch so hervorragend, wohl

im vollen, nicht aber im höchsten Sinne als Dichter anerkennen, einen Dramatiker und Epiker ohne lyrisches Vermögen jedoch nicht einmal als vollen Dichter gelten lassen, geschweige als höchsten. Eine Zugabe von außerordentlichem Gewicht sind „Josef Kochs Gedanken über ältere und neuere Malerei".

XXIV.

Lessing und Goeze.

Ein Beitrag zur Literatur- und Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts. Zugleich als Widerlegung der Röpeschen Schrift: „Johann Melchior Goeze. Eine Rettung." Von August Boden. Leipzig und Heidelberg, Winter 1862.

Wir leben in einer wunderlichen Zeit; zu ihren wunderlichsten Früchten aber gehören die Ehrenrettungen, in denen sie sich gefällt. Jedes Kind ist gewohnt, den Namen Tillys unmittelbar mit dem des Teufels zu verknüpfen; jeder Gymnasiast hat eine Periode, wo er nicht mehr von Pedantismus, sondern nur noch von Gottschedianismus schwadroniert, und jedermann zählt den Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze nicht bloß zu den blindesten Zeloten, die der Protestantismus jemals erzeugte, sondern auch zu den ärgsten Sündern wider den heiligen Geist. Das soll nun auf einmal anders werden. Wenn Tilly in der bayerischen Ruhmeshalle, die König Ludwig in München gegründet hat, einen Platz erhielt, so lag nichts Unbegreifliches darin; er war unbestreitbar ein guter Haudegen, der sich bei seinem Beichtvater die Parole holte und nun in majorem Dei gloriam mit Feuer und Schwert gegen die Ketzer wütete, um die Satansbrut bis auf den letzten Keim zu vertilgen. Wenn solch eine Köhlerseele aber, wie versucht wurde, ins Pantheon der deutschen Geschichte eingeschmuggelt und an einem Ehrenplatze aufgestellt werden soll, statt als Schreckbild auf der Zinne zu paradieren, wie die Teufelslarven nnd Tierfratzen auf den mittelalterlichen Domen, so muß man doch im Namen der Unsterblichen, die bereits im Heiligtum versammelt sind, protestieren. Wenn die Gerechtigkeitsliebe einen achtbaren Gelehrten veranlaßte, die Welt daran zu erinnern, daß der Leipziger Professor, der dem Apoll gar zu gern seine Allongenperücke aufgesetzt hätte, keineswegs ohne alle Verdienste gewesen sei, so war nichts dagegen einzuwenden, und um so weniger, als das eigentlich noch niemand in Abrede gestellt hatte. Die grotesk-komische Erscheinung blieb dennoch übrig, denn man kann auf reines Deutsch dringen und

den Journalismus organisieren, was gewiß in der Gottschedschen Literaturperiode höchst dankenswert war, und sich doch unsäglich lächerlich machen, wenn man einen Musenführer vorstellen will. Es entschuldigt den Esel nicht als Lautenspieler, daß er sonst ein nützliches, genügsames Tier ist, vergebens weist sein Defensor darauf hin, daß er den Sack bedächtiger wie der Mensch selbst zur Mühle trägt, und daß er gar nicht essen kann, ohne zugleich Disteln und Dornen auszujäten und den Acker von Unkraut zu reinigen, man räumt alles ein und hört doch nicht auf, zu spotten. Das Unternehmen ist daher harmlos, nicht unlöblich im Motiv und ungefährlich im Resultat, obgleich es im übrigen mit dem Versuch, einen Mohren weiß zu waschen, auf derselben Höhe steht. Wenn aber gar ein Candidatus rev. min., einer aus der Reihe von denen, die entweder nie, oder doch nur an den heißesten Sonntagsnachmittagen, wo Christus und der Küster die ganze Gemeinde vorstellen, zum Predigen kommen, sich die neu gesteiften vergilbten Bäffchen umbindet, um für einen Gerichteten, wie den Senior Johann Melchior Goeze, der als Theolog verdienstlos, als Mensch verächtlich und sogar als Eiferer zweideutig war, auf Kosten Lessings unter den Heiligen oder Halbheiligen ein Dunkelplätzchen zu erobern, so gebührt ihm die schärfste Zurechtweisung. Denn Ehren-Goeze hat Magdeburg nicht erstürmt und in der Literatur keine Rolle gespielt, er hat bloß die Scharteken vermehrt, die bekanntlich ebenso selten, wenn auch nicht ebenso kostbar sind wie die Edelsteine, und aus denen man deshalb, wenn man sich zufällig in ihrem Besitz befindet, so unbedenklich zitieren kann, wie man nur immer will. Eine solche Zurechtweisung ist dem Dr. Georg Heinrich Röpe, ordentlichem Lehrer an der Realschule des Johanneums zu Hamburg, für seinen „Johann Melchior Goeze" durch das uns vorliegende Werk von August Boden zuteil geworden.

Wenn man in London des Sonntags durch die Straßen geht, begegnet man zuweilen einem Subjekt, das ganz schwarz gekleidet ist und zwei Tafeln, die eine über die Brust, die andere über den Rücken hängen hat. Auf diesen Tafeln steht nicht, wie wohl in der Woche: wo die billigste Seife verkauft wird oder wo der beste Schneider wohnt, sondern ein Bibelvers ist mit ellenlangen Buchstaben darauf gemalt: „Also hat Gott die Welt geliebt" rc., „Es kommt der Tag, es kommt die Stunde" rc., „Leget an das Feierkleid" rc. Das ist der erste Morgenausläufer der inneren Mission, die des Abends in einem Damenmeeting zu gipfeln pflegt, einem Meeting nämlich, zu dem um Mitternacht eine gewisse Art von Frauenzimmern infolge öffentlicher Einladung zahlreich zusammenströmt, um traktiert und

bekehrt zu werden. Hamburg, in jeder Beziehung eine Filiale von London, hat seine innere Mission auch, und ihre Früchte, in England bloß plump und barock, werden, wie die deutsche Luft das nun einmal mit sich bringt, leicht giftig und ungesund. Wer kennt nicht das „Rauhe Haus" und den süßlich gleißnerischen Pietismus, der darin wuchert und in neuester Zeit Gegenstand so verdrießlicher Enthüllungen gewesen ist? Einer unserer Freunde (es sei gestattet, diese höchst charakteristische Anekdote einzuflechten), besuchte einmal in Berlin das Gefängnis Moabit; ein Sprößling des Rauhen Hauses führte ihn herum. Er sah ein Individuum, das mit Händen und Füßen angeschmiedet war, und erlaubte sich die Bemerkung, das sei gewiß ein arger Missetäter. „Sagen Sie lieber — lispelte der Führer — ein armer Verirrter — übrigens ist es bloß ein Mörder." Vielleicht war es derselbe sanfte Mann, der später ohne Not einen wehrlosen Gefangenen niederschießen ließ, dem Rauhen Hause gehörte dieser Held in jedem Falle an. Mit der inneren Mission, oder vielmehr mit dem Pietismus, dessen neueste Form sie ist, hängt es nun auch zusammen, daß man den Priesterrock nirgends so sorgfältig bürstet wie in London und Hamburg, als ob Kleider nicht bloß Leute machten, sondern auch Heilige. Wer kümmert sich in Sachsen darum, daß der protestantische Prediger Tinius mit seinem Hammer einen Greis erschlug, um Bibliotheken zusammenkaufen zu können? Wen geniert es am Rhein, daß der katholische Pfarrer Schäffer zwei Frauenzimmer abschlachtete, um sie nicht länger ernähren zu dürfen? Aber in Hamburg gibt es Kreise — die Börse und der Steinweg gehören freilich nicht dazu —, in denen es noch immer weh tut, daß ein Hauptpastor, ein Senior unrecht gehabt haben soll, wäre es auch gegen einen Lessing. Offenbar ist das Röpesche Buch aus diesen Kreisen hervorgegangen, jedenfalls bedient der Verfasser sich aller Waffen, die dort gebraucht zu werden pflegen, wie sein Gegner ihm aufs evidenteste nachweist. Er hat Goeze einen schlechten Dienst geleistet. Auf den Toten liegt viel Staub, auf den Gräbern wächst viel Gras und das de mortuis ꝛc. kommt jedermann zugute, wenn er nicht eben Schinderhannes ist. Niemand hätte daran gedacht, Goezes Sündenregister zu vermehren, wenn es Röpe nicht gefallen hätte, seine Grabschrift einer Revision zu unterziehen und mit goldenen Lettern zu versehen. Jetzt ist es vermehrt, bedeutend vermehrt; aus Boden lernen wir einen noch viel schlimmern Goeze kennen, als aus Lessing bekannt war, und jeglicher Zug, der hinzukam, ist aktenmäßig erwiesen und belegt. Sei das Buch jedem aufs wärmste empfohlen, der die Wahrheit liebt!

XXV.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jean Paul Friedrich Richters.

Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages herausgegeben von Ernst Förster. 1. Band, 1. und 2. Abteilung; Briefwechsel enthaltend. München, E. A. Fleischmanns Buchhandlung. A. Rohsold.

Jean Pauls hundertjähriger Geburtstag ist ohne Sang und Klang in Deutschland vorübergegangen. Ist das eine Unterlassungssünde, wegen derer unsere Nachkommenschaft uns zur Verantwortung ziehen wird? Oder haben wir dadurch den überschwänglichen Enthusiasmus unserer Väter zurechtgewiesen und eine zu freigebige Anerkennung auf ihr richtiges Maß zurückgeführt? „Ein Stern ist untergegangen — ruft Börne in seiner Frankfurter Denkrede aus — und das Auge des Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs, und ein Hoherpriester ist gestorben." Allein Börne spricht hier, wie immer, wenn er in ästhetischen Dingen seine Stimme erhob, als blinder Demokrat, der jede Schaumblase göttlich fand, wenn sie ihm nur im Zerspringen seine Lieblingsgase entgegenströmte, und den Sternen selbst ihren Glanz bestritt, wenn sie nicht kometarisch-rot angehaucht waren.

Und dennoch muß auch er mitten im Panegyrikus einhalten und gesenkten Tons hinzufügen: „Nicht allen hat er gelebt, aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen, er aber steht geduldig an der Pforte des neuen Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme." Die Tatsache ist richtig, schon bei dem Tode Jean Pauls war die Teilnahme gering und äußerst geteilt, aber die Prophezeiung ist nicht eingetroffen, sein Volk hat sich immer mehr von ihm abgewandt, und Titan und Hesperus dürften kaum noch öfter gelesen werden, wie Klopstocks Messias und Geßners Idyllen. Spazier, der Neffe und Biograph des Dichters, würde den Grund in dem Mangel an Kommentaren zu diesen dickleibigen Romanen suchen und einen hämischen Seitenblick auf Goethe und seinen oft kommentierten Wilhelm Meister werfen, Gervinus meint jedoch, das ganze Verdienst Jean Pauls sei in die Klein- und Stillmalerei zu setzen, und diesem wohlmotivierten Urteil wird jeder, unbekümmert um Gottschalls Widerspruch, beipflichten müssen, der den engen Kreis, in dem der Mann etwas wirklich Poetisches, dann aber freilich auch wunder-

bar Eigentümliches leistet, von dem weiten, den er durch seine humoristischen Purzelbäume und seine sentimentalen Wasserwerke auszufüllen strebt, zu unterscheiden und die Lenetten von den Lianen und Natalien zu sondern weiß. Es ist daher vollkommen in der Ordnung, daß die deutsche Nation auf ein Goethe- und ein Schillerfest keine Richterfeier folgen ließ, denn ein Partialtalent hat keinen Anspruch auf die Huldigung, die dem Universalgenius gebührt, und die Völker müssen mit ihren Auszeichnungen eben so sparsam sein, wie weise Fürsten mit ihren Orden, falls sie Wert behalten sollen.

Wenn aber die Nation sich nicht regte, so hat sich dafür die Familie des Dichters gerührt und, uneingeschüchtert durch die gänzliche Erfolglosigkeit des vor einem Dezennium hervorgezogenen „Papierdrachen", die Zettelkasten und Exzerptenberge abermals durchstöbert und Jean Pauls Korrespondenz mit Emanuel, sowie mit Oertel und Thieriot als „Denkwürdigkeiten" vor uns ausgebreitet. Sie hat nicht wohlgetan. Von Jean Pauls Briefen ist schon viel zu viel gedruckt; das Publikum kümmert sich nicht im geringsten um den vielbändigen Briefwechsel mit Otto 2c., und auch der Literarhistoriker durchläuft sie nur, weil er charakteristische Anekdoten über die Weimar-Jenaschen Zustände und über Schiller und Goethe darin findet, nicht aber, weil er ihnen einen selbständigen Wert beilegt. Was soll nun gar die Nachlese, der dieser Reiz fehlt? Wer sind die Herren Emanuel, Oertel, Thieriot? Brave Leute, von denen der eine den Dichter mit Bier versorgte, der zweite ihm Bücher schickte und der dritte ihm auf der Geige vorspielte. Sind das Verdienste, die ihnen über die persönliche Dankbarkeit des Verpflichteten hinaus ein allgemeines Interesse sichern? Dennoch dreht sich um diese Personen und um das kleinbürgerliche Hinüber und Herüber mit ihnen die ganze Korrespondenz, woraus dann folgt, daß sie noch bombastischer ist, als Jean Paul gewöhnlich zu sein pflegt, wenn er sich brieflich entleert. Einige Proben mögen es beweisen. Seite 118, Teil 1 lautet es: „Des Lebens Unkraut ist endlich wieder verdorrt, das mich verstrickte". Das soll heißen: „Meine Frau ist vom Milchfieber geheilt". Seite 284 lesen wir: „Es tut mir und der Gärtnerin wohl, daß die nachgeschickten Epheublättchen gerade um die treue Brust sich legen, um die so viel lebendiger Epheu der Freundschaft sich schlingt". Das bedeutet: „Ich schicke dir zum Geburtstage eine Weste, auf die meine Gattin Epheublätter gestickt hat". Sogar Kinderbriefe sind eingeschaltet. „Ganz wie er leibt und lebt!" wird der Leser ausrufen. Ja wohl! Aber kannten wir ihn nicht ohnedies schon? ‚Himmel, ich glaub's, würde der Humorist

mit seiner Lieblingswendung hinzusetzen, wenn er die Rezension selbst schriebe. Allerdings ist nicht bloß von Milchfiebern und Geburtstagswesten die Rede, und auch des Bayreuther Bieres wird nicht auf jeder Seite gedacht. Aber die Blumen, die er für den Sonntag in den höheren Regionen pflückt, sind nicht besser wie die Schimmelgewächse des Topfes, womit er die Alltagsereignisse umkleidet. Oder wem gefallen Prachtstellen wie diese: „Der jüdische lange Tag unseres Lebens würde uns durch sein ewiges idem abmatten und ekeln, wenn nicht die sanfte Natur zwischen jede zwölf Stunden und Akte den Schlaf als die Folie des Wachens eingeschoben hätte. Daher kann die zweite Welt kein grünes Sumpfwasser einer fixen Ewigkeit sein, sondern ein unabsehlicher Wechsel, d. h. ein ewiger Tod!“ Verunglückte Denkprozesse, die sich wieder ins allgemeine Bilderspiel der Sprache auflösen, statt sich zum Resultat zu verdichten, geben so wenig Poesie als Philosophie.

Studien über das englische Theater.

Von Moritz Rapp. Erste und zweite Abteilung. Tübingen, Laupp und Siebeck.

Der Verfasser ist überzeugt, daß in den nächsten hundert Jahren ein Geschichtschreiber des englischen Theaters auftreten wird. Diese Überzeugung wird jeder mit ihm teilen, der den Umfang der zu einem solchen Unternehmen bereits gelieferten Vorarbeiten kennt; wenn das Material beisammen ist, pflegt der Organisator nicht auf sich warten zu lassen. Er meint aber auch, daß dieser Geschichtschreiber in Deutschland aufstehen müsse, und das aus dem Grunde, weil unserer „Nationalität“ in unserem Jahrhundert ganz unverkennbar die „Theorie“ zugewiesen sei. Die Tatsache zugegeben, fehlt dem Schluß noch immer sehr viel zur Bündigkeit, denn es ist etwas ganz anderes, die innere Entwickelung des Dramas auf die letzten Gesetze zurückzuführen, wie es der Theoretiker tut, und etwas ganz anderes die äußere Verleiblichung desselben auf dem Theater im Kampfe mit den ewig wechselnden politischen, religiösen und sozialen Mächten darzustellen, wie es der Geschichtschreiber tun soll. Warum sollten sich in diese Arbeit, die zwei verschiedene Menschen verlangt, nicht auch zwei verschiedene Völker teilen, und warum sollten die Engländer, die schon so manchen trefflichen Bau- und Eckstein zu dem rückständigen Werke aufzeigen können, wie z. B. Macaulays glänzenden Essay über die Lustspieldichter der Restauration, nicht wenigstens ebensoviel Anwartschaft haben wie die Deutschen? Doch das nebenbei!

Der Verfasser hat diese „Studien“ vorzugsweise für den künftigen Geschichtsschreiber, dessen Erscheinung er prophezeit, publiziert, und, wie er weiter versichert, dem Gegenstande von Jugend auf seine besten Kräfte zugewandt. Sie bestehen aus bloßen Kollektaneen, die besser geordnet sein könnten und sich in der Regel auf eine kurze Inhaltsanzeige der Stücke beschränken, welche der Verfasser gelesen hat. Es ist eine ungeheure Kunst, ein Drama, sei es gut oder schlecht, im Lapidarstile zu reproduzieren und in eine Novelle zu verwandeln. Der Verfasser besitzt diese Kunst nicht, sein Buch bietet deshalb dem größern Publikum, auch dem ästhetisch gebildeten, nichts dar und kann sich wirklich nur um das Verdienst bewerben, dem Geschichtschreiber einige Mühe abzunehmen. Hat es diesem nun die Selbstprüfung erspart? Kann er sich auf die Urteile des Verfassers verlassen und sie auf Treu und Glauben hinnehmen? Das wird von der Beschaffenheit der Prinzipien abhängen, aus welchen sie hervorgegangen sind. Diese werden nun zwar nirgends offen und bestimmt ausgesprochen, aber sie spiegeln sich in so blendenden Reflexen bei der Anwendung auf spezielle Fälle, daß man trotzdem leicht über sie ins klare kommt. Über Lord Byrons „Werner“ heißt es: „Daß Goethe Byron mit Schiller verglich, ist wohl ein Frevel zu nennen, er ist aber dafür durch dieses Werk gestraft, denn daß der Dichter gerade ihm ein Werk dedizierte, in welchem die deutsche Aristokratie und ihr Despotismus gebrandmarkt sind, war wohl das Gedankenloseste und muß Goethe maßlos geärgert haben.“ Die Philologen pflegen einander dadurch maßlos zu ärgern, daß sie sich seltene Manuskripte gegenseitig durch sogenannte unglückliche Tintenklexe verderben; unter den Dichtern geht es anders her, und aus guten Gründen, denn sie müssen erst als Menschen etwas sein, bevor sie als Dichter etwas bedeuten können, was von Linguisten, Mathematikern, Zoologen usw. keineswegs gilt. Lord Byron dachte nicht daran, die deutsche Aristokratie zu brandmarken, als er die dunkle deutsche Erzählung dramatisierte, und Goethe fiel es nicht ein, sich über eine wohlgemeinte Dedikation, die nur zufällig an die Stelle der beabsichtigten zum Sardanapal trat, zu erboßen. Aber welch ein Begriff von der Dichternatur und vom poetischen Schöpfungsprozeß taucht hier auf! Doch es kommt noch besser. Zu Fletchers „Captain“ bemerkt der Verfasser: „Man darf wohl vermuten, falls, wie sehr glaublich, Shakespeare dieses Stück noch auf der Bühne gesehen oder gelesen haben sollte und dabei bedachte, was sein nächster Nachfolger auf der Bühne aus ihm gemacht, er müßte über seine eigene Kunst einen Schauder empfunden haben und es ist ganz glaublich (in diesem nachlässigen Stile ist

das ganze Buch geschrieben), daß er für ein Publikum, das solche Kost vertrug und verlangte, von hier an nicht mehr zu produzieren sich getrieben fühlte." Ja wohl! Mein Nachbar hat einen Cartouche in die Welt gesetzt; ich will mich fortan des Ehebetts enthalten, damit ihm kein Aristides in den Weg trete! Unsittliche Stücke gefallen; ich will mich wohl hüten, ihnen durch sittliche entgegen zu wirken! Es ist ja eine Kleinigkeit, einen Lear oder einen Hamlet, die sich aus den Tiefen der Seele emporarbeiten, zu unterdrücken; man braucht bloß daran zu denken, daß sie vielleicht nicht gleich den ersten Abend beklatscht werden. Von einer ethischen Verpflichtung kann ohnehin nicht die Rede sein! — Dies ist die Grundanschauung des Verfassers über den Hauptpunkt, sie muß ihn jeden Augenblick verführen, das Notwendige zu übersehen und auf das Zufällige einen ungebührlichen Wert zu legen. Nur zur Probe noch einzelne Aussprüche: In Byrons Marino Faliero sind „die Reden der Dogaresse vor Gericht nicht aus ihrem Charakter; sie ist vorher weich, hier beinahe frech." Dieser Umschlag der scheuen Weiblichkeit in ihr Gegenteil ist nun gerade die Hauptschönheit; man könnte mit demselben Recht den Wurm tadeln, dem sein Stachel wächst, wenn er zertreten werden soll. Shakespeare hat nach dem Verfasser herbe Erfahrungen mit den Weibern und „in finanzieller Beziehung" auch mit den Männern hinter sich. Das eine weiß man — — — Aus dem Collier? Oder aus neu entdeckten Memoiren? Nein, aus dem Othello und dem Wintermärchen, und das andere aus dem Timon von Athen, „wo er den Undank und die Goldgier der Menschen an den Pranger stellt". Richtig, wir wissen es schon von Byrons Werner her, daß der Dichter sich in der dramatischen Poesie wie in der lyrischen persönlich ausschäumt, wenn die Ästhetik die stoffliche Interessenlosigkeit des Künstlers zur ersten Bedingung seiner Leistung macht, und wenn Schiller den Mangel derselben sogar an dem Lyriker Bürger so bitter rügt, so ist das Faselei. Antonius und Kleopatra ist ein mehr bürgerliches Trauerspiel und steht so niedrig, daß Shakespeare nach des Verfassers Meinung solcher Art Stücke bei etwas mehr Phlegma wohl an hundert hätte liefern können; der einzige Charakter der Kleopatra würde ihn wohl daran verhindert haben. Doch wir schließen, ohne uns bei so manchem andern, namentlich bei den neuaufgespürten wunderlichen Quellen der Schillerschen Räubers und des Don Karlos, noch aufzuhalten. Der Leser ist längst in den Stand gesetzt, darüber zu entscheiden, ob der künftige Geschichtschreiber des englischen Theaters die Urteile des Verfassers adoptieren darf oder nicht. Wie der Kodex, so die Sentenzen.

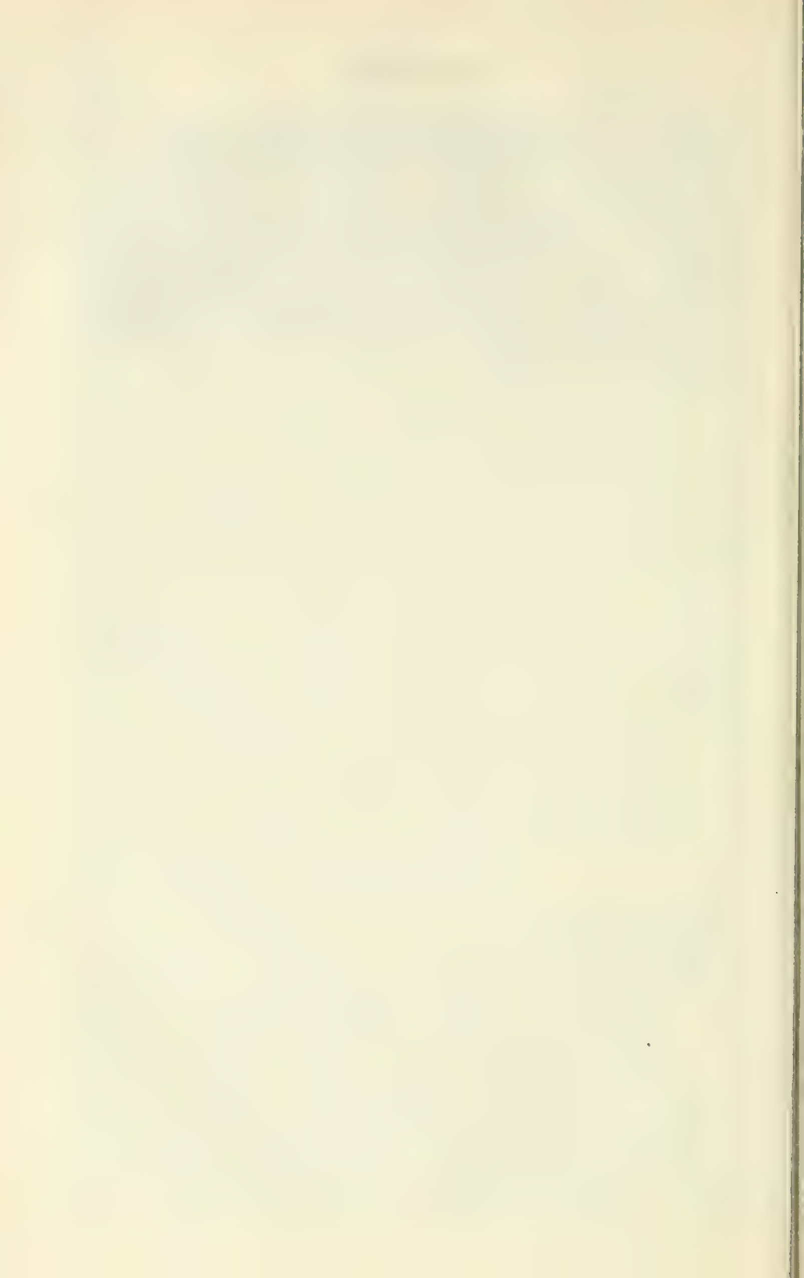
Schillers Geistesgang.

Von Dr. A. Kuhn. Mit einem Porträt. Berlin, L. v. Warnsdorf.

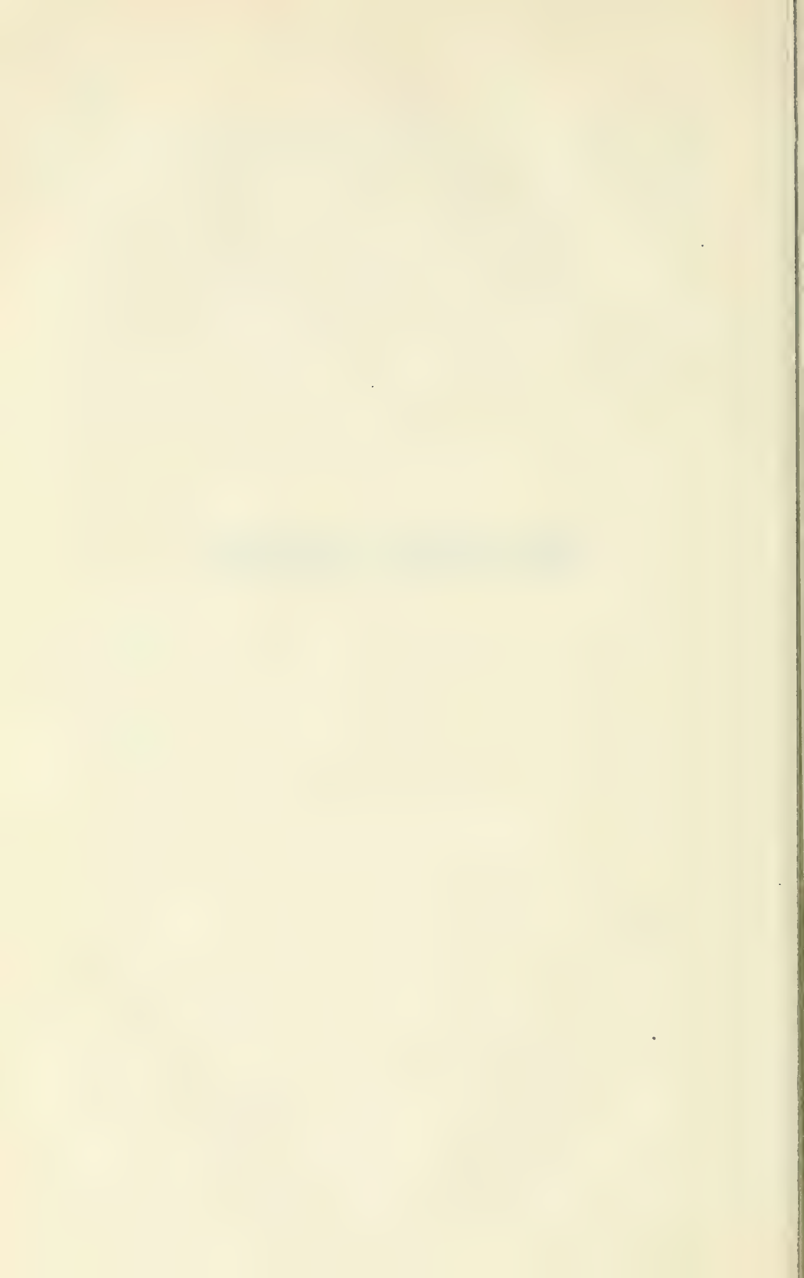
Über Schillers Entwickelungsgang ist so viel geschrieben worden, daß es kaum noch einen Standpunkt gibt, von dem aus man ihn nicht bereits betrachtet hätte. Dies weiß der Verfasser selbst und räumt mit anerkennungswürdiger Offenheit ein, daß er sich auf die Schultern seiner Vorgänger gestellt hat. Die Kritik muß ihm ihrerseits dagegen bestätigen, daß die Hoffnung ihn nicht täuscht, wenn er glaubt, manches Eigentümliche hinzugefügt und dadurch zu weiterem und schärferem Denken Anlaß gegeben zu haben. Es ist zunächst rühmend hervorzuheben, daß er die Resultate der neuern Geschichtsforschung über den Dreißigjährigen Krieg, über Wallenstein, Tilly und Gustav Adolf mit in Betracht zieht, denn wenn diese auch für Schillers bekanntes Geschichtswerk ziemlich gleichgültig sind, da es ohnehin bei seinem Damenkalenderursprung der wissenschaftlichen Bedeutung entbehrt, so sind sie doch von erheblicher Wichtigkeit für die Beurteilung seines großen Nationaldramas. Weniger einverstanden kann man sich mit dem Experiment erklären, Schillers gleichgültiges, wenn nicht feindliches Verhältnis zum positiven Christianismus teils aus dem Rationalismus und Kantianismus der Zeit abzuleiten, teils sogar auf „den Mangel an Mitteln, die ganze Erhabenheit und Ideenfülle des Christentums kennen zu lernen," zurückzuführen. Das letztere klingt obendrein mystisch, es soll aber wahrscheinlich ausdrücken, daß dem Katholizismus unfehlbar gelungen sein würde, was dem Protestantismus, in dem der Dichter geboren war, mißglückte, und da müssen wir doch die Kraft des Weihwedels bezweifeln, wenn wir auch die des Katechismus keineswegs überschätzen.

Die Negation des religiösen Momentes in einer so außerordentlichen Erscheinung wie Schiller, in dem Geist und Gemüt aufs schönste zusammenstimmten, nicht aber Verstand und Witz à la Voltaire auf Kosten aller übrigen Kräfte einseitig wucherten, wie in Zacharias Dase das Rechentalent, sollte nicht zu rein äußerlichen Erklärungsversuchen verführen, sondern zu einer ernsten Betrachtung, ob es denn auch „mit dem einen, was not tut," so ganz richtig bestellt sei, auffordern. Äußerst gesund ist dagegen der energische Protest, den der Verfasser an mehr als einem Orte gegen den Mißbrauch der genetischen Betrachtungsweise in ästhetischen Dingen einlegt. Dieser greift immer weiter um sich, und wenn man das geniale Individuum ehemals zum unabhängigen und völlig schrankenlosen Demiurgos

erhob, so scheint man jetzt zu dem Glauben geneigt, daß es sich sklavisch in der Form des dialektischen Prozesses entwickelt, und daß jeder seiner Atemzüge in mathematischem Zusammenhange mit irgend einem allgemeinen Bedürfnis der Welt steht und etwas bejaht oder verneint. Konjekturaläſthetik ist aber nicht mehr wert wie Konjekturalpolitik, und wenn es auch unzweifelhaft gewiß ist, daß der Nationalgeist sich in der Literatur offenbart, wie Gott sich in der Geschichte verleiblicht, so bleibt es doch nichtsdestoweniger äußerst bedenklich, das nicht bloß im großen und ganzen aufzeigen, sondern auch ganz speziell an Komma und Punkt nachweisen zu wollen.



Vermischte Aufsätze.



Über die sogenannten politischen Demonstrationen bei theatralischen Vorstellungen.

Börne pries es einmal höchlich an den Franzosen, daß sie jede Stelle eines Dichterwerks, die sich gesucht oder ungesucht auf Verhältnisse der Gegenwart anwenden läßt, herausfühlen und eine Demonstration daran knüpfen. Wir sind in Deutschland jetzt so weit gekommen, daß wir dies ebenfalls tun; ob wir das aber preisen und uns dazu Glück wünschen sollen, ist die Frage.

In einem Staat, der absolutistisch regiert wird und darum der öffentlichen Meinung den nächsten Weg, sich geltend zu machen, durch Vorenthaltung der Preßfreiheit oder Reduzierung derselben auf ein Nichts abschneidet, ist es ganz natürlich, wenn sie sich auf andere Weise Bahn zu brechen sucht. Daß dazu vor allem das Theater Gelegenheiten darbietet, ist einleuchtend, denn wie ängstlich es auch überwacht und dadurch zur Karikatur seiner selbst herabgesetzt werden möge: es sind gar keine Dramen denkbar, in denen nicht einzelne Äußerungen eine doppelsinnige Auslegung und Auffassung gestatteten. Wenn aber ein Dichter in einem seiner Stücke die Behauptung wagt, die Belladonna wachse gern in Sümpfen, und das Publikum die Stelle aufnimmt, als hätte der unschuldige, vielleicht auf eine Tabatiere spekulierende und über den unerwarteten Beifall in Ohnmacht sinkende Mensch irgend eine tief versteckte Bosheit hineingelegt, wer kann dafür? Selbst die Römer, die den vor ihnen tanzenden und spielenden Nero zu beklatschen hatten, haben ihren Beifall auf eine Art an den Tag legen können, die ihm verdächtig sein und ihm doch die Hände binden mußte.

Ganz anders steht es aber im konstitutionellen Staat, in welchem jeder Gedanke, der begründet werden kann, auch berechtigt ist und vermöge der Preßfreiheit auf offener Heerstraße in voller Waffenrüstung einherziehen darf, nicht aber beim Dämmer-

lichte in dem einen oder dem anderen unüberwachten Winkel des gesellschaftlichen Gebäudes wie ein Gespenst herum zu spuken braucht. Wozu hier die Umwege? Warum das Theater aus einem Tempel der Kunst in ein Forum verwandeln? Warum den Tribun in Shakespeares Koriolan suchen, den man im Journal hat? Warum einem Dichterausspruch Gewalt antun, wenn man selbst nur den Mund zu öffnen braucht, um sich Luft zu schaffen? Wäre hierzu wirklich eine Notwendigkeit vorhanden, so müßte der Staat aufgehört haben, ein konstitutioneller zu sein.

Man könnte einwenden, durch die Akklamation, die nicht einem Kunstwerk als solchem gilt, sondern die sich auf das zufällige Verhältnis des Kunstwerks oder irgendeiner Einzelheit desselben zu den Tagesfragen bezieht, solle nur hervorgehoben werden, daß der Dichter mit der Ansicht dieser oder jener Partei übereinstimme und sie also moralisch verstärke. Das hieße denn jedenfalls denselben Gebrauch vom dramatischen Gedicht machen, den man in Rom bei einer Belagerung einst von den Bildsäulen machte, welche man von der Engelsburg aus den Feinden bekanntlich auf die Köpfe warf. Dieser Gebrauch ist nun von dem ursprünglich beabsichtigten sehr verschieden; er wäre aber noch nicht absolut unverständig, wenn Dichtersprüche nur eben so sicher in der geistigen Schlacht träfen, wie jene Bildsäulen in der materiellen ohne Zweifel getroffen haben. Das ist aber nicht der Fall.

Um dies zu begreifen, muß man den Bau des Dramas näher ins Auge fassen. Schon die einfache Wahrnehmung, daß die auftretenden Personen sich alle gegenseitig bedingen und beschränken, daß also keine in dem, was sie tut, ganz recht oder ganz unrecht hat, sollte darauf führen, daß auch keine in dem, was sie ausspricht, ganz recht oder ganz unrecht haben kann. Diese Wahrnehmung wird aber doch niemand entgehen. Wenn in Shakespeares Heinrich IV. z. B. der junge Percy den Entscheidungskampf wagt, bevor noch die nötige Macht zusammengebracht wurde, und wenn im Gegenteil sein Vater Northumberland mit seinem Aufbruch zum Heer so lange zögert, bis der günstige Moment vorübergegangen ist, so stellen beide zusammen die menschliche Natur in zwei Extremen dar und begehen darum entgegengesetzte Fehler. Wollte man nun dem einen zujauchzen, weil er die Bedächtigkeit des Alters verwünscht, oder dem andern, weil er den Ungestüm der Jugend verdammt, so würde das freilich zeigen, ob man noch zu den Jünglingen oder schon zu den Greisen gehört, es würde aber zugleich dartun, daß man den Sinn des Dichters gar nicht verstanden habe, der den Percy und den Northumberland nur deswegen einander gegenüber-

stellte, weil er die Einseitigkeit des einen durch die des anderen auflösen mußte. Das Drama beruht eben auf dem Gegensatz und schöpft aus diesem seine ganze Kraft. Bös und Gut, Verstand und Leidenschaft rufen einander mit Notwendigkeit hervor und müssen mit gleich frischen Farben und in gleich scharfen Umrissen vorgeführt werden. Wer aber wissen will, was der Dichter selbst beabsichtigte und meinte, der halte sich nicht an einen der einzelnen Charaktere und an dessen Schlag- und Wurzelworte, sondern er fasse die Gruppierung derselben zu einem zusammenhängenden Ganzen ins Auge; er knüpfe seine Sympathien oder Antipathien nicht an einen schwarzen oder einen roten Pinselstrich, er entzifferte das Bild! Ja, auch dies ist noch nicht genug. Denn jedes Kunstwerk, wie umfassend und reich es immer sei, gibt nur ein Segment des Kreises, der die Weltanschauung des Dichters abspiegelt, nicht den Kreis selbst. Dieser umfaßt vielmehr alle Segmente und bedingt und beschränkt sie, setzt zur Relativität herab, was sich an seinem Orte für absolut zu geben schien. Wer daher den Dichter wahrhaft ergründen will, der muß sich auf einen Standpunkt zu stellen wissen, auf dem alle seine Werke als Ringe erscheinen, die genau miteinander zusammenhängen und eine Kette bilden.

Es wird aus dieser einfachen Entwickelung, die sich der tieferen philosophischen Deduktion absichtlich enthält, klar geworden sein, daß zwischen dem dramatischen Dichter und den einzelnen Personen seines Stücks ein Unterschied besteht, den man sich gar nicht groß genug vorstellen kann, und daß also nicht Shakespeare ein Zeugnis ablegt, wenn Percy spricht. Man könnte nun glauben, das Manöver, das uns hier beschäftigt, sei jedenfalls, wenn es auch auf einem Mißverständnis beruhe, unschuldig und unschädlich. Aber darin würde man sehr irren. Ich will gar nicht davon reden, daß die Ängstlichkeit der in der einen oder der andern Form an allen Orten und zu allen Zeiten gebliebenen und bleibenden Theaterzensur dadurch notwendig bis zu einem unberechenbaren Grade gesteigert werden muß. Das ist nur ein Nebenpunkt, obgleich kein unwichtiger. Aber ich will auf zwei andere Konsequenzen hinweisen, deren bedeutungsvolle Schwere niemand in Abrede stellen wird.

Die erste Folge ist die: Wenn das Publikum sich einmal gewöhnt, diese oder jene Einzelheit aus dem Drama herauszureißen und, ohne sich um den Zusammenhang mit dem Kunstorganismus zu kümmern, ohne sich an das Vorher und Nachher zu kehren, das rohe Element heißhungrig zu verschlingen, so wird es sich bald ganz und gar in die Einzelheiten verrennen.

Nach der Tapete wird niemand mehr fragen, nur nach dem einzelnen Faden. Ist er hübsch vergoldet, so wird man jubeln, wenn er zum Vorschein kommt; ist er schlicht und einfach, so wird man die Achseln zucken; ist er gar mißfarbig, so wird man murren. Daraus ergibt sich nun von selbst, daß der Künstler gar keine Probleme mehr aufstellen kann. Denn es ist unmöglich, daß Rätsel und Auflösung im Drama unmittelbar zusammen fallen, und wer die letztere nicht abzuwarten vermag, der muß das erstere freilich unerquicklich finden. Es ergibt sich daraus aber auch weiter, daß er jeden Augenblick Anstoß erregen muß, besonders in der sittlichen Region. Ja es ist sicher, daß die mehr und mehr überhand nehmende Prüderie, welche vor Dingen zusammenschaudert, die zu den Zeiten Schillers und Goethes noch so unschuldig gefunden wurden, wie sie wirklich sind, in diesem Klebenbleiben an der Einzelheit ihren Hauptgrund hat. Das ist auch höchst natürlich. Wenn relativ gemeinte, durch die Einseitigkeit der Charaktere und den Drang der Situationen bedingte Darstellungsmomente, Aussprüche und Bilder, die im Fortgang der Entwickelung ihr Gegengewicht erhalten, als absolute aufgenommen werden, so kann es gar nicht ausbleiben, daß man mit Abscheu verwirft, was man sonst vielleicht mit Ehrfurcht vor dem dialektischen Läuterungs- und Klärungsprozeß bewundern würde.

Die zweite Folge, die ich jetzt wohl aber kaum noch hervorzuheben brauche, ist die, daß damit die Kunst aufhört, daß alle und jede Grenze zwischen dem wahren und dem Aftertalent verrückt, daß der heillosesten Pfuscherei Tür und Tor geöffnet und so in kürzester Zeit eine vollkommene Barbarei herbeigeführt wird. Wer nicht imstande ist, eine runde, in sich abgeschlossene Schöpfung zu erzeugen und sie mit warmblütigen Gestalten zu beleben, der schlägt eine Welt von Brettern zusammen, schiebt Automate hinein und läßt diese eine Menge von prickelnden Anspielungen und Beziehungen auf die Tagesinteressen ausschütten. Man jubelt ihm zu, wenn er's trifft, was kaum mißlingen kann, und der elendeste Stümper trägt den Kranz davon, der dem Künstler gebührt, dieser aber geht leer aus, da die Sympathien für Puppen und für lebendige Menschen sich gegenseitig notwendig ausschließen.

Das deutsche Theater.

Wer über das deutsche Theater ein ernstes Wort zu sprechen unternimmt, der kommt den meisten so vor, als ob er über eine

Kinderklapper philosophische Betrachtungen anstellen oder, wie Swift, über einen Besenstiel predigen wolle. Die Zeiten sind vorüber, wo man mit Schiller übereinstimmte, wenn er in jugendlichem Enthusiasmus die Schaubühne für eine moralische Bildungsanstalt erklärte, und den Histrio, nachdem man ihm lange genug den Zutritt in anständige Gesellschaft verweigert, ja das ehrliche Grab auf dem Kirchhof bestritten hatte, als den Hohenpriester der Humanität zu ehren anfing, von dem man die ästhetische Läuterung der Menschheit erwartete, da die ethische, trotz Mosen und den Propheten, mißglückt war. Auch die Zeiten sind vorüber, wo das Theater, wenn man ihm auch nicht mehr einen erhöhten Mittelplatz zwischen Kanzel und Katheder anwies, doch noch für die illuminierte Uhr gehalten wurde, auf die man nur zu schauen brauchte, um genau zu erfahren, wie es mit der dramatischen Nationalproduktion stand, und wo man es besuchte, um sich an dem geistigen Ringkampf der hervorragendsten Dichterkräfte zu erfreuen. Ja sogar die Zeiten sind vorüber, wo das Theater doch wenigstens noch für die beste Unterhaltung galt, und wo ein neues Stück ein Stadt- und ein Familienereignis war, dem man mit Spannung entgegensah und das man mit Behagen genoß oder mit Resignation hinnahm. Keiner sucht in den Hallen noch Bildung, wo, so stolz sie auch dastehen und so prahlerisch die Inschriften auch lauten mögen, die Bilder sinn- und planlos durcheinander fliegen, wie die Karten, mit denen die Kinder spielen; jedermann weiß, daß der Dichter überall eher anzutreffen ist, als auf den Brettern, die bloß seinetwegen zusammengezimmert sein sollen, und das muß ein ganz verlorener Abend sein, den jemand noch ans Theater wendet, wenn ihn anders nicht ein Virtuos oder ein sonstiger Nebenreiz hineinlockt.

Daß es so steht, ist gewiß. In Berlin gehen, wie die Zeitungen melden, die Klassiker nur dann noch etwas häufiger in Szene, wenn die Tatièmensumme für die Novitäten zu hoch aufläuft, d. h. wenn sie etwa den hundertsten Teil dessen zu betragen droht, was für Toiletten und Dekorationen mit Vergnügen und im Gefühl unabweislicher Notwendigkeit verausgabt wird. Und in Wien werden Ausstattungsstücke gegeben, über welche die allerdevotesten Tagesblätter mutig genug sind zu bemerken, daß die Direktion, wenn sie eine Modenausstellung veranstaltete, doch auch die Kleiderkünstler zur Beurteilung einladen möge, statt der Ästhetiker. Berlin und Wien bilden aber in ihrer reichen Dotierung die Pole des deutschen Theaterlebens; München und Dresden entscheiden nicht, selbst wenn sie sich einmal zu einem selbständigen Schritt versucht fühlen,

und Weimar, Stuttgart usw. können nur experimentieren. Daraus folgt denn, daß eine Kontrolle, die nicht darauf ausgeht, die sämtlichen Schnupfenfieber und Heiserkeiten der Schauspieler zu Buch zu bringen, um ebenfalls Schlüsse über die klimatischen Verschiedenheiten der deutschen Länder daraus abzuleiten, sich auf Wien und Berlin beschränken darf und dennoch genau erfährt, wie es bei uns mit dem Musendienst steht. Darnach also wollen wir uns verhalten, die ganze Angelegenheit aber einer sehr ernsten und unausgesetzten Aufmerksamkeit unterziehen.

Denn es ist ein ebenso wunderlicher, als gewöhnlicher und weitverbreiteter Irrtum, daß derjenige, der das deutsche Theater für schlecht erklärt, sich auch nicht mit demselben befassen dürfe. Im Gegenteil, das Theater ist zu allen Zeiten, namentlich aber in der unsrigen, ein so wichtiges Institut, daß man es mit allen Mitteln wieder zu heben suchen muß, wenn es tief gesunken ist. Man mag über die ästhetische Erziehung des Menschen denken, wie man will, soviel ist gewiß, daß das Moment der Erhebung, dessen wir so nötig bedürfen wie der Selbstvergessenheit, die der Schlaf gewährt, uns in unserer Zeit nur noch durch die Kunst kommen kann. Die Religion bietet es nicht mehr dar und der Patriotismus bietet es noch nicht dar; die Kirche, an der einst auch ein Zweifler wie Faust nur zitternd und zähneklappernd vorbeischlich, wenn Orgelton und Glockenklang zum Eintritt luden, vereinigt die verschiedenen Stände des Volks nicht mehr in ihrem Schoß und der Staat ruft sie noch nicht zusammen. Dies ist eine Tatsache, die man beklagen oder preisen, die man aber sicher nicht in Abrede stellen kann. Wir erinnern bloß an sie und lassen es ununtersucht, ob die Kirche durch Zwangsmaßregeln, wie es in evangelischen Ländern z. B. die gebotenen Sonntagsfeiern sind, die ungeheure Kluft, die sich zwischen Glauben und Wissen aufgetan hat, wieder ausfüllen wird, und ob der Staat wohl tut, wenn er auf die Begeisterung seiner Bürger Verzicht leistet, um ihrem Vorwitz zu entgehen; sie beweist aufs unwidersprechlichste, daß das höchste Bedürfnis des Menschen nur noch in der Kunst seine Befriedigung findet, ja, daß Staat und Kirche selbst erst in ihr zur Verklärung gelangen, da nur sie in beiden das von allen Parteizerklüftungen und konfessionellen Streitigkeiten unberührte Ideal erfaßt. Die Spitze der Kunst aber ist das Drama, und das Drama kommt freilich nicht erst durch das Theater zur Entfaltung, wie man gern behauptet, obgleich schon Aristoteles das Gegenteil sagt, wohl aber nur mittelst desselben zur ganzen und vollen Wirkung. Es kann daher nie gleichgültig sein, wie es beschaffen ist, denn

wenn es, wie in unseren Tagen, Charakter und Würde bis auf den Grad einbüßt, daß die Bildung sich mit Ekel und Widerwillen von ihm abwenden muß, so ist eben auch der letzte Tempel zertrümmert worden, in dem man sich noch in schöner Gemeinschaft zusammenfand, um das zu verehren, was „die Welt im Innersten zusammenhält", und man hat nur noch die Wahl zwischen dem trivialen Spaß, dem denn auch so viele nachrennen, und der tiefsten Einsamkeit.

Wir sind, um einen Ausdruck von dem alten Tieck zu entlehnen, endlich ganz unten im Keller, wo die Ratten hausen, die faulen Dünste ziehen und das schmutzige Wasser sickert, an der Hand unserer Musageten angelangt und müssen nach dem allgemeinen Naturgesetz, das den Stillstand ausschließt, wieder hinauf. Dies wird selbst von der Seite zugegeben, die es gewiß bis zum letzten Augenblick verhehlt und verheimlicht hat. Die Theaterdirektoren haben in Dresden getagt und die Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes offen vor ganz Deutschland bekannt. Nur ist es ihnen dabei gegangen, wie es in der Beichte öfter gehen soll. Sie haben sich länger bei den fremden, als bei den eigenen Sünden aufgehalten, sie haben uns erstaunlich viel von den Umtrieben der Theateragenten erzählt, aber sehr wenig von dem eigenen Schlendrian, durch den diese allein möglich wurden, und sie schrien doch in Wahrheit nur über das Schwert, das sie sich selbst in die Brust gestoßen hatten. Nichtsdestoweniger trafen sie den rechten Punkt, denn gerade diese Unterhändler mit ihren schmutzigen Winkelblättern sind schuld daran, daß die Kluft zwischen dem Dichter, der sie verachtete und verschmähte, und den Bühnenvorständen, die ihrer nicht entbehren zu können glaubten, allmählich so groß geworden ist. Die Faiseure, die Rollen schreibenden Schauspieler sowohl, wie die „bearbeitenden" Übersetzer und die vom Roman und der Reisenovelle zum Theaterstück herüberspringenden Literaten erkannten sie willig als Patrone an, und nun war das Kind des Hauses bald verdrängt, um dem Bastard Platz zu machen. Denn nicht allein, daß die plattesten Machwerke den poetischen Produktionen den Zutritt versperrten, das Publikum verlor auch die Empfänglichkeit für sie, und wenn sie sich einmal bis zu den Lampen hindurch arbeiteten, so wurden sie angestarrt, wie der steinerne Gast, der auf der Maskerade erscheint, und dienten nur dazu, den Triumph der Gemeinheit zu erhöhen und in gewisser Art als einen wohlberechtigten zu bestätigen. Man braucht die Kirche nur in einen Ballsaal zu verwandeln, so will jedermann auch auf der Kanzel statt des Predigers den Spielmann sehen, und man braucht nur fünfzigmal die „Grille" zu geben, um sicher zu sein, daß der „Prinz

von Homburg" nicht gefällt, wenn man ihn folgen läßt. Sobald das ideale Drama aber auf dem Theater keinen Boden mehr findet, hat dieses auch aufgehört zu existieren, und es ist ganz einerlei, ob der Hund des Aubry, dem Goethe einst weichen mußte, seine Künste darauf treibt, oder ob die Menschen-Daguerrotypie in Schröders oder Ifflands Sinn darauf gepflegt wird. Man traf in Dresden daher allerdings den rechten Punkt; ob man sich aber auch über die rechten Mittel verständigt hat und ob man diese energisch zur Anwendung bringt, werden wir sehen, wenn wir zur Prüfung der beiden großen Theater übergehen, die wir, indem wir zunächst einen kurzen historischen Überblick des letzten Dezenniums voranschicken, auf Schritt und Tritt zu begleiten gedenken. Wir zweifeln stark daran, denn wir werden nichts von einer Hebung und Läuterung des Repertoirs gewahr, von der man doch ausgehen müßte, wir sind auch weit davon entfernt, uns der Hoffnung zu ergeben, daß unsere Bemühungen viel zur Verbesserung des miserablen Zustandes im ganzen beitragen werden, aber wir glauben doch zur Abstellung manches Detailunfuges, der in der Stille betrieben wird, durch schonungslose Aufdeckung desselben das unsrige tun zu können, und wir wollen, nun wir nachgewiesen haben, daß die Bühne zuweilen zwar sehr schlecht, aber nie gleichgültig ist, nicht ermüden, an das zu mahnen, was der Nation früher oder später wieder zu einer verhelfen kann.

Mein Traum in der Neujahrsnacht 1849.

Raum und Zeit sind bloße Formen der Anschauung! sagte der Alte aus Königsberg, und hat es dargetan. Aber es ist ihm mit seinem Beweis gegangen, wie es Galilei mit dem seinigen ging. Jedermann weiß, daß die Sonne stille steht und die Erde sich dreht; selbst der Papst hat längst aufgehört, es zu bestreiten. Dennoch lassen wir die Sonne bis auf den gegenwärtigen Tag auf- und untergehen. So wissen wir es auch recht gut, daß der Mensch den Faden der Zeit selbst gesponnen hat, um die bunte Erscheinungswelt, die ihn sonst verwirren würde, daran zu knüpfen, und daß der Jahresknoten und die Tag- und Wochenknötchen, die er hineinschlägt, nichts weiter als willkürliche Merkzeichen sind. Aber trotzdem hat der Jahreswechsel für uns

etwas Feierliches und Geheimnisvolles. Der alte schöne Kindereindruck macht sich immer aufs neue geltend, wir glauben, das Räderwerk der Zeit sei abgelaufen und werde nun von Gottes Hand wieder aufgewunden. Ja, wir könnten, wenn die dunkle Mitternachtsstunde herankommt, die das eine Jahr vom andern scheidet, ordentlich aufhorchen, ob wir dies Räderwerk nicht knarren hören, und der verlockende Gedanke, daß nun wie durch eine aufgerissene Spalte ein Blick in die Zukunft möglich sei, läßt sich nicht ersticken. Das Mägdlein gießt Blei, wenn auch ganz verstohlen, mit glühenden Wangen und bei verschlossener Tür; die Alte, die kein Gespenst mehr fürchtet, weil sie selbst ein Gespenst ist, tritt an den Kreuzweg und schaut sich mit verdrehtem Hals über die linke Schulter; der Geistliche schlägt die Bibel auf und erblickt ein Prognostikon in dem ersten Vers, auf den sein Auge fällt, und selbst der nüchterne Astronom grübelt darüber nach, ob die Tänze der Sphären denn auch wirklich ganz in Mathematik aufgehen, und ob nicht eine von ihren millionenfachen Verschlingungen mit dem Schicksal des Menschen oder doch wenigstens des Erdplaneten in entzifferbarer Verbindung steht.

Freilich gibt es Adamssöhne von so beklagenswerter Geistesstärke, daß selbst der Sylvesterabend ihnen das närrische Kinderhäubchen nicht für eine Viertelstunde wieder aufzustülpen vermag. Diese denken in der Tat, wenn das Geläute der Glocken vom hohen Turme herabschallt, nur an den Küster, der sie schwingt, wenn die Büchsen in den Straßen knallen, nur an die Finger, die vielleicht bei dem Jubel unvorsichtigerweise abgeschossen werden. Kenne ich doch selbst einen Philosophen von Distinktion, der, wenn er das Horn blasen hört, sich nicht an dem Schmelz der Töne, sondern nur an den Grimassen des Musikanten ergötzt und der mir mehr als einmal bei solchen Gelegenheiten, auf seine Weise reflektierend, ins Ohr sagte: Siehst du, so muß ein Narr wie der das Gesicht verziehen, wenn ein Narr wie du einen Genuß haben soll! Aber ihre Zahl ist klein und auch sie müssen ihre Dickhäutigkeit im Wachen bezahlen, sobald der Schlaf sie bewältigt. Dann rächt sich in ihnen die Phantasie an dem dicken unverschämten Alp, dem Verstand, der sie so lange bis zur Atemlosigkeit zusammenquetschte, dann reckt sie sich und dehnt sich aus, wie jener durch Fischerhand aus dem Meeresgrund heraufgezogene Geist im arabischen Märchen, der tausend Jahre in einer Muschel von Haselnußgröße zugebracht hatte, dann spielt sie dem armen, auf sein absolutes Selbstbewußtsein so stolzen abstrakten Ich ärger mit, wie Äolus einem Flämmchen, wenn er alle seine Winde auf einmal losläßt. Denn der Schlaf ist nicht bloß in dem Sinn der Vermittler und Aus-

gleicher der Welt, daß er die Dekrete des Gewissens rücksichtslos zur Vollziehung bringt, daß er die Guten belohnt und die Bösen bestraft, daß er unter Umständen die Könige erniedrigt und die Bettler erhöht. Er verhilft auch den unterdrückten Elementen der Menschennatur, ja der Natur überhaupt zu ihrem Rechte, er frischt die alten Verbindungen, die nach dem Tode ja doch gerne oder ungerne wieder eingegangen werden müssen, in manchen Nächten wieder auf, und wenn er sich an das Gesetz, das uns im wachen Zustande beherrscht, nicht kehrt, wenn er unser gewöhnliches Maß und Gewicht zerbricht und alle unsere Anschauungs- und Aneignungsformen durcheinander wirft, so geschieht das nur, weil er selbst der Ausdruck eines viel höheren Gesetzes ist, das uns natürlich so wenig faßlich sein kann, wie unserem kleinen Finger der Begriff der Hand und des Organismus, dem sie angehört. Der schlafende Mensch und sein ohnmächtiger Hüter, das halberloschene Bewußtsein, gleicht dem Odysseus, der in der Unterwelt mit blankem Schwert sein Opfer gegen die ungebetenen Gäste zu schützen sucht. Von allen Seiten schwirren Geister und Schemen in Traumgestalt heran und wollen Blut trinken. Einem aus der Schar gelingt es, und der spielt dann auf seine Weise Mensch. Er kühlt sich am Feuer, wärmt sich im Wasser und fliegt, statt zu gehen.

Der Poet hat sich den frommen Kinderglauben bewahrt, aber der Schlaf macht dennoch mit ihm, was ihm gefällt; er erfrecht sich nicht, das Prophetentum des fließenden Bleis zu bezweifeln oder den bedeutungsvollen Gesichten, die bei einem scheuen Blick über die linke Schulter hinweg wahrgenommen werden, kalten Hohn und teuflischen Spott entgegenzusetzen, und dennoch hat er nicht selten Träume, die, auf alle Narrenhäuser der Welt verteilt, noch vollkommen ausreichend für die Inspiration befunden werden würden. Auch die jüngste Neujahrsnacht brachte mir einen wundersamen Traum, den ich dem geneigten Leser jetzt erzählen will; ob er aber zur Klasse der vernünftigen oder unvernünftigen gehört, kann erst die Zukunft entscheiden, die uns bald darüber belehren muß, ob er in meiner Hirnkugel als ein spukendes Irrlicht spurlos erlöschen, oder, was der Himmel verhüten möge, ins Leben hinüber hüpfen wird. Ich war unter Betrachtungen über den Unterschied eingeschlafen, der zwischen dem letzten und dem vorletzten Sylvesterabend stattfand. Am 31. Dezember 1848 wagte man wenigstens bei uns in Wien und wohl in Deutschland überhaupt kaum ein Glas auf das kommende zu leeren, es erschien wie eine Torheit, und wenn man es tat, so lachte man dabei. Man hatte das Pflaster der Gesellschaft aufgerissen gesehen, man hatte erfahren, wie

schwer jeder Stein vor Jahrhunderten zu legen gewesen sein mußte, man hatte bis in den mit Bären und Wölfen bevölkerten deutschen Urwald zurück geblickt und sich mit Schaudern befragt, ob die rauhen Bestien vielleicht **den** eigentlichen Nationalrock trügen. Ich hatte den ganzen Abend meinen alten Konrektor nicht vergessen können, der, wenn das Wort Freiheit einmal in seiner Anwesenheit genannt wurde, jedesmal den alten greisen Kopf mit dem Sammetkäppchen schüttelnd, ausrief: Nur die wilden Tiere sind frei, und wenn man ihn dann fragte: folgt daraus, daß die Freiheit wilde Tiere aus den Menschen macht? seltsam nickend, und ohne einen Augenblick zu stocken, antwortete: ja wohl! Am 31. Dezember 1849 schmeckte der Wein wieder, die Toaste wurden nach alter guter Weise zu Dutzenden ausgebracht und nicht bloß Auswanderungspläne besprochen. Es schien gar nichts vorgefallen oder doch jeder Störung des wiedergekehrten behaglichen Zustandes für immer begegnet zu sein, und diese unbedingte Sicherheit hatte, ich leugne es nicht, für mich eben so gut ihr Schreckliches, wie das frühere Rasen und Toben. Diesmal wollte ein junger Freund mir nicht aus dem Sinn, der, unfreiwilliger Zeuge der blutigen Ereignisse am Rhein, vor einigen Monaten hier durchreiste, um rasch sein väterliches Gut zu verkaufen und nach Amerika zu gehen. Wenn ich diesen, dessen Mut und Energie ich aus Proben kannte, mit manchem befrackten Recken des Tages verglich, der den vorjährigen Ausbruch des europäischen Vulkans darauf zurückführen möchte, daß er nicht zeitig genug hineinspuckte, so kam mir doch ein bedeutender Zweifel, auf welcher Seite die wahre Einsicht in die Lage der Dinge zu suchen sei. Denn die Welt hat den alten Schwerpunkt verloren und den neuen noch nicht wieder gefunden, darum sind wir noch lange nicht über die Übergangsperiode hinaus, und nur so viel ist gewiß, daß Deutschland und Österreich, da sie sich gegenseitig in ihren Bedürfnissen ergänzen, viel weniger wie alle übrigen Staaten von ihr zu fürchten haben, wenn sie das richtige Verhältnis zueinander finden. Das ist meine feste Überzeugung, und von ihr getröstet überließ ich mich, die hin und her schweifenden, bald in Paris, bald in Rom verweilenden Gedanken mit Gewalt zurückrufend, dem Schlummer.

Aber welchen Traum hatte ich! Man kennt die Vexierbilder, die, von der einen Seite betrachtet, reizend aussehen, von der andern ins Auge gefaßt, einen grauenhaften Eindruck machen. Solche Vexierbilder führte Morpheus mir vor, nur daß sie von selbst ineinander übergingen, daß ich meinen Standpunkt nicht erst zu verändern brauchte. Die Zahl der Bilder war eine unendliche, sie zogen in jäher Aufeinanderfolge vorüber, wie die

Wolkengebilde am Himmel, wenn der Sturm sie jagt, und eins löschte das andere aus, nur das letzte blieb mir, denn mit ihm erwachte ich. Ich sah zwei Brüder; beide gleich edel und gleich stark, in jedem Zug einander ähnlich, mit jedem Pulsschlag nacheinander verlangend. Ein feindseliger Dämon hatte sie in unvordenklichen Zeiten getrennt, sie verschlossen einer vor dem andern argwöhnisch die Tür und riegelten sich ein. Dadurch wurden sie aber auch die Beute jedes Diebes und jedes Räubers, der in der Nachbarschaft sein Wesen trieb, ja ihre eigenen Knechte fingen zuletzt an, sich gegen sie zu empören, und versuchten ihnen das Haus über dem Kopf anzuzünden. Bisher hatten sie einander, verblendet wie sie waren, das meiste Unglück, was ihnen widerfuhr, gegenseitig auf die Rechnung gesetzt; jetzt war kein Irrtum über die eigentlichen Urheber mehr möglich, sie traten beschämt ins Freie hinaus, faßten einander unter Gottes blauem Himmel ins Auge und öffneten, tief gerührt und Tränen im Blick, ihre Arme, um sich an die Brust zu schließen. Die räuberischen und diebischen Feinde, die lauernd um sie herum schlichen, erblaßten und gaben die Hoffnung auf, auch noch in Zukunft auf ihre Kosten schwelgen zu können, die rebellischen Knechte, deren auf den höchsten Grad gestiegene Frechheit wider ihr Erwarten diesen großen Moment der Versöhnung und der Vereinigung herbeigeführt hatte, verfluchten sich selbst und fingen aus freien Stücken den angelegten Brand wieder zu löschen an, mein Herz jauchzte. Schon taten sie sich rasch von beiden Seiten den ersten Schritt entgegen, es bedurfte nur noch eines zweiten, und alles war vollbracht. Da verzerrte sich auf einmal das Bild. Noch standen sie mit ausgebreiteten Armen da, aber sie hatten einander den Rücken zugewendet und schienen es, dem alten Fluch wieder verfallen, nicht einmal zu wissen. „Bruder, wo bist du?" riefen sie aus, „Bruder, du hast mich verhöhnt?" setzten sie nach einer langen Pause ergrimmend hinzu, „Bruder, mein Schwert ist scharf!" schrien sie dann zornig und jetzt — ich weiß nicht, ob sie das Schwert aus der Scheide rissen, ich weiß nicht, ob sie sich, nun es den Brudermörderkampf galt, wieder umdrehten und aufeinander losschlugen, oder ob sie in die Luft hinein hieben, wie sie ihre Arme zuletzt gegen die Luft ausgestreckt hatten. Aber ich sah die Feinde jubelnd in die Hände klatschen und die Knechte den Wassereimer wieder beiseite stellen, und ich hörte ein Gelächter, das aus der Hölle zu kommen schien.

Aus Wien und Österreich.*)

I.

Gern entspreche ich Ihrer Aufforderung Ihnen für den „Orion“ Schilderungen aus der großen Metropole des Kaiserstaates zu liefern, nur müssen Sie sich nicht wundern, wenn sie etwas kaleidoskopartig ausfallen. Hier hängt das Disparateste oft eng zusammen und es ist ganz unmöglich die Elemente auseinander zu halten, wenn man nicht gegen das eine oder das andere ungerecht und nebenbei auch unverständlich werden will. So ist z. B. die altösterreichische Politik der Schlüssel zur altösterreichischen Kunst, und wer es Deutschland begreiflich machen soll, daß Saphir und Bäuerle in Wien eine Rolle spielen konnten, wie Goethe und Schiller in Weimar, der muß zuvor die Mysterien Metternichs und seiner Staatskanzlei lösen. Aber auch bei Metternich muß er nicht stehen bleiben, sondern auf den Kaiser Franz zurückgehen, denn Metternich ist keineswegs allein oder auch nur vorzugsweise aus sich selbst zu erklären und wer das unternimmt, der wird auf die unbegreiflichsten Widersprüche stoßen. Wie die Welt nach der Anschauung der Inder auf einer ungeheuren Schildkröte, so ruhte das alte Österreich, das Joseph der Zweite, der „Schätzer aller Menschen“ vergebens umzugießen suchte, auf den Schultern des Kaisers Franz. Wäre dieser Monarch nicht der Zeitgenosse Napoleons gewesen, so würde er in der österreichischen Regentenhalle einen sehr hervorragenden Platz erhalten haben, wenn auch nicht neben dem ritterlichen Max, so doch neben dem unheimlichen Ferdinand dem Zweiten. Dann hätte er auch nicht nötig gehabt eine Maske zu tragen und bei dem unbändigsten Ehrgeiz und der schrankenlosesten Herrschsucht die Patriarchenrolle zu spielen. Jetzt mußte er sich auf die schwersten aller Künste legen und sich sein Leben lang bis zur gänzlichen Verleugnung seiner autokratischen Gelüste verstellen. Es gelang ihm meisterhaft, im nördlichen Deutschland hielt man ihn bis auf die neueste Zeit für einen bloßen „Siegellackfabrikanten“ und in den Drehorgelliedern figurierte er, gewiß zu seiner eigenen, höchsten Ergötzung als Faselhans; in Österreich selbst aber, die aristokratischen Kreise ersten Ranges etwa ausgenommen, die gute Gründe hatten das Geheimnis nicht zu verraten, war man auch bei der derbsten Ohrfeige überzeugt, der Kaiser habe bloß den Handschuh hergeliehen, und dem Staats-

*) Orion. Herausgegeben von Adolf Strodtmann. Hamburg. 1863.

kanzler gehöre die schwertreffende, wuchtige Hand. Man wußte zwar in Wien, daß sich in seinem Arbeitskabinett die Modelle sämtlicher Kerker aufgestellt fanden, in welchen politische Gefangene saßen und daß er den Bewohner jeder Zelle kannte und persönlich aufs genaueste überwachte. Aber das vergaß man wieder über die Gemütlichkeit, womit er dem Bettler, der ohne Gefolge zur Gruft bestattet wurde, das letzte Geleite gab, oder womit er in einem weniger bekannten Fall, als das neu erbaute prachtvolle Burgtor eröffnet werden und er zuerst hindurchschreiten sollte, links und rechts ein paar Kinder und alte Weiber packte und sie in affektiertem Fiakerdeutsch mit den Worten: „Warum denn gerade ich allein“ zum Mitgehen einlud. Einen solchen Herrn hatte Metternich. Wenn im Burgtheater ein Stück zur Aufführung kam, in dem dem Kaiser, trotz der Sichtung durch eine dreifache Zensur, irgend etwas Anstoß gab, so war er der erste, der klatschte und seinen Beifall auf alle erdenkliche Weise äußerte; auch am Schluß beim Heimgang über den Korridor sprach er laut seine Freude darüber aus, daß man doch endlich einmal wieder ein gutes kräftiges Drama gesehen habe, fügte aber gleich die Besorgnis hinzu, daß der Staatskanzler es noch unterdrücken möge. Am nächsten Morgen wurde dieser dann vor das Angesicht des gestrengen Gebieters beschieden und kurz gefragt, ob er seines Postens vielleicht überdrüssig sei. Was blieb ihm übrig? Er mußte den Teufel im Polichinell-Kasten agieren, den armen Teufel, der nicht eine einzige selbständige Bewegung macht und der doch, wenigstens in den Augen seines Publikums, für jede Bosheit aufkommen muß, die der unsichtbare Direktor durch ihn begeht. Das war gar nicht seine Wahl, in seiner knochenlosen Molluskennatur wäre er gern, wie Lessing, nur aus anderen Gründen, mit allen zweiunddreißig Winden gut Freund geblieben und hätte mit Vergnügen auch mit dem Liberalismus geliebäugelt, aber Franz kannte das Geheimnis des Absolutismus, er wußte, daß ein Stein des stolzen Gebäudes den andern trägt und daß auch der letzte nicht überflüssig ist und er duldete nicht das kleinste Zugeständnis, nicht einmal das ungefährliche, was in der Koketterie liegt. Als der Volksdichter Castelli seinen Schutz anrief, weil Napoleon ihn im Jahre 1809 wegen eines franzosenfeindlichen patriotischen Gedichtes verfolgte, antwortete der Kaiser: „Wer hats ihm befohlen, das Lied zu machen?“ und wandte ihm finster den Rücken, selbst *für* ihn sollte sich niemand erheben, bevor er kommandiert hatte. Als von Errichtung einer Akademie die Rede war, einer Akademie, die sich von vornherein beschied, Philosophie und Geschichte auszuschließen, sagte er: „Ich brauche bloß Beamte, und keine Gelehrte!“ und warf den

Plan barsch beiseite. In der anderen Beziehung aber ließ er, ebenso vertraut mit den Mitteln, wodurch der Absolutismus sich erhält, wie mit dem Prinzip, worauf er beruht, seinem Kanzler freien Spielraum, und hatte, weit von törichter Eifersucht entfernt, nicht das Geringste dagegen, daß er nach unten ganz so tyrannisierte, wie er selbst von oben herab tyrannisiert wurde, denn er wußte sehr wohl, daß der Mensch noch eher die Feuerkohle in der Hand behalten kann, als den ihm applizierten Fußtritt im Rücken, ohne ihn weiter zu spedieren. Auch nahm er das verhängnisvolle, mitten unter dem Kanonendonner einer mörderischen Schlacht ausgestellte Blatt, das Metternich zum unverantwortlichen Herrn des Staatsschatzes machte, nie zurück und dieser, von Haus aus in sittlichen Dingen nicht besonders empfindlich und auf tragische Kämpfe nicht eingerichtet, fand in dem Quos ego der zweiten Stimme, die ganz Europa für die erste nahm und in der Anhäufung von Reichtümern eine hinreichende Entschädigung für den geheimen Zwang im Kabinette. Das unausbleibliche Produkt solcher Verhältnisse war natürlich die Frivolität; der Sklave, der seine Ketten nicht zu brechen vermag, scheuert sie blank, schüttelt sie und erklärt ihren Klang für Musik. Metternich selbst nahm, nach den Worten des Dichters zu dem großen Gewinn auch noch den kleinen; er ließ sich in Rußland Goldminen schenken und bezahlte für den Johannisberg nicht einmal die Steuern, ja seine Frau war der Schrecken aller Wiener Läden, denn sie kaufte viel und berichtigte nie eine Note. Ein so hohes Beispiel fand Nachahmung und wenn die Bestechlichkeit der österreichischen Beamten sprichwörtlich wurde, so war der Grund nicht weit zu suchen. Demgemäß mußten sich auch Kunst und Literatur gestalten. Wo die großen geistigen Mächte der Welt nicht durchdringen und sich zur Geltung bringen können, da verfallen sie der Parodie und der Satire und ein giftiges Gewürm kriecht aus allen Ecken und Winkeln hervor, das sie offen negiert und sich im Sonnenschein auseinander ringelt, als ob es allein zur Existenz berechtigt wäre. Hier ist die Wurzel der Bäuerle und Saphire und ihrer unbestreitbaren dezennienlangen Alleinherrschaft in Österreich zu suchen, nicht aber in einem sogenannten „Phäakentum“, mit dem man das reichbegabte, in seiner Entwickelungsfähigkeit ganz unberechenbare edle Volk so oft abfertigte, und beseitigen zn können glaubte. Es ist jetzt anders geworden, bedeutend anders und das zeigt sich auch darin, daß Bäuerles Memoiren kein Interesse mehr einflößen und daß Saphires „wilde Rosen“, ehemals eine beliebte Weihnachtsgabe, vertrocknet sind. Doch davon das nächste Mal; dem Licht mag einstweilen der Schatten vorangehen.

II.

Der Held des Tages ist hier jetzt **Richard Wagner**, der in Konzerten, die er selbst dirigiert, Fragmente aus seinen unvollendeten Opern zum besten gibt. Jedoch hat er sich keineswegs eines ungeteilten oder auch nur großen Beifalls zu erfreuen, so lärmend es auch im Theater an der Wien, wo das Experiment stattfindet, hergeht und so oft er auch gerufen wird. Seine Anhänger, meistens persönliche Schüler, sagen über den „Walkürenritt“, es sei eine Musik von Blut und Eisen, die Händel und Gluck, Mozart und Beethoven weit hinter sich lasse. Seine Gegner behaupten, er habe die Trompeten von Jericho wieder entdeckt und es sei nur zu beklagen, daß er nicht etwas früher in Wien eingetroffen sei; dann hätte der Magistrat viel Geld sparen können, denn die Basteien wären gewiß von selbst zusammengestürzt. Das unbefangene Publikum, dem in musikalischen Dingen ohne Zweifel die erste Stimme in Deutschland zusteht, urteilt weniger exzentrisch. Es verkennt nicht, daß der Walkürenritt ein höchst charakteristisches Musikstück ist, welchem der Eindruck nirgends fehlen kann, es übersieht aber auch nicht, daß die materiellen Mittel darin auf eine Weise verwertet sind, die noch weit über Spontini hinausgeht. Ich selbst wage nicht zu entscheiden, ob die Musik mehr die Seele ergreift oder das Rückenmark schüttelt. Dem Auge wird die Oper, der dieser Walkürenritt angehört, Erstaunliches bieten, viel mehr, als irgend eine von Meyerbeer, was einigermaßen befremdet, da Wagner es dem Verfasser des „Propheten“ so bitter vorwarf, daß er nicht einmal die Effekte von Schlittschuhbahnen und Sonnenaufgängen verschmähe. Aber was sind Schlittschuhbahnen und Sonnenaufgänge gegen die theatralischen Effekte, welche das Programm des Wagnerschen Musikstücks in Aussicht stellt! Immerhin ist der Walkürenritt eine vortreffliche Ouvertüre zum Wiener Karneval. Das pfeift, zischt, klingelt, rauscht, stürmt, als ob der Moment gekommen wäre, wo auch die Steine Ton und Stimme erhalten sollen, und man wundert sich nur noch, daß man beim letzten Taktstrich nicht samt dem Komponisten und dem ganzen Theater in die Luft fliegt.

Das Burgtheater trat viel leiser auf. Es brachte zwei Stücke von einheimischen Dichtern, die alle beide nach wenigen Wiederholungen schon wieder verschwunden sind, und nicht, weil sie für das große Publikum ägyptische Hieroglyphen waren, sondern weil man sie gar so leicht und gehaltlos fand. Ich spreche von **Mosenthals** „Deutschen Komödianten“ und von **Nissels** „Perseus

von Mazedonien". „Die deutschen Komödianten" lassen sich in den ersten beiden Akten an, als ob ein guter Iffland zu erwarten wäre; ein Vater Pastor, der im Thespiskarren den Munitionswagen des Teufels erblickt, und ein Sohn, der für die deutsche Kunst schwärmt und arbeitet, statt Theologie zu studieren, geben dazu die besten Aussichten. Auch kommt es in der Tat zu einigen wirksamen Szenen, denen freilich das innere Leben fehlt, weil dieses nur aus berechtigten Gegensätzen, nicht aus Grillen und Mißverständnissen entspringt, die aber in nichts gegen Iffland zurückstehen, bei dem dies auch der Fall ist. Allein der Dichter verläßt die Heerstraße, den breiten, geraden Weg, auf dem es zwar keine Abenteuer, aber auch keine Gefahren gibt, er verirrt sich und gerät in den Zauberhain hinein, wo die Geweihten doppelt sehen, die andern aber blind werden und Titania mit Mutter Baubo verwechseln. Daraus resultiert denn eine Romantik, in der die Zerfahrenheit der Phantasie, der unvermittelte Sprung den Genieblitz vorstellen soll; zweimal zwei sind plötzlich nicht mehr vier, und doch befindet man sich noch immer in der Welt des Einmaleins. Man hat in den letzten drei Akten einen Eindruck, als ob das Intelligenzblatt mit seinem Mischmasch von traurigen und fröhlichen Notizen abgelesen würde, so unmotiviert und zusammenhangslos sind sie. Um nur einen Zug anzuführen, so wird der Held, der Pastorssohn, in den Kerker geworfen, weil er einen ehemaligen Universitäts-Kommilitonen und Mitschwärmer, jetzigen Hofkavalier, beleidigt hat, entdeckt dort ein Exemplar des Shakespeare und vertieft sich so sehr in diesen, daß er, als endlich die Erlösungsstunde für ihn schlägt, halb verrückt heraus kommt und seinem gebeugten Vater, dem er die Befreiung verdankt, den Hamlet und Lear vordeklamiert, statt ihm einfach um den Hals zu fallen. — Der „Perseus von Mazedonien" ist viel besser gebaut, aber der Verfasser gleicht einem Mann, der einen ganz vortrefflichen Riß zu einem Palast gezeichnet hat, dem es jedoch an den Mitteln fehlt, das stolze Gebäude vom Papier abzulösen und in solider Wirklichkeit hinzustellen. Es ist ein echt dramatischer Gedanke, eine der vielen edlen Volks-Individualitäten, die der römischen Politik zum Opfer fielen, in ihrem Todeskampf mit der tückischen Wölfin vorzuführen, und Nissel hat diesen Gedanken — dies Zeugnis darf man ihm nicht versagen — in seiner vollen Gliederung begriffen. Allein in der Kunst ist noch nichts damit getan, daß man nirgends mit dem Gesetz des zureichenden Grundes in Widerspruch gerät und die Männer nicht in Weiberkleider steckt, den Weibern keine Helme aufstülpt. Und Nissel erinnert fast in jedem Vers an die Gebrüder Collin, die das von Iffland und Kotzebue beherrschte

deutsche Theater auch einmal durch römische Tragödien verbessern wollten und an ihrer Steifheit und Trockenheit scheiterten. So sind denn „Die deutschen Komödianten" immer noch vorzuziehen, denn die Fülle des Details, an der es ihnen keineswegs überall mangelt, kann für einen fehlerhaften Plan entschädigen, nie aber der regelrechteste Plan für den Abgang des Details. Demgemäß hat auch das Publikum entschieden. Mosenthal erlebte zehn Vorstellungen, Nissel kaum fünf.

Mehr Aufsehen aber noch, als Richard Wagner und die Novitäten des Burgtheaters, erregt hier das erste Heft einer Geschichte Mährens von Pluskal, in Olmütz bei dem deutschen Buchhändler Hölzel erschienen. Daraus erfährt man, daß die deutsche Nation von allen europäischen die rohste und dümmste nicht bloß war, sondern auch bis auf den gegenwärtigen Tag geblieben ist, was den Verfasser um so mehr Wunder nimmt, da sie doch, wenigstens in Österreich, Gelegenheit hatte, sich an den Slaven, Magyaren und Kroaten zu entwickeln. Wir sind nun sehr gespannt, aus der Fortsetzung des Werks zu entnehmen, woher es denn rührt, daß dieses rohste und dümmste aller Völker, das nichts als seine nackten Arme hatte, während seine hochbegabten Nachbarn sich schon aller Segnungen der Kunst und der Wissenschaft erfreuten, dennoch imstande war, sie zu unterwerfen und bis heute in der fatalen Botmäßigkeit zu erhalten.

III.

— Februar, 1863.

Es ist ein für Österreich wichtiger Tag, an dem ich Ihnen schreibe; wir haben die zweite Jubelfeier der Februar-Verfassung hinter uns. Ein Prolog, gesprochen oder vielmehr aufgeführt auf dem Theater am Kärnthner Tor, stellte uns die Zukunft Austrias plastisch vor Augen; stolz und ungebeugt, wie auf einer Tausend-Gulden-Banknote, die erst eben aus der Presse kommt, stand sie da, und alle Völkerstämme nahten sich, um ihr in reuiger Demut zu huldigen. Ungarn und Böhmen hatten ihre alten Rechte vergessen, die sie im kaum geschlossenen Reichstag zu Wien und auf dem längst aufgelösten Landtag zu Pest doch noch so tapfer und zäh verteidigten; Galizien wußte nichts von der polnischen Revolution, und Venedig lächelte über die Einheits-Bestrebungen des Mutterlandes Italien. Alles war in arkadischer Eintracht um die Büste des Kaisers versammelt, um sie in Gemeinschaft zu bekränzen, und das nahm sich bei bengalischer Flamme zauberhaft schön aus. Wenn der Poet nach dem alten

tieffsinnigen Wort ein Prophet ist, so muß man freilich den Hofdichter ausnehmen, aber dennoch glaube ich, daß die einstweilen noch äußerst luftige Vision des unsrigen sich dereinst noch historisch verleiblichen kann, vorausgesetzt, daß die Austria sich nach der deutschen Seite ebenso opferwillig erweist, als nach der andern opfergierig und opferbedürftig.

Zwar ist noch unendlich viel zu tun übrig. Ich will die größte aller Fragen, die deutsche, gar nicht weiter berühren, obgleich es von ihrer Lösung allein abhängt, ob das neue Gebäude den rechten Eckstein erhalten und sich für alle Zukunft behaupten soll oder nicht. Aber auch im Innern sieht es noch bunt aus. In Ungarn Zustände, wie sie zur Zeit des Krieges kaum ärger waren; völlige Unsicherheit des Lebens und des Eigentums, und noch immer hält man der versöhnlich ausgestreckten Hand der Regierung die geballte Faust entgegen, anstatt sie endlich auf Bedingungen zu ergreifen. Und in Böhmen jammern die Tschechen in ihrem Hauptorgan, daß den erlauchten Helden, der Fortschritt und Freiheit bringen und alle Ketten zerbrechen wollte, bei Aspromonte eine reaktionäre Kugel am Weitermarschieren verhindert hat, was denn, da Garibaldis Pläne und Absichten bekannt genug sind, auch nicht eben viel Patriotismus verrät. Aber das ist wie das letzte Eis zu betrachten; es wird schon schmelzen, wenn es nur wirklich Frühling wird. Darauf kommt es nun allerdings an, denn wenn jeder Konflikt zwischen dem Gouvernement und den Kammern zu einem neuen Wahlgesetz führt und der Regent noch obendrein erklärt, daß er die Verfassung zwar beschworen, sich aber das Auslegungsrecht vorbehalten habe, so ist ein Absolutismus ohne die konstitutionelle spanische Wand dem verkappten vorzuziehen, weil er dann doch die Verantwortlichkeit für seine Schritte allein zu tragen hat. In Österreich fürchtet man nicht mehr, solche Erfahrungen zu machen; die Regierung weiß, was dabei herauskommt.

Ich will Sie mit den Greueln, welche jeder Tag in Ungarn bringt, verschonen und nur einfach bemerken, daß Spieß und Cramer, deren Phantasie in dieser Region doch stark war, hier vor der Wirklichkeit beschämt erröten müßten. Schwangere Weiber werden bei lebendigem Leibe von entmenschten Bösewichtern aufgeschnitten, um das Kind herauszunehmen und sich aus Aberglauben in dessen Blut zu waschen; Mädchen, mit denen man noch eben getanzt und gezecht hat, auf die empörendste Weise zu Tode gemartert, weil die Diebe, die sich untereinander bestohlen haben, auf diese die Schuld wälzen. Nur eines Falls will ich etwas ausführlicher gedenken, weil der Verbrecher ein Schwager Ludwig Kossuths ist und dieser noblen Verwandtschaft halber wohl einen besonderen Pranger verdient. Herr Nikolaus von

Ruttkay, der im Jahre 1849 eine sehr hervorragende Rolle spielte, geriet durch seine unordentliche Wirtschaft in Geldverlegenheit und verband sich mit zwei notorischen Räubern zu einem Angriff auf die Post. Er richtete die Sache aber klug ein, so daß er des Löwenteils am Gewinn sicher war und doch nicht persönlich Hand anzulegen brauchte. Diesem Umstand, der seiner Verschmitztheit mehr Ehre macht, als seiner Ritterlichkeit und seinem heißen Magyarenblut, hat er's allein zu verdanken, daß er dem Standrecht nicht verfiel. Seine armen Genossen mußten mit dem Leben büßen. — Ergötzlich und ohne Beispiel vielleicht ist das Abenteuer, das dem ehemaligen Polizeidirektor von Wien, der in Ungarn begütert ist, widerfuhr. Er begibt sich zu einem seiner nächsten Nachbarn, um bei ihm zu dinieren. Fast angesichts des Herrschaftshauses wird er überfallen. — „Die Uhr her oder das Leben!" Er zieht die Uhr hervor, sie ist von Silber, denn er hat seine eigene zufällig einige Tage früher zur Reparatur gegeben und trägt die des Uhrmachers. Der Räuber betrachtet sie und wirft sie ihm dann vor die Füße. „Schämst du, Lump, dich nicht, eine solche Rübe zu zeigen? Schau meine an, die ist von Gold. Pfui Teufel, bei dir hätte ich eine standesgemäße mit Brillanten vermutet." Es kommen Leute daher, der Kerl entspringt, und der Hofrat ist gerettet.

In Böhmen ist der Rechtszustand im allgemeinen nicht gestört, aber die antideutschen Demonstrationen dauern noch immer fort. Man hat in Prag jetzt das „Interims-Theater" zum Schauplatz dafür gewählt. In einem Konzert wurde ein deutsches Lied gesungen; Zischen und Pfeifen war der Lohn des sonst beliebten Sängers, ja das Programm, das noch mehr deutsche Piecen enthielt, mußte rasch verändert werden, und eine Zeitung beeilte sich, diesen Akt, den man überall als einen brutalen bezeichnet haben würde, als eine wohlberechtigte Regung des Nationalgefühls zu preisen. Vorfälle dieser Art sind an der Tagesordnung, aber mögen sie immerhin! Es schadet Beethoven, Mozart und Gluck nicht im mindesten, wenn sie in Prag, und doch auch nur in einem sehr kleinen Kreise dieser sehr großen Stadt, auf eine Weile den Nationalgenien Tommaschek, Wranitzky und Wenzel Müller weichen müssen, und deutsche Sänger können ja auswandern. Ebenso ungefährlich sind die Heldentaten, durch die der Tschechismus in Königgrätz sich unsterblich zu machen sucht. Dort werden zur Nachtzeit die deutschen Straßennamen übertüncht, ja sogar die an öffentlichen Orten angehefteten Kundgebungen, die mit der Unterschrift des Kaisers versehen sind, bübisch beschmutzt und verschimpfiert. Die Regierung begnügt sich sehr weise damit, den Unflat wieder abwaschen zu lassen, statt Majestätsbeleidigungs-

prozesse anzustellen und Pöbelexzesse mit der Glorie des Märtyrertums zu bekleiden. Darin ist sie sonst leider noch sehr empfindlich und schadet dadurch natürlich nur sich selbst. Jedenfalls sind diese Feinde des Deutschtums, die übrigens in dem früher erlittenen schweren Druck auch manche Entschuldigung für ihr Gebaren finden, viel weniger schädlich, als die falschen Freunde. Ich will Sie bei dieser Gelegenheit doch davon unterrichten, daß der Professor Wildauer, der beim Frankfurter Schützenfest das „große" Wort sprach, wofür er Orden, Dankadressen und alle erdenklichen Auszeichnungen erhielt, in Innsbruck bei der Landtagswahl total durchgefallen ist, weil die ultramontane Partei, die Eiferer gegen die Glaubensfreiheit und das Protestantengesetz, ihn als den ihrigen reklamierten.

So sieht es in der Monarchie aus. Noch immer hegen die Separatisten die stille Hoffnung, die Verfassung zu sprengen und das alte antediluvianische Ungeheuer wieder herzustellen, das nicht gehen noch schwimmen oder fliegen konnte und selbst nicht wußte, wo ihm der Kopf saß. Aber die Thronrede des Kaisers beim Schluß des Reichsrats, die sie ganz anders erwartet hatten, und der Widerhall, den sie in Europa fand, hat sie gewaltig eingeschüchtert. Sie waren es früher gewohnt, daß die Regierung auf ihren Landtagen mit ihnen verfuhr, wie der Jäger in der Fabel mit dem Alligator. Er schoß ihm so lange Vögel, bis die Munition verbraucht war; dann fraß die Bestie ihn selbst. Das möchten sie nun gern wieder sehen, aber man weiß Pulver und Blei jetzt besser zu verwenden, und sie erfahren mit Schrecken, daß sie es nicht mit einem Ministerium, mit einer zufällig so oder so beschaffenen Persönlichkeit zu tun haben, sondern mit einem Prinzip, für das der Monarch selbst eintritt. Von außen ist nichts zu hoffen. Der Kaiser Napoleon ist hinreichend beschäftigt; er stand von jeher auf dem Schwindel erregenden Punkt, wo der Mensch keinen Fehler begehen und kein Unglück erleiden darf, und es hat ganz den Anschein, als ob der Fehler bereits begangen wäre. Woher soll also der Sturm kommen? Da bleibt nichts übrig, als den Frieden endlich zu schließen, den die große Masse, die nicht in der „Geschichte", sondern in ihrem Hause lebt, überall von Herzen verlangt. Die jetzigen Vorgänge in Polen werden bedeutend dazu beitragen, denn sie beweisen, daß die heilige Slava noch viel grimmiger in ihren Eingeweiden wütet, als die viel geschmähte Germania je getan hat, und daß Iwan Wassiljewitsch noch immer als Geist in Rußland umgeht. Es war in Prag bei gutem böhmischen Bier und unter einem goldnen und silbernen Regen russischer Orden so leicht gesagt, daß man der deutschen Freiheit die russische Knute vorziehen werde, und es

ließ sich in Pesth bei noch besserem ungarischen Wein ebenso leicht wiederholen. Aber man prallt entsetzt zurück, nun der Russe einmal wieder zeigt, daß er das Nationalinstrument mit noch größerer Virtuosität zu schwingen versteht, als der Tartar, der es erfunden und ihm zur Erinnerung hinterlassen hat.

Um jetzt noch zum Schluß von der großen Welt auf die kleine, von der Monarchie auf die Metropole zu kommen, so hat sich hier in der letzten Zeit die Literatur tüchtig geregt. Das „Österreichische Dichterbuch" von Emil Kuh hat der „Orion" schon besprochen; es hat in Wien nicht viel Beifall gefunden, aber die strengen Richter, die es so weit wegwarfen, haben wahrscheinlich nie in einem Schwab-Chamissoschen oder selbst Schiller-Goetheschen Musen-Almanach hineingeschaut. Das „Jahrbuch der Israeliten" bringt eine ganz ausgezeichnete Erzählung von Leopold Kompert, „Christian und Lea" betitelt, in der der Dichter seinen früheren Kreis weit überschreitet und in die Tiefen der sozialen Probleme hinabtaucht, ohne von der oft bewährten Sicherheit seines Blicks und der Sauberkeit seiner Hand das Geringste einzubüßen. Ludwig August Frankls „Helden- und Liederbuch" ist in zweiter Auflage erschienen; es muß jedem Freunde der Poesie, der lieber mit Männern, als mit Backfischen zu Tische sitzt, willkommen sein. Dagegen ist Pillersdorfs, des Märzministers Nachlaß, respektabel durch Charakter und Gesinnung, in überraschendem Grade unbedeutend, und dabei in einem so vorsichtigen Geheimratsstil abgefaßt, als ob man noch jenseits des Grabes avancieren könne. Professor Franz Pfeifer hat, als er mit einem Vortrag für die Akademie in Kindesnöten lag, den Dichter des Nibelungenliedes entdeckt; darauf komme ich noch zurück. Das Burgtheater hat uns im Fasching nach Mosenthals „Deutschen Komödianten" und Nissels „Perseus" noch eine „Eglantine" von unserem Lyriker Eduard Mautner gebracht. Dieses Stück gefällt ganz außerordentlich; ich muß die Tatsache verzeichnen, wenn ich mich auch ebensowenig wie andere Ästhetiker anheischig machen möchte, das Warum zur Evidenz zu bringen. Der Dichter wurde zwar nicht, wie Herr Nissel, am ersten Abend zwölfmal gerufen, aber dafür füllt er noch am zwölften Abend das Haus. Wenn doch, um es nebenbei einmal zu sagen, die wackeren Arbeiter im Parterre und auf der Galerie, die ihre Menschenfreundlichkeit bei solchen Gelegenheiten mit einem Eifer an den Tag legen, als ob Durchfallen und Ertrinken eins und dasselbe wäre, nur etwas Maß halten und den Zweck ihres Manövers durch Übertreibung nicht selbst zerstören wollten! Das Publikum klatscht nie, als ob es dafür bezahlt würde; es geht ja nicht

hinein, um sich durchs Schmieden vom Holzhacken zu erholen. Der so stürmisch begrüßte „Perseus" liegt, wo nach „Egmont" viele Tausende liegen, und die bedeutend stiller eingezogene „Eglantine" hält sich oben! Ein ganz unerhörtes Schauspiel lieferte das Carltheater. Der „Ritter" Braun von Braunthal, bekannt durch das eigentümliche Denkmal, das ihm der Freiherr von Hormayr hinsichtlich seines Zusammenhanges mit der Polizei in seinen „Anemonen" gesetzt hat, sowie durch die Ablehnung eines Duells, dessen der Graf Auersperg (Anastasius Grün), der berühmte Enkel so vieler in die österreichische Geschichte mit ihrem besten Blut eingezeichneten Türkenbesieger, ihn würdigte, tauchte plötzlich als Volksdramatiker wieder auf. Der Erfolg war so, daß das Machwerk kaum ausgespielt und nicht ein einziges Mal wiederholt werden konnte; ein in den Annalen dieser Bühne, wo das entschiedenste Fiasko immer nur ein Verkürzen und Zusammenziehen der Piece zur nächsten Folge hat, ganz einziges Faktum! Aber auch der letzte auf der Galerie hatte bei diesen „Rittern vom Gelde" das Gefühl, als ob die Zuckungen eines galvanisierten Frosches für Freudensprünge ausgegeben würden.

Ende gut, alles gut, und so werde denn auch noch mit wenigen Worten unseres „Heldenberges" gedacht, der in der letzten Zeit einmal wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie werden den „Heldenberg" nicht kennen, vielleicht gar bei dem Namen an unsere Alpenspitzen denken und ihn für einen Konkurrenten des Wazmann oder des Traunstein halten. Nichts weniger, er ist eine Begräbnisstätte. Nun werden Sie auf einen Hünenhügel oder doch einen wieder aufgefundenen römischen Kirchhof raten. Aber auch das trifft nicht zu, der Heldenberg ist ein ganz modernes, im bescheidensten Stil angelegtes Etablissement, das der Jude Pargfrider, ein ehemaliger Armeelieferant, auf einem seiner Güter errichtet und zum Pantheon unserer jüngsten Heroen geweiht hat. Es ruhen dort Radetzky und Wimpfen, — wie verlautet, infolge ganz eigentümlicher Verträge, die einigermaßen an die Kontrakte erinnern, welche zuweilen zwischen einem Anatomen und einem interessanten Subjekt abgeschlossen werden, und die in einem der verhängnisvollen Momente zustande gekommen sein sollen, welche zwischen einem großen Nachmitternachts-Verlust am Spieltisch und dem Abtragen der Ehrenschuld vorm Frühstück einzutreten pflegen. Jetzt hat der Gründer und Stifter dieser zweiten Ruhmeshalle Deutschlands sich den Beiden als dritter zugesellt; er ist jedoch in richtiger Erwägung des Unterschiedes, der zwischen einem Feldmarschall und seinem Lieferanten besteht, so wenig mit militärischen Ehren, als mit

religiösem Gepränge, wie die Vorgänger, eingezogen, sondern er hat sich, so zu sagen, unterm Deckmantel der Nacht, in eine Holzkiste gepackt und auf einen gemeinen Leiterwagen gesetzt, in aller Stille hineingeschlichen, vollkommen sicher, daß er, einmal darin, nicht wieder herausgeworfen werden kann, da der Heldenberg auf seinem eigenen Grund und Boden zusammengekarrt worden ist.

IV.

— April, 1863.

Unsere Zeit ist an Wunderlichkeiten reich, nirgends aber wohl reicher wie in Österreich. Zu dieser Bemerkung gibt mir diesmal Herr Leo Thun, Graf und ehemaliger Unterrichtsminister, durch sein jüngstes Auftreten Anlaß. Thun gehört zu der Partei, die durch das „Vaterland" repräsentiert wird, ein Vaterland, welches sich zur Freude aller Konstitutionellen ewig in Gefahr befindet und nur deshalb nicht untergeht, weil seine hoch-aristokratischen Gründer ihr Geld nicht zu zählen brauchen. Dies „Vaterland" hatte vor einiger Zeit einen höchst fatalen Prozeß wegen Majestätsbeleidigung. Der einzige unter allen mir bekannt gewordenen, der mit Grund eingeleitet wurde. Denn der Redakteur hatte sich beigehen lassen, den Konstitutions-Verleihungsakt des Kaisers mit dem Gebaren eines betrunkenen Kaziken zu vergleichen, der seine Wilden zwingt, so lange Parlament zu halten, bis er wieder nüchtern wird und den Katzenjammer spürt; und wo man die Bauern noch immer vor Gericht stellt, wegen Reden, die sie vergessen haben, sobald der Rausch ausgeschlafen ist, da konnte ein so frecher, wenn auch wohl verklausulierter und durch alle erdenklichen Bollwerke der Syntax gedeckter Angriff auf die Doppel-Majestät des Staatsoberhaupts und des Volks nicht füglich ignoriert werden und straflos bleiben. Herr Leo Thun nahm sich des Redakteurs mit einem solchen Eifer an, daß er in eigener Person für den Verteidiger sorgte, was auf einen Grad der Solidarität deutet, den man an einen vieljährigen Unterrichtsminister gewiß auffallend finden darf. Der Verteidiger, unser in den weitesten Kreisen rühmlichst bekannte und als Charakter und Talent gleich hoch geschätzte Glaser, fand aber für notwendig, seine glänzende Rede mit der scharfen Erklärung zu eröffnen, daß er die politische Richtung des „Vaterlandes" für eine unheilvolle und verderbliche halte, und daß er es absolut nur mit dem Verhältnis des inkriminierten Falls zum positiven Gesetz zu tun habe. Hier war ihm nun durch

die auf Schrauben gestellte Satzbildung des Artikels für seine Dialektik Spielraum genug dargeboten, aber die Richter gingen auf den Kern und verurteilten den Sancho Pansa des Mittelalters trotz seiner hohen Protektion. Jetzt ist Herr Leo Thun in eigener Person und ohne Visier, wie es einem Ritter geziemt, im offenen Felde erschienen, zwar nicht mit der Hellebarde oder der ehrwürdigen Luntenmuskete, sondern mit der Feder (denn wenn die Junker auch von der neuen Zeit und der modernen Welt nichts wissen wollen, so borgen sie ihr doch gern die Waffen ab und lassen sich allenfalls auch die höheren Prozente der Industriepapiere gefallen), aber im übrigen so heilig-katholisch und trutzig-feudal, daß seine Urahnen, wenn sie ihre Knochen wieder zusammenrafften und unmittelbar aus ihrem Erbbegräbnis auf den hellen Markt hinausträten, kaum einen größeren Schauer erwecken könnten. Seine Broschüre hat aber auch Schrecken genug erregt, namentlich in Böhmen unter den tschechischen Demokraten, die bisher auf ihn und seine Parteigenossen zählten und deshalb seiner Fahne folgten. Diese guten Leute hatten sich eingebildet, wenn das Reich des heiligen Wenzel nur erst wieder aufgerichtet sei, so werde die Pariser Augustnacht mit dem Ballhausjubel über die geopferten Privilegien und die zerrissenen Stammbäume von selbst kommen; die Familie Thun werde um Erlaubnis bitten, fortan den Namen „Meyer" führen zu dürfen, ein Clam-Gallas werde sich irgendwo um den Bürgermeisterposten bewerben, und ein Clary sich glücklich schätzen, als Badekommissär in Teplitz, — jetzt seine eigene Stadt, dann aber natürlich freiwillig abgetretenes Nationaleigentum, — bürgerliche Verwendung zu finden. Wie gehen ihnen die Augen über, nun sie das geheime Programm des und der teuren Verbündeten endlich Schwarz auf Weiß vor sich sehen und erfahren, aus welchen Gründen sie die Februarverfassung bekämpfen. So verblendet sind sie nicht, daß sie in der appetitlich aufgeputzten „beschränkten Monarchie" mit „frei beratenden, aber die Regierung freilich durch ihre Beschlüsse nicht bindenden Versammlungen," die ihnen der Herr Graf mit geschickter Hand darbietet, das alte Ungetüm, das Österreich und jedes seiner Kronländer an den Abgrund brachte, nicht wieder erkennen sollten, und nach diesem scheußlichen Sichelwagen, der alles Lebendige zerquetschte, ohne auch nur selbst das Blut auftrinken und sich in behaglicher Wollust daran wärmen zu können, gelüstet es sie keineswegs. Sie haben es noch nicht vergessen, was die Postulatlandtage mit ihrer ständischen Interessenvertretung bedeuteten, und sagen sich von dem Hermes Psychopompos, der diese Schatten über den Styx zurückbefördern möchte, entschieden los. Dabei zeigen sie

sich als sehr aufmerksame Leser und legen dem Herrn Grafen ganz verzweifelte Fragen vor. Der Schriftsteller Leo Thun nennt den Absolutismus „kurzsichtig“; sie möchten hören, warum er denn dem Unterrichtsminister „allwissend“ vorgekommen sei. Er redet ungemein bitter von der Bureaukratie; sie bitten um Aufklärung, ob die Bureaukraten sich bloß deshalb so außerordentlich verschlechtert haben, weil er nicht mehr an ihrer Spitze steht, denn keiner war ein ärgerer Bureaukrat, wie er, so lange er das Staatsruder mit führen half. Genug, in Böhmen ist der Bruch, den ich in meinem letzten Brief vorhersagte, bereits eingetreten, und auch in Ungarn wird er nicht mehr lange auf sich warten lassen. Überall sind es die Aristokraten, die unter dem Deckmantel der Nationalität für ihre Interessen sorgen, und der magyarische Bauer müßte dümmer sein, wie das Schwein, das er hütet, wenn auch er das nicht endlich merken sollte. Es merkt es aber recht gut. Anders steht es allerdings in Italien und vielleicht auch in Polen; man mag von der italienischen oder gar der polnischen Einheit und Einigkeit denken, wie man will: der Bewegung und Erhebung liegt kein schmutziges Manöver zugrunde!

Zu Anfang dieses Jahres wurde hier in der Metropole ein Monument enthüllt; das erste, das keinem Kaiser und keinem Erzherzog, sondern einem Manne der Wissenschaft, errichtet worden war, nämlich dem Erfinder des Schraubendampfers, Ressel. Hierin liegt ein Fortschritt, den man anderwärts wahrscheinlich gar nicht zu würdigen weiß; es ist zwar einstweilen nur noch ein Mechaniker, ein Talent, das für den Nutzen arbeitet, und mutmaßlich wird man noch eine lange Skala durchlaufen müssen, bevor man an den Genius kommt, der kein Bedürfnis befriedigt, als das höchste, aber die Kluft zwischen dem erlauchten Blut und dem gemeinen ist doch übersprungen und der Gleichheit ein neues Gebiet erobert. Allein wenn die Resselstatue auch einen Sieg der Zukunft verkündigt, so erzählt sie doch zugleich eine schreckliche Geschichte aus der Vergangenheit, eine Geschichte, die ganz allein hinreicht, den Herrn Leo Thun mit seiner Broschüre und seiner Partei in die Luft zu schnellen. Welche Drangsale hat der Mann erfahren, bloß weil er in einem Staate geboren wurde, der in einem absoluten Bevormundungssystem sein Heil erblickte! Als Engländer oder Franzose wäre das glänzendste Los ihm schon in der Wiege verbürgt gewesen; jetzt beuteten Engländer und Franzosen seine Gedanken aus und wurden Millionäre, während er bis an seinen Tod zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben hatte, und wie um den Genuß, so fast auch um die Ehre und den Ruhm seiner Entdeckungen kam. Und bei

alledem hatte er noch Glück, er gelangte schon in früher Jugend, freilich nur durch die Vermittlung eines Kammerdieners, an die Person des Kaisers und wurde von ihm, sowohl als mikroskopischer Zeichner und Darsteller der Schlacht von Leipzig, wie als Kalligraph, nur nicht als genialer Erfinder, denn das Genie war seit dem Sturz Napoleons verpönt, freigebig unterstützt! Er erhielt auch in sehr frühen Jahren schon eine Anstellung, die für den Anfang gut genug war. Aber als „Projektmacher" durfte er sich bei Hof nicht einführen, wenn er nicht bei der Natur des alten nüchternen Franz das Irrenhaus oder die Festung riskieren wollte. So war er denn auf sich selbst angewiesen, und viele Jahre vergingen, bis er einen Kaufmann fand, der die mäßigen Kosten an den Bau des ersten Schraubendampfers wagte. Die Maschine mußte aber auf Befehl des Hofkanzlers, dessen man in der Angelegenheit bedurfte, in einer „landesbefugten" Fabrik des Inlandes, die nichts Ordentliches zu liefern vermochte, bestellt werden, „um die Industrie zu heben". Endlich kam es zum Versuch. Er gelang, was die Schrauben betraf, vollkommen, aber an der Maschine zerbrach eine Kleinigkeit. Der Schaden ließ sich in wenigen Stunden reparieren, doch die Polizei erklärte die Sache jetzt für „lebensgefährlich", und das Schiff mußte im Hafen verfaulen und verrosten. Dabei Klagen von allen Seiten über Privilegiumsbeeinträchtigungen usw. Mittlerweile flogen Ressels Zeichnungen über den Kanal und wurden in England praktisch; nur mit Mühe war für den deutschen Namen noch die Priorität des Gedankens zu retten! Alles Folgen des Absolutismus, oder, um den schöneren Namen zu brauchen, des Patriarchalismus! Nein, Herr Graf, wir möchten unseren Märtyrerkalender endlich einmal geschlossen sehen. Wir möchten das um so eher, als die zahllosen Opfer des früheren Systems niemand zustatten kamen, denn der Kaiser Franz meinte es ohne Zweifel gut, und wir glauben an das „Amorem meum populis meis" auf seinem Denkmal.

Erlauben Sie mir zum Schluß, noch ein kleines chronikalisches Raritätenkabinett anzulegen, welches ich von Zeit zu Zeit ergänzen zu dürfen bitte. Nicht in Rußland allein erreichen die Leute ein hohes Alter: hier starb kürzlich ein Soldat, der die Schlacht bei Belgrad noch mitgemacht hatte und 104 Jahre zählte. Ich selbst habe einen Unteroffizier gekannt, der bis auf weniges ebenso alt war und sich in seinem hundertsten Jahre den lange sorgfältig gepflegten ungeheuren Bart abschor, um drei Monate lang bei einer neckischen Wirtin so viel trinken zu dürfen, als ihm beliebte; es kostete ihm einen schweren Kampf, aber er hoffte, die Haare würden schon wieder wachsen. — Zu einem ungrischen

Pfarrer kommt spät abends ein Fremder, bittet um Nachtquartier und gibt ihm eine Summe Geldes zum Aufheben. Das Geld verblendet den Pfarrer, er schleicht sich in den Stall und schneidet seinem Gast mit einem Rasiermesser im Finstern die Kehle ab. Am Morgen erscheint dieser aber wohlgemut vor seinem Bette und fordert das Anvertraute; er hat sich geirrt und seinen eigenen Knecht getötet. — Bei uns wird jetzt streng ökonomisiert; bei den Gerichtshöfen wird längst kein Papier mehr für die Vertreter der Parteien hergegeben, und jetzt hält man auch die Federn zurück. Ein berühmter Advokat soll unterzeichnen und hat kein Instrument; ohne eine Miene zu verziehen, bedient er sich eines Schwefelfadens.. — Hier ist der glorwürdige Tag, an dem die Kanonisierung zweier Franziskaner, die geborene Japanesen waren, in Wien zum erstenmal mit allem Pomp gefeiert wird; hoffentlich fällt das seltene Fest besser aus, als die große Praterfahrt, die schändlich verregnete, denn es will doch etwas heißen, dem Dalai-Lama ein paar Seelen aus dem Rachen gerissen zu haben.

V.

— Juni, 1863.

Auch Wien hat jetzt sein Revolutiönchen, und daran sind die Türken schuld. Nicht aber die lebenden, die freundlichen, zivilisierten Leute, die nur noch hin und wieder in verzeihlichen Rückfällen zur Gemütsergötzung ein Dutzend Christen und Juden niedermetzeln, sondern, die toten, die fanatischen Scharen Mahmuds, Solimans und Mustaphas, die den Stefansturm so unendlich gern mit dem Halbmond für immer geziert hätten, und die es sich, als sie unverrichteter Sache nach schweren Verlusten von der heldenmütig verteidigten Kaiserstadt wieder abzogen, gefallen lassen mußten, daß die Bäcker dem beliebtesten Kaffeebrot, Kipfel genannt, fortan zum ewigen Hohn die Halbmondgestalt gaben. Von diesen grimmigen Widersachern der Christenheit haben nämlich viele Tausende ihre Gebeine hier zurückgelassen, und diesen Gebeinen hat man seit anderthalb Jahrhunderten, wahrscheinlich ganz naiverweise und ohne spezielle Malice, die Reste der sämtlichen Mastochsen, Schweine und Kälber beigesellt, die von der Bevölkerung verzehrt wurden. Da der Wiener sich nie durch übertriebene Mäßigkeit unter den übrigen Deutschen hervorzutun suchte, so hat das natürlich im Lauf der Zeit eine ungeheure Knochengrube gegeben; da er sich aber ebenso wenig bemühte, sie in der Industrie zu übertreffen, so blieb das große Kapital, das in diesen Knochen steckte, bis auf unsere

Tage unangerührt, und niemand hatte eine Ahnung davon, daß Johann Sobiesky, als er die Feinde des Urgroßvaters mit seiner blitzenden polnischen Klinge niedersäbelte, zugleich für den späten Enkel den Tisch gedeckt habe. Allein, wie der Kirchenstaat, trotz der Erklärung des Papstes, daß er die Einführung der Eisenbahnen nicht gestatten könne, weil die Bibel nichts von ihnen wisse und weil der Dampf obendrein aus dem Rachen des Teufels komme, bald nach dem Tode des hartnäckigen alten Gregor, der sich so fromm äußerte, sein Vettorinosystem aufgab und die brausende und donnernde Lokomotive einließ, so hat sich auch in Österreich, ungeachtet des Widerwillens einer hohen Aristokratie, die für die Schönheiten ihrer Parks und den Frieden ihrer Jagden fürchtete, eine Fabrik nach der andern erhoben. Namentlich sind wir so weit gekommen, unsern Kaffee selbst zu süßen, und seitdem haben denn auch die Knochen ihren Preis. Als nun bei Gelegenheit der Stadterweiterungsarbeiten die fast vergessene Türken-, Ochsen- und Schweinegrube mit ihrem unerschöpflich scheinenden osteologischen Inhalt wieder entdeckt wurde, wuchs plötzlich ein Myrmidonengeschlecht wie unmittelbar aus der Erde hervor und stürzte sich darüber her. Riesige Männergestalten, mit Krampen und Schaufeln ausgerüstet, Körbe auf dem Rücken und Säcke um den Leib, schritten heran, hochaufgeschossene Weibsbilder mit fliegenden Haaren und gebräunten Bronzegesichtern zogen hinterdrein, und verwegene Buben und Mädchen, mit noch unentwickelten, aber solcher Erzeuger vollkommen würdigen Enaksgliedern schlossen den Zug. Anfangs ging alles gut, die Leute verdienten viel Geld und standen niemand im Wege. Aber es ereigneten sich einige Unglücksfälle, hier und da wurde ein Trunkenbold, der unvorsichtig war, verschüttet, und nun mischte die Polizei sich hinein. Einstweilen blieb es bei der Überwachung, dann aber erfolgte ein förmliches Verbot. Jedoch, nicht umsonst brennt es in Polen. Unsere „Beinstierer", denn diesen Namen führt die neue Zunft, verzichteten keineswegs ohne Widerstand auf ihren Nibelungenhort. Die schöne Zeit, wo ein Gendarm nur zu husten brauchte, um eine ganze Stadt zum Zittern zu bringen, ist für uns wieder vorüber und beglückt unsern stolzen Rivalen, den vielgepriesenen preußischen Fortschrittsstaat. Sie schlugen ihre Krampen und Schaufeln aneinander und revoltierten, und als das nichts half, schickten sie dem Bürgermeister der Stadt Wien ein Todesurteil zu, ein gründlich motiviertes und in bester Form abgefaßtes Todesurteil, wie das geheime Nationalkomitee der Polen sie gegen sogenannte Hochverräter erläßt, oben mit dem Symbol der heiligen Dreifaltigkeit versehen, unten mit dem Totenkopf und dem aus

Arm- und Beinknochen gebildeten nachdenklich-ernsten Kreuz geschmückt. Unser Bürgermeister, Dr. Zelinka, ist aber ein viel zu guter Jurist, um leicht zu erschrecken; er hat das Dokument der Öffentlichkeit übergeben und geht so ruhig spazieren, wie Cäsar vor den Idus des März. Das Verbot ist nicht zurückgenommen; es war durch den Fortschritt der Planierungsarbeiten hervorgerufen worden, und man konnte allerdings den großen Exerzierplatz durch die Beinstierer nicht füglich wieder aufwühlen lassen, nachdem er kaum mit schweren Kosten nivelliert und geebnet war. Es entsteht nur die Frage, was man tun würde, wenn die Hunderttausende, statt in Knochengestalt, unmittelbar in Silberzwanzigern oder auch nur in Kupferkreuzern in der Erde steckten. Ich fürchte, der Magistrat würde in diesem Fall das Graben nicht bloß gestatten, sondern sich selbst daran beteiligen. Vom nationalökonomischen Standpunkt aus betrachtet ist beides aber völlig gleich, denn Schatz bleibt Schatz, ob er nun als Münze im Topf funkelt oder als ungehobener Wert im Boden liegt.

Von den „Beinstierern" ist der Sprung zu den „Kanalräumern" leicht. Besorgen Sie nicht, daß ich Sie auch von diesen Industriellen, die den Ratten- und Mäusefang en gros betreiben und für die ein Festtag ist, wenn sie einmal einen Kater erwischen, zu unterhalten gedenke. Ich will Ihnen bloß den neuesten Weh- und Klageruf der heiligen Slawa mitteilen, wie er kürzlich in einem mährischen Blatt zu lesen war; er wird Sie gewiß in seinem erschütternden Pathos an das Erhabenste im Propheten Jeremias erinnern. „Du kommst nach Wien" — sagt der edle Moravier — „und suchst deine Landsleute auf. Aber wenn du sie findest, kannst du dich ihnen vor Gestank nicht nähern, denn jede Nacht waten sie im Schlamm, um sich ihr Brot zu verdienen, und auch bei Tage werden sie den üblen Geruch nicht wieder los. Armes Volk, du bist mehr zu bedauern, als die Juden in Ägypten, denn diese mußten freilich arbeiten und ihren Herren Häuser bauen, aber wenn sie auch murrten, so murrten sie doch bei vollen Fleischtöpfen, du aber wirst in schlechte, giftige Luft versetzt und erwirbst kaum so viel, daß du dich sättigen kannst." Das klingt fürchterlich, nicht wahr? Aber ich möchte den ergrimmten Patrioten fragen, warum er denn eigensinnigerweise gerade beim Maskulinum stehen blieb und sich gar nicht ums Femininum bekümmerte? So sehr der Landsmann auch stinken mag, so lieblich duftet die Landsmännin; wie kam es, daß er sich bei den Reizen der Schwester nicht von seinem Entsetzen über die Räudigkeit des Bruders erholte? Die tschechoslawische Jungfrau ist kaum halb erwachsen, so sinnt sie

schon darüber nach, ob der Wiener „Graben“ ein leerer Mythos sei, ein albernes Ammenmärchen, wie das vom Pfannkuchenhäuschen, oder ob man ihn mit seinen sieben Himmeln und vierzehn Paradiesen wahr und wirklich in der Welt antreffe. Da nun nichts über Erfahrung geht, wie Louis onze zu Tristan l'Hermitier sagt, so macht sie sich auf, sobald sie zwei Hemden und ein Kopftüchel beisammen hat, wäscht sich in jedem Wasser, das sie unterwegs passiert, siebenmal, da sie schon in früher Kindheit von ihrer Mutter über die fabelhafte Empfindlichkeit der deutschen Nase belehrt worden ist, und trifft nach einer kleinen Zwischenstation in Prag, während deren sie am „Ring“, wo viel gekauft und verkauft wird, ihre Toilette ergänzt, glücklich und wohlbehalten in der Metropole ein. Wer ihr hier nach einigen Wochen oder Monaten begegnet, wird ganz gewiß nicht behaupten können, daß sie übel riecht, aber eben deshalb stände es in ihrer Macht, ihr „armes Volk“ zu rächen, und unser Patriot hätte, statt gar keine Notiz von ihr zu nehmen und unfruchtbare, wenn auch gewaltige, Himmel und Erde bewegende Klagelieder anzustimmen, sich praktisch fassen und ihr die Rolle der Judith einstudieren sollen. Das könnte Tausenden den Hals kosten. Doch, Spaß beiseite! Ich möchte den Mann auffordern, einmal in die Bureaus der österreichischen Monarchie hinein zu schauen. Da würde er sich überzeugen, daß das tschechische Idiom weit mehr vertreten ist, als das Verhältnis der Kopfzahl gestattet. Oder führen seine Konnaissancen ihn nicht so weit hinauf? Ist er selbst Kanalräumer? Sein Stil spricht nicht dagegen! Der Sinn für Gerechtigkeit ist bei diesen Leuten bis auf die letzte Spur erloschen, und der nur zu kosmopolitische Deutsche muß Krieg mit ihnen führen, er mag wollen oder nicht; sie greifen geradezu nach allem, was uns verunglimpfen kann, und wir sind verloren, wenn wir uns nicht wehren.

Ein tragi-komisches Ereignis war die Selbsthinrichtung einer Reklamengröße. Frau Marie Seebach-Niemann gastierte am Carltheater und machte vollständig Fiasko. Sie war als letzter Rettungsengel für diese unglückliche Bühne verschrieben, und sie wurde ihr Tod, denn die wenigen Habitués, die dem Volksstück bis an sein seliges Ende treu geblieben wären, flohen entsetzt von dannen, als sie plötzlich Goethes „Faust“ auf der Speisekarte fanden, und das gebildete Publikum ging nicht hinein, weil es der Kunstreiterei des modernen Virtuosentums längst satt und müde ist. So lange das Haus steht, war es nicht so leer, aber so lange der „Faust“ existiert, hat sich auch noch nicht ein solches Gretchen vor die Lampen gewagt; man sollte gar nicht glauben, daß die reizende Schöpfung bis auf diesen Grad

auf den Kopf gestellt werden könnte. Alles unvermittelt und zusammengeschüttet, ein förmlicher Kaleidoskopeindruck, wie ich nur noch einmal einen gleichen hatte, und zwar als Herr Bogumil Dawison in Wien zum erstenmal den Hamlet spielte. Studenten und Soldaten benutzen die Bücher der Leihbibliothek zuweilen, um ihre eigenen sauberen Gedanken zu verewigen. Sie streichen so viele Buchstaben oder auch ganze Wörter mit Tinte durch, als sie brauchen, um ihre Einfälle auszudrücken, und wer ihnen, noch ungewarnt durch Erfahrung, den Gefallen tut, nachzubuchstabieren, der erhält zum Lohn für seine Mühe einen schlechten Witz oder etwas noch Schlimmeres. Gerade so verfährt das Schauspielervirtuosentum mit dem dramatischen Dichter, und keiner geht weiter, als Frau Marie Seebach-Niemann. Neu und originell um jeden Preis, und wenn das Neue auch nur darin besteht, daß wir den Kopf unter dem Arm tragen, und das Originelle darin, daß wir unsere Briefe mit den Fußzehen schreiben! Wer wird danach fragen, ob es sich mit den Intentionen des Dramas verträgt, dem man die Ehre der Darstellung erweist? Genug, übergenug, wenn man nun von dem verblüfften Zuschauer, der das Buntscheckige des grübelnden Verstandes so leicht mit der tiefsinnigen Mannigfaltigkeit der schaffenden Phantasie verwechselt, ein frühreifes Bravo davonträgt. Wie wurde Herr Seydelmann, denn mit diesem fing das Unwesen an, dafür beklatscht, daß er im „Faust", in der ersten Szene, wo sich der Pudel in den Kavalier verwandelt, von Zeit zu Zeit wieder in den knurrenden, heiseren Hundeton zurückfiel! Und doch steht der gemein-materialistische Zug nicht höher, wie das berüchtigte Flageolett-Hihihi des Vaganten Kunst im „Abällino", das noch jetzt als „Hohngelächter der Hölle" auf allen Winkeltheatern lebt, und ist sogar als Verstandesprodukt dumm, da Mephisto ja kein Pudel ist, sondern nur die Pudelmaske trägt, und der zufällig übergeworfene Rock das Denken und Empfinden eines vernünftigen Wesens nicht modifizieren und beeinträchtigen kann. Wie wurde derselbe Virtuos bewundert, wenn er beim Eintritt in Gretchens Kammer die Backen aufblies und dann pustete und prustete, als ob er Feuer und Schwefeldämpfe aushauchte. Der Zug sollte das spätere „Es ist so schwül und dumpfig hier" des ahnungsvollen Mädchens motivieren, aber wozu braucht sie noch den Instinkt der Unschuld, wenn die Nase ausreicht, und was soll man zu einem Teufel sagen, in dessen Interesse es liegt, sich aufs Sorgfältigste zu verbergen, und der, weit entfernt sich mit Eau de Cologne zu besprengen, wie er billig müßte, absichtlich den ganzen Parfüm seiner Großmutter ausströmt? So zerstören diese „geistreichen

Kommentatoren" der Dichter, wie die geläufige Reklamenfeder sie nennt, durch ihre Klügeleien nicht allein das ganze Bild, sondern treten auch noch obendrein auf Schritt und Tritt in Widerspruch mit sich selbst. Aber Herr Seydelmann erreichte jedesmal seinen Zweck, denn er hatte viel Verstand und lieferte scharfe Epigramme. Frau Seebach-Niemann fällt durch, denn sie kommt nicht über die Grillen hinaus. Die hiesige Kritik verurteilte sie und ihre Heuschreckensprünge einstimmig, sie hätte aber auch vor zehn Jahren nicht so übertrieben galant gegen sie sein und ihr einreden sollen, daß sie das Zeug zu einer Weltschauspielerin besitze. Dann wäre sie vielleicht zu ihrem eigenen höchsten Vorteil in ihrem kleinen Kreise geblieben und hätte das Sentimentale, die Luisen und die Clavigoschen Marien, wieder zu Ehren gebracht; das Veilchen ist verloren, das nicht bloß den ganzen Frühling, sondern auch den Sommer repräsentieren will. — Auf demselben Carltheater feierte die Signora Patti unendliche Triumphe. Fürchten Sie aber nicht, daß ich ihre Hervorrufe und Kränze gezählt habe! Ich erwähne ihrer nur, weil sich an ihrem Aufenthalt in Wien ein höchst interessantes soziales Faktum knüpft. Sie wurde natürlich in die Gesellschaft gezogen, sang aber nur ein einziges Mal außer der Bühne, und zwar bei dem Baron Sina, einem der ersten Matadore unserer Börse, der ihr die Gefälligkeit mit einer kolossalen Summe bezahlte. Nichts konnte sie bewegen, den Mund noch ein zweites Mal aufzutun, und alle Welt schimpfte auf ihren Onkel, weil man annahm, daß dieser ihr verboten habe, das Silber ihrer Stimme wegzugeben, ohne echtes Gold dafür wieder zu empfangen. Sie wird nämlich von einem Onkel herumpräsentiert, der die Journale viel beschäftigt, indem sie die Frage diskutieren, ob er ein ganz neuer Charakter ist oder eine bloß verbesserte und vermehrte Auflage des alten bekannten Vaters der Debütantin. Es ist schwer, den Punkt zu entscheiden, denn der Onkel leistet ungeheure Dinge; so hat er die Signora z. B. durch den Pinsel eines berühmten Porträtmalers in eine wahre Venus verwandeln lassen und stellt das Bild in jeder Stadt gegen ein mäßiges Entree zum Besten der Armen öffentlich aus, obgleich er selbst am besten weiß, daß man, wenn man die kleine dicke Quabbe mit dem balkonmäßig vorstehenden Doppelkinn des Abends dann in natura wirklich erblickt, gar nicht mehr daran glauben kann, daß sie dem Künstler selbst gesessen hat. Aber, wie viel auch auf die Rechnung des Onkels gehen mag: in dieser Sache war er ohne Schuld. Denken Sie sich, Herr Sina selbst hatte ihr den Mund verbunden, er hatte die beispiellose Unverschämtheit gehabt, ihr die Bedingung zu stellen, daß sie, wenn sie in seinem Salon gesungen habe, in

keinem anderen mehr singen dürfe, und sie war darauf eingegangen. Ist das nicht unerhört? Die Träume der Dichter sind doch nicht immer so verrückt, als sie scheinen. Hier haben wir schon einen Geldprotz, wie der sehr gute österreichische Provinzialismus lautet, den es in seinem hohlen Übermut kitzelt, die Ohren seiner Mitbürger um einen Genuß zu bringen, ohne daß er den seinigen, denn sonst wäre es verzeihlich, dadurch steigert. Warum sollte nicht einer folgen können, der ihren Augen einen noch schlimmeren Streich spielt, indem er für sich allein eine Gemäldegalerie anlegt und die größen Meisterstücke aller Zeiten hineinsperrt? Auch derjenige, der die ganze Ernte aufkauft, um sie auf dem Halm verfaulen zu lassen, ist keineswegs undenkbar, und der Staat müßte ihn jedenfalls in seinem Eigentum schützen und bei Gefahr einen Militärkordon aufstellen. Der Soldat wäre verpflichtet, auf seine verhungernden Mitbrüder, wenn sie durchzubrechen versuchten, zu schießen, der Priester könnte freilich fluchen. — Nicht vergessen darf ich, ehe ich vom Theater scheide, die „elegante Tini", eine Parodie des Mautnerschen Schauspiels, denn auch sie ist ein Zeichen der Zeit. Der Kankan wird darin getanzt, und wenn wir fortschreiten, wie bisher, so haben wir Aussicht auf eine Bühne, wie sie den ehrwürdigen Justinian, den großen Plünderer der römischen Juristen, den noch größeren Schöpfer des Corpus juris, welches das deutsche Recht erdrückte, wie ein Mühlstein die junge Eichenpflanzung, zu seiner Zeit in Konstantinopel über die Regierungslasten tröstete. Sie wissen, daß diese Bühne ihn sogar mit einer Kaiserin versorgte; erinnern Sie sich noch, in welcher Rolle die tugendhafte Theodora seine Blicke zuerst auf sich zog? Es steht im Gibbon zu lesen, aber nur griechisch; ihre Mitspielerinnen waren Gänse, wirkliche unschuldige watschelnde Gänse.

Zur kleinen Chronik nur ein einziges Geschichtchen. Ein junger Mensch ahmt im Böhmerwald mit großer Geschicklichkeit die Stimme eines Auerhahns nach, und ein hitziger Jäger, der schon wochenlang auf den Auerhahn lauert, erschießt ihn.

Das Hofburgtheater.

Wien, 1862.

(Aus dem Nachlaß.)

„Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen“ sagt die Jungfrau von Orleans, und die Referenten, wie die harmlosen Zuschauer, die den österreichischen Reichstag auf seinen Kreuz- und Querzügen begleiteten, sind berechtigt, in das Wort mit einzustimmen, wenn sie auch noch nicht hinzufügen dürfen: „auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz.“ Solange der Zwiespalt zwischen dem Königreich Ungarn und der übrigen Monarchie nicht beigelegt ist, sei es nun auf dem Wege friedlicher Ausgleichung oder auf dem der Gewalt, steht unser Parlamentshaus, wie die Helgoländer Badeanstalt, auf einer Sanddüne, die von der nächsten Flut weggespült werden kann, und was in ihm vorgeht, hat nur physiognomische Bedeutung. Man darf daher den Blick ohne Gewissensbisse, und ohne sich an dem „Ernst der Zeit“ zu versündigen, für ein paar Augenblicke von den Weisen, die sich auf ihren goldenen Stühlen mit dem erhabenen Problem beschäftigen, wie beschädigte Wolken zu flicken und Erdbeben zu verhindern sind, abwenden und sich nach den armen verschüchterten Musen umsehen, um zu erfahren, wie sie während des grimmigen Kampfes der Elemente in versteckten Ecken und Winkeln, gleich Eichkätzchen und Maulwürfen, ihr kümmerliches Leben fristen. Man kann das um so eher wagen, als gegründete Aussicht vorhanden zu sein scheint, daß sie nächstens zu ihrem natürlichen Vater Apoll, der nur für die Lorbeerkränze zu sorgen pflegt, auch noch einen ministeriellen Pflegevater erhalten werden, der in Zukunft mit Ernst und Eifer die übrigen Bedürfnisse herbeizuschaffen hat, und als man sich dem zu Folge schmeicheln darf, dem Begutachtungskomitee, das ohne Zweifel zur Erledigung dieser zarten Angelegenheit zusammentreten wird, in die Hände zu arbeiten. Die Wiener Künstler haben sich nämlich, wie der etwas emphatische Ausdruck lautet, einmal wieder gerührt; sie schämen sich, daß noch immer kein Shakespeare, kein Raphael und kein Beethoven unter ihnen aufgestanden ist, und sie suchen den Grund, wie unter Metternich in dem Druck der Zensur, so unter Schmerling in dem Mangel an Reisestipendien, Pensionen und Preisausschreibungen. Dichter, Maler und Musiker haben sich also, um diese „Vorbedingungen einer gedeihlichen Kunstentwicklung“ zu erlangen, mit einer Eingabe ans Ministerium gewandt, und die Deputation hat eine bessere Aufnahme gefunden, als die Petenten,

die um ein Denkmal für die „Märzmärtyrer" supplizierten und die, nach unserer Meinung mit Recht, da es sich um eine ganz unnütze Demonstration handelte, abschlägig beschieden wurden. Wir hegen nun freilich, ohne übrigens den Staat in seiner kalten Gleichgültigkeit gegen Kunst und Literatur bestärken zu wollen, die Überzeugung, daß dies bloße Treibhausmittel sind, überflüssig, wenn die öffentlichen Zustände sich so weit heben, daß von einer ästhetischen Erziehung des Menschen in Schillers Sinn auch bei uns die Rede sein kann, unzulänglich, wenn das wider alles Verhoffen nicht geschieht. Wir wollen daher die Wunder, die man von Reisestipendien, Pensionen und Preisausschreibungen erwartet, dahin gestellt sein lassen und bloß untersuchen, was auch ohne diese zweifelhaften Hebel möglich wäre, wenn man das längst Vorhandene nur gehörig benutzte und redlich verwaltete. Und da das k. k. Hofburgtheater zu Wien das einzige ästhetische Institut der österreichischen Monarchie sein dürfte, was bis auf den gegenwärtigen Tag, mit Recht oder mit Unrecht, für ganz Deutschland maßgebend geblieben ist, so wollen wir, des allgemeinen Interesses wegen, zunächst dieses der Prüfung unterziehen.

Die Wiener Hofbühne hatte ihre goldene Zeit anerkanntermaßen unter Czernin und Schreyvogel-West, unvergeßlich durch die Einbürgerung der Donna Diana. Es sind nicht, wie man jetzt gern glauben machen möchte, die Lobredner, des Alten um jeden Preis, die das behaupten; es sind die Freunde der Kunst, der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Gleich mit dem Ausscheiden Schreyvogels und dem Eintreten Deinhardsteins ging's herunter, denn an die Stelle des Prinzips trat das Experiment, an die Stelle der reinen Linie der bunte Heuschreckentanz, und ein berühmter Dichter, der sich keineswegs über Vernachlässigung zu beklagen hatte, fühlte sich zu dem Epigramm veranlaßt:

„Uns'ren Thespiskarren ziehn
Pantalon und Harlekin,
Pierrot, das Jammerbild,
Hilft mit trüben Mienen,
Und was mehr als alles gilt,
Sind die Colombinen."*)

Unter Holbein wurde es noch viel schlechter. Der Schöpfer des Hans Sachs und des Garrick in Bristol hatte doch noch poetische Einfälle, der Verfasser des Fridolin und des Wunderschranks watete im Sumpf der dicksten Prosa, das Prinzip kam nicht wieder zu Ehren, aber das Experiment hörte gänzlich auf,

*) Verse Grillparzers aus dem Jahre 1882. D. H.

keck und kühn zu sein, und wurde plump und schwerfällig. Doch ging alles noch anständig zu; daß jeder Vorstand dem Institut, das er leitet, sein individuelles geistiges Gepräge aufdrückt und aufdrücken muß, versteht sich von selbst, und seine moralische Zurechnungsfähigkeit fängt erst an, wo es sich um seine persönlichen Zwecke und um seine Sympathien und Antipathien handelt. Deinhardstein und Holbein waren beide gewandte und fruchtbare Bühnenschriftsteller, auch unterließ der erstere nicht, seine neuen Stücke in Wien zur Aufführung zu bringen, aber er trat mit seinem eignen Gesicht vor die Lampen, nicht vermummt und verlarvt, angekündigt durch unverschämte Posaunenstöße und die Maske herunter nehmend, wenn das verblüffte Publikum auf das Manöver einging, sich in siebenfache Schleier einhüllend und spurlos hinter den Kulissen verschwindend, wenn es abblitzte. Holbein dagegen, obgleich er in Gemeinschaft mit Küstner die Tantième gründete, und vielleicht eben deswegen, hielt die seinigen in nicht genug zu preisender Ehrenhaftigkeit zurück und gestattete sich kaum eine Ausnahme. Wenn man bedenkt, welche Mittel dem Direktor einer solchen Bühne zu Gebote stehen, dem sein Gewissen nicht verbietet, diese Linie zu überschreiten, wie leicht ihm bei der prekären Stellung des deutschen Literatentums die journalistische Bauchrednerei werden muß und wie bald ein fremder Gast die Rollen heraus wittert, die ihm am sichersten zum Auftreten verhelfen, so wird man Deinhardsteins Ehrlichkeit und Holbeins Selbstenthaltsamkeit so hoch schätzen müssen, daß man dem einen dafür sein leichtes windiges Wesen, dem andern seine Vorliebe für alles, was kriecht, vom Herzen verzeiht. In bezug auf Gastspiele blieben alle beide dem Prinzip Schreyvogels treu; sie fühlten sich so wenig versucht, als berechtigt, in bunter Musterkarte den imaginären Talentreichtum des deutschen Reichs von Hinterpommern an bis zur Bukowina hinauf vor „den erstaunten Blicken“ auszubreiten, denn sie wußten, daß der Haushalt zerstört wird, wenn es alle Tage Gäste gibt, und daß die klägliche Lust an der Abwechslung sich nur zu schnell an die Stelle des Kunstinteresses setzt, wenn man Bild auf Bild, wie in der Kinderkomödie, folgen läßt. Sie beschränkten sich, unbekümmert um Diäten der Entdeckungsreisen, in weiser Mäßigung auf die Vorführung der wahren künstlerischen Größen und ließen das „Werdende“ nur zu, wenn eine Lücke im Personal ein Spiel auf Engagement notwendig machte. Dabei kam denn heraus, was nach den Versicherungen gewisser Stimmen erst in neuester Zeit erreicht worden sein soll, und was in Wahrheit verloren gegangen ist, wenn man von der Dressur einiger Schauspieler für die französische Bluette absieht: ein harmonisches

Zusammenspiel, ein Ensemble ohnegleichen in Tragödie und Komödie, ein Verwerten aller Kräfte durch gegenseitige Unterstützung und Hingebung, das in einem Taubenschlag natürlich gar nicht zustande kommen kann. Das Jahr 1848 brach herein und rüttelte nicht bloß an den Thronen der Könige, sondern auch an den Lehnstühlen der Theaterdirektoren. Küstner tat in Berlin, was er konnte, um sich zu behaupten und Holbein ließ es in Wien auch nicht an sich fehlen; die ganze moderne Literatur wurde in Sturmeseile vor den verblüfften Augen des Altösterreichers vorüber gehetzt, noch hatte er sich von seinem Entsetzen über die Maria Magdalena nicht erholt, so wurde ihm der Uriel Akosta zugemutet, es war, als ob ein Gichtbrüchiger plötzlich den Sankt Veitstanz bekäme. Aber alles half nichts; als Küstner, in sichrer Erwartung, ein Belobungsdekret zur Antwort zu erhalten, um seine Entlassung ansuchte, wurde ihm die Tür weit aufgemacht, und er erhielt einen Soldaten zum Nachfolger, und als Holbein, um das drohende Unwetter abzuleiten, sich einen ästhetischen Beirat ausbat, wurde er gelind beiseite geschoben und bekam ein Mitglied des jungen Deutschlands zum Kollegen. Die Ernennung Heinrich Laubes zum artistischen Direktor des k. k. Hofburgtheaters in Wien überraschte jeden, der nur die ältesten literarischen Taten dieses geistreichen Schriftstellers im Gedächtnis hatte, keinen, der auch den neuesten mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt war. Ein hochgestellter, auch als politischer Autor gefeierter österreichischer Staatsmann konnte es anfangs gar nicht begreifen, daß man dem Verfasser des „neuen Europa“ und der „Reisenovellen“ einen so heikligen Posten anvertraut habe; er las die „Geschichte des deutschen Parlaments“ und fand alles in der Ordnung. Es ist nicht unsere Aufgabe, das Problem des Renegatentums zu lösen; wir räumen bereitwilligst ein, daß es in allen Gebieten ehrliche und aufrichtige Renegaten geben kann, und wenn wir es auch nicht billigen, daß „der Gutgesinnte“ zum Beweis seiner vollkommenen Herstellung vom demokratischen Fieber den Finger in das Blut des kaum niedergeschossenen Gegners taucht und sein Zerrbild damit an die Wand zeichnet, wie das zuweilen geschieht, so sind wir doch weit davon entfernt, aus dem Laubeschen Buch ein so unbedingtes moralisches Verdammungsurteil über den Verfasser abzuleiten, wie dies der edle Simon in der furchtbaren Kritik, die er in der deutschen Monatschrift veröffentlichte, gethan hat. Aber durch das Programm der neuen Direktion konnte sich nur derjenige täuschen lassen, der die Sachlage nicht kannte und die Natur der Programme in Börnes vortrefflicher Humoreske: „Ankündigung der Zeitschwingen“ nie studiert hatte. Jetzt werden Laubes Parti-

sanen nicht müde, bei jeder Gelegenheit daran zu erinnern, daß das Hofburgtheater von jeher seine eigentliche Stärke im bürgerlichen Schauspiel gehabt und die hohe Tragödie fast ausgeschlossen habe; als er die Zügel in die Hand nahm, war aber durchaus nicht die Rede davon, daß bloß der Status quo aufrecht erhalten werden solle, denn dazu wäre Holbein der allergeeignetste Mann gewesen und der sollte ja eben beseitigt werden, sondern es wurde eine Zeit der Zeichen und Wunder in Aussicht gestellt und man durfte eine vollständige Illustration der dramatischen Literatur erwarten. Doch, das war nur pour le bruit. Der Vernünftige wußte, was er von der mit allen Glocken eingeläuteten „Reform" zu denken habe. Das neue Regiment begann unter den allergünstigsten Umständen. Das Oberstkämmereramt, in dem auch ein vielbedeutender Personenwechsel eingetreten war, enthielt sich jeder Einmischung in die artistische Leitung; nach unserer Meinung mit sehr richtigem, der höchsten Anerkennung würdigem Takt, da die Hofstelle zwar das Ganze überwachen, nicht aber das Detail korrigieren soll. Die Journale riefen: Hosiannah; von Opposition war gar nicht die Rede. Ein Personal war beisammen, das, wenn die Positionen nur ein klein wenig in Gemäßheit der Altersstufen verrückt worden wären, mit geringer Rekrutierung von außen wirklich eine Zeit der Zeichen und Wunder hätte herbeiführen können. Und das Glück gesellte sich hinzu. Die Revolution hatte das Haus geleert; es wurde Holbein als Verbrechen angerechnet. Die Wiederkehr friedlicher Zustände hatte es wieder gefüllt; es wurde Laube als Verdienst zugeschrieben. Die Polizei erwachte zu neuem Leben, Haussuchungen waren an der Tagesordnung, auf die Korrespondenten auswärtiger Blätter wurde gefahndet, jeder besonnene Mann sagte sich, daß in Österreich eine neue Periode des Schweigens gekommen sei und schwieg. Was ließ sich nun nicht alles durchsetzen! Es wurde auch viel durchgesetzt, aber leider nicht das Rechte. Die Abenteuerlichkeit, die Tausendsappermenterei, wie ein Referent sich einmal vortrefflich ausdrückte, kam an die Reihe, alles versuchend und wieder fallen lassend und in nichts fest, unerschütterlich und konsequent, als in der Vorführung der eigenen Stücke. Das Personal wurde nicht ergänzt, sondern, so weit es ging, totgeschlagen, damit man Raum für die neue, eigenhändige Pflanzung gewänne, und das war leicht zu machen, denn man braucht den Tragöden nur in die Komödie hinein zu schieben, den Komöden in die Tragödie, den Plastiker in den lyrischen Kreis, den Lyriker in den plastischen, so sind Schröder und Eßlair, die Rachel und die Ristori verloren. Engagiert wurde ins Blaue hinein, und da den älteren Mitgliedern zwar

ihre Rollen, aber doch nicht auch ihre Gagen abgenommen werden konnten, so wurde dadurch der Etat trotz der großen Dotation so unverantwortlich belastet, daß die allerschmählichste Abhängigkeit von der Theaterkasse und der Tageseinnahme als notwendiges Ergebnis eintreten mußte. Die Gäste kamen wie die Spatzen; aus den Doktorpromotionen wurden Maturitätsprüfungen, ja Abc-Schützenexamen, jeden Augenblick tauchte ein außerordentliches Talent auf, das alles Frühere übertraf, wie z. B. ein Fräulein Schönhof die hochbegabte Louise Neumann, und das dennoch rascher als ein Kinderspielzeug wieder beiseite geworfen ward, weil man, wie man dann naiv genug selbst bekannte, sich getäuscht hatte. Doch wurden der Bühne, wie die Gerechtigkeit hinzuzufügen erheischt, durch diesen Hexentanz zwei bedeutende Mitglieder gewonnen, die später zwar wieder verloren gingen, jedoch, wie sie gleichfalls betonen muß, ohne Schuld der Direktion, nämlich Bogumil Dawison und Marie Seebach. Das vorgefundene Repertoir, das allerdings von Holbein weniger zusammengestellt, als vom Sturm der Zeit zusammengewirbelt worden war, wurde gesichtet, und bei dieser Gelegenheit zeigte es sich so recht, welch einem Prinzip für die Zukunft gehuldigt werden sollte. Wären reaktionäre Rücksichten maßgebend gewesen, so hätten die Karlsschüler mit ihrem „Schießpulverstil“ und ihren knallenden Raketenphrasen zuerst beseitigt werden müssen, aber Schiller durfte nach Belieben fort radotieren, und sogar das nicht bloß den Frömmlern, sondern jedem gesunden sittlichen Sinn anstößige „Rokoko“ mit seinem „Abbé de la Sauce“ konnte sich trotz des Konkordats durchschmuggeln. Auch Monaldeschi und Struensee wurden nicht zurückgesetzt; später gesellte sich dann Graf Essex und Montrose, anfangs anonym vorgeführt, hinzu, und wie im Feenmärchen der Ritter nur dann zur Prinzessin gelangte, wenn er vorher den einen oder den anderen Drachen herzhaft umarmt und geküßt hatte, so fand jeder männliche Gast von Bedeutung ratsam, sich den Wienern als Schiller vorzustellen, während jeder weibliche gern als Lady Rutland oder als Königin Christine sein Kompliment machte, was dann den Werken neben fleißiger Benutzung der Sonn- und Festtage ihren Erfolg sicherte. Die übrigen Dramatiker wurden um so strenger behandelt, Uriel Akosta, Judith, Maria Magdalena usw., obgleich vom Publikum nicht minder gern gesehen, verschwanden, und neue Stücke von Gewicht schienen nur dann nicht auf unbesiegbare Schwierigkeiten zu stoßen, wenn die Verfasser Redakteure einflußreicher Journale oder gar, wie Freytag, mit der „Literaturgeschichte der Gegenwart verheiratet“ waren. Im Anfang wurden die klaffendsten Lücken durch Shakespeare

verdeckt, durch den Dichter, dem gar nicht so viel weggenommen werden kann, daß ihm nicht noch genug übrig bleibt, und der trotz der ärgsten Verstümmelung noch immer elektrisch wirkt. Aber auch dieser ist mit jedem Jahre weiter zurückgetreten und in demselben Maße hat sich Charlotte Birchpfeiffer vorgedrängt, so daß sie jetzt den Grundpfeiler des Repertoires bildet, um den sich die französischen Schlinggewächse, die gleich dem Kürbis des Propheten Jonas über Nacht entstehen und vergehen, lustig wuchernd herum ziehen. Dazwischen dann hin und wieder ein Musenopfer, dem Anstand oder der Konvenienz unwillig dargebracht, das überkommene „eiserne Vieh“ mit eingeschlossen. Das ist das Resultat der Reform. Eine alte und eine neue Gesellschaft, die zueinander paßt, wie Milch und Öl, und über deren Elemente Direktion und Publikum diametral verschieden denken; ein durch die unbesonnensten Experimente bis zum Erdrücken überbürdeter Etat, der das erste und am reichlichsten subventionierte Theater Deutschlands in jedem Atemzuge an das Fluten oder Ebben der Kassa knüpft, ein würde- und charakterloses Repertoir, das Stücke, wie den Prinzen von Homburg, auf der Stelle fallen läßt, wenn er einmal das Haus nicht füllt, und nach dem ersten besten Machwerk greift, das klingenden Erfolg verspricht; vollständige Vertretung des Dichters Heinrich Laube, der Dichterin Charlotte Birchpfeiffer und des französischen Grisettendramas durch pseudonyme Übersetzer. Wir würden es dem Reichsrat verargen, wenn er diese Wirtschaft, wie es naiverweise erwartet zu werden scheint, mit einem einzigen Kreuzer unterstützte; die Mittel sind vollkommen ausreichend. Holbein hatte oft Überschuß, nie ein Defizit. Aber wir werden es ihm Dank wissen, wenn er sie, so weit das in sein Ressort gehört, einer näheren Prüfung unterzieht. Mit diesem Wunsch stehen wir nicht allein; im letzten Jahr ist es so arg geworden, daß am Schlusse der Saison fast alle Wiener Blätter sich in ähnlichem Sinne, wie wir, geäußert haben. Es ist freilich auch früher nicht ganz stillschweigend abgegangen, wir verweisen z. B., was das Detail betrifft, von dem wir absehen mußten, auf die „Stimmen der Zeit“, März 1859 und Januar 1860. Dabei vergessen wir nicht, daß es anderswo, mit wenigen Ausnahmen, nicht viel besser steht, und daß namentlich das Berliner Hoftheater sich ausnimmt, wie eine Kinnlade, der bis auf einige Stümpfe die Zähne fehlen. Allein Herr von Hülsen bläst und brüstet sich auch nicht, er betreibt das bescheidene Geschäft des Tags ohne Lärm und nicht ohne Scham und hütet sich, an die goldenen Tage zu erinnern, wo Fleck und Devrient glänzten.



Friedrich Hebbel

Sämtliche Werke in zwölf Bänden

*

Nebst Auszügen aus den Tagebüchern und einer Auswahl von Briefen des Dichters

*

Herausgegeben und eingeleitet von Adolf Stern

*

Elfter Band

Berlin – Leipzig

Verlag von Th. Knaur Nachf.

Druck von Hallberg & Büchting (Inh.: L. A. Klepzig), Leipzig.

Inhalt.

Aus Friedrich Hebbels Tagebüchern.

Hamburg, Heidelberg und München.

1835—1839.



Einleitung.

Friedrich Hebbels „Tagebücher", zweiundzwanzig Jahre nach seinem Tode von Felix Bamberg (Berlin, Grotesche Verlagsbuchhandlung 1885—1887) herausgegeben, spiegeln nach dem Worte ihres Herausgebers „mehr oder weniger direkt alle geistigen Elemente der Zeit, die gesellschaftlichen, literarischen und künstlerischen Zustände der Zeit", in der der Dichter lebte. Wilhelm Scherer bezeichnete diese wundersamen Aufzeichnungen als „ein literarhistorisches Denkmal ersten Ranges" und jede kritische Würdigung der inhaltreichen Bände verzagte mit Recht daran, in knappen Worten einen Bericht von der Fülle und Ursprünglichkeit der Erlebnisse, Stimmungen, Anschauungen und Gedanken zu geben, die in diesen von 1835—1863 reichenden „Tagebüchern" zutage kam. Jede Sammlung, wie jede Auswahl von Friedrich Hebbels Werken muß daher die Tagebücher berücksichtigen, muß sich wenigstens bemüht zeigen, dem Eigentümlichsten, Bedeutungsvollsten und Tiefsten dieser Aufzeichnungen des Dichters, sowohl nach der Seite der persönlichen Erinnerung, wie der allgemeinen Weltbetrachtung, Leser zu gewinnen. Erscheint für die Zwecke dieser Ausgabe ein Wiederabdruck der „Tagebücher" schlechthin unmöglich, so soll es doch nicht unterlassen werden, durch einen Auszug aus diesen umfänglichen Selbstgesprächen Hebbels den Eindruck und die Nachwirkung seiner poetischen Schöpfungen zu unterstützen. Ich brauche nicht zu sagen, daß auch der einleitenden biographischen Studie die „Tagebücher" vielfach zugrund liegen und daß daher die Wiederholung einer und der anderen, besonders charakteristischen Stelle nicht völlig zu vermeiden war.



1835.

Den 23. März.

Ich fange dieses Heft nicht allein meinem künftigen Biographen zu Gefallen an, obwohl ich bei meinen Aussichten auf die Unsterblichkeit gewiß sein kann, daß ich einen erhalten werde. Es soll ein Notenbuch meines Herzens sein, und diejenigen Töne, welche mein Herz angibt, getreu, zu meiner Erbauung in künftigen Zeiten, aufbewahren. Der Mensch ist anders, als ein Instrument, bei welchem alle Töne in ewigem Kreislauf, wenn auch in den seltsamsten Kombinationen, wiederkehren; das Gefühl, welches in seiner Brust einmal verklingt, ist für immer verklungen, ein gleicher Sonnenstrahl erzeugt in der psychischen nie, wie in der physischen, dieselben Blumen. So wird jede Stunde zur abgeschlossenen Welt, die ihren großen oder kleinen Anfang, ihr langweiliges Mittelstück und ihr ersehntes oder gefürchtetes Ende hat. Und wer kann gleichgültig so manche tausend Welten in sich versinken sehen und wünscht nicht, wenigstens das Göttliche, sei es Wonne oder Schmerz, welches sich durch sie hinzog, zu retten? Darum kann ich es immer entschuldigen, wenn ich täglich einige Minuten auf dieses Heft verwende.

Den 26. März, abends. Vision.

— — — und ich sah eine dunkle Gestalt aus der Tiefe steigen und sich auf einen Thron setzen. Und alle Toten zitterten sehr, nur diejenigen nicht, die schwarz oder blutrot gezeichnet waren, denn das war die Farbe, die die Gestalt selber trug. Und es erschien der gekreuzigte Christus, noch einmal wie ein Übeltäter, und jetzt vor dem Teufel als Richter. „Hochverräter an mir und der Menschheit!"

Der Name ist heutzutage so nur das einzige, welches die Menschen am Teufel nicht mögen.

Ich sah mich selbst als alten Mann.

Den 12. April.

Die Linie des Schönen ist haarscharf und kann nur um 1000 Meilen überschritten werden. Das Geringste ist alles.

Den 20. April.

Sehr oft ist das Wiedersehen erst die rechte Trennung. Wir sehen, daß der andere uns entbehren konnte, er betrachtet uns, wie ein Buch, dessen letzte Kapitel er nicht gelesen hat, er will uns studieren und wir haben ihn ausstudiert!

Warum kann ich keine Musik länger hören, als eine Viertelstunde? Ich denke mir: es gibt ein Tiefstes der Seele, wenn dieses aufgeregt ist, so kann sie nur noch gefoltert oder kalt gemacht werden. Der Schmerz liegt überhaupt in der Dauer, die Freude im Augenblick.

Den 24. April.

Wie ist es mit Blumendüften? Entwickeln sie sich fortwährend aus den Blumen, oder ist ihre Dauer an einen Augenblick geknüpft. Unter Dauer verstehe ich hier natürlich den höchsten Grad geistigen Gehaltes.

Den 19. Mai.

Und wenn man denn auch die bewußte Unsterblichkeit aufgeben muß — ist es nicht gleichgültig, ob ich weiß, daß ich schon früher gelebt habe, wenn ich jetzt nur lebe?

Den 18. Juni.

Solch einen Roman kann ich am Ende noch zugestehen, wo die Situationen ungeheuer sind und eben darum in ganz gewöhnlichen Charakteren das Ungewöhnliche hervorbringen.

Den 1. Juli.

Byron ist eigentlich nichts weniger, als ein Genie. Dasjenige, was einer eigenen Weltanschauung gleicht, ist eine bloße bizarre Richtung seiner Phantasie, die sich aus den Verhältnissen, in welchen er lebte, sehr wohl erklären läßt. Er wäre vermutlich kein so großer Dichter geworden, wenn er kein so großer Sünder gewesen wäre.

Ob Luther am Ende ein so strenger Orthodox war, als er gewesen zu sein scheint? Ich habe keine anderen Gründe für meine Meinung, als solche, die aus der Natur des menschlichen Geistes hergenommen sind, aber es will mir vorkommen, als ob der Genius niemals Knecht seines Zeitalters sein könne. Luther berücksichtigte vielleicht bloß sein Zeitalter, er setzte den Menschen,

die bei dem Anblick der Unermeßlichkeit schwindelten, einen starken Pfeiler hin, damit sie sich daran festhalten möchten, wenn er gleich weit entfernt war, die Anbetung des Pfeilers zu verlangen. Eben aber, weil er die Notwendigkeit der positiven Religion eingesehen hatte, kämpfte er für willkürliche Dogmen als ob es für den Himmel selbst gewesen wäre.

Den 14. Juli.

Warum haben Schillers Gedichte hauptsächlich für die Jugend so hohen Reiz? Weil dem Knaben und Jüngling die Philosophie darin als ein Unbekanntes und Bestimmtes entgegentritt, was sie später leider nicht mehr ist.

Menschliche Verhältnisse haben nur so lange Peinliches für mich, als ich sie nicht durchschaut, als ich nicht erkannt habe, daß sie auf der Natur basiert sind.

Wen ein großes Schicksal zugrunde richtet, ist klein, wen ein kleines vernichtet, der kann groß sein.

Den 16. Juli.

Ich kann mir keinen Gott denken, der spricht. So wie der Physiologe nur durch die Anatomie des Tiers die Konstruktion des Menschen erfaßt hat, so sollte auch der Psycholog mit dem Tiere anfangen und durch die an diesem beobachteten geistigen Erscheinungen zum Menschen hinaufsteigen.

Den 19. Oktober.

Die Hamburger Zensur befiehlt gegenwärtig, daß ihr auch die Auflösung der Rätsel und Charaden vorgelegt werden müssen. Ich denke, dies löst manches Rätsel auf.

Als dem Zensor Hoffmann ein Gedicht von mir: „Zum 18. Oktober 1835“ vorgelegt wurde, gab er es dem Buchdrucker entrüstet mit den Worten zurück: „wie kann die gute Frau (die Doktorin Schoppe) glauben, daß ich solche Gedichte passieren lasse!“

Den 24. Oktober.

Heute — nichts zu notieren, viel zu behalten.

Der Geschmack einer Nation geht dem Genius nie vorauf, sondern hinkt ihm beständig nach.

Wenn ich meinen Begriff der Kunst aussprechen soll, so müßte ich ihn auf die unbedingte Freiheit des Künstlers basieren und sagen: die Kunst soll das Leben in all seinen verschiedenartigen Gestaltungen ergreifen und darstellen. Mit dem bloßen Kopieren ist dies natürlich nicht abgetan, das Leben soll bei dem

Künstler etwas anderes, als die Leichenkammer, wo es aufgeputzt und beigesetzt wird, finden. Wir wollen den Punkt sehen, von welchem es ausgeht, und den, wo es als einzelne Welle sich in das Meer allgemeiner Wirkung verliert. Daß diese Wirkung eine gedoppelte sein und sich sowohl nach innen als nach außen kehren kann, ist selbstverständlich. Hier ist die Seite, von welcher aus sich eine Parallele zwischen den Erscheinungen des wirklichen Lebens und denen des in der Kunst fixierten ziehen läßt.

Gefühl ist das unmittelbar von innen heraus wirkende Leben. Die Kraft, es zu begrenzen und darzustellen, macht den lyrischen Dichter.

Das Drama schildert den Gedanken, der Tat werden will durch Handeln oder Dulden.

1836.

Den 1. Januar.

Ich halte es für gar kein untrügliches Zeichen innerer Nichtigkeit, wenn ein Mensch bis ins 20. Jahr hinein schlechtes Zeug schreibt, aber für ein unfehlbares, wenn er sich in seinen Jämmerlichkeiten gefällt. Selbst dann, wenn er noch nicht zur Produktion gediegener Gedichte oder Aufsätze vorgedrungen ist, wird der tüchtige Geist, der überhaupt in diesem Zustande mit jeder Woche eine neue Periode abschließt, mit Bestimmtheit ahnen, daß er in dem Hervorgebrachten dem Vortrefflichen nicht nahe gekommen sei und es deswegen verwerfen, ja hassen und vernichten, wogegen naturgemäß, der geborne Schwächling seine Maikäfer sorgfältig aufheben und bei jeder Gelegenheit, sei es nun für sich durch Rezitieren, oder für andere durch Vorlesen, fliegen lassen wird. Bis zu einem gewissen Punkt wird der Schwächling den Gesunden gar zu überholen scheinen, eben weil er sich nur das Oberflächliche der Form (es gibt auch eine Tiefe der Form!) aneignen kann, sich über dieses aber gar leicht zum Herrn macht, während der Tüchtige diese so lange verschmäht, bis der Guß, den sie in sich aufnehmen soll, fertig ist.

Den 5. Januar.

Ich halte es für die größte Pflicht eines Menschen, der überhaupt schreibt, daß er Materialien zu seiner Biographie liefere. Hat er keine geistigen Entdeckungen gemacht und keine fremden Länder erobert, so hat er doch gewiß auf mannigfache Weise geirrt und seine Irrtümer sind der Menschheit eben so wichtig, wie des größten Mannes Wahrheiten. Darum werde

ich von jetzt an dieses Buch zu einem Barometer bestimmen für den jetzigen Jahreszeitenwechsel meiner Seele und zugleich zuweilen den Blick rückwärts kehren, ob ich hie und da einen geistigen Wendepunkt entdecken kann.

Was ich zuerst zu bemerken habe, ist der Tag, an welchem mir Uhland zuerst entgegen trat. Ich las von ihm in einem „Odeum“ ein Gedicht: Des Sängers Fluch, und war jemals ein Gedicht ein Alp gewesen, der mich erdrückte, so war es dieses. Er führte mich auf einen Gipfel, dessen Höhe ich im ersten Augenblick nur dadurch erkannte, daß mir die Luft zum freien Atmen fehlte. Ich hatte mich bisher bei meinem Nachleiern Schillers, über diesen Lyriker spricht der Umstand das Urteil, daß er dem Menschen in der Jugend nahe steht und bei vorgerückten Jahren fern, wogegen bei anderen Dichtern das umgekehrte Verhältnis stattfindet — sehr wohl befunden und dem Philosophen manchen Zweifel, dem Ästhetiker manche Schönheitsregel abgelauscht, um Seitenstücke zum Ideal und das Leben und zu anderen Treibhauspflanzen, die es bei gekünstelter Farbe doch nie zu Geruch und Geschmack bringen, zu liefern; von Goethe war mir nur wenig zu Gesicht gekommen, und ich hatte ihn um so mehr etwas geringschätzig behandelt, weil sein Feuer gewissermaßen ein unterirdisches ist und weil ich überhaupt glaubte, daß zwischen ihm und Schiller ein Verhältnis, wie etwa zwischen Mahomet und Christus, bestehe; daß sie fast gar nicht miteinander verwandt seien, konnte mir nicht einfallen. Nun führte Uhland mich in die Tiefe einer Menschenbrust und dadurch in die Tiefen der Natur hinein; ich sah, wie er nichts verschmähte, — nur das, was ich bisher für das Höchste angesehen hatte, die Reflexion! — wie er ein geistiges Band zwischen sich und allen Dingen aufzufinden wußte, wie er, entfernt von aller Willkür und aller Voraussetzung — ich weiß kein bezeichnenderes Wort — alles, selbst das Wunderbare und das Mystische, auf das Einfach-Menschliche zurückzuführen verstand, wie jedes seiner Gedichte einen eigentümlichen Lebenspunkt hatte und dennoch nur durch den Rückblick auf die Totalität des Dichters vollkommen zu verstehen und aufzunehmen war. Dieses reine, harmonische Glockenspiel erfreute mich so lange, bis ich es zu seinem Ursprung zu verfolgen und mir über den Eindruck, den es auf mich hervorgebracht, Rechenschaft zu geben suchte; und nicht, ohne der Verzweiflung, ja, dem Wahnsinn nahe gewesen zu sein, gewann ich das erste Resultat, daß der Dichter nicht in die Natur hinein, sondern aus ihr heraus dichten müsse. Wie weit ich nun noch von Erfassung des ersten und einzigen Kunstgesetzes, daß sie nämlich an der singulären Erscheinung das Unendliche ver-

anschaulichen solle, entfernt war, läßt sich nicht berechnen Ich bedauere, daß die Führung eines Tagebuchs, die ich mir vorgenommen, damals unterblieb; aber, ich mochte nicht wühlen in meinen Wunden und erinnere wenig mehr über jene Periode, als daß ich einen sehr langen und sehr finstern Weg zurückgelegt und das Ziel früher erreicht, als erkannt habe. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß jeder tüchtige Mensch in einem großen Mann untergehen muß, wenn er jemals zur Selbsterkenntnis und zum sichern Gebrauch seiner Kräfte gelangen will; ein Prophet tauft den zweiten, und wem diese Feuertaufe das Haar sengt, der war nicht berufen!

Den 4. Juni.

All mein Leben und Streben ist jetzt eigentlich nur noch ein Kämpfen für Mutter und Leichenstein. Jene soll nicht darben, wenigstens nicht an Hoffnung — mehr kann ich ihr seit lange schon nicht geben — dieser soll nicht durch hämische Zungen verunglimpft werden.

Sonst, wie sie mich drückt, diese hohle, flache Existenz, wie es mich drückt, für eine Last, der ich erliege, auch noch, damit sie mir bleibt, arbeiten zu müssen!

Nur mit Bezug auf sich selbst, auf die inneren Konflikte, halte man jenen Grundbegriff notwendiger Verschiedenartigkeit aller individuellen Weltanschauung fest. Nach außen hin verfechte man die seinige, das ist Lebensbedürfnis und Lebensbedingung zugleich.

Die Kraft zum Leben fängt immer an, wo die Kraft zum Leben aufhört. Und es ist nicht immer Feigheit, die nicht länger wagt, sich den großen Geheimnissen des Grabes und der Ewigkeit entgegen zu stellen; es ist auch wohl bloßes Lebensbedürfnis, welches sich in den Gott hineinspielt, um den Menschen durch ein in der Idee sich Angeeignetes zu ergänzen.

Der Jüngling erwählt sich den Irrtum zum Liebchen, das ist schlimm, der Mann erwählt ihn zur Großmutter, das ist schlimmer.

Weil die Deutschen wissen, daß die wilden Tiere frei sind, fürchten sie, durch die Freiheit zu wilden Tieren zu werden.

Nur die nächste Folge einer Tat darf dem Menschen zugerechnet werden; alles andere ist Eigentum der Götter; sie tun, was ihnen gefällt und uns nicht gefällt.

Die Weiber wollen keine Verhältnisse, als ewige.

Den 9. Juni.

Gestern abend die Anna beendet. Zum erstenmal Respekt gehabt vor meinem dramatisch-episch in Erzählungen sich ergießenden Talent.

Merkwürdiges Verhältnis zu einem Menschen, von dem man nicht weiß, ob er lebt oder tot ist. Etwa eine Beschwörungsszene an den Toten und der Lebende tritt ein.

Den 17. Juni.

Schneidler bemerkte sehr richtig: mag Selbstmord Feigheit sein: Viele kommen vor Feigheit nicht einmal zu dieser Feigheit.

Wenn einem Philosophen ein Licht aufgeht, ist's für den andern immer ein Schatten.

Den 1. Juli.

Meine Poesien aus der ersten Zeit sind unter allem Begriff schlecht, doch enthielten sie — was mich damals ordentlich plagte, da ich daraus den Schluß zog, daß es mir an Phantasie fehle — keinen Unsinn.

Eine poetische Idee läßt sich gar nicht allegorisch ausdrückeu; Allegorie ist die Ebbe des Verstandes und der Produktionskraft zugleich.

Wie viele Lichter verdanken bloß ihrem Leuchter, daß man sie sieht.

Furcht ist kein Gefühl; es ist der einzige Zustand, der den Menschen aufhebt.

Siehst du einen bedeutenden Mann in einer dir niedrigen oder widerlichen Sphäre, so lache nicht ins Fäustchen und denke: ei, welch ein Mensch bin ich; ich habe die Kraft, dort weg zu bleiben und jener hat sie nicht einmal! Sondern denke: Jener hat die Kraft, in einer Region zu existieren, die mich erdrücken würde!

Wirf nicht immer weg, was du verwirfst. Bist du was, so hängt all dein Tüchtiges oft mit deinem Fehler zusammen, wie der Baum mit seinem Erdreich. Sei dieses so schlecht, wie es wolle; es muß geduldet werden, des Baumes wegen.

Den 18. Juli.

Die französische Revolution lehrt eigentlich recht, wie unendlich viel Menschen von Bedeutung, die sich sonst im gemeinen Leben verpuffen, zu jeder Zeit vorhanden sind. Darum darf uns kein Abgrund erschrecken, kein Gipfel verwundern, der unerwartet und plötzlich erscheint oder hervortritt.

Der zweite Teil des Faust ist einer mythologischen Prozedur

des Geistes entsprossen, aber das Mythologische ist nicht poetisch, denn es hat keine Grenzen und darf keine Grenzen haben.

Den 4. August.

Mittags habe ich mit Rousseau eine Gemäldegalerie gesehen; darunter von Holbein eine Maria Stuart, ein Gesicht, welches weiß, daß es einer Königin und der schönsten Frau angehört; einen Albrecht Dürer von ihm selbst, sein Gesicht, das Inhaltsverzeichnis seiner Leidensgeschichte, worin sich aber deutlich ausspricht, daß es nun nicht schlimmer werden kann; viele Porträts von Lucas Kranach; Venus, Bacchus, Cybele und Amor von Guido Reni; Schülererzeugnisse aus der Rembrandschen Schule; einiges von Titian; eine Kopie nach Raphael. An einzelnen Gemälden, deren Meister ich nicht kannte: das Porträt der Frau von Montespan, übermütig-anziehend, ein Weib, worin sich nur ein König zu verlieben herausnimmt; ein Faun, der eine schlafende Nymphe, den Schleier aufhebend, betrachtet, mit Blicken, die sie erwecken könnten, wie ringelnde Feuerflammen, die am Bett hinauflecken; eine Trinkstube aus der niederländischen Schule: zwei sitzen am Tisch, der Wirt steht vor dem Kamin, die Flamme zwischen seine Beine hindurchfallend, wunderbar alles beleuchtend.

Ein Spiegel war angebracht, damit, wenn eine Dame betrachten will, das schönste Bild nicht fehle.

Im allgemeinen ist die Heidelberger Gegend, dem letzten Punkt des Begriffs nach, trist, wenigstens für mich, denn statt der himmelanstrebenden Berge, die früher die Phantasie auftürmte, drängte sie mir Zwerge entgegen. Eine Ebene, selbst die Dithmarsische, hat etwas Unendliches.

Auf Anerkennung des vorhandenen Trefflichen basiert sich eigentlich das ganze Gefühl der Menschheit.

Die Natur wiederholt ewig in weiterer Ausdehnung denselben Gedanken; darum ist der Tropfen ein Bild des Meeres.

Wie der Sternenhimmel die Menschenbrust weit machen kann, begreife ich nicht; mir löst er das Gefühl der Persönlichkeit auf, ich kann nicht denken, daß die Natur sich die Mühe geben sollte, mein armseliges Ich in seiner Gebrechlichkeit zu erhalten.

Den 6. August.

Die Klage ohne Trauer ist mehr noch, als die Trauer ohne Klage, dasjenige, was die Menschenseele, wo sie auch hören oder sehen mag, erdrückt. Es ist das Leben selbst, hingestellt in seiner vollen Bedürftigkeit.

Mitten unter den ungeheuersten Kräften, die ihn umbrausen, mit verbundenen Augen allein zu stehen und doch das lösende Zauberwort auf der Lippe zu fühlen, das ist des Menschen schweres Los. Ein Schiffer in der Sturmnacht auf unbekanntem Gewässer.

Den 31. August.

Heute abend eine wunderbar-schöne Beleuchtung des Himmels. Anfangs einige blaßrote Wolken, dann plötzlich das schönste, mildeste Gelb, darauf das reinste Violett und dann ein immer mehr zudunkelndes Rot, alles sich im Neckar spiegelnd und auf den Ziegelhauser Äckern sich reflektierend.

Den 2. September.

Heute abend von Rendtorfs Zimmer am Neckar aus das imposanteste Gewitter beobachtet. Die Wolken türmten sich, anfangs ballenweise, später in ungeheuren schwarzen, festen Massen hinter dem Heiligenberg auf, dann wie ein Heer stiegen sie über das Haupt des Berges empor und ergossen sich nun in Strahlenformen im gewaltigsten, den ganzen Berg unsichtbar machenden, von Blitzen durchkreuzten Regen, der sich wie ein in der Luft befindliches Meer ausnahm; man sah einzelne Wolken fast, wie zusammenbrechend unter der Last, auseinander fließen; der Neckar verlor seine gewöhnliche Wellenbewegung und trieb sein Wasser, wie in Rauch- oder Wolkenfiguren, und gleich nachher stieg in Höhenrauch die zur Erde gekommene Masse wieder als Wolkenknäul auf und lagerte sich abermals um den Berg.

Vogel und Käfig sind füreinander. Aber der Mensch will keinen kleineren Käfig, als die Welt.

Des Menschen Glück ist nicht an seine Kraft, sondern an seine Laune geknüpft.

Den 3. September.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Aber, es glänzt auch nicht alles, was Gold ist, sollte man billig hinzusetzen.

Was man in oder kurz vor dem Katzenjammer genossen hat, das widert an, deshalb später so die Philosophie.

Heute abend um und nach Sonnenuntergang unendlich-eigentümlich-schöner Himmel. Auf dunkelblauem Grunde wellenförmige, halbrötliche Wolken und an anderen Stellen das Dunkelblau von einem kleinen, weißen Punkt durchbrochen; Farben, die durch die Sprache kaum angedeutet werden können.

Mir ward das Wort gegeben,
Daß ich's gebrauche frei,

Und zeige, wie viel Leben
Drin eingeschlossen sei.
Ich will ihn mutig schwingen,
Den geist'gen Donnerkeil,
Und kann er mir's nicht bringen,
So bringt er andern Heil!

Den 5. September.

Der Mann hat sich mit Welt und Leben zu plagen, das Weib mit dem Mann. Er sei wahrhaft gegen sie in allen seinen Verhältnissen, sie diskret gegen ihn. Wenn es ihm unmöglich ist, die Blumenkette des Augenblicks, die er sich anlegen ließ, in die Ankerkette der Ewigkeit zu verwandeln, so tue er das Ungeziemende; das wirkt auf sie, wenn sie echtes Weib ist, wie das Unedle und heilt sie, indem es sie verwundet. Unwürdig aber, ja nichtswürdig ist's, obwohl die liebe Eitelkeit es nicht gern zugibt, lieber ein Teufel zu sein, als zu scheinen. Wenn der Gott vom Altar genommen wird, so zerschmettere man ihn.

München.

Das Weib ist in den engsten Kreis gebannt: wenn die Blumenzwiebel ihr Glas zersprengt, geht sie aus.

Keine Wärme sollte ohne Licht, aber auch kein Licht ohne Wärme sein!

Es wäre ein geistiger Zustand denkbar, wo der Mensch, indem er sich ganz und gar an den irdischen Kreis gewöhnt hätte, in einen anderen nicht mehr eintreten könnte, und dies wäre, was Verdammnis heißen sollte.

Dichtende und bildende Kunst treffen darin zusammen, daß beide gestalten, d. h. eine abgegrenzte Masse der Grundmalerei in bestimmten Verhältnissen, die durch die Natur gegeben sind, zur Anschauung bringen sollen, und wenn der Dichter eine Idee darstellt, so ist es ganz dieselbe Verfahrungsweise, als ob der Maler oder Bildhauer die edlen oder schönen Umrisse eines Körpers gibt.

Bei dem Eintritt in die Glyptothek hatte ich das Gefühl, was ein Schnitter hat, wenn er das Ährenfeld betritt. Jede Bildsäule ein verschlossenes eigentümliches Leben, das sich mir entsiegeln soll: Aufgabe ohne Grenzen.

Uns freut selten so sehr das einer Natur Gemäße, als das ihr nicht Gemäße. Daß Quecksilber flüchtig ist, finden wir zu alltäglich, aber wenn Eisen zu tanzen anfinge, würden wir klatschen.

Den 16. zum erstenmal eine Madonna von Raphael gesehen.

Wenn ein großer Mann eine Rede gehalten und darin bewiesen hat, daß Jan Hagel ein Mensch sei, so spannt Jan Hagel sich anstatt der Pferde vor den Wagen und beweist dadurch das Gegenteil.

Den 18. Oktober.

Ein Autor ist nicht, wie ein Weinbauer, der nüchtern bleibt, wenn andere seine Produkte trinken. Ein Autor wird schon dadurch berauscht, daß andere sich in seinen Gedichten usw. berauschen.

Den 29. November.

Ich bin körperlich nicht gar wohl und geistig noch weniger, die Cholera wütet in der Stadt, dennoch scheint's mir unmöglich, daß ich sterben könne. Ob ein mystisches Gefühl im Menschen liegt, was ihm sagt, ob die ökonomisch-umsichtige Natur ihn schon in ihre Pläne verwendet hat, oder nicht?

Den 3. Dezember.

Die im Leben glücklich Gestellten sollten wissen oder bedenken, daß die Not die Fühlfäden des innern Menschen nicht abstumpft, sondern verfeinert; dann würden sie sich ihrer Stellung nicht so oft überheben, denn gewiß geschieht dies weniger aus Vorbedacht als aus Dummheit. Aus dem Innersten heraus!

Den 5. Dezember.

Vor einer hohen Freude zittert der Mensch fast so sehr, wie vor einem großen Schmerz; da mag er fürchten, die Traube des Lebens auf einmal zu pflücken und den dürren Stock in der Hand zu behalten.

Die tiefsten Wunden muß ein edler Mensch dem andern schlagen.

Wir begehen manche Sünde bloß, um sie bereuen zu können.

Manche Dinge sollte man nicht in die Mode bringen, damit sie endlich aus der Mode kommen.

Als mein Vater am Sonnabend, abends um sechs Uhr den 11. November 1827, nachdem ich ihn am Freitag zuvor noch geärgert hatte, im Sterben lag, da fleht' ich krampfhaft: nur noch acht Tage, Gott; es war, wie ein plötzliches Erfassen der unendlichen Kräfte, ich kann's nur mit dem konvulsivischen Ergreifen eines Menschen am Arm, der in irgendeinem ungeheuren Fall,

Hilfe oder Rettung bringen kann, vergleichen. Mein Vater erholte sich sogleich; am nächstfolgenden Sonnabend, abends um sechs Uhr, starb er!

Ich habe oft ein Gefühl, als ständen wir Menschen (d. h. jeder einzelne) so unendlich einsam im All da, daß wir nicht einmal einer vom andern das Geringste wüßten und daß all uns're Freundschaft und Liebe dem Aneinanderfliegen vom Wind zerstreuter Sandkörner gliche.

Den 15. Dezember.

Es ist erstaunlich, wie weit man alle menschlichen Triebe auf einen zurückführen kann.

Schließt der Begriff Unsterblichkeit den Begriff Ewigkeit ein? Ist jener ohne diesen denkbar? Das nächste Ziel mit Lust und Freude und aller Kraft zu verfolgen, ist der einzige Weg, das Ernste zu erreichen.

Junge Leute setzen sich zum Dichten nieder, und meinen zum Gedicht.

In die Hölle des Lebens kommt nur der hohe Adel der Menschheit; die andern stehen davor und wärmen sich.

Als die Totenfrau von der Witwe noch nicht bezahlt war, erzählte sie, bei der Leiche des Herrn Pastors hätte sie in der Nacht die Engel singen hören; als die Bezahlung zu gering ausfiel, fand sie für jenes Singen die natürliche Auflösung in einem Traum.

Manches Land ist leichter zu bedecken, als zu decken.

Willst du wissen, was ist das Leben, so frage dich: was ist der Tod?

Die Weiber kennen keinen Gott, als den Gott der Liebe und kein Sakrament, als das Sakrament der Ehe.

Zwei Menschen sind immer zwei Extreme.

Den 31. Dezember.

Am Schlusse dieses 1836. Jahres mag ich mir sagen, daß das heranrückende 1837. mehr, wie irgendein vorher gegangenes, Entscheidung für mich mit sich führen muß. Äußerlich handelt es sich um Begründung einer Existenz durch literarische Bestrebungen; auch innerlich kann dieser zwischen überflutender Fülle und gräßlicher Leere hin und her schwankende und gleich dem eines Trunkenboldes auf und ab steigende Zustand nicht lange mehr fortbestehen. Eine Erfahrung von Bedeutung glaube ich über mich selbst im letzten Jahre gemacht zu haben, nämlich die, daß es mir durchaus unmöglich ist, etwas zu schreiben, was sich nicht wirklich mit meinem geistigen Leben aufs innigste verkettet.

Ebenfalls fühl' ich mich jetzt — das war früher nicht der Fall — vom Innersten heraus zum Dichter bestimmt; irrt ich dennoch darin, so wäre mir mit dem Talent zugleich jede Fähigkeit, das in der Kunst Würdige und Gewichtige zu erkennen, versagt, denn das Zeugnis, mich redlich um den höchsten Maßstab bemüht und diesen streng an die Dokumente meines poetischen Schaffens gelegt zu haben, darf ich mir geben. Die Kunst ist das einzige Medium, wodurch Welt, Leben und Natur Eingang zu mir finden; ich habe in dieser ernsten Stunde nichts zu bitten und zu beten, als, daß es mir durch ein zu hartes Schicksal nicht unmöglich gemacht werden möchte, die Kräfte, die ich für sie in meiner Brust vermute, hervorzukehren!

1837.

Die erste Bitte, mit der ich in diesem angefangenen neuen Jahre vor den Thron der ewigen Macht zu treten wage, ist die Bitte um einen Stoff zu einer größeren Darstellung. Für so mancherlei, das sich in mir regt, bedarf ich eines Gefäßes, wenn nicht alles, was sich mir aus dem Innersten losgerissen hat, zurücktreten und mich zerstören soll! Wenig positive Kenntnis, aber höhere Einsicht in meine eigene Natur und deren Zustände, bessere Übersicht vieler Dinge der Welt und des Lebens, tiefere Erkenntnis des Wesens der Kunst und größere Herrschaft über jenes Unbegreifliche, das ich unter dem Ausdruck Stil befassen möchte, hab' ich doch gewonnen. Ich bin der Natur um tausend Schritt näher gekommen; ich hab' sie im letzten Sommer vielleicht zum erstenmal — sonst war sie mir weniger Wein, als Becher, wie so vielen, — genossen, und dafür hat sie mir denn — so gewiß ist's, daß nur Genuß zum Verständnis führt, — manches vertraut. Als Schriftsteller, die auf mich gewirkt, muß ich zuerst Goethe nennen, den ich in Heidelberg durch Gravenhorsts Güte fast ununterbrochen gelesen habe; dann aber auch Börne und endlich Jean Paul. Ich habe mich mehr und mehr von der Wahrheit des all meinem Streben zugrunde liegenden Prinzips, daß bei dem Menschen nie von äußerer Erleuchtung, sondern nur von innerem Tagen die Rede sein könne, überzeugt; mein Evangelium ist: alles Höchste, in welchem Gebiet es auch sei, erscheint nur, und wird selbst durch den geweihtesten Priester vergebens gerufen; man entdeckt nichts durch die Wissenschaft, sondern nur bei Gelegenheit der Wissenschaft, dies aber gibt der Wissenschaft noch Würde genug. An bedeutenden Persönlich-

keiten hab' ich kennen gelernt: Gustav Schwab und Ludwig Uhland; sowie aus anderen Fächern Thibaut und Mittermeier; Schelling und Görres; an Städten Heidelberg, Straßburg und München; an Werken bildender Kunst: den Münster und die Antiken der Glyptothek. Etwas, doch nur wenig, bin ich auch in der mir in den Dithmarsischen Schmach- und Peinverhältnissen verloren gegangenen Fertigkeit, mich, wenn ich Menschen gegenüber stehe, selbst für einen Menschen zu halten, weiter gekommen.

— Wir sind immer so klein, als unser Glück, aber auch so groß, als unser Schmerz.

— Das eigentlich Erdrückende eines Schmerzes bricht sich geistig, wie körperlich, in der Klage.

— In der Kunst ist nichts Künstliches, das Eigentümlichste eines Zustandes verrät er mir eben dann, wenn er mich umgibt.

Den 9. Januar.

Das gefährlichste Buch wäre von einem diebischen Zensor, der wie ein Schneider, alle abgeschnittenen Lappen aufhöbe, um sie dann zu verarbeiten, zu erwarten.

— Das ist des Menschen letzte Aufgabe, aus sich heraus ein dem Höchsten, Göttlichen, Gemäßes zu entwickeln und so sich selbst Bürge zu werden für jede seinem Bedürfnis entsprechende Verheißung.

Wir müssen nicht klagen, daß alles vergänglich sei. Das Vergänglichste, wenn es uns wahrhaft berührt, weckt in uns ein Unvergängliches.

Der Stifter einer Religion, Sujet für ein Trauerspiel.

Ich glaube, wenn mich nichts vom Selbstmord zurückhielte, so wär's der Gedanke, auf die Anatomie geschleppt und dort zerschnitten zu werden. Was bleibt, wenn sogar der letzte Traum: Ruh im Grabe dahin ist.

Den 29. Januar.

Woher kommt's, daß ich's noch nie so sehr, wie jetzt, gefühlt habe, daß der Glaube an ein Höchstes, nicht bloß in der Menschheit, sondern auch im einzelnen Menschen, mir unbedingt zum Leben selbst notwendig ist. Kommt's daher, daß ich vielleicht eben jetzt im Begriff stehe, ihn zu verlieren?

Den poetischen und genialen Gedanken (Beides ist in der Bedeutung eins) unterscheidet von jedem anderen die Unmittelbarkeit mit der er hervortritt, und die Unveränderlichkeit, mit der er sich fixiert.

Vielleicht ist das erste Leben ein Probierstein fürs zweite was sich nicht goldhaltig genug zeigt, wird als Schlacke in die Grabhöhle geworfen und nur das Gediegene dauert fort.

Man muß dem Weib keine Rechte, nur Privilegien einräumen. Sie wollen diese auch lieber als jene.

Den 13. April.

Wie ein Mensch mehr Glück als er verdient ertragen kann, begreif' ich nicht; dies muß der armseligste aller Zustände sein.

Der Mann verliert entweder alles oder nichts; entweder nicht den Freund, oder zugleich die Freundschaft, die Geliebte, oder zugleich die Liebe. Bei den Weibern ist es anders, in ihrem Schmerz, wie in ihrem Glück liegt Hökerei.

Man wirft Napoleon Selbstsucht vor — was bleibt denn einem solchen Mann, außer Selbstsucht!

Wir Menschen haben darum so oft recht, weil wir so selten ganz recht haben. Das Wort ist ein Denkstein, nicht dessen, was die Menschheit Jahrtausende hindurch bei gewissen Gegenständen gedacht hat, sondern nur dessen, daß sie dabei gedacht hat. Ein bedeutender Unterschied.

Es gibt keinen Weg zur Natur der Dinge, der nicht von ihnen zu entfernen schiene.

Der wahrhaft bedeutende Geist kann in keine Zeit fallen, die es ihm unmöglich machte, seine großen Kräfte spielen zu lassen; fällt er in ein mattes, entkräftetes, leeres Jahrhundert, so — ist ja eben das Jahrhundert seine Aufgabe.

Die meisten Erfahrungen über mich selbst habe ich in Augenblicken gemacht, wo ich die Eigentümlichkeiten anderer Menschen erkannte.

Man sollte eigentlich in seiner Nähe nichts dulden, was man nicht völlig kennt. Die Ausübung dieser Lebensregel würde weit führen.

Bei Betrachtung bedeutender Kunstwerke am einzelnen haften zu können, ist Zeichen eines mittelmäßigen Kopfs. Dagegen ist es aber ebenfalls Zeichen der Mittelmäßigkeit eines Kunstwerks (dichterischen oder plastischen), wenn man über das einzelne nicht hinaus kann, wenn es sich dem Ganzen gewissermaßen in den Weg stellt.

Der Mensch kann eigentlich sein Ich aus der Welt gar nicht weg denken. So fest er mit Welt und Leben verwebt ist, eben so fest, glaubt er, seien auch Leben und Welt mit ihm verwebt.

In jedem Menschen bleibt irgendein Rest von Gutem. Das

ist ein letztes grünes Zweiglein der Pflanze, in dem das Leben sich erhält. Der Gärtner wird ihn zu nutzen wissen.

Gewöhnliche Menschen sind weit mehr Dichter im Sprechen, als im Schreiben; denn während sie sprechen, wirkt auf sie Leben und Welt gemeinsam ein und läßt sie oft das Rechte, das Inneres und Äußeres verknüpfende Wort, ergreifen; wenn sie schreiben, sind sie auf sich selbst verwiesen.

Ob das Christentum fortbestehen wird, oder nicht? Jedenfalls ist die Krisis eingetreten, denn was früher nur einen Teil der Literatur bewegte, bewegt jetzt das Leben; hält sich in solchem Kampf eine Institution, so hält sie sich auf ewig.

Den 29. Mai.

Ich habe heute einen Entschluß gefaßt, zu dessen Ausführung mir Gott Kraft verleihe. Ich habe bisher all mein Tun und Treiben zu einseitig auf Poesie bezogen; heut hab' ich eingesehen, daß dieser Weg mich am Ende auf ein schales Nichts reduzieren muß. Es heißt statt des Baums die Blüte pflegen; der Weg zum Dichter geht nur durch den Menschen. Ich werde von nun an arbeiten, arbeiten um der Arbeit und des Nutzens willen, den sie als solche für mich als Menschen haben wird, oder kann!

Den 29. Mai.

Wir halten in Sachen der Kunst oft etwas unter der Natur, weil es nicht eine Linie über die Natur hinaus ist.

Jedes Talent verlangt ein Leben zu seiner Ausbildung, und das schwächere vielleicht am dringendsten. Nur aber frägt es sich, ob die Ernte zu der Saat in Verhältnis steht.

Gestern abend beim Zu-Bett-gehen hatt' ich ein Gefühl, wie es mir sein würde, wenn ich meinen Körper verlassen müßte. An diesen wohlgestalteten Leib fühlt der Mensch sich so mannigfach durch Leid und Freude, durch Bedürfnis und Gewohnheit, gefesselt, an diesem Leib, mit ihm und durch ihn hat sich das, was er sein Ich nennt, entwickelt, dieser Leib ist es, der ihn durch die nach allen Seiten aufgeschlossenen Sinne so innig mit der Natur verwebt, ja, das Ich gelangt nur durch den Leib zu einer Vorstellung seiner selbst, als eines von den Urkräften frei gegebenen, selbständigen und eigentümlichen Wesens und die kühne Ahnung eines noch immer fortbestehenden Verhältnisses zwischen dem Quell alles Seins und der abgerissenen Erscheinung des Menschen geht weit weniger aus Eigenschaften des Geistes, als des Leibes hervor. Nun denke man sich den Tod: ein einziger Augenblick zerreißt alle diese Fäden und alles, was an sie ge-

knüpft ist: das Auge erlischt, das Ohr wird verschlossen, der Leib sinkt abgenutzt ins Grab und die Elemente teilen sich in ihn: indes soll das Ich, das nur durch den Leib ein Bild von sich, nur durch die Sinne ein Bild von der Welt hatte, in neue Sphären, von denen es keine Vorstellung hat, zu neuer Tätigkeit, die es nicht begreift, eintreten: als eine reine Kraft kann es nur unter Verhältnissen und Beziehungen zu andern Kräften, nur wenn es Widerstand findet, wirken: eine unvollkommene Maschine ist kein Hindernis, sondern ein Bedingnis geistiger Tätigkeit, es gibt keine Vermittelung zwischen Gott und den Menschen, als das Fleisch: also ein neues, dem alten, verlassenen analoges Medium ist nötig und (hier kann man schaudern vor dem Augenblick des Übergangs) es entsteht jedenfalls ein leerer, wüster Zwischenraum, der kurz sein mag, der aber ein völliger Stillstand des Lebens, wahrer Tod ist und eine zweite Geburt, mithin die Wiederholung des größten Wunders der Schöpfung, notwendig macht.

Den 14. Juli.

Das Leben hat eine Musik und tausend Variationen derselben.

Wer die Menschen kennen lernen will, der studiere ihre Entschuldigungsgründe.

Dürfte ich mir nicht sagen, daß ich gewisse Verbrechen niemals begehen kann, so könnt' ich das Gefühl der Zukunft nicht aushalten.

Ein König versicherte seinen Untertanen so lange, er sei liberal, bis sie sich erfrechten, es ihm zu glauben.

Es gibt nur eine Sünde, die gegen die ganze Menschheit mit allen ihren Geschlechtern begangen werden kann, und dies ist die Verfälschung der Geschichte.

Napoleon konnte sich immer auf seine eigne Klugheit und auf die Dummheit seiner Gegner verlassen.

Jeder Mensch hat irgendeinen Winkel, von dem er sagen kann: den kenn' ich allein; wenn man dem Philister imponieren will, muß man ihn dahin verfolgen.

Denke ich an alte Zeiten, so denk' ich immer zugleich an Abenddämmerung; denke ich an einen alten Charakter, so erscheint er mir unter Flor oder Spinnweb; so gewiß ist's, daß jede innere Erscheinung ohne weitern Prozeß eine ihr analoge äußere hervorruft.

Nur wer Gott liebt, liebt sich selbst.

Sich selbst etwas versprechen und es nicht halten, ist der nächste Weg zur Nullität und Charakterlosigkeit.

Das Versprechen, was du dir selbst gibst, sei dir heiliger, als jedes andere. Ein dritter weiß sich schon Recht gegen dich zu verschaffen; aber die Pflicht, die du gegen dich selbst eingingst, kann niemals Zwangspflicht werden. Betrachte sie also immer als Ehrenschuld, die du an deine Natur zu zahlen hast.

Den 29. Juli.

Es gibt keine reine Wahrheit, aber ebensowenig einen reinen Irrtum.

Alles Erworbene hat nur auf die irdischen Kreise Bezug und Einfluß; nur das Angeborene reicht darüber hinaus.

Unterschied zwischen Genie und Talent.

Das Talent macht eine vereinzelte Erscheinung des Weltlaufs geltend, wie sie sich entwickeln kann, und hat den prüfenden Verstand immer auf seiner Seite; das Genie zeigt uns, wie jeder Gegenstand, den es sich zur Aufgabe gestellt hat, sein muß, die ganze große Natur steht im Hintergrund und bejaht. Wir können uns ein höchstes Kunstwerk durchaus nur in der Gestalt, worin es der Dichter uns vorführte, denken; so wenig anders, als eben einen Baum, einen Berg oder einen Fluß. —

Den 13. August.

Das Alter wie die Jugend sind vielleicht gleich ungerecht gegen das in der Mitte stehende Echte und Wahre, und aus demselben Grunde, weil sie es beide nicht zu erzeugen vermögen.

Goethes Wahlverwandschaften. Ein Buch, bei dem man dem Stoff kaum Widerstand zu leisten vermag und wobei man sich am ersten zu einer Intoleranz gegen das echte Prinzip aller Kunstdarstellungen des Lebens in jedem seiner Verhältnisse verführt sehen könnte.

Es gibt Augenblicke, wo der Mensch durch Tat oder Wort sein Innerstes und Eigentümlichstes ausdrückt, ohne es selbst zu wissen; die Kraft des Dichters hat sich in ihrer Erfassung zu betätigen. Dies ist es, was Heine unter Naturlauten und Goethe unter Naivität versteht.

Den 20. September.

Die Philosophie bemüht sich immer und ewig um das Absolute, und es ist doch eigentlich die Aufgabe der Poesie.

Der Mensch hat mehr Trieb, als Fähigkeit, gerecht zu sein.

Ein Schriftsteller ist nur so viel wert, als er über seiner Zeit steht, denn nur dies ist sein Eigentum.

Den 19. Oktober.

Die Welt will nicht Heil, sie will einen Heiland: das Vermitteln ist ihr sonderbarstes Bedürfnis.

Es ist gefährlich, in Bildern zu denken, aber es ist nicht immer zu vermeiden, denn oft, besonders in bezug auf die höchsten Dinge, sind Bild und Gedanke identisch.

Im Turm geht es lustig zu, denn Jürgen, der in drei Tagen von der Welt scheiden soll, erhält, damit er sie noch einmal lieb gewinne, alles, was sein Herz begehrt und überzeugt sich, daß sein Diebstahl ihm eben so gut die Himmels- als die Galgenleiter hätte verschaffen können. Er ißt und trinkt, da tritt ein freundlicher Mann herein, der eine Flasche guten Wein auf den Tisch stellt und mit dem armen Sünder auf langes Leben anstößt. Lieber Jürgen, es ist der verkleidete Scharfrichter, der deinen Hals untersucht; darum postiert er sich hinter deinen Stuhl, als ob er dein Bedienter wäre!

Um sich mit allen Erscheinungen des Lebens auszusöhnen, muß man immer bedenken, daß das Kontokorrent der Erde und das Kontokorrent der Welt zwei ganz verschiedene Dinge sind.

Uns're Phantasie selbst geht nie über die Ordnung der Natur, über die möglichen und denkbaren Kombinationen hinaus. Geschähe dies jemals, so würde es zu einem Punkt über Gott hinaus oder zum Wahnsinn führen.

Ich träumte mich neulich ganz und gar in meine ängstliche Kindheit zurück, es war nichts zu essen da und ich zitterte vor meinem Vater, wie einst.

Man kann die Kunst aus einem reinen Verstandesbedürfnis ableiten und sie ist dem Verstand vielleicht noch notwendiger, als dem Gefühl, indem sie dessen eigentliches Ziel: Klarheit über Ursprung und Zusammenhang der Dinge erreicht, wenn auch durch einen Sprung.

1838.

Den 5. Januar.

Der gesunde Mensch findet viel leichter ein richtiges Verhältnis gegen die Natur, als gegen die Kunst.

Auch aus der Menschenwelt geht zuweilen als Menschenwirkung ohne erfaßbare Ursach etwas Geheimnisvolles hervor: dies ängstigt den Geist am meisten.

Über das Wie sollte der Mensch billig im klaren sein, wenn er sein Was ausspricht.

Zur Wahrheit wollt' ich schon kommen, hätt' ich nur Zeit, zu irren.

Wer sich an Natur und Geschichte hält, wird durch seinen Irrtum noch nützen.

Den 18. Januar.

Ein Bild ohne Unterschrift ist darum kein Bild ohne Sinn. Das echte Gedicht hat mit dem sogenannten Gedanken, der immer nur ein Verhältnis zwischen den Gegenständen ausdrückt, nie das Innerste eines Gegenstandes selbst, nichts zu tun. Die poetische Idee ist das wunderbare Produkt einer Lebensanschauung, und das Gedicht ist vollendet, wenn es diese dem Gemüt aufzuschließen gewußt hat.

Brief an E. Lensing.

März.

Wie oft werden wir gegen das einzelne ungerecht, weil wir es uns, unbewußt vielleicht, als ein allgemeines denken.

Wie groß die Macht der Worte ist, wird selten recht bedacht. Ich bin überzeugt, ein Mensch kann dadurch schlecht werden, daß man ihn schlecht nennt. Und wie viele mögen sich nur deswegen auf dem rechten Pfade erhalten, weil die ganze Welt sagt, daß sie ihn wandeln. Ein Verdammungsgrund mehr gegen die Verleumdung.

Den 6. März.

Wenn der Elefant eine Seele hätte, so müßte sie sich bei so viel Kraft und Unbehilflichkeit schlecht befinden.

„Es kann ja nicht anders sein!" sagt man oft. Ja, aber der Fluch liegt eben darin, daß es nicht anders sein kann!

Den 10. März.

Heute, den 10. März, sah ich Eßlair im Wallenstein. Die Vorzüge und Fehler dieser Tragödie, ihr Eigentümlichstes, ging mir sehr lebhaft auf, besonders ward mir klar, daß eigentlich der Wallenstein das ganze Irrwisch-Nachtfeuerwerk der Schicksals- und Ahnungstragödien entzündet hat. Welche Idee liegt dem Wallenstein zugrunde? Welche Rolle spielt das Schicksal, und welche der Held selbst? Ist es Natur, daß Wallenstein nach dem Tod des Max so tief empfindet, daß er in ihm seinen einzigen, besten Freund verloren? Warum tritt dies nicht von vornherein besser hervor? Oder ist es hinreichend angedeutet? Kann Wallenstein (ich frage nicht einmal nach dem historischen,

sondern nach dem Schillerschen) einen Freund haben? Und kann Max dieser Freund sein? Wozu die Hölle des Max und der Thekla? Nur, daß Wallenstein darin leide? Und wenn es erlaubt ist, Menschen, die nicht schuldig sind, und die sich durch nichts schuldig machen, zu zertreten, nur damit ihr Schmerz der Schmerz eines größeren Dritten werde: geschieht dies denn in dieser Tragödie? Hätte nicht jedenfalls aus dem Tode des Max etwas hervorgehen müssen, was auf Wallensteins Schicksal von Einfluß gewesen wäre? (daß er sich den Schweden in den Weg wirft, kann nicht gerechnet werden, die Schweden siegen ja.) — Wallenstein sagt einmal mit bezug auf Oktavio:

„lügt er, so ist die ganze Sternkunst Lüge!"

Tat der Dichter wohl daran, daß er dieses Wort, welches den Helden, wenn's im entscheidenden Augenblick Gefühl bei ihm geworden wäre, an allem irre gemacht hätte, durch jenes andere:

„— dies aber ist
geschehen wider Sternenlauf und Schicksal" usw.

aufhebt? usw.

(Rohe Gedanken, die aber eine Auseinandersetzung verdienen.)

Den 19. März.

Über Nacht hatt' ich einen Traum, der mir deswegen merkwürdig ist, weil er sich so oft (ich hatt' ihn schon früher mehrere Male) in mir wiederholt. Mir träumte nämlich, ich hätte die Idee zu einem Gedicht. Sie gefiel mir sehr; ich ging, wie ich zu tun pflegte, mit schnellen Schritten in meinem Zimmer auf und ab und trat zuweilen an den Schreibtisch, um die Verse, sowie sie entstanden, niederzuschreiben. Je mehr ich mich (ich fühlte dies deutlich, ohne mich dessen bewußt zu sein) dem Erwachen näherte, um so weniger war ich mit den Versen zufrieden, und es kam mir zuletzt vor, als ob die Idee überhaupt nichts wert sei. Ich überdachte sie noch einmal, und in derselben Minute, wo ich mich von ihrer Nullität überzeugte, erwachte ich, hatte nun aber auch nicht mehr die leiseste Ahnung von ihr, die mich doch kurz zuvor, so lebhaft beschäftigt hatte. — Es ist mir (wenn man über Traumerfahrungen überall räsonieren darf, was ich bezweifle, da ich glaube, daß sie niemals rein in das Bewußtsein übergehen, weil sie in das Bewußtsein entweder durchaus nicht hineinpassen, oder weil doch der Akt des Erwachens ihnen einen fremdartigen Bestandteil beimischt, der sie gänzlich verändert), es ist mir schon oft vorgekommen, als ob sich die Seele

in Träumen eines veränderten Maßes und Gewichtes bedient, wonach sie die Bedeutung der Dinge, die in und außer ihr vorgehen, bestimmt; sie wirkt auf die alte Weise, aber nicht bloß in anderen Stoffen und Elementen, sondern auch, wenn der Ausdruck erlaubt ist, nach einer anderen Methode. Hindernisse, mit denen wir wachend nicht in Gedanken zu kämpfen wagen, verfliegen im Traum vor dem Hauch unseres Mundes; an Armseligkeiten, denen wir wachend kaum die Ehre antun würden, sie zu umgehen, bricht sich im Traum unsere ganze Kraft. Ebenso ist es mit Innerlichkeiten; ich bin z. B. überzeugt, daß ich über Nacht nicht erwachte, weil ich wirklich einsah, daß die poetische Idee, die ich erfaßt hatte, nichts tauge, und weil also die Tätigkeit meiner Seele plötzlich stockte; ich bin gewiß, daß die sonderbaren Regungen des Selbstbewußtseins, die dem Erwachen immer vorhergehen und die uns den Traumzustand, in welchem wir uns befinden, mit mißtrauischen Augen betrachten lassen, die poetischen Operationen meiner Seele erstarrten und den eigentlichen Lebenskeim jener zarten Idee, wie plötzlich hinzudringende kalte Luft, töteten, so, daß die Idee paralysiert wurde, *weil* ich erwachte. Ich glaube nicht, daß mich hier jemand, der nicht an sich selbst etwas Ähnliches erlebt hat, verstehen würde, und doch ist mir dies alles klar, wie das Einmaleins. Freilich gibt es auch Träume anderer Art, die nur gegen das Positive im Leben, das sich auch im wachenden Zustand jeder anders denken kann, ohne daß dadurch an der Welt selbst auch nur das Geringste geändert würde, revolutionieren; es mag sogar Menschen geben, die nur solche Träume haben, das sind dann die *ewigen Philister*.

Wenn sich ein Mensch entschließen könnte, alle seine Träume, ohne Unterschied, ohne Rücksicht, mit Treue und Umständlichkeit und unter Hinzufügung eines *Kommentars*, der dasjenige umfaßte, was er etwa selbst nach Erinnerungen aus seinem Leben und seiner Lektüre an seinen Träumen erklären könnte, niederzuschreiben, so würde er der Menschheit ein großes Geschenk machen. Doch, so wie die Menschheit jetzt ist, wird das wohl keiner tun; im stillen und zur eigenen Beherzigung es zu versuchen, wäre auch schon etwas wert.

Den 24. März.

Über Nacht im Traum entschloß ich mich, für jemand zu sterben, auf die Weise ungefähr, wie man sich entschließt, für jemand einen Gang über die Straße zu machen. Es war, als ob ich nicht wüßte, was Sterben sei.

Es ist für mich der größte Schmerz, gewisser kleinlicher

Schmerzen fähig zu sein. Daß ich es bin, ist die Folge meiner Kindheit- und Jugendjahre.

Die Poesie des Ausdrucks findet weit mehr Bewunderer, als die Poesie der Idee. Dies erklärt mir die Erfolge, die z. B. Grün gefunden hat. Und doch ist sie nichts.

Den 3. April.

Satire, die nicht von dem freiesten Geist ausgeht, ist unausstehlicher, wie der ärgste Pedantismus.

Der Mensch kann plötzlich einen Tag, einen Moment erleben, der ihm seine ganze Vergangenheit aufklärt.

Niemand spricht eine Wahrheit aus, die er nicht mit einem Irrtum verzollen müßte.

Der einfache Ausdruck ist schon deshalb vorzuziehen, weil alle, auch die glänzendsten Redeflitter veralten, und weil ein Buch, das damit aufgestutzt ist, deswegen, bei sonst bedeutendem Inhalt in seiner Form später einen Mumieneindruck machen muß.

Einen Wahnsinnigen zu sehen, oder einen Menschen, der mit Scharfsinn und Verstand das Absurde zu beweisen sucht: ich weiß nicht, was einen schauerlicheren Eindruck macht.

Eigensinn ist das wohlfeilste Surrogat für Charakter.

Du mußt bedenken, daß eine Lüge dich nicht bloß eine Wahrheit kostet, sondern die Wahrheit überhaupt.

Den 1. Mai.

Ein Maitag ist ein kategorischer Imperativ der Freude.

Gegen jede sogenannte neue Wahrheit bin ich mißtrauisch, die nicht in mir ein Gefühl erregt, als hätte ich ihre Existenz schon lange zuvor geahnt.

Das Leben hat keinen andern Zweck, als daß sich der Mensch in seinen Kräften, Mängeln und Bedürfnissen kennen lernen soll. Wenigstens ist dies der einzige Zweck, der immer erreicht wird, das Leben mag nun sein, wie es will.

Heines Dichtmanier (besonders seine neue) ist das Erzeugnis der Ohnmacht und der Lüge. Weil seine verworrenen Gemütszustände sich nicht in die Klarheit eines entschiedenen Gefühls auflösen lassen, oder weil er nicht den Mut und die Kraft besitzt, den hiezu notwendigen innern Prozeß abzuwarten, wirft er den Fackelbrand des Witzes in die werdende Welt hinein und läßt sie gestaltlos für nichts und wieder nichts verflammen. Diese Verklärung durch den Scheiterhaufen ist aber nur dann zu gestatten, wenn ein Phönix davonfliegt; an dem Phönix fehlt es jedoch bei Heine, es bleibt nichts übrig, als Staub und Asche, womit ein müßiger Wind sein Spiel treibt.

Phantasie ist nur in der Gesellschaft des Verstandes erträglich.

Am Ende existiert der Mensch nur durch seine Bedürfnisse.

Wie es auf Erden Bedürfnisse gibt, die erst der Himmel stillt, so mag auch der Himmel Bedürfnisse haben, die schon die Erde befriedigt.

Einen Menschen leben lassen und ihm darnach die notwendigsten Bedingungen des Lebens: gesunde Luft, Essen und Trinken u. dgl. entziehen, ist eine Strafe, die einer erleiden, aber nicht verdienen kann.

Es gibt Menschen, denen man keinen Schmerz mitteilen kann, ohne daß sie gleich einen ähnlichen mitzuteilen hätten.

Die Hoffnung der Menschheit auf ewige Fortdauer gründet sich hauptsächlich auf die Bedeutung, den unerschöpflichen Gehalt einzelner großer Menschen. Umgekehrt gibt es aber auch Menschen, deren Anspruch auf Unsterblichkeit sich einzig und allein auf den Anspruch des ganzen Geschlechts gründet.

Der Mensch, sich selbst unbewußt, macht immer auf soviel Lebensglück Anspruch, als er verdient; er rechnet unaufhörlich mit dem Schicksal. Eben darum ist der höhere des Vergnügens, dieser abschläglichen Zahlung eines unvermögenden Schuldners, nicht fähig.

Der Mensch liebt es, an sich zu experimentieren, anstatt sich ruhig zu entwickeln. Es kann zu etwas führen, ist aber sehr riskant.

Es gibt viele Dinge, von denen ich wünschen muß, sie als Kind gesehen, gehört, erlebt zu haben. Gewiß wär' ich dann etwas ganz anderes geworden.

Man sollte eigentlich eine langweilige und gehaltlose Strecke des Lebens für einen längeren oder kürzeren Weg halten, der immer zu einem schönen Ziel führt.

Nicht nach der Länge seines Armes: nach der Länge seines Auges muß der Mensch sein Glück messen!

Aufs Leben Verzicht leisten: auf Gott Verzicht leisten!

Niemand umfaßt das Element, worin er lebt, sondern das Element umfaßt ihn.

Das *letzte* Ziel: kann's wohl ein Mensch im Auge haben? Tut er übel, wenn er einstweilen das nächste für das letzte ansieht?

Die Natur gab dem Menschen die Willenskraft, damit er sich selbst forthelfe, wenn sie ihn etwa auf der Hälfte des Wegs fallen läßt.

Die Naturwissenschaft gibt den besten Maßstab für die

Fortschritte der Menschheit ab: nur, soweit sie die Natur kennt, kennt sie sich selbst.

Den 10. Juni.

Daß die Natur ruhig und gleichgültig das Schönste, was sie hervorgebracht hat, zerstört, erregt die Empfindung ihres unermeßlichen Reichtums, ihrer unerschütterlichen Sicherheit, ihres unverrückbaren Ziels.

Es ist eines der wundersamsten Gefühle, sich plötzlich, nachdem eine lange Zeit verflossen ist, wieder in einem und demselben Zustand, in derselben Umgebung, derselben Tätigkeit oder Beschäftigung zu finden; es erregt im Anfang den Vorschmack zugleich des Todes und der Ewigkeit. Ich hatte es am letzten Pfingstsonntag, wo ich vormittug um elf Uhr im Hofgarten in dem kleinen Neptunustempel saß und den Wilhelm Meister las, und mich erinnerte, daß ich das nämliche Buch an der nämlichen Stelle vor einem Jahr gelesen und mit dem nämlichen Behagen die strömende Fülle des Frühlings, die mannigfachen Äußerungen menschlichen Lebens und den alles leitenden und lenkenden Geist des Goetheschen Meisterwerks in mich gesogen hatte.

Den 11. Juni. Abends.

Lebensschmerz! Mit keinem Wort wird mehr Schlechtigkeit getrieben. Nur der spreche von Lebensschmerz, dem von vornherein das Leben völlig unmöglich gemacht, dem ein Ding daraus gedreht wird, das er nicht brauchen kann und doch nicht wegzuwerfen wagt. Der Verlust eines einzelnen Guts erzeugt keinen Lebensschmerz.

Wenn dich ein Lichtlein lockt, so folg' ihm. Führt's dich in den Sumpf, so kommst du wohl wieder heraus; folgst du ihm aber nicht, so peinigt dich durch dein ganzes Leben der Gedanke, daß es vielleicht dein Stern gewesen sei.

Allegorie.

Einst raubt das Unglück dem Glück die Flügel. Es schwingt sich himmelan, und das Glück muß auf der Erde weilen.

Den 22. Juni.

Heute in der Metropolitankirche Mozarts Requiem gehört. Einfach und voll. Ich dachte an die Sage von Mozarts Tod. Es liegt etwas Wunderbares darin, auch wenn man sich eine natürliche Auflösung erlaubt. Er schob das Requiem hinaus, weil es seine innersten höchsten Kräfte in Anspruch nahm, er

machte es zuletzt in kürzester Zeit und starb infolge der Überreizung.

Es gibt keinen Weg zur Gottheit, als durch das Tun des Menschen. Durch die vorzüglichste Kraft, das hervorragendste Talent, was jedem verliehen worden, hängt er mit dem Ewigen zusammen, und soweit er dies Talent ausbildet, diese Kraft entwickelt, soweit nähert er sich seinem Schöpfer und tritt mit ihm in Verhältnis. Alle andere Religion ist Dunst und leerer Schein.

Wer sich nicht bemüht hat, dies erste Leben zu verstehen, der hoffe nur nicht, daß er es in Erkenntnis des zweiten weit bringen werde. Gott gibt dem Menschen nur Füße, keine Krücken.

Es fehlt uns nicht sowohl an Licht, als an ausreichendem Licht.

Es ist die Frage, ob wir jemals eine ganz neue Wahrheit erfahren werden, eine solche, von der wir nicht von Anfang an schon eine Ahnung gehabt hätten, ja, es ist fast unzweifelhaft, daß dies nicht geschehen wird, eben weil es nicht geschehen kann, da ohne den vollständigsten Kreis aller Wahrheiten die menschliche Existenz, die durchaus eine solche Atmosphäre verlangt, gar nicht denkbar ist.

Den 18. Juli.

Gerade bei dem Komischen ist eine unregelmäßige, gewissermaßen verwirrte Behandlung die beste. Denn da es nur als Ganzes Bedeutung hat, im einzelnen aber immer nur Nichtiges und Gemeines bringt, so würde durch eine gemessene Behandlung ein unangenehmer Kontrast entstehen.

Wohl dem, der das Unerreichbare im Leben findet!

Den 29. Juli.

„Ein großer Mann, aber ein kleiner Mensch." Abgeschmacktes Wort.

Man nimmt gewöhnlich an, bedeutende Eigenschaften müßten das Kleinliche und Niedrige verzehren, oder von diesem verzehrt werden. Das ist ein schöner Irrtum, aber es ist ein Irrtum. Das Kleine kann neben dem Großen sehr gut bestehen.

Mir deucht, eben Sünder müßten die Sünde am meisten hassen. Gott kann sie unmöglich so verabscheuen, wie der Mensch.

Erlebtes Gedicht. Ich sitze in stiller Nacht im Zimmer. Es ist schwül, ich öffne die Fenster. Ein rascher, kräftiger Regenguß, wie ein Strom erfrischenden Lebens, der unmittelbar vom Himmel kommt. Süße Kühle und die erfrischten Blumen des Gartens senden ihre Düfte herauf.

Den 12. August.

Wer könnte existieren, wenn er nicht mit Gedanken und Gefühl in eine andere höhere Welt hineinragte. Und doch: wie viele Menschen existieren, bloß, weil sie dies nicht tun.

Nur das ist Sünde, was so wenig aus einer Leidenschaft, als aus der Tugend hervorgeht.

Was in anderen Zeiten Sünde war: sich auf sich selbst beschränken, ist jetzt Tugend.

Den 1. September.

Statt das Geistige zu verkörpern, vergeistigen sie gern das Körperliche und meinen, das sei der Triumph.

Den 21. November.

Jetzt habe ich schon zum zweitenmal von meinem Rousseau geträumt. Er lebte noch, aber ich wußte recht gut, daß er bald sterben würde; ich hatte ihn unendlich lieb und suchte ihm dies auf alle Weise an den Tag zu legen. Ich wüßte nicht, daß ich jemals eine Empfindung von so wunder Süßigkeit (ich finde kein anderes Wort) gehabt hätte.

Denn 22. November.

Schon das ist ein Beweis der Unsterblichkeit (die auf Notwendigkeit gestützten Beweise trügen am wenigsten), daß der Mensch, *jedes* Zustandes fähig und zur Erweckung und Erprobung bedürftig, doch sein ganzes Leben lang in einen einzelnen, den eben bestehenden historischen, eingesperrt ist, daß er in demselben schon empfangen und geboren wird, daß derselbe daher von vornherein, in sein Fleisch und Blut eindringt. Das Studium der Geschichte leistet nur geringen Ersatz für die Mannigfaltigkeit der Zustände; es kann höchstens (zur Qual des Menschen) inneres Leben entwickeln, und es ist wahrlich noch die Frage, ob es ein reines inneres Leben, d. h. ein bewußtes, denn das *unbewußte* ist doch nicht sowohl Leben, als *Lebensnahrung*, gibt.

Es läßt sich im Leben doch nichts, gar nichts, nachholen, keine Arbeit, keine Freude, ja, sogar das Leid kann zu spät kommen. Jeder Moment hat seine eigentümlichen, unabweisbaren Forderungen. Die Kunst zu leben besteht in dem Vermögen, die Reste der Vergangenheit zu jeder Zeit durchstreichen zu können.

Den Keim meines Unglücks kenne ich sehr wohl: es ist mein Dichtertalent. Dieses ist zu groß, als daß ich es unterdrücken, zu klein, als daß es mich für die darauf zu verwendende Sorgfalt verhältnismäßig lohnen könnte. Doch muß ich noch hinzu-

fügen, daß nur der schlimme Weg, den ich durchs Leben machen mußte, mich zu meinem Talent in ein so übles Verhältnis gestellt hat. Ich fühle es nur zu deutlich: die Handhaben, die Hebel, durch die sich meine Kräfte in Bewegung setzen lassen, sind zerbrochen, und ich bin viel reicher, als mir je gelingen wird, zu zeigen. Nur, wer sich in einem ähnlichen Fall befindet, vermag zu fühlen, was dies heißt. Es ist wahr, bei dem ewigen Gott, es ist wahr, ich weiß nichts so gewiß, als dies. Wie mir, mag einem Menschen sein, der um ein Bein gekommen ist; wenn er sitzt, oder liegt, wird er die vollste Gehkraft verspüren und vor keinem Ziel zurückschaudern, steht er aber auf, so ist er lahm und wird wohl gar ausgelacht. Ich bleibe dabei: die Sonne scheint dem Menschen nur einmal, in der Kindheit und der früheren Jugend. Erwarmt er da, so wird er nie wieder völlig kalt und was in ihm liegt, wird frisch heraus getrieben, wird blühen und Früchte tragen. Tieck sagt in diesem Sinne irgendwo: nur wer Kind war, wird Mann; ich erbebte, als ich dies zum ersten Male las, nun sollte das Gespenst, das mich um mein Leben bestiehlt, einer kennen. Wie war nicht meine Kindheit finster und öde! Mein Vater haßte mich eigentlich, auch ich konnte ihn nicht lieben; Er, ein Sklav der Ehe, mit eisernen Fesseln an die Dürftigkeit, die bare Not geknüpft, außerstande, trotz des Aufbietens aller seiner Kräfte und der ungemessensten Anstrengung, auch nur einen Schritt weiter zu kommen, haßte aber auch die Freude; zu seinem Herzen war ihm durch Disteln und Dornen der Zugang versperrt, nun konnte er sie auch auf den Gesichtern seiner Kinder nicht ausstehen, das frohe, Brust erweiternde Lachen war ihm Frevel, Hohn gegen ihn selbst, Hang zum Spiel deutete auf Leichtsinn, auf Unbrauchbarkeit, Scheu vor grober Handarbeit auf angeborne Verderbnis, auf einen zweiten Sündenfall. Ich und mein Bruder hießen seine Wölfe; unser Appetit vertrieb den seinigen, selten durften wir ein Stück Brot verzehren, ohne anhören zu müssen, daß wir es nicht verdienten. Dennoch war mein Vater (wäre ich davon nicht innig überzeugt, so hätte ich so etwas nicht über ihn niedergeschrieben) ein herzensguter, treuer, wohlmeinender Mann; aber die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen. Ohne Glück keine Gesundheit, ohne Gesundheit kein Mensch!

Den 23. November.

Wenn ich Gedichte, wie Bubensonntag, letztes Glas usw. betrachte, so kann ich gar nicht umhin, mich für einen Dichter zu halten; ich würde sie, auch wenn sie ein anderer gemacht hätte, für sehr schön halten. Ich habe übrigens wirklich in meiner

Kindheit einmal geträumt, den lieben Gott zu sehen; es war ein schwankendes Seil hoch am Himmel aufgeknüpft, auf das setzte er mich und schaukelte mich. Ich hatte große Angst, wenn ich so in die Wolken hinaufflog, und wollte mich immer, wenn das Seil wieder die Erde berührte, herausstürzen, aber ich hatte den Mut nicht. Ich erinnere mich aller dieser Empfindungen noch aufs deutlichste; ich meine, die roten Steinchen, die ich an der Erde bemerkte, wenn mein Blick sie streifte, noch zu sehen. Ein andermal, ich glaube etwas früher, oder um dieselbe Zeit, glaubte ich im Wachen unsern Herrgott (Ausdruck meiner Eltern) in unserm Hause zu sehen, und zwar (lächerlich, aber wahr) in einem Zimmergesellen, der zu meinem Vater kam. Ich fragte meine Mutter nachher: nicht wahr, das war unser Herrgott? und wurde von ihr abgefertigt; ich erinnere mich aber nur des Faktums, dessen nicht, was ich dachte oder empfand. Der Zimmergesell trug eine blau- und weißgestreifte Jacke.

Den 24. November.

Das Gebet des Herrn ist himmlisch. Es ist aus dem innersten Zustande des Menschen, aus seinem schwankenden Verhältnis zwischen eigener Kraft, die angestrengt sein will und zwischen einer höheren Macht, die durch erhobenes Gefühl herbeigezogen werden muß, geschöpft. Wie hoch, wie göttlich hoch steht der Mensch, wenn er betet: vergib uns, wie wir vergeben unsern Schuldigern; selbständig, frei steht er der Gottheit gegenüber, und öffnet sich mit eigener Hand Himmel oder Hölle. Und wie herrlich ist es, daß diese stolzeste Empfindung nichts gebiert, als den reinsten Seufzer der Demut: führe uns nicht in Versuchung! Man kann sagen: wer dieses Gebet recht betet, wer es innig empfindet, und so weit es die menschliche Ohnmacht gestattet, den Forderungen desselben gemäß lebt, ist schon erlöst, muß erhört werden. Das Amen geht unmittelbar aus dem Gebet selbst hervor; so ist es im höchsten Sinne ein Kunstwerk.

Ich glaube, eine Weltordnung, die der Mensch begriffe, würde ihm unerträglicher sein, als diese, die er nicht begreift. Das Geheimnis ist seine eigentliche Lebensquelle, mit seinen Augen will er etwas sehen, aber nicht alles; sieht er alles, so meint er, er sieht nichts.

Den 25. November.

Ich will nicht, daß mein Schönes und Treffliches anerkannt werde, ich will nur, daß das Schöne und Treffliche überhaupt anerkannt werde. Findet aber das Schöne und Treffliche überhaupt Eingang, so muß auch das Gute, was von mir aus-

geht, eine gute Statt finden und darum darf ich, ohne Egoist zu sein, es immer mit Schmerz empfinden, wenn etwas, das mir gelingt, nur für mich selbst, nicht auch für andere, existiert. Ich glaube, bescheidener kann und darf keiner denken, der kein Narr ist.

Wenn niemand einen Vorzug hätte, würde keiner einen erlangen.

Den 27. November.

Alles kann man sich denken, Gott, den Tod, nur nicht das Nichts. Hier ist wenigstens für mich der einzige Wirbel. Eigentlich ist das auffallend, da das Nichts doch ein Gegensatz ist. Ich kann den Gang, den meine Gedanken nehmen, um zu diesem Wirbel zu kommen, nicht einmal beschreiben; sie gehn ihn oft, ich kann der Versuchung nicht widerstehen, auch habe ich über diesen Punkt gedacht, so lange ich denke. Ein anderer, glaube ich, wird mich hier sehr leicht mißverstehen; man kann sich freilich ohne Mühe ein Nichts neben einem Etwas denken, ich meine aber das Nichts überhaupt, das Nichts an die Stelle des Alls, das Nichts ohne Vergangenheit und Zukunft, das Nichts, welches nicht allein die Wirklichkeit, sondern auch die Möglichkeit alles übrigen ausschließt.

Es ist unbegreiflich, aber wahr: wie man sich im Traum in mehrere Persönlichkeiten auflöst, so kann man sich auch im Wachen in zwei Wesen zerspalten, die wenig voneinander wissen, in eins, welches Fragen stellt und in ein anderes, welches sie beantwortet. Dies fällt mir eben jetzt, wo ich bei heftigem Kopfweh in der Dämmerung auf- und abgehe und mir Selbstunterhaltung abzwinge, zum erstenmal lebhaft auf. Dabei fällt mir weiter ein, daß man dies wohl Nachdenken (einen Prozeß, den ich bisher nicht zu kennen glaubte) nennt. Die Sprache begräbt oft die Sachen; sie bezeichnet so obenhin und man meint, es sei nichts weiter dabei zu denken.

Den 28. November.

Es ist ein sonderbarer, aber ein erklärlicher Irrtum, daß ich mein Leben bisher für ein Nichts gehalten und deshalb auch nur wenig Aufmerksamkeit darauf verwandt habe. Es ist und bleibt doch immer die Hauptsache, die Bedingung, die Grenze des Ichs.

Man soll den Vorsatz sich zu ändern (merkwürdig, ändern heißt im Deutschen immer bessern!) nicht aufgeben, selbst, wenn man längst auf dem Punkt steht, wo man sich nicht mehr ändern kann.

Der Mensch ist die Kontinuation des Schöpfungsakts, eine ewig werdende, nie fertige Schöpfung, die den Abschluß der Welt, ihre Erstarrung und Verstockung, verhindert. Es ist (dieser Gedanke führte mich auf den soeben ausgesprochenen) höchst bedeutend, daß alles, was als menschlicher Begriff existiert, nicht vollkommen und ganz — wohl stückweise — in der Natur vorhanden ist, und alles, was in der Natur vollkommen und ganz existiert, sich dem menschlichen Begriffe entzieht, des Menschen eigene Natur nicht ausgenommen. So wissen und definieren wir, was Recht und Unrecht ist, was Tugend und Unschuld (letztere, sobald wir sie verloren haben) ist, aber nicht, was Leben ist usw. Wo uns Erkenntnis vergönnt ward, da bedarf die Natur unsrer Mithilfe.

Den 5. Dezember.

Heut abend war ich im musikalischen Abendzirkel bei Hofrat Vogel. Da ich keins der Gesellschaftsmitglieder kannte, so kostete der Entschluß, hinzugehen, mich viele Überwindung. Dennoch tat ich's, da diese Verlegenheit nun einmal überwunden werden muß, da ich's als meine nächste Lebensaufgabe betrachten muß, mich auf Verbeugungen u. dgl. einzuexerzieren. Großer, prächtig erleuchteter Saal, Damen im Halbzirkel um den Teetisch, ich präsentiert, Verbeugung, Gegenverbeugungen, Unterhaltung mit der Tochter vom Hause, alles passabel, und die feste Überzeugung, daß es mir nächstens viel besser, ja ganz nach Wunsch gehen wird. Meine Verlegenheit ist keine innere mehr, ich fühle jetzt mein Verhältnis zu anderen, wie es ist, nicht wie es scheint, und daran fehlte es mir früher. Auch mache ich, und eben darum, jetzt viel leichter Bekanntschaften; dort z. B. zwei. Wie ich wieder nach Hause kam, rief ich unwillkürlich aus: nun, schlechter, als Doktor Ammon (ein dort anwesender junger Mann, mit flachem Gesicht und Brille, der sich immer in der Napoleonsstellung durch den Saal bewegte) hab' ich mich doch auf keinen Fall gemacht. Innerste Naivetät, die sich mit dem Schlechtesten vergleicht. Zum Lachen! Trefflich!

Daß ich in Dithmarschen geistig schon so hoch stand (ich wußte von Kunst und Wissenschaft, was ich jetzt weiß, und hatte die Jungfrau und das Kind usw. schon gemacht) und dennoch gesellschaftlich von dem Kirchspielvogt Mohr, der mich erkannte, so niedrig gestellt ward, ist das größte Unglück meines Lebens. Dies begreift niemand, als der es selbst erfuhr.

Den 13. Dezember.

Gestern abend hatte ich bei heftigem Kopfschmerz in Görres

Geschichtsstunde ein Gefühl, als ob mein Gehirn, die geistige Masse meines Wesens, sich in Dampf und Rauch auflöste und in alle Lüfte zerstreute.

Der Mensch hält seine Seufzer gern für das Echo der Welt.

Den 28. Dezember.

Wenn der Mensch einen großen Schmerz erlitten hat, so sollte er nicht mehr zittern vor einem noch größeren. Und doch zittert er eben dann am meisten.

Den 31. Dezember abends um halb 12 Uhr.

Das Jahr ist abermals zu Ende, und ich schließe mit der Gewißheit, daß mir das neue gar nicht wieder bringen kann, was mir das alte geraubt hat. Am vorigen Sylvesterabend war ich mit Rousseau zusammen, wir tranken Punsch, tausend Pläne und Hoffnungen gingen, wie Funken, aus unsern entzündeten Seelen hervor, und wie die zwölfte Stunde ausgeschlagen hatte, standen wir auf und umarmten und küßten uns innig. Jetzt modert er, und ich — kann dies ruhig niederschreiben. Doch denke ich sehr viel, fast immer, an ihn, und es ist mir ein stiller Trost, daß er meine Zustände, die mir selbst unbegreiflich sind, durchschauen und verzeihen wird. Es ist mir seit seinem Tode, als ob meine geheimsten Empfindungen und Gedanken ein Verhältnis zu ihm haben, als ob sie ihm schon im Augenblick ihres Entstehens bekannt sein müßten; ich nenne oft unwillkürlich seinen Namen und erkläre mich gegen ihn über manches, als ob er anwesend wäre und mich mißverstanden haben könnte. Weit weniger denk' ich an Dich, teure Mutter; ich kann's nicht helfen, überhaupt bin ich starr und kalt und werde vom Leben nur noch hin und wieder im Vorbeigehen b e s u c h t.

Es schlug zwölf Uhr, ich habe für die Toten gebetet.

1839.

Der Tod kann noch Ärgeres als töten!

In der letzten schlaflosen Nacht, wie ich den Sturm so wütend brausen hörte, dachte ich, der Schmerz ist dem Menschen zum Leben eben so notwendig, wie das Glück. Allerlei phantastische Bilder mischten sich in diesen Gedanken.

Den 16. Januar.

„Hätt es der Teufel mir nicht eingegeben, ich würde es nimmer ausgeführt haben!" sagte der Mensch. Aber der Teufel

erwiderte: „wenn es keinen Menschen gäbe, der meine Träumereien zu Taten ausprägte, so wäre ich kein Teufel, sondern noch immer der alte Engel."

Die Erinnerung ist das einzig Feste, was dem Menschen bleibt. Dies sollte der Bösewicht bedenken, dann würd' er sich nicht aus so vielen Stunden Höllen zusammenzimmern.

Den 20. Januar.

Das Aufbrausen ist die Lebensäußerung des Zorns und zugleich sein Tod.

Um jemandem leichter vergeben zu können, muß man eine kleine Sünde gegen ihn begehen, damit auch er etwas zu vergeben habe.

Jene Szene, die ich in den Heinrich IV. hinein improvisierte:

Sir John: Pfui, du Trunkenbold, wer säuft aus Kannen!
Junge: Es ist ja Wasser, Sir John.
Sir John: Einerlei, worin du dich übernimmst, du Trunkenbold!

Die Blume trinkt den Tau, teils, um sich selbst zu erfrischen, teils auch, damit die später aufgehende Sonne etwas zu verzehren habe, außer ihr selbst. Bild des Idealismus.

Du mußt deine Tränen nicht zählen. Findest du, daß du schon viele vergossen hast, so hörst du gar nicht mehr auf, zu weinen. Der Gedanke: so viele Schmerzen litt ich schon, wird ein neuer Schmerz; wo gibt's dann noch ein Ende?

Den 13. Februar.

Ich sagte heute zu Gartner: es wird sich niemand entschließen, nach Italien zu gehen, der sich nicht gehörig vorbereitet hat; und es wird sich niemand vorbereiten, der nicht den Entschluß gefaßt hat. Hierin liegt eine tiefe, allgemeine Wahrheit.

Den 14. Februar.

Ich räumte heute nachmittag unter meinen Papieren auf, um mich zur Hamburger Reise vorzubereiten: da erschienen mir die dortigen Verhältnisse in einem außerordentlich widrigen Licht. Als ich zum erstenmal dahin kam, wußte ich mich durchaus nicht gegen meine Umgebung zu stellen; ich gab meine Rechte nicht auf, ich fühlte sie stark, aber ich behielt sie mir bis auf gelegenere Zeiten vor, weil ich über die Art und Weise, wie sie geltend zu machen seien, nur selten klar war. So reiste ich denn nach Heidelberg ab, ohne mich entschieden gestellt zu haben, was freilich die erst ganz zuletzt aufgedeckten Albertischen Intrigen noch sehr erschwert hatten. Später, von Heidelberg und von München aus, wo ich eigentlich erst zum Besitz meiner Persönlich-

keit gelangte, suchte ich das Versäumte schriftlich wieder einzubringen; ich habe aber die Erfahrung gemacht, daß dies unmöglich ist, daß das Bild, welches der Mensch in dem Herzen und dem Geist seiner Freunde und Bekannten zurückgelassen hat, seine Briefe auslegt. Woher kämen die wunderlichen Vorschläge der Schoppe, daß ich Hauslehrer werden, oder in Kiel mich um Stipendia bewerben möge, wenn sie mich in den Bedürfnissen meiner Natur und in dem erlangten Bildungsgrade irgend begriffen hätte? Es gilt also, ganz von vorn anzufangen; dies ist nicht angenehm, aber ich darf es mir nicht verhehlen. Ich scheue diesen Kampf nicht, ich gestehe mir nur, daß er mich in ein zweifelhaftes Licht stellen kann, daß er mir manchen häßlichen Augenblick bringen wird. Keine Rücksichten sollen mich bewegen, mich in meiner Unabhängigkeit beschränken zu lassen, nicht einmal die Gefahr, von Kurzsichtigen für undankbar gehalten, von Böswilligen dafür ausgeschrien zu werden. Schon Ratschläge sind in vielen Fällen Angriffe auf die Selbständigkeit; ich werde sie bescheiden, aber ernst zurückweisen und ohne Umstände erklären, daß, wer mir helfen will, mir auf dem einmal von mir eingeschlagenen Wege helfen muß. Der ganze Kreis, der mich erwartet, steht an poetischer Schöpfungskraft unter mir, wie ich sagen darf, da bei diesem Selbstlob wenig für mich herauskommt. J. mittelmäßig in seinem Drama, abgeschmackt in dem sog. historischen Roman, weit und allgemein in den wenigen lyrischen Gedichten, hat in der letzten Zeit für kleine Skizzen aus dem Leben ein anmutiges Talent entwickelt; doch, an eine höhere Bedeutung der einzelnen Bilder und an echte Charakteristik ist nicht zu denken, das Beste, was er zu liefern vermag, wird niemals über die Sphäre der Unterhaltungslektüre hinausgehen. Die Doktor S. macht keine derartige Ansprüche. H., zu dem ich in einem gemachten Freundschaftsverhältnisse stehe, hat Geist und eine gewisse witzige Pikantheit, der aber damals, als ich ihn kannte, alle Tiefe abging; Poesie steckt nicht in ihm. B. ist eine zarte, tiefe, oft bizarre Natur, sehr bedeutend als Individualität, weniger als Autor; ihn achte und liebe ich am meisten, doch zeigten auch wir uns einander nur in Manschetten. Da wären alle. So wie ich jetzt die Feder niederlege, packe ich dies Heft in meinen Koffer; möge es eine freundliche Stunde sein, in der ich es in Hamburg zum erstenmal wieder in die Hand nehme! Ich verlasse München mit Schmerz und wünsche sehnlichst, einst auf längere Zeit wieder dahin zurückzukehren. Vielleicht verfinstert mir diese Gemütsstimmung Hamburgs Bild. Eins ist ausgemacht: ich fange dort ein ganz neues Leben an, die Zeit, die ich in Hamburgs Mauern schon zubrachte, muß für mich sein, als wäre sie nie gewesen.

Und nun ça ira! sagte Rousseau oft! Er wollte mich begleiten!

Den 24. Februar.

Das Individuum existiert nur als solches, und wenn es sich selbst aufgibt, so ist sein Leben nur noch ein Sterben, ein unnatürliches und unnützes Hinwelken. Der Zustand einer Individualität, die sich einer größeren auf Gnade und Ungnade gefangen giebt, könnte den herrlichsten Stoff zu einer Novelle abgeben. Obgleich aber das Individuum nur als solches existiert, hat es dennoch keine heiligere Pflicht, als zu versuchen, sich von selbst abzureißen, denn nur dadurch gelangt es zum Selbstbewußtsein, ja zum Selbstgefühl.

„Warum ficht mich so manches Übel an?"
Weil Gott dich vor dir selbst nicht schützen kann!

Der Mensch tut wohl, sich nach allen Seiten zu verbreiten, ohne sich viel um das innere Zentrum zu bekümmern, das die vielen verschiedenen Richtungen zusammen halten soll. Dies letztere geschieht ohnehin, unmittelbar und ohne sein Zutun; und fehlte es an einem solchen Zentrum, so wird niemand eins in sich hineinflicken, sich nachträglich damit versehen können.

Den 6. März.

Jetzt geht's ans Abschiednehmen. Gestern war ich zum letztenmal in der Pinakothek, heute in der Leuchtenbergschen Galerie und in der Glyptothek. Es wird mir doch in Hamburg eine große Entbehrung sein, daß ich dort nirgends schöne Gemälde und Bildwerke sehen kann. Welch ein Genuß, in diesen prachtvollen Sälen umher zu wandeln und sich in den Geist der fernen Zeiten und Schulen mit dem vollen Gefühl der frischen, anders gestalteten, Gegenwart zu versenken. Gerade die Kunst ist es, die das Leben erweitert, die es dem beschränkten Individuum vergönnt, sich in das Fremde und Unerreichbare zu verlieren; dies ist ihre herrlichste Wirkung.

Murillos Madonna. In diesem Christuskinde sind kindliche Naivetät und Ahnung seiner eigenen Göttlichkeit aufs innigste miteinander verschmolzen; in diesem aber auch ganz allein. Christus scheint mit sich selbst zu spielen.

Scott ist nirgends größer als in der Erzählung von Elspat und ihrem Sohn in der Chronik von Canongate. Hier ist er echter Dichter. Durchaus vortrefflich!

Den 10. März.

O, wie süß sind die Schmerzen des Abschieds! Wer könnte scheiden, wenn sie nicht wären! Das Herzblut schießt hervor, wir glauben in Wehmut zu zerfließen, uns ist, als sollten wir sterben, und so geht's fort, fort!

Mittags. Heute morgen dachte ich: die erste Person, die dir, wenn du ausgehst, begegnet, soll dir Glück oder Unglück bedeuten. Ich hatte dies ganz vergessen, als ich fortging; bei der protestantischen Kirche stieg gerade, wie ich vorüberging, die Königin aus dem Wagen; da fiel es mir wieder ein. Die zweite Person, die mir auffiel (und diese können doch nur gelten) war der Prinz. Also — Glück!) Denn diese Personen, die so glücklich sind, können doch unmöglich Unglück ankündigen. Dazu, um mich ganz selig zu machen, ward mir noch einmal die Wonne, zu dichten. Ich machte einen Spaziergang — den letzten — im englischen Garten; da entstand in bezug auf das schon vorhandene erste ein zweites Scheidelied.

Dann übersah ich noch einmal den großen Garten und die Stadt. Ich habe dort gebetet um Segen für München, das mich in seinen Schoß so freundlich aufnahm, und um Segen für mich selbst. „Mach etwas aus meinem Leben — rief ich aus — es sei, was es sei!" Auch für meine liebe Beppi habe ich den Segen des Himmels herabgerufen. Und, da dieses Blatt doch beschlossen werden muß: warum soll ich es nicht mit ihrem Namen beschließen?

Hamburg, Kopenhagen.

1839—1843.

1839.

Den 3. April.

Die Geschichte ist die Kritik des Weltgeistes.

Nur, weil die Sonne keinem gehört, gehört sie allen.

Die Poesie gehört dem Leben an und ist aufs Leben verwiesen.

Dem Schmerz zu zeigen, daß er sich selbst nicht versteht, am Abgrund nachweisen, daß er tiefer ist, als man glaubt, ver-

dient keinen Dank. Wenn man tief fallen muß, ist es noch immer gut, nicht zu wissen, wie tief.

Den 11. April.

Jetzt sitze ich wieder in der nämlichen Kammer, in welcher ich vor drei Jahren saß und Vokabeln auswendig lernte. Die Kammer hat sich verändert, wie ich selbst, sie ist größer und stattlicher geworden. Draußen in den Bäumen, die vor dem ehemaligen Hause der Doktorin stehen, heult der Wind, die langsame, schnarrende Stimme des Nachtwächters tönt zur mir herüber, auf dem Vorplatz geht mühsam und schwer eine Uhr. Ein wunderlicher Zustand, alt und doch zugleich völlig neu. Mit ganz anderen Aussichten sitze ich hier, wie ehemals. Zwei schöne Zimmer sind für mich bereitet, die ich aber erst nach Verlauf eines Monats beziehen kann. Der kaum entpuppte Schreiber, der es für eine große Ehre hielt, in einen Gymnasiastenverein eingeführt zu werden, wird von den ersten literarischen Berühmtheiten Deutschlands gesucht und respektiert, eine Welt der Wirkung liegt vor mir da. Drei Jahre tun doch außerordentlich viel.

Den 12. April.

Ich habe schon ein paar Seiten über München geschrieben. Dergleichen Geschwätz widert mich an. Aus dem Fenster sehend, erblicke ich dieselbe Waschfrau, die ich schon vor drei Jahren in ihrem kleinen Stübchen von früh an emsig tätig sah. Gott, drei Jahre immer dasselbe: fremder Leute Kleider von Schmutz reinigen.

Sollten denn von Anfang der Welt an alle Kräfte in ihr sogleich entfesselt sein; sollte nicht manche erst im Laufe der Zeit entfesselt werden?

Den 13. Mai.

Der Zustand dichterischer Begeisterung (wie tief empfind' ich's in diesem Augenblick) ist ein Traumzustand; so müssen andere Menschen sich ihn denken. Es bereitet sich in des Dichters Seele vor, was er selbst nicht weiß.

Der Dichter, wie der Priester, trinkt das heilige Blut, und die ganze Welt fühlt die Gegenwart des Gottes.

Subjektiv ist alles, was innerlich fertig werden kann; objektiv, was hinaus muß in die Welt. Darum gibt es in einem und demselben Wesen Subjektives und Objektives.

Das Herz macht des Menschen Glück oder Unglück, nicht sein Verdienst.

Manches mag in der Seele liegen, das, wenn es ihr Leben

jetzt zu hemmen scheint, ihr doch zur Hebelkraft für künftige Kreise werden wird.

Die Form ist der höchste Inhalt.

Wirb um das Leben, es ist dir ebensowenig geschenkt, wie ein anderes Gut.

Wenn ein Baum, auch im schlechtesten Boden, ausgeht, so geschieht es nur, weil er die Wurzeln nicht tief genug schlägt. Die ganze Erde ist sein.

Den 27. August.

Ist die uralte Annahme, daß in den innersten Kern des Menschen etwas eingeschlossen sei, welches ihn selbst befehdet und in manchen Fällen zerstört, nicht eigentlich ein Unsinn? Wo wäre der Baum, mit der selbsterzeugten Axt an der Wurzel, wo wäre nur die Schlange, die am eigenen Gifte stirbt?

Der Geist wird wohl die Materie los, aber nie die Materie den Geist.

Den 13. September.

Heute vormittag war ich bei A., dem ich meinen Schnock gesandt hatte und erhielt mein Manuskript zurück. Es gab eine Zeit, wo mir aus Hindernissen ein neuer Impuls kam. Sie ist vorüber. Mit jedem Glück, auf das ich gerechnet hatte, verlier' ich zugleich einen Teil meiner Kraft. Ein Tag, wie der heutige, greift in meine Brust hinein, und zerreißt dort irgend etwas. Ich kann's fühlen. Mein Leben ist eine langsame Hinrichtung meines inneren Menschen. Sei's darum. Am Ende. —

Wer selbst vergeht, dem ist, als ob die Welt verginge.

Den 14. September.

Ein echt hamburgischer Regen, bei dem das Ende undenkbar zu sein scheint. Ich beendigte heute vormittag die Lektüre von Justinus Kerners Reiseschatten. Ein seltsames Werk, aber das Werk eines echten, tiefen Dichtergemüts. Welch glückliche Idee, das Innerste eines Menschen durch eine Reihe von Erlebnissen zu zeichnen, die nicht auf sein Handeln, sondern nur auf sein Empfinden influenzieren, und die dennoch in ihrer Mischung des höchsten Ernstes mit dem ungebundensten Spaß sein ganzes Ich nach und nach abwickeln, wie ein Gespinst. Herrliche, komische Szenen, z. B. die, wo der Koch den Pfarrer und den Brunnenmacher für zwei Tolle ausgibt, wovon einer den andern gebissen hat; auch die vorhergehende, wo er in beiden durch Herrechnung der köstlichsten Speisen den Appetit bis ins

Unerträgliche steigert. Und solch ein Werk existiert kaum, niemand kennt es!

Den 3. Oktober.

Gestern fing ich meine Tragödie Judith an und schrieb ein paar Szenen, die mir gefielen. Heute schrieb ich fort und es glückte wieder. Leben, Situation und Charakter springen in körniger Prosa ohne lange bauschige Adjektive, die den Jambus so oft ausfüllen helfen müssen, frisch und kräftig hervor. Gott, wenn das ginge! Wenn die bisherige Pause, dies Stocken des poetischen Stroms nichts bedeutet hätte, als ein neues Bett! Ich wäre glücklich! Von meiner Poesie hängt mein Ich ab; ist jene ein Irrtum, so bin ich selbst einer!

Den 8. Oktober.

Mit meiner Tragödie geht es herrlich, ich schreibe täglich daran fort und machte heute die Hauptszene, von der ich glaube, daß sie sich nicht zu schämen braucht, man mag neben sie stellen, was man will. Ich bin selig und fühle mich auf dem Weg zu einem neuen Leben; Gott verhüte, daß nicht alles plötzlich wieder ins Stocken gerate.

Den 19. Oktober.

Heute abend trotz aller Trübseligkeiten doch einmal wieder eine schöne, erhebende Stunde. Ich ging auf den Kielfang. Die stille, schweigende Stunde; die säuselnden Bäume rund umher; die ruhenden Schiffe im Hafen, auf denen hie und da ein Hund bellte und ein Lichtlein brannte; in der Ferne die Lichter an der hannöverschen Grenze und darüber der ernste Nachthimmel, an dem der Mond, bald von den Wolken bedeckt, bald klar hervortretend, langsam hinwandelte; alles dieses machte auf mich einen unsäglich linden, versöhnenden Eindruck, so daß ich mich auf eine Bank setzte und die Hände unwillkürlich zum Gebet faltete. Gedanken, die ich hatte:

Der Mensch lebt zwar aus sich selbst, aber nur die äußeren Eindrücke geben ihm das Bewußtsein seines Lebens.

Die Wolken wollen den Mond verdunkeln; er rächt sich an ihnen dadurch, daß er sie versilbert.

Das ist der ärgste Fluch, daß das Leben uns den Haß aufdringt. Es gibt Stunden (heut abend hatt' ich eine), wo man den Haß für unmöglich hält.

Es ist gar nicht möglich, daß die Ideen von Gott und Unsterblichkeit Irrtümer sind. Wäre das, so überwöge ja der Wahn reell alle Wahrheit, und das ist eine Ungereimtheit. Wir können jene Ideen nicht beweisen, wie wir uns selbst

nicht beweisen können; jene Ideen sind eben wir selbst, und kein Wesen kann die Fähigkeit besitzen, seine eigene Möglichkeit zu deduzieren. Vom Geist zur Materie ist ein Schritt; von der Materie zum Geist aber ein Sprung. Wir könnten die Unsterblichkeit gewiß beweisen, wenn wir nicht selbst unsterblich wären.

Den 28. Oktober.

Der Natur liegt eine ungeheure, geheimnisvolle Kraft zugrunde, die in ihren Erzeugnissen keineswegs aufgeht, sondern diese augenscheinlich nur ausstößt, so daß man sie vielleicht eher für geile Sprößlinge, als für echte Manifestationen der treibenden Grundwurzel halten darf; diese Kraft ist daher immer konzentriert, bei jeglichem Akt ist sie ganz in Tätigkeit, sie ist in jeder Regung groß und gewaltig, sie kann recht gut sich selbst Grund sein. Anders verhält es sich mit der Kraft, die in die Menschheit eingeschlossen ist. Diese ist unter die einzelnen verteilt, die nebeneinander herlaufen und sich in den Weg treten, für sie gibt es keine Konzentrationsmöglichkeit, und dennoch ist eben Konzentration der ewige Gegenstand ihrer Sehnsucht und zeugt in verzweifelter Selbsthilfe Religionen und Staaten.

Den 23. November.

Gestern abend durch Sturm und Nacht der Gang über den Wall. Auf der Lombardsbrücke stand ich, unter mir die schwarze, brausende Alster, vor mir den von den Lampen des Jungfernstiegs umschriebenen Lichtkreis und die Feenpaläste im Wasser. Die Schildwache, die mein Hineinschauen in die Wellen bemerkte, stand auf dem Sprung, mich zurückzuhalten, falls ich, wie ich Miene zu machen scheinen mochte, hineinspringen sollte.

Das gemeine Talent, z. B. das Gutzkowsche, ist der Poesie am fernsten, wenn es ihr stofflich am nächsten ist.

Oh, wie beglückt ist, wer das Große schauen kann. Es zieht in seine eigene Brust ein.

Den 15. Dezember.

Die größte Torheit ist's, gebeugt ins Leben einzutreten. Das Leben ist dem Widerstreben geweiht. Wir sollen uns aufrichten, so hoch wir können, und so lange, bis wir anstoßen.

Die zurückgedrängte Träne fällt glühend und verzehrend in die Seele zurück, außen ist sie Wasser, innen Feuer.

Den 22. Dezember.

Einen unendlich gütigen, lieben und teilnahmsvollen Brief von Rousseaus Schwester erhalten, der mich tief gerührt hat.

Dabei sein Porträt, außerordentlich gut getroffen, wie er aussah, wenn er sich ganz in sein Innerstes versenkte. Das macht mich glücklich. Und mit meiner Judith geht's herrlich! Das ist aber auch mein Römerzug, mißlingt er, so ist's aus auf immer!

Wahrheit ist der Punkt, wo Glaube und Wissen einander neutralisieren.

Weihnachtsabend.

Es ist vier Uhr nachmittags, der Regen saust, Sonnenstrahlen fallen hindurch, ein Frühlingswetter. Ich komme eben aus der Stadt zurück und habe mir Novalis Schriften geholt, Kaffee steht auf meinem Tisch, die aufgeschlagene Bibel und meine Judith liegen vor mir und seit drei Jahren zum erstenmal werd' ich diesen Abend auf eine schöne Weise feiern. Ich habe ein Gefühl, als hätt' ich ein Recht zur Freude, und dann bleibt die Freude selbst nicht aus, in meiner Kammer stehen die Puppen, Nüsse usw. für die beiden kleinen Mädchen im Hause.

Ein paar Stunden später.

Mein eigener Geist hat mir noch schnell ein schönes Weihnachtsgeschenk gemacht, eine Szene an der Judith.

Im Leben darf man den Tod fürchten, nur nicht in der Nähe des Todes.

Den 31. Dezember.

Elise Lensing (ich schreibe ihren Namen deshalb ganz aus, weil ich mir bewußt bin, ihrer in meinem Tagebuche noch niemals so gedacht zu haben, wie sie es verdient) ist mein guter Genius, und daß die Doktorin, die mich in ihr Haus brachte, auf das Geschwätz niederträchtiger Waschweiber hin dies edle Wesen so grausam verleumden konnte, ist die Sünde, die ich ihr am schwersten vergebe. . . . .

Du bist mir heilig, aber das Heilige reizt eben so oft zur Empörung, als es zur Anbetung zwingt. In deinem Namen schließe ich das Jahr! — Die sieben Nächte, die sie in meiner Krankheit bei mir wachte!

1840.

Abends 12 Uhr.

Nächstes Jahrzehnt, voll Entscheidung bist du für mich; was wirst du mir bringen? Den Ruhm oder das Grab?

Der erste, der den Tod nicht fürchtet, nicht an ihn glaubt, wird nicht sterben. Unser Glaube, unsere Furcht und unsere Hoffnung ist das Band, wodurch wir mit den unsichtbaren Dingen zusammenhängen.

Der Schlaf ist das Siegel, das eine höhere Hand auf ein Wesen drückt.

Große Menschen werden immer Egoisten heißen. Ihr Ich verschlingt alle anderen Individualitäten, die ihm nahe kommen, und diese halten nur das Natürliche und Unvermeidliche, das einfach aus dem Kraftverhältnis hervorgeht, für Absicht.

Den 28. Januar.

Heute habe ich die letzte Szene meiner Judith vollendet. —

Daß die Judith fertig ist, macht mich recht leicht; daß sie auf Jahnens so stark wirkt, ist mir ein gutes Zeichen. Er hat ein sehr richtiges und unbestechliches Gefühl für Poesie. Am meisten freut mich, daß er sie in Form und Inhalt durchaus eigentümlich fand, daß er in ihr nicht bloß einen Triumph meines Geistes über einen widerspenstigen Stoff sieht, sondern einen Triumph der Kunst überhaupt.

Den 4. März.

Ich sah Gutzkows Werner. Trivialeres, Unsittlicheres, gibt es nicht; es ist mir unbegreiflich, wie man, selbst dann, wenn man kein Dichter ist, so etwas schaffen kann. Eine Armseligkeit sondergleichen; Motive, die ich wahnsinnig nennen möchte, wenn der Wahnsinn nicht noch immer einige Poesie mit sich führte, die hier fehlt. Dennoch war mir hie und da wehmütig zumute, denn Jahnens Bemerkung, daß Gutzkow sich selbst im Werner gezeichnet habe, schien sich mir zu bestätigen, und ein Entsetzen packte mich, als ich mir dachte, eine solche Abirrung von allem Menschlichen könne die Wahrheit eines Individuums sein. Aber, die Indignation über den aufgeflickten Bettel, der unter der Hülle scheinbarer Versöhnung das niederträchtigste Gift in die Lebensader der Menschheit träufelt, drängte Gedanken der Art zurück, ich war außer mir. Am Schluß des zweiten Akts sah Wihl mich. „Sehen Sie's zum erstenmal?" „So etwas sollt ich zweimal sehen?" — war meine Antwort. Wihl! Gott! Ich konnte nicht anders, so sehr es Wihl, den ich für gut halte, kränken mochte; auch im Gebiet der Kunst gibt es eine Grenze, wo die Toleranz Sünde wird. Wenn ich jemals von jenem versteckten Egoismus, den der Beste nicht ganz aus sich wegleugnen darf, entfernt war, so war es an diesem Abend, denn den Egoismus hätte eine Kümmerlichkeit, die sich kaum auf den Beinen halten

konnte, kitzeln müssen, aber ich war dem Weinen nahe. Ich sah auch Gutzkow, er grüßte mich, ich konnte nicht mit ihm sprechen, ich hätte ihm die ärgsten Beleidigungen gesagt! und ich war ihm Mitleid schuldig.

Den 19. März.

Wie glücklich könnt' ich jetzt sein, wenn Elise nicht so krank wäre! Meine Judith erregt allenthalben, und in den verschiedensten Kreisen Enthusiasmus. Heute abends bei Lotz sagte mir Töpfer: sie hätte ihm tagelang in den Knochen gelegen und ihm das Selbstschaffen unmöglich gemacht; seit langen Jahren sei das die erste Erscheinung, die ihn im Tiefsten aufgeregt habe. Er las mehrere Szenen daraus; wunderschön! — Ach, Gott wird doch nicht alle Knospen aus meiner Seele hervorlocken, um sie dann auf einmal zu ersticken! Nein, meine teuerste, geliebteste Freundin muß wieder gesund werden!

Den 2. April.

Wenn Gott dir Glück gibt, so macht er dir eine Vorauszahlung, die du abbezahlen sollst! Ich ruf' es mir selbst zu, da ich in dieser Zeit durch die Erfolge meiner Judith wirklich glücklich bin!

Den 6. April.

Es ist kein Kompliment für die Menschheit überhaupt, daß einzelne Menschen etwas erschaffen können, was alle verehren, und auf ewig.

Ein sonderbarer Gedanke kommt mir. Darstellen heißt nachschaffen, Leben packen und formen. Darstellen ist im Gebiet des Geistes vom Wort abhängig. Das Wort finden, heißt also, die Dinge selbst finden!

Das Vorzügliche kann zeugen, denn das ist die Genugtuung für die Vorzüglichkeit.

Ein Mensch, still wie ein Gotteshaus.

Es wäre doch seltsam, wenn nicht Gott die Welt, sondern wenn die Welt Gott geboren hätte.

Den 13. April.

Das echte Idyll entsteht, wenn ein Mensch innerhalb des bestimmten Kreises als glücklich und abgeschlossen dargestellt wird. Solange er sich in diesem Reiche hält, hat das Schicksal keine Macht über ihn.

Den 26. April.

Ich las Böttichers Zeitgenossen und Zustände. Anfangs belustigte mich diese Naivetät der Gemeinheit, die da ganz allein

da zu sein glaubt, aber im Verfolg der Lektüre wurde mir doch peinlich zumute. Wenn ich Herder und Wieland alles verzeihe, was sie gegen Goethe sagten, so kann ich ihnen doch nie verzeihen, daß sie es gegen einen Bötticher sagten.

Allegorie entsteht, wenn der Verstand sich vorlügt, er habe Phantasie.

Der Verstand mag an einem entstehenden Dichtwerk manches wegnehmen, aber nie darf er etwas hinzutun.

Das Leben ist ein ewiges Werden. Sich für geworden halten, heißt sich töten.

Heute die natürliche Tochter wieder gelesen. Unendlich ergreifen mich immer diese Verse:

Sie ist dahin für alle, sie verschwindet
Ins Nichts der Asche. Jeder kehret schnell
Den Blick zum Leben und vergißt im Taumel
Der treibenden Begierden, daß auch sie
Im Reiche der Lebendigen geschwebt!

Das ungeheuerste Weh liegt darin. Ja, geschminkte Asche das Leben und stäubende Asche der Tod, und ein Wirbelwind hinterdrein, der die Asche in jeglicher Gestalt durchs Leere treibt. Das Herz will springen und der Kopf bersten, wenn man solche Bilder festhält! In die Asche weint vielleicht ein Gott glühende Tränen hinunter, die der Blick aufs Leere ihm auspreßt, und diese Tränen allein geben der Asche ein Gefühl, das sie für Leben hält. Oder, wir sind Tränen, die ein Gott in einen Abgrund hinunterweint. Wenn man einen Toten sieht, so ist es einem oft, als wäre er die stille, ruhige, abgeschlossene Statue, die das Leben durch unausgesetzte Schläge ausgemeißelt. Hör' auf!

In jedem wahren Gedicht durchdringt sich das Allgemeinste und das Individuellste. Jenes gibt den Gehalt und dieses die Form.

Menschen, wie G., für groß erklären, heißt den Bankerott der Menschheit erklären.

Im Juli.

Judith ist Montag den 6. Juli zum ersten- und Donnerstag den 9. zum zweitenmal gegeben worden und hat Beifall gefunden. Ich schreibe dies mit einer Kälte nieder, als ob's mich gar nicht anginge. Immer mehr Eis im Blut!

Den 13. August.

Dieses Jahr ist unbedingt das inhaltvollste meines Lebens. Aber, ich muß es bekennen: ich kann mit dem Schicksal, aber ich

kann nicht mit mir selbst zufrieden sein. Die Elemente, aus denen ich bestehe, tosen und gären noch immer durcheinander, als ob sie gar nicht in eine beschränkende individuelle Form eingeschlossen wären; eins kämpft mit dem andern und unterwirft es, oder wird unterworfen, bald ist auf dieser Seite der Sieg, bald auf jener, doch das Gesetz fehlt! Wenn ich mich in meiner Vergangenheit oder in meiner nächsten Gegenwart umsehe: überall derselbe Leichtsinn, dem mein Sinn widerstrebt und der meine Tage ausfüllt; ein Spähen nach Geheimpfaden der Weisheit, um, wenn sie aufgefunden sind, Mittagsschlaf auf dem Weg zum Heiligtum zu halten; gedankenloses Haschen nach so manchem Faden, der ins Gewebe meiner Existenz zu passen scheint, und dann wieder gewissenloses Fahrenlassen desselben oder ein verzweifeltes Festhalten, das zum Umstricken und Ersticken führt! Schwer, unendlich schwer ist es allerdings, das Leben zum Kunstwerk zu adeln, wenn man so heißes Blut hat, wie ich; es setzt die Herrschaft über den Moment voraus, die wenigstens derjenige, der an den Moment noch Ansprüche macht, so leicht nicht erlangt; doch kann man sich diesem Ziel mehr und mehr nähern, und ich bin noch nicht einmal unterwegs. Selbst eine Beichte, wie die jetzige, was ist sie? Sie kommt unwillkürlich, wie ein Seufzer, wie ein Schlag an die Brust, denn ich wollte etwas ganz anderes niederschreiben; sie hat aber leider ganz andere Folgen, als sie haben sollte, denn sie erleichtert das Gemüt, anstatt es mehr zu drücken!

Den 13. September.

Habe die Genoveva angefangen, weil ich die Tiecksche las, mit der ich nicht zufrieden bin. Die ersten Szenen sind recht geglückt. Doch wird es wohl kein Drama fürs Theater.

Die Lüge ist viel teurer, als die Wahrheit. Die kostet den ganzen Menschen.

Warum ist der Quell der Sprache, insofern sie für Dinge, die nur aus dem Geist und dem Gemüt kommen, neue Ausdrücke, d. h. ursprüngliche, solche, die nicht aus bloßer Zusammensetzung der alten entspringen, bildete, gestockt; ist wirklich alles Denk- und Erlebbare schon zu Worten umgeformt, oder hat man einen willkürlichen Stillstand gemacht?

Wie das jedesmalige Wort, das man braucht, Wiederklang des jedesmaligen Gedankens ist, den man denkt, so ist die Sprache, oder, um mich allgemeiner auszudrücken, das Medium, wodurch das Innere anschaulich gemacht wird, der vollständige Ausdruck des geistigen Gehalts der verschiedenen Geschlechter.

Den 21. September.

Tränen des Danks, nimm sie, Ewiger! Aus allen Tiefen meiner Seele steigt Genoveva hervor. Nur die Kraft, nur die Liebe, — dann laß kommen, was da will!

Lebenspuls, Mittelpunkt, Born der innern Strömungen. Wird zusammengeflossenes Leben: ich, du, Gott!

Den 25. September.

Heute morgen den ersten Akt der Genoveva beendet. Bin ganz zufrieden und glücklich.

In der Welt ist ein Gott begraben, der auferstehen will und allenthalben durchzubrechen sucht, in der Liebe, in jeder edlen Tat.

Die irdischen Freuden sind Stufen, auf welchen wir zur Seligkeit emporsteigen.

Den 28. September.

Es ist ein schöner, herrlicher Herbstmorgen, golden liegt der Sonnenschein mir auf dem Papier, draußen kühler Wind, der daran mahnt, daß man die Früchte abnehmen soll, innen behagliche Wärme. Gott ist unverdientermaßen unendlich gnädig gegen mich, und wohl will es sich ziemen, daß ich dies in meinem Tagebuch, worin so viele Klagen und Ausbrüche der Verzweiflung stehen, einmal mit freudiger Seele ausspreche. Der einzige Wunsch meiner Jugend, derjenige, in dem ich nur lebte, war, daß ich ein Dichter werden möchte. Ich bin einer geworden und jetzt erst erkenne ich, was das heißt. Höhere Naturen können nur dann, wenn ihnen das schöpferische Talent verliehen ist, zum vollen Ausdruck, ja zum vollen Gefühl ihres Daseins kommen, und dies ist doch das Höchste, das einzige Glück. Wie wird Gravenhorst sich plagen, wie wird er Schale nach Schale, die er erst begierig aufgreift, beiseite werfen und sich am Ende sagen müssen: du bist, wie an einen Pfeiler, mit deinen Händen gebunden, oder: du bist, wie ein Baum, dessen Früchte in den Wurzeln verwesen, weil die Kraft nicht ausreicht, sie herauszutreiben! Jetzt wieder, nun ich von Genoveva voll bin, fühle ich mich so ganz — Dank, tiefer Dank dem Ewigen!

Den 29. Oktober.

Was ich nach der Judith für unmöglich gehalten, das trifft doch wieder ein: die alten verzweifelten Stimmungen, worin mir mein Beruf für die Dichtkunst unzulänglich erschien, kehren zurück. Daß es doch gar kein festes, inneres Kriterium gibt!

Blühende Diktion: Schimmel, der sich immer einstellt, wo Verwesung und Fäulnis ist.

Das Böse steht als Schranke zwischen Gott und dem Menschen, aber als solche Schranke, die dem Menschen allein individuellen Bestand gibt. Wäre es nicht da, so würde der Mensch mit Gott zu eins.

Wie es um meinen dichterischen Beruf steht, weiß ich nicht; aber meine Einsicht in die Natur des Menschen und der Dinge, und meine Fähigkeit, das Erkannte fest zu halten und zu gestalten, wächst immer mehr. Ich habe zuweilen ein Gefühl, als ob ich den tiefsten Schatz auf einmal erheben sollte, so drängt sich meinem geistigen Auge das Wesenhafte aus allen Schalen entgegen. Immer klarer wird mir auch das: nur, was von Gott selbst ausging, ist Gegenstand der höchsten Kunst, nichts, was Menschen den Ursprung verdankt. Sogar im Faust ist das vorzüglich, was auf Magie gebaut ist, denn eine Zeit wird kommen, wo selbst die Erinnerung an Magie und Zauberei verloren ging.

Den 9. November.

Nur der Mensch ist ruhig, den wie das Wasser, der Frost zusammen hält.

Den 24. November.

O, es gibt Stunden! Stunden! Das Leben ist doch gar zu schlecht. Und wenn mir heute die Idee einer Shakespearschen Tragödie käme — ich möchte nicht die Hand bewegen, um sie niederzuschreiben. Und das greulichste ist, daß dies nicht von innen kommt, sondern von außen. Da muß ich mich von einem elenden Schauspieldirektor zurücksetzen lassen! Führt ein später angenommenes Stück von Töpfer auf, statt des meinigen, wird wortbrüchig und — oft, wenn mir die Beine beim Gehen so schwer werden, denk ich: warum bist du nicht so schwer, daß du in die Erde sinkst! Nein, ich halt' es nicht aus, Armseligkeiten quälen mich zu Tode.

„Ich bleibe mir selbst getreu!" Das ist gerade dein Unglück; werde dir selbst doch einmal untreu.

Den 2. Dezember.

Gestern abend wurde Judith im Stadttheater gegeben. Das Stück fand lauten und stillen Beifall, das ganze Haus war namentlich während des letzten Akts, den ich sah, in echt tragischer Erregung! Mir aus zwei Gründen sehr lieb: erstlich, weil ich nun doch nicht dem Pöbel in die Hände falle, dann,

weil ich nun von der Direktion mit gutem Gewissen das Honorar annehmen kann.

Den 31. Dezember.

Bedeutender, wie irgendein anderes, ist das vergangene Jahr für mich gewesen. Ich bin Vater geworden, Vater eines Sohnes, den der Himmel in seinen heiligen Schutz nehmen und um dessen Willen er mich in meinen Bestrebungen begünstigen möge. Meinen innigsten Dank dafür, daß er den bittersten Kelch an mir vorübergehen ließ, daß er mir meine teuerste Freundin, deren Verlust zu ertragen ich nicht stark genug bin, am Leben erhielt. Ereignisse bedeutender Art sind für mich die beiden Aufführungen der Judith in Berlin und Hamburg gewesen, beide leidlich ausgefallen. Neue Verhältnisse zu Personen haben sich nicht angeknüpft; die Beziehungen zu der Doktorin Schoppe und zu Gutzkow haben sich gelöst, letztere hätten vielleicht, was bei mir stand, festgehalten werden müssen. Gedichte sind nur fünf entstanden; an Genoveva (durch Indignation über Tiecks Drama des Namens hervorgerufen) ist der dritte Akt fast fertig. Bisher haben die Weiber mir Geld gekostet, wenig aber doch noch immer zu viel; ich habe den festen Entschluß gefaßt, daß dies anders werden soll. Und so werde denn das Jahr 1841 mit Hoffnung und Gottvertrauen eröffnet!

1841.

Den 21. Januar.

Werden wir uns wiedersehen, fragt man oft. Ich denke: nein, aber wir werden uns wiederfühlen, wir werden vielleicht so klar und deutlich, wie jetzt durchs Auge die Gestalt, den äußern Umriß, der den einzelnen von der Weltmasse trennt, durch ein anderes Organ das Wesen, den Kern des Seins, erkennen und uns dessen vergewissern. So kommt in diesem Fall, wie in manchem andern, der Zweifel an einer höchsten, notwendigen Wahrheit nur aus dem unvollkommenen, leergemessenen Ausdruck her, durch den man sie umsonst zu bezeichnen sucht. Übrigens mag mancher recht haben, der mit dem Tode eines Freundes usw. das Verhältnis zu dem Freunde für immer abgebrochen hält, denn der Freund hat ihn vielleicht erst im Tode erkannt und ist nun für ewig geflohen.

Den 25. März.

Der Zufall ist ein Rätsel, welches das Schicksal dem Menschen aufgibt.

Alle irdische Liebe ist nur der Durchgang zur himmlischen.

Abrahams Opfer wäre ein sehr bedeutender Stoff für ein Drama. Die Idee des Opferns mußte aus ihm selbst kommen und je schwerer ihm die Ausführung fiele, um so mehr müßte er an dem furchtbaren Pflichtgedanken festhalten. Dann die Stimme des Herrn.

Den 31. Mai.

Pfingsten! Pfingsten! In Dithmarschen war das, was ich heute habe, immer schon Genuß, denn ich hatte Muße. Nun ist die Muße eben das Unerträgliche. Blumen würden mir Freude machen, ein Strauß! Ich habe keine und mag mir keine kaufen, denn gekaufte Blumen sind keine unschuldigen mehr. Ich habe den Morgen über wieder eine Szene in Genoveva vorgenommen; Elise sitzt auf dem Sofa und ruht, die Türe und Fenster stehen auf, frische Luft zieht durch die Zimmer und macht die Hitze menschlich. Zwischendurch spreche ich über die Idee des Christentums. O Genoveva, du machst mir viel Kummer! Lieben darf ich dich nicht und vernichten darf ich dich auch nicht!

Nein, das darf ich nicht, denn es ist ein Lebendiges, obwohl Mißratenes, und beim Mord wird nicht gefragt, was man mordete; nur ob man mordete. Oh, welche Stunden!

Den 21. Juni.

Gestern, Sonntag, litt ich an abscheulichem Zahnweh. Heute ist es wieder weg. Mit größtem Vergnügen lese ich die Tagebücher und Briefe des Lord Byron, wie sie Moore herausgegeben hat. Jetzt zum ersten Male gewinne ich Byrons Persönlichkeit lieb, denn jetzt, aus allen diesen Denkmälern, erkenne ich die Notwendigkeit seines Bildungs- und Lebensganges. Auch er ist ein Beweis dafür, daß sich im Leben nichts nachholen, nichts eintragen, noch auslöschen läßt.

Den 29. November.

Heute abend habe ich das Lustspiel: Der Diamant beendigt.

Komödie und Tragödie sind ja doch im Grunde nur zwei verschiedene Formen für die gleiche Idee. Warum aber haben wir Neueren keine Komödie im Sinne der Alten? Weil sich unsere Tragödie schon so weit ins Individuelle zurückgezogen, daß dies letztere, welches eigentlicher Stoff der Komödie sein sollte, für sie nicht mehr da ist.

Menschen, die wenig Verstand haben, werden leicht viel Phantasie zu besitzen scheinen. Das kommt aber nicht daher, daß dies Vermögen bei ihnen wirklich in einem höheren, als dem gewöhnlichen Grade vorhanden ist, es kommt nur daher, weil die Dinge auf sie verworrene Eindrücke machen und eben, weil der Verstand, der alles auf seine ursprünglichen Erscheinungsgründe zurückzuführen sucht, bei ihnen nicht tätig ist, zu allerlei wunderlichen Kombinationen Gelegenheit geben. Echte Phantasie geht immer mit der Vernunft und meistens mit dem Verstand Hand in Hand.

Den 30. Dezember.

Ein ausführliches kritisches Werk über Shakespeare könnte Gelegenheit geben, Dinge über das Drama und die darin herrschende dichterische Darstellungsweise zu sagen, die noch nie gesagt sind. Man müßte, um sich die Arbeit zu erleichtern, nicht vom allgemeinen zum einzelnen, sondern umgekehrt vom einzelnen zum allgemeinen übergehen und das Ganze etwa in Form eines rhapsodischen Tagebuchs geben. Tieck, so lange er ausholt, ist mit seinem Werk noch immer nicht da und hat eigentlich bis jetzt über Shakespeare nur noch schöne Reden gehalten, er ist ein Priester am Altar, aber kein spekulativer Theolog, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Wenn ich daran ginge, so würde mir Shakespeare natürlich nur Neben- und das Drama selbst Hauptsache. Im dramatischen Katechismus, wie ihn die kritischen Jungen auswendig lernen, stehen bis auf den heutigen Tag Artikel, die zu vertilgen ein größeres Verdienst sein müßte, als neue Dramen zu schaffen. Welche Dummheiten z. B. werden fortwährend über Charaktere, über ihre Treue, ihre Übereinstimmung mit der Geschichte usw. abgeleiert. Daß die Symbolik nicht bloß in der Idee des Dramas wirksam ist, sondern schon in jeglichem seiner Elemente, will niemand ahnen und doch ist nichts gewisser. Diese Herren Kritikaster würden wahrscheinlich laut auflachen, wenn sie jemanden zum Maler sagen hörten: was? das sollen Menschengesichter sein? Du gibst nur für Röte des Bluts Röte des Zinnobers, für Blau des Auges Blau des Indigo, und meinst, das könne uns täuschen? Dennoch gebärden sie sich nur um ein Weniges komischer, wenn sie in ihren Beurteilungen Geschichte und Poesie miteinander konfrontieren und statt nach der Indentität der letzten Eindrücke, die allerdings gleich sein müssen, wenn Dichter und Historiker sind, was sie sein sollen, nach der ebenso unmöglichen als überflüssigen Identität der Ingredienzien fragen.

Den 31. Dezember.

Als das erheblichste äußere Ereignis des verflossenen Jahrs darf ich wohl das mit Campe angeknüpfte Verhältnis betrachten, welches sich anläßt, als ob es ein festes und dauerndes werden wolle. An dieses knüpft sich dann die Herausgabe der Judith und die bevorstehende der Gedichte. An Arbeiten sind entstanden: die beiden letzten Akte der Genoveva; das Lustspiel: der Diamant nebst Prolog; die Novelle: Matteo; kritisch ein Aufsatz über Heines Buch der Lieder im Korrespondenten, und viele Gedichte, noch ungerechnet, daß ich einen großen Teil der älteren Gedichte, denen hie und da in einzelnen Ausdrücken nachzuhelfen war, überarbeitet und zu dem mir möglichen Grad der Vollendung erhoben, andere, bei denen dies nicht ging, vernichtet und so diese Silhouette meines Herzens nach Kräften von Leberflecken und Sommersprossen gereinigt habe. Mit bedeutenden Menschen bin ich nicht bekannt geworden; Franz Dingelstedt hat mir geschrieben, doch der scheint, wie es mir nach seinen Nachtwächterliedern vorkommen will, die Hand nach allen Seiten zu bieten, um sich ein Heer von guten Freunden anzuwerben; ich habe ihm auch nur ein paar leichte Worte geantwortet. Auch das hab' ich erlebt, daß sich jemand, ein Redakteur in Hannover, ein paar Zeilen von meiner Handschrift ausbat; wachse, Zelebrität! Dr. Schleiden hat meine Genoveva mit großer Liebe aufgenommen und mir einen Brief darüber geschrieben, der aus dem Tiefsten des Herzens kam; das hat mir von allem, was dem Dichter in mir widerfuhr, die meiste Freude gemacht, denn dies Zeichen der Anerkennung war eben so frei, als wahr. Bisher hat Gott mich vor Not geschützt; ich bitte um nichts weiter, als daß er es auch fernerhin tun möge; dann muß ich aber im nächsten Jahr etwas mehr Geld erhalten. — Gott helfe uns!

1842.

Den 1. Januar.

Da steht das Datum! Aber was ich hineinschreiben soll, weiß ich wirklich nicht. Statt alles übrigen steht hier am besten das Wort Vertrauen. Ja, Vertrauen! Mit Vertrauen will ich das Jahr anfangen, denn daran fehlt es mir oft gar sehr. Gott, du weißt es: ich bitte dich nicht um Tand, nicht um Ehre und Ruhm, so schmerzlich man der letzteren freilich in einer Welt voll bekränzter Lumpen entbehrt, nicht um Überfluß, nur um Fortdauer der inneren und äußeren Existenz, nur um das, was

zu meiner und meiner Teuersten Erhaltung notwendig ist und um deinen Segen für mein geistiges Leben. Darum will ich auch glauben, daß du mich erhören wirst!

Den 2. Januar.

Du armer Seidenwurm! Du wirst spinnen, und wenn auch die ganze Welt aufhört, Seidenzeuge zu tragen!

Den 19. Januar.

Tag für Tag verstreicht mir jetzt wieder ohne Unterbrechung von außen und innen in bloßer Zeittötung. Und dennoch bin ich in meinem jetzigen Zustand noch unendlich glücklich, wenn ich mir den Zustand denke, wie er auch sein könnte. Ich habe Elise, ich habe die treueste, edelste Seele, das himmelschönste Gemüt, die alle meine Unarten erträgt, meinen Unmut verscheucht, sich über mich vergißt und nur das fühlt, was von mir ausgeht oder mich angeht. Wenn ich des Mittags zu ihr gehe, wenn wir uns zu unserem kleinen Mahl setzen, so empfinden wir sicher alle beide mehr wahres Glück, als Tausende, die von einer Gesellschaft in die andere fahren. Gott, laß mich einen Tag vor ihr sterben!

Den 20. Januar.

Alle Poesie, möchte ich sagen, ist dramatisch, das heißt lebendig zeugend und fort zeugend. Der Gedanke, der nichts bedeutet, als sich selbst, der nicht auf einen zweiten, dritten und vierten usw. führt und so bis zur höchsten Spitze der Erkenntnis hinauf, der also nicht auf die gesamte Entwicklung, auf den ganzen Lebensprozeß Einfluß hat, ist so wenig poetisch, als lebendig, er ist aber auch gar nicht möglich, denn das Leben zeigt sich nur in der Gestalt des Übergangs. Nun aber sind die Veränderungen, die der Gedanke im Innern hervorbringt, völlig so gewichtig, als diejenigen, die er, den ihm zunächst liegenden innern Stoff mit dem äußern vertauschend, in der Welt bewirkt.

Den 2. Februar.

Die Sonne hat ihre Flecken. Aber sie geben keinen Schatten.

Der Ekel am Leben, den die ewige Wiederholung derselben Dinge, das Drehen im Kreis, hervorruft und hervorrufen muß! Aber der Tod schließt uns vielleicht nicht den Weg zur Steigerung auf, sondern er löscht nur das Bewußtsein aus und alles fängt von vorne an. So könnt' es von Ewigkeit zu Ewigkeit fortgehen! Und wenn der Mensch ehrlich sein will: kann er sich in

Wahrheit berühmen, daß er einen Faden in sich hat, der nicht abgeschnitten werden kann?

Den 10. Februar.

Wie mir jetzt die Tage verstreichen! Es ist schmählich. Ich könnte die Zeit so schön aufs Studieren verwenden, aber ich habe keine Bücher und weiß keine zu bekommen. Die elenden Subjekte, die sich Literaten nennen, haben sich durch Veruntreuung von Büchern so berüchtigt gemacht, daß man, wenn man nur irgend mit der Literatur zusammenhängt, keine zu fordern wagt. Arbeiten kann ich nicht, oder vielmehr, ich fürchte mich in den Moloch zu vertiefen, bevor ich weiß, wie es mit Genoveva und dem Diamant wird. Der Moloch muß mein Hauptwerk werden, ich will ihn in der Mitte zwischen antiker und moderner Dichtung halten und mich nicht zu tief ins Individuelle versenken, damit der Schicksalsfaden, der in der Judith zu wenig, in der Genoveva zu sehr mit Gemütsdarstellungen umsponnen ist, durchgehends erkennbar bleibe. Dies Werk muß entscheiden, ob ich eine große Tragödie dichten und der Zukunft einen Eckstein liefern kann; darum will es aber auch in ruhiger, ungestörter Gemütslage gedichtet sein! Ach mir graut vor den Tagen, die kommen! Der Himmel ist so reich, die Erde so ergiebig, aber für mich —! Noch war ich nicht ein einziges Mal imstande, denen, die ich liebte, eine Freude zu machen, ein kleines Fest zu bereiten. Das ist doch gewiß schmerzlich. Oh, mir ist zuweilen fürchterlich zumute. Wem die reine Lebenslust versagt ist, der wird in Laster und Ausschweifungen hinabgedrückt. Warum sollte ein Mensch nicht einen Mord verüben können, bloß um der Langeweile zu entgehen! Ich blätterte eben ein wenig in Bettinas Briefwechsel mit Goethe und ein Gefühl des Neides überkam mich. Auf den wurden alle Lebensblüten herabgeworfen, er konnte sich damit bekränzen oder darin begraben, ganz nach Belieben, und ein anderer, dem doch auch Keime in die Seele gelegt sind, muß die Existenz schleppen, wie eine blinde Spinnerin ihren Faden zieht! Die Mühle meines Geistes beginnt still zu stehen und ich habe Pflichten, große, heilige Pflichten! Was könnt' ich nicht alles machen, wenn mich die Sonne auch nur *schief* bescheinen wollte! Und eigentlich verlange ich nichts mehr, als die Sicherheit, daß es mir in Zukunft nicht schlechter ergehen werde, wie bisher. Damit bin ich zufrieden.

Den 26. Februar.

Habe jetzt, wo ich durchaus nicht arbeiten kann, höchst gesunden Appetit, festen Schlaf, vertreibe mir die Zeit mit Roman-

lesen und führe eine Existenz, als ob noch tausend Jahre mein wären. Doch sind diese Pausen, wo der Geist ruht, wohl nicht ganz zu verachten. Wenigstens weiß ich nicht, wie ich die Sache ändern soll. So arbeiten, wie Walter Scott, kann ich nicht. Dies ist wohl auch der Punkt, der den Dichter von einem Talent, wie das Scottsche, unterscheidet, daß jener sporenlos geboren wird und warten muß, ob das Roß von selbst gehen will, während dieser besser daran ist. Herrliche Februartage! Die Sonne ruft schon den ganzen Frühling hervor.

Mit Blitzen kann man die Welt erleuchten, aber keinen Ofen heizen.

Es gibt Leute, die, wenn die Welt in Flammen aufginge, nur ihr Haus bedauern würden, das mit verbrannte.

Den 12. März.

Wer bin ich? Was ist derjenge, der die völlig waffenlose Liebe, das hingebendste Herz, das keinen Vorbehalt kennt, das nicht einmal ein Opfer kennt, weil meine Wünsche die seinigen nicht bloß aufwägen, sondern sie völlig aufheben, der eine Seele, die nie von ihren eigenen Schmerzen, sondern nur von den meinigen bewegt wird, zu mißhandeln vermag? Der dies nicht einmal, der es täglich, ja stündlich tut? Wer bin ich? Was verdiene ich? — Oh, Elise, dein Edelmut — Ich bin nicht würdig, dich zu loben!

Ostern.

Wer sein Leben darstellt, der sollte, wie Goethe, nur das Liebliche, Schöne, das Beschwichtigende und Ausgleichende, das sich auch noch in den dunkelsten Verhältnissen auffinden läßt, hervorheben und das übrige auf sich beruhen lassen.

Man sollte immer denken: gestern war es nichts und morgen ist's vorbei; dann würde man sich den Augenblick nie verkümmern lassen!

Den 3. April.

Es lichtet sich in meinem Innern. Könnte ich den alten dumpfen Sinn doch ganz vertilgen! Das Leben ist an sich ein Gut, wofür man dankbar sein muß. Es ist die holde Möglichkeit des Glücks, und um dies sein zu können, muß es freilich zugleich auch die Möglichkeit des Unglücks sein.

Den 13. Mai.

Eine Schreckenswoche! Ein Fünftel von Hamburg liegt in Asche, die Campesche Buchhandlung dazu. Aber getrost! Campe hat sich menschlich gegen mich bewiesen, die 10 L., die er mir

von Leipzig aus nicht schickte, hat er mir heute gegeben, ich habe wieder einige sorgenfreie Monate vor mir und will sie nutzen. Gott meinen innigsten Dank!

Den 1. Pfingsttag.

Alle Angst und Not ist vorüber. Das Feuer, das auch unsere Wohnung bedrohte, ist gelöscht, das Verhältnis mit Campe ist neu angeknüpft, ich habe Geld für mich und Elise, und sitze jetzt bei dem freundlichsten Sonnenschein in einem hellen, schönen Zimmer. Auch innerlich bin ich wieder in Tätigkeit, die Gedichte sind abgeschlossen, ich will keine mehr machen, dagegen steigt eine neue Tragödie aus meiner Seele empor und zwar eine ganz gewaltige: Achill! Schreiben will ich sie erst nach dem Moloch, aber nichts ist süßer, beruhigender, als wenn sich Aufgabe an Aufgabe reiht, dann schaut man, wenn man der Zukunft gedenkt, doch nicht mehr ins Leere hinein, sondern sie hat Farbe und Gestalt. Ganz glücklich würde ich bei diesem innern Quellen und Sprudeln sein, wenn sich äußerlich die bescheidenste, aber sichere, Existenz daran knüpfte, doch, so viel Glück habe ich freilich nicht verdient.

Höltys Gedichte machen noch immer auf mich den alten zauberisch-wehmütigen Eindruck, der alle Kritik zurückdrängt. Einen Fehler hat er von Klopstock angenommen, daß er nämlich oft das Unbildliche durch das Unbildliche zu versinnlichen, ja zuweilen wohl gar das Menschlich-Erfaßbare durch ein erträumtes Überschwengliches auszumalen und zu bestimmen sucht. Unbeschreiblich lieblich sind seine Bilder, wenn er sie aus der Natur hernimmt, wie z. B. in dem Vers:

— „Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense
Und ein Engel mit Palmen steht."

Dagegen verschwimmt alles, wenn er die Seraphine und Cherubine in seine Gedichte hineinwebt.

Den 29. Juli.

Heute hatte ich einen Besuch von **Uhland**. Gestern mittag sah ich seinen Namen in der Fremdenliste mitten zwischen so viel andern gleichgültigen Namen; es durchzuckte mich elektrisch und ich machte mich auf der Stelle auf nach seinem Hôtel, traf ihn aber nicht mehr zu Hause und ließ ihm meinen schriftlichen Gruß nebst meinen Gedichten zurück. Heute morgen wiederholte ich meinen Besuch zur rechten Zeit und traf seine Frau, er war

schon auf der Bibliothek. Heute nachmittag kam er zu mir, freilich nur auf einen Augenblick, da der Wagen mit seinem Diener vor dem Hause hielt. Er war sehr herzlich und liebevoll, als ob wir alte Freunde wären, nicht starr und kalt, wie die meisten ihn finden, und wie ich ihn 1836 auch fand. Äußerst anspruchslos, schwer im Reden, aber auf eine naive, rührende Weise. Freue mich.

Den 12. August.

Heute morgen überraschte mich mein alter Jugendfreund Barbek aus Wesselburen. Das Herz ging mir auf, als ich ihn sah, mir war, als ob wir uns erst gestern gesehen hatten. Lange freilich taugen wir nicht zusammen, denn die Bildungsstufen sind zu weit auseinander, aber anfangs war es mir ganz, als ob meine Jugend mich besuchte.

Den 30. August.

Ein unheimlicher Sommer. Monatelang schon eine Hitze, die alles Leben ausdörrt. Die Flüsse versanden, die Äcker verdursten, dem Menschen ist, als ob es an Luft zum Atmen fehlt. Die Zeitungen Tag für Tag voll von ungeheuren Brandunfällen. Mir schwebt oft das Bild des jüngsten Tages in aller Furchtbarkeit der christlichen Vorstellungsart vor der Phantasie. Ein Ende muß sein, warum nicht jetzt? Einer muß das erleben, warum nicht ich? Jahnens meinte heute abend, dieser Gedanke hätte doch etwas Schauerliches. Gewiß. Aber ich glaube, nur so lange, bis man die Sache entschieden sähe. Wenn die Erde erst wankte, wenn die Sterne taumelten, würde der Mensch feststehen!

Den 3. September.

Ein großer, wichtiger Freudentag, der alte Rousseau schickt mir einen Wechsel auf 20 Louisdor als Darlehn. Nie zu vergessen: das wird, wenn ein Gott über mich waltet, das Fundament meiner Zukunft werden, denn es setzt mich in den Stand, die Reise nach Kopenhagen durchzusetzen, und so wird sich an den Namen, der mir unter allen der teuerste ist, mein Glück anknüpfen.

Alles, was mit der Reise nach Kopenhagen in Verbindung steht, glückt mir über die Maßen gut, so daß ich nicht fürchte, mich in der Hauptsache zu täuschen. So sehr bin ich noch bei keinem einzigen Unternehmen begünstigt worden, die Hand Gottes waltet sichtbar über mich, nun will ich auch nicht wieder kleingläubig mäkeln und meistern, sondern mich dem Wellenschlag des

Lebens mit freudigem Vertrauen überlassen. Die Empfehlungsbriefe von Moltke waren auf den ersten Wink da. Das Geld aus Ansbach desgleichen. Heute war ich bei Campe — auch er erklärte sich auf der Stelle zu dem Vorschuß von 20 Louisdor bereit und auf eine so noble, seiner bisherigen so ganz entgegengesetzte Art, daß ich ihm dafür ebenso verpflichtet bin, wie für die Anleihe selbst. Bedeutungsvoll in jeder Beziehung wird die Reise für mich werden. Ich hoffe, sie soll mir äußerlich zu meiner Existenz verhelfen, ich kann mich nicht, wenn ich nicht alle meine Zwecke aufgeben will, wieder in einen hypochondrischen Winkel zurückziehen, ich muß mit Menschen verkehren und es ist gewiß Zeit, daß ich dies endlich lerne. Der Dichter in mir hat seine Bildung erlangt, aber der Mensch ist noch weit zurück.

Den 7. Oktober.

„Was einer werden kann,
Das ist er schon, zum wenigsten vor Gott!"

Diese fürchterliche Wahrheit ist durch das Ausstreichen aus der Genoveva keineswegs abgetan. Derjenige, der einen Mord verübte, und derjenige, der ihn des Mordes wegen zum Tode verdammt, worin sind sie unterschieden, wenn Gott, der mit der wirklichen zugleich alle möglichen Welten überschaut, erkennt, daß jener bei einer anderen Verkettung der Umstände der Richter und dieser der Mörder hätte sein können. Wenn man die Gewalt der Äußerlichkeiten wohl erwägt, so möchte man an aller Wesenheit der menschlichen Natur und jeder Natur verzweifeln.

Tagebuch in Kopenhagen.

Den 12. November 1842 verließ ich abends um zehn Uhr Hamburg. Meine teure Elise begleitete mich zur Post und blieb, bis ich abfuhr. Morgens um neun Uhr war ich in Kiel. Ich besuchte den Dr. Olshausen, an den mich Wienbarg adressiert hatte, um mich bei ihm wegen der Professur der Ästhetik zu erkundigen, die in Kiel besetzt werden soll. Ein kleines, blasses Männchen mit einer unangenehm eingedrückten Nase. Ich schien ihm ganz unbekannt zu sein, doch war er freundlich und gab mir Auskunft. Dann ging ich, um das Wirtshaus zu vermeiden,

spazieren, nach Düsternbrook hinaus. Ich kam an einem kleinen weißen Häuschen vorbei und dachte: wirst du jemals so glücklich sein, daß du deine Elise in einem solchen Häuschen wohnen lassen kannst? Die Freudenlosigkeit, zu welcher die Ärmste durch ihre Liebe zu mir verdammt ist, die Sorge, die Not, der sie entgegen geht, wenn meine Reise fruchtlos bleibt, fielen mir schwer aufs Herz. Ein toter Fisch lag am Wege, das Wasser hatte ihn ausgestoßen, es kümmerte sich nicht darum, wie er verende. Das Wäldchen von Düsternbrook war vergilbt, Millionen von Blätter lagen am Boden. Ich ging und betete zu Gott. Inzwischen hatte es zu tröpfeln angefangen, nun kam ein starker Regenguß und ich mußte doch ins Wirtshaus, um nicht vor Besteigung des Dampfschiffs durchnäßt zu werden. Um zwei Uhr an Bord, Montags um zwölf Uhr mittags in Kopenhagen, bis Donnerstag im Hotel d'Angleterre, dann endlich ein Privatlogis aufgetrieben und sogleich bezogen. Eine ganz unbeschreibliche Melancholie drückt mich darnieder, alles, was ich in Hamburg viertehalb Jahre hindurch gegen die treuste Seele, das edelste Gemüt gesündigt habe, preßt mir das Herz. Sogar die alte Mutter, die es so gut meinte und gegen die ich oft so schnöde war, scheint mir jetzt gar keine Fehler mehr zu haben!

Ist das Leben vielleicht nur ein Verbrennen, ein Ausglühen, ein Wegzehren der Empfänglichkeit für Schmerz und Lust? Ist alles, was als ruhiges Element, als Erde und Stein, uns umgibt, schon lebendig gewesen? Werden auch wir Erde und Stein und ist die Geschichte zu Ende, wenn alles ruht und schweigt?

Den 30. November.

Dreißig Jahre alt und schon alles bergab. Ich glaube nicht mehr an die Zukunft und dieser Glaube allein war es, der mich bisher oben erhielt. Die Jahre, die in meinen Augen bisher Schmerzens- und Prüfungsjahre waren, sind fette Jahre gewesen, nun geht's hinunter, tiefer und immer tiefer, bis sich zuletzt die Erde erbarmt und den Kerl hineinschluckt. Wäre nur das Kind nicht, wäre Elise nicht, ich wollt's kommen sehen!

Den 3. Dezember.

Donnerstag wollte ich den Konferenzrat Dankwart besuchen — er nahm mich nicht an, weil er mit einem Bericht an den König beschäftigt sei. Ich hielt dies für ein schlechtes Zeichen. Heute ging ich zum Hofmarschall Levetzan — er sei nicht zu Hause, sagte mir der Bediente mit einem Spitzbubengesicht. Was soll ich nun tun? Hingehen und wieder hingehen? Höchstens

bei beiden noch einen Versuch, dann — Es ist gewiß, mehr als gewiß, ich werde nicht das Geringste ausrichten. Dabei bin ich geistig tot, mein Kopf ist so öde, so finster, als wenn Gottes Licht nie darin geschienen hätte. In dieser Woche habe ich mich dann auch seit meiner Jugend zum erstenmal einen ganzen Tag lang von trockenem Brot und Kaffee ohne Milch ernährt. Aus Not, aus Mangel an Geld, noch nicht, aber doch auch nicht freiwillig. Im Wirtshaus wollte ich, der Kosten wegen, nicht essen, ich hab's die ganze Woche nicht getan, und meine Wirtin hatte vergessen, mir Butter holen zu lassen, fordern mochte ich diese aber nicht, weil es ihr dann ja klar geworden wäre, daß ich immer bei verschlossenen Türen auf meine eigene Hand diniere. Ich bin beständig in köstlicher Stimmung, doch ich will mich hüten, diese in meine Briefe an Elise einwirken zu lassen, die Arme hat Sorge und Kummer genug!

Den 22. Dezember.

Heute morgen bei Dankwart. Ich sagte ihm von dem Reisestipendium. Er ermunterte mich zu diesem Schritt, versprach mir seine Unterstützung und erbot sich, seine Erkundigungen einzuziehen, wie es mit dem Fond stände. Als ich in sein Palais trat, begegnete mir ein Mädchen mit Kränzen, von denen sie mir einen anbot. Ich gab ihr ein kleines Almosen; möchte der Kranz mir etwas Gutes bedeuten!

Den 31. Dezember.

Ich sitze in Kopenhagen, mein Zimmer ist voll Rauch, draußen regnet's. Weil ich es jedes Jahr getan habe, will ich auch heute einen geistigen Abschluß machen, obgleich es nichts abzuschließen gibt. Gearbeitet hab' ich das ganze Jahr nichts, ein paar Gedichte sind entstanden, ich schäme mich, die Lumperei aufzuführen. Als ein bedeutendes Ereignis kann der Hamburger Brand in alle Wege gelten, doch ist dies ein Ereignis, welches der Geschichte angehört, nicht meinem Privatleben. Außer Oehlenschläger habe ich niemand kennen gelernt. Großes Verdienst um mich hat sich der alte Rousseau erworben. Auch Campe, obgleich ich über seine eigentlichen Absichten mit mir nicht im klaren bin, hat sich human gezeigt. Für die Genoveva denkt er mich freilich mit einem Lumpenschilling abgefunden zu haben, doch hat er mir Vorschüsse gemacht, ohne die ich nicht hätte reisen können. Die Reise scheint, aller Ahnungen und Hoffnungen zum Trotz, zu nichts zu führen. Was weiter werden soll, weiß ich nicht. Die Audienz beim König war erfolglos. Die Empfehlungen des Grafen Moltke haben keinen Eindruck gemacht. Der Brief von

Schütz an Dankwart hat eine Art von Verhältnis angeknüpft, doch wer weiß, ob das Resultat nicht desungeachtet nichtig sein wird. Literarisch bin ich fast tot. Von jedem Reimschmied ist die Rede, über meine Gedichte wird kein Wort gesagt. Daran liegt die Schuld zum Teil am Verleger; ich zweifle, ob er Rezensionsexemplare abgesandt hat, denn da die Leute alles rezensieren, warum sollten sie mich ausschließen. Wie es mit der Aufführung Genovevas steht, weiß ich nicht. Wienbarg wollte mir darüber referieren — er schweigt. Gutzkow hat, wie mir Jahnens gestern schrieb, das Drama hart angegriffen. Ich werde abgemacht. Knüpften sich nicht die Schicksale zweier Menschen an das meinige, so wäre mir alles gleich. Mein Leben ist im Zuschnitt verdorben; das Glück verschmäht mich vielleicht nur deshalb, weil es einsieht, daß mit mir doch nichts mehr aufzustellen ist. Aber Elise, aber Max! Geistig bin ich verdummt und verdumpft. Die inneren Quellen springen nicht mehr; es sitzt jetzt mehr wie ein Körper um meine Seele. Alles, was ich beginne, mißlingt. Wenn ich studiere, so füllt sich mein Hirn nicht mit Ideen sondern mit Dampf. Wozu weiter schreiben!

1843.

Den 16. Januar.

Heute morgen besuchte ich Oehlenschläger und traf Thorwaldsen bei ihm. Eine imponierende Gestalt, edle, gebietende Züge, im Gespräch einfach, aber markig. Freundlichst lud er mich ein, ihn in seinem Atelier zu besuchen und wiederholte die Einladung, als er ging. Ich werde natürlich von dieser Erlaubnis Gebrauch machen. Er hat ein Gesicht, dem gegenüber niemand Komplimente drechseln wird. Ich bin einem großen Mann immer dankbar dafür, wenn er nicht aussieht, als ob ihn ein Töpfer aus Lehm gebacken hätte. Uhland — ich bin gewiß sein Freund — sieht aus, als ob ein großer Geist, in Verlegenheit um einen Körper und aus Angst zu spät zu kommen, eine Schusterseele zurückgedrängt und sich durch einen Ruck von der Geburt ins Leben hineingeschlichen hätte. Auch Thorwaldsens Geliebte, die Baronesse Stampe war anwesend. Die hat mir zu viel Männliches in ihren Zügen. Später, nachdem ich wieder mit Oehlschläger allein war, kam der Dichter Andersen. Eine lange, schlottrige, lemurenhaft-eingeknickte Gestalt, mit einem ausnehmend häßlichen Gesicht.

Den 20. Januar.

Heute morgen war ich mit Oehlenschläger bei Thorwaldsen. Er wohnt sehr schön, in dem Schloß Charlottenburg, wo sich die Zeichenschule befindet, in der er selbst als kleiner Knabe das Zeichen erlernt hat. Zwei ziemlich große Zimmer, voll interessanter Gemälde, die er mir zuerst zeigte. Aus seinem Wohnzimmer führte eine kleine Treppe ins Atelier. Da sah ich denn so viel, daß ich eigentlich nichts gesehen habe. Bewunderungswürdig Ganymed und der Adler, dem er zu trinken gibt. Der Vogel blickt gravitätisch, wie ein Großvater, der sich vom Enkel bedienen läßt, der Knabe ist von himmlischer Schönheit. Herrliche Basreliefs. Die drei Grazien. Ein wunderbar lebendiger Löwe. Seine Venus. Ein Hirtenknabe mit einem Schäferhund. Zu viel! Zu viel! Der Alte war heute wie ein patriarchalischer Erzvater, er trug große wollene Strümpfe und eine Art Pudelmütze, die er abnahm und durchaus erst dann wieder aufsetzen wollte, wenn auch wir unsere Hüte aufsetzten. Ich werde, da er mich einlud, mir die Freiheit nehmen, öfter zu kommen.

Den 23. Januar.

Heute ist der glücklichste Tag, den ich in Kopenhagen verlebte. Ich war mit meinem Gesuch um ein Reisestipendium beim König. Er war sehr freundlich und entließ mich mit den Worten: gern werde ich unterstützen! Das ist denn doch wenigstens ein Grund zur Hoffnung. Nun stehen mir noch schwere Gänge bevor, Visiten und Aufwartungen, doch will ich nichts vernachlässigen, denn zu viel steht auf dem Spiel. Als ich zu Hause ging, wandelte mir vorauf der Postbote in mein Logis und brachte mir zwei Briefe, einen von Campe, einen von einem jungen Poeten Klein aus Straßburg. Ersterer war voll der erfreulichsten Nachrichten. Campe nimmt die Dithmarschen und, wenn ich sie wirklich ausarbeite, auch die Reisebeschreibung, er zahlt für den Roman das geforderte Honorar von 40 Ldor., ohne zu dingen, und ist sogar erbötig, es vorauszugeben. Das ist höchst ehrenhaft von ihm; 20 Ldor. hat er mir ohnehin schon zur Reise vorgeschossen, ich hätte ohne ihn die letztere nicht machen und ebensowenig in Hamburg existieren können. Nun bin ich aller Sorgen los und ledig, die Angst, die mich die Zeit über, daß ich hier bin, niedergedrückt und aller Arbeit unfähig gemacht hat, verläßt mich, ich sehe ohne Beben in die nächste und, wofern ich ein Reisestipendium erhalte, auch in die fernere Zukunft. Der Ewige sieht mein Herz, er weiß, daß ich für seine hohe Gnade um so dankbarer bin, je weniger ich mich ihrer würdig fühle; ich habe vor tiefster Rührung geweint, als ich den Brief las.

Den 4. April.

Heute ist ein großer, wichtiger Wendepunkt meines Lebens, denn ich weiß jetzt mit Bestimmtheit, wenn auch noch nicht offiziell, daß der König mir auf 2 Jahre ein Reisestipendium von 600 Rthl. jährlich ausgesetzt hat, und — sollte man's begreifen? — ich wäre fast zu Bett gegangen, ohne diesen großen entscheidenden Tag auch nur mit einer Silbe in meinem Tagebuch anzuzeichnen. Nun, ewiger Vater über den Wolken, der du den ohnmächtigen Hader des blöden Kranken nicht angesehen, sondern mir in Gnaden die Brücke zur Zukunft gebaut und mir ein schönes Pfand des Gelingens gegeben hast, ich fühle die Größe deiner Gnade und die Schwere der Pflichten, die sie mir auflegt und ich werde redlich ringen und streben. Der alte herrliche Oehlenschläger brachte mir mit Tränen in den Augen die Nachricht, ihm bin ich unter den Menschen den meisten Dank dafür schuldig! Könnt' ich es doch dir, teuerste Elise, aus meiner Krankenstube über den Ozean zurufen! Möchte ein Traum dir es ins Ohr flüstern und deiner Seele zugleich ein Zeichen der Beglaubigung geben, daß du ihn auch noch am Tage festhieltest. Ich bin doch so matt, daß das Schreiben mich angreift!

Den 25. April.

Übermorgen reise ich ab. —

Den 27. April abends sechs Uhr reiste ich mit dem Dampfschiff Christian VIII. von Kopenhagen ab. Die Sonne vergoldete die Stadt, die mir ewig teuer sein wird. Wir hatten die herrlichste Reise von der Welt. Das Schiff schwamm dahin, wie auf einem Spiegel, auch keine Spur von Seekrankheit. Am nächsten Morgen um halb elf Uhr schon in Kiel, wo mich die wärmste Luft begrüßte, die ich wie Medizin einatmete; blühende Bäume. Abends nach neun Uhr in Hamburg, Elise auf der Post.

Den 1. Mai.

Heute morgen den ersten Akt vom „bürgerlichen Trauerspiel" geschlossen.

Den 20. Mai.

Der Mai vergeht in Nässe und Kälte. Die Blüten auf den Bäumen sehen aus, wie frierende Kinder im Hemde.

Talent und Genie unterscheiden sich im Drama, vielleicht allenthalben, hauptsächlich in einem Punkt. Das Talent faßt sein Ziel scharf und bestimmt ins Auge und sucht es auf dem nächsten Wege zu erreichen, was ihm, wenn es anders ein echtes ist, auch gelingt; nie aber erreicht es mehr. Das Genie weiß

auch recht gut, wohin es soll, aber vor innerem Drange und Überfülle macht es allerlei Kreuz- und Quersprünge, die es scheinbar vom Ziel entfernen, aber nur, damit es um so reicher ankomme, und zu dem Kranz, der ihm dort aufgesetzt werden soll, die Blumen gleich mitbringe.

Die Lyrik ist das Elementarische der Poesie, die unmittelbarste Vermittlung zwischen Subjekt und Objekt.

Von großer Wirkung ist es im Drama, wenn die Motive auf ein ganz bestimmtes dem Leser und Zuschauer deutliches Ziel hinzuwirken scheinen und dann plötzlich außer diesem noch ein ganz anderes, ungeahntes und unvorhergesehenes erreichen. Doch wird nur dem Genie ein solcher Doppelschlag oder zurückspringender Blitz gelingen, das Talent wird die Äußerlichkeiten zu verknüpfen suchen, wo eben ein tiefstes Innerliches zu entschleiern war.

Den 12. Juli.

— Das Leben ist eine furchtbare Notwendigkeit, die auf Treu und Glauben angenommen werden muß, die aber keiner begreift, und die tragische Kunst, die, indem sie das individuelle Leben der Idee vernichtet, sich zugleich darüber erhebt, ist der leuchtendste Blitz des menschlichen Bewußtseins, der aber freilich nichts erhellen kann, was er nicht zugleich verzehrt. — Die tragische Kunst wächst allein aus stillen Anschauungen hervor, wie eine fremdartige, unheimliche Blume aus dem Nachtschatten, denn wenn die epische und lyrische Poesie auch hin und wieder mit den bunten Blasen der Erscheinung spielen dürfen, so hat die dramatische durchaus die Grundverhältnisse, innerhalb derer alles vereinzelte Dasein entsteht und vergeht, ins Auge zu fassen und die sind bei dem beschränkten Gesichtskreis des Menschen grauenhaft. —

In dem Gebet an die Gottheit sollte man hinzufügen: Schicke mir die Sache, aber nicht erst dann, wenn sie mir nicht mehr ist, als die von dem Kinde heiß ersehnte Klapper dem Mann.

Den 31. Juli.

Der Pauperismus ist doch eine ganz furchtbare Frage. Wie, wenn die Leute, die jetzt den Armen hinrichten lassen, weil er sich an ihrem Eigentum vergreift, einmal von den Armen hingerichtet würden, weil sie Eigentum besitzen? Das Recht des Besitzes hat scheußliche Konsequenzen. Wenn die Soldaten sich einmal plötzlich erinnerten, daß sie selbst zum Volk gehören, und

wenn Feuer kommandiert würde, allerdings auch Feuer gäben, aber auf den, der kommandiert hätte. Ich möchte solche Zustände nicht, aber sie scheinen mir sehr möglich!

Die Eigentumsfrage ist eine sehr schwer zu entscheidende. Auf der einen Seite hat jeder, den die Erde trägt, ein Recht darauf, daß sie ihn auch ernähre; auf der anderen würde eine allgemeine Gütergemeinschaft unendlich viele Motive aufheben, die der insolenten Menschennatur notwendig sind, wenn sie nicht erschlaffen soll. Aber, ob es nicht ein Maß des Besitzes geben könnte!

Den 9. August.

Noch drei Wochen, so bin ich in Paris. Heibergs Angriff ist zurückgeschlagen. Kümmerliche Anschauungen, denen ich nur mit Widerwillen meine eigenen entgegen setzen mochte. Nie habe ich so klar erkannt, daß auch im Wort die Unschuld zu respektieren ist und daß, wer es notzüchtigen mag, jeden beliebigen Bastard damit erzeugen kann. Jetzt treibe ich französisch. Das geht furchtbar schlecht. Ich zweifle, ob mir selbst der Aufenthalt in Paris zu der Sprache verhelfen wird, ich bin über die Periode des Lernens hinaus. Der gegenwärtige Sommer ist so naß und regnerisch, wie der vorjährige trocken und heiß. Das ist fatal.

Den 10. August.

Das höchste, was Shakespeare geschaffen hat, ist der Lear. Wie Hamlet diesem vorgezogen werden konnte, begreife ich nicht. Hamlet ist Shakespeares Testament in Geheimschrift abgefaßt; es ist ein Stück, wie im Grabe geschrieben; es ist, als ob der Tote sich noch einmal aufrichtet und in seine Eingeweide hineingreift und die Würmer, die alles das verzehren, was er fünfzig Jahr lang durch Essen und Trinken ernährt hat, hinauswirft, uns, die wir ihm in Lebensluft und Lebenskraft neugierig zuschauen, geradezu ins Gesicht hinein; durchaus verzweiflungsvoll, ein furchtbares Ade, das er der Welt zurief, als er ihr den Rücken wandte und wieder ins Nichts verschwand. Aber Lear ist der Triumph über alle diese Schmerzen, die den Dichter später bewältigt zu haben scheinen, so daß er es aufgab, mit ihnen zu kämpfen und sich nur noch durch einen Schrei, den er eben im Hamlet ausstieß, Erleichterung zu verschaffen suchte. Lear ist das einzige Werk, das mit der Antike verglichen werden kann, indem es die sittlichen Wurzeln des Lebens durch das Wegmähen des sie verdeckenden Unkrauts auf die grandioseste Weise bloß legt; wie jene auch der Form nach einzig und unerreichbar, besonders auch darin, was, wie ich glaube, noch von keinem be-

merkt worden, daß Goneril und Regan selbst, obgleich sie scheinbar als böse Potenzen an sich hingestellt sind, doch eben in Lear selbst nicht allein eine Art von Berechtigung finden, sondern auch ihre Erklärung; wir sehen ein, daß ein so jähzorniger Vater eben solche heimtückische, kalte, ihn nur fürchtende Kinder erziehen mußte, die, sobald sie der Furcht entbunden wurden, gar kein Verhältnis mehr zu dem Erzeuger haben und ihn eher als ein feindseliges Wesen betrachten, wie als ein verwandtes und die, da sie ihr Ich ihm gegenüber früher immer verleugnen mußten, jetzt auch nichts mehr kennen, als ihr Ich, wenn er ihnen in den Weg tritt; es ist ein Meisterstück der Form, daß der Dichter uns den früheren Lear durch den jetzigen wahnsinnigen zeichnet und dadurch zugleich die Töchter in Nerven und Glieder hinstellt.

Paris, Italien.

1843—1845.

Den 20. September.

St. Germain en Laye.

Am 8. d. M. reiste ich von Hamburg ab, am 12. abends spät kam ich in Paris an. Ich befinde mich hier im allerhöchsten Grade unbehaglich, und glaube nicht, daß dies sich ändern wird.

Die Lilie tritt aus der Erde hervor, denn es war ihr in deren Schoß zu finster, aber sie möchte wieder in die Erde zurück, denn draußen ist's ihr zu hell.

Den 28. September.

Gestern abend spät erhielt ich einen Brief von Elise. Meine erste Freude in Frankreich.

Für einen Dichter ist es immer schlimm, wenn er zum Haupt einer Schule erklärt wird. Das ist unstreitig Tiecks Unglück gewesen. Ihm wurden nur aus Stimmungen Tendenzen gemacht und er mußte noch katholisieren, als er schon mehr als Protestant war.

Wenn gewisse Blumen blühen, kann ich nicht leben, ich möchte die Zeit verschlafen.

— Er kann es sich nicht vergeben, daß er einmal Käse und Brot zu Mittag gegessen hat.

Den 3. Oktober.

Was nimmt dem Leben den Zauber in späteren Jahren? weil wir in all den bunten verzerrten Puppen die Walze sehen, die sie in Bewegung setzt, und weil eben darum die reizende Mannigfaltigkeit der Welt sich in eine hölzerne Einförmigkeit auflöst. Wenn ein Kind die Seiltänzer singen, die Musikanten blasen, die Mädchen Wasser tragen, die Kutscher fahren sieht, so denkt es, das geschehe alles aus Lust und Freude an der Sache; es kann sich gar nicht vorstellen, daß diese Leute auch essen und trinken, zu Bett gehen und wieder aufstehen. Wir aber wissen, warum es geschieht.

Den 17. Oktober.

Heute morgen den zweiten Akt am bürgerlichen Trauerspiel geschlossen. Pariser Regenwetter. Grauer Himmel — kalt.

Wenn ein Bildhauer statt zu meißeln und das Bild, das ihm vorschwebt, in Marmor hinzustellen, ausrufen wollte: o wie schön, wie herrlich! so würde man ihn auslachen, mittelmäßigen Poeten gestattet man es noch immer.

Wir Menschen sind, wie Schwämme, wir trinken uns voll Leben, dann wird's wieder ausgedrückt.

Den Schmerz wie einen Mantel um sich schlagen.

Den 24. Oktober.

Mein Max, mein holdes lächelndes Engelkind mit seinen tiefen blauen Augen, seinen süßen blonden Locken, ist tot. Sonntag, den 22. mittags um ein Uhr erhielt ich die Nachricht. Da liegt seine kleine Locke vor mir, die ich schon nach Kopenhagen mitnahm und die ich seither — es stehe hier — noch nie betrachtete; sie ist das einzige, was mir von ihm übrig blieb. Oh, wenn ich mir das denke, daß dies Kind, das keiner — mich selbst, den Vater, den großen Dichter ausgenommen, es stehe auch hier! — ohne Freude und Entzücken betrachten konnte, so schön, so anmutig war es, daß dies Kind nun verwesen und sich von Würmern fressen lassen muß, so möcht' ich selbst ein Wurm werden, um mit zu essen, um als scheusaliges Tier meinen Anteil dahin zu nehmen, den ich als Mensch, als Vater verschmähte. Ich könnte diese Locke hinunterschlingen, ich könnte etwas noch ärgeres tun, ich könnte sie verbrennen, weil ich sie nicht verdiene! O mein Max, umschwebe mich nicht, auch keine Minute, bleibe deiner Mutter, lindere ihren Schmerz durch deine geisterhafte Nähe, wenn du es vermagst, nur nicht meinen, nicht meinen! „Ich habe mich versteckt, sucht mich, der wird mich nie wieder finden, der mich nicht genug geliebt hat!" Das ist der Trost,

der aus der Ewigkeit zu mir herüberklingt. Ich sehe dich, Kind, süßes aufquellendes Leben, wie du mittags an deinem kleinen Tisch saßest und mir zunicktest und sagtest: „ich mag auch Wein!“ und wartetest, ob ich einen Tropfen für dich übrig ließe. Und das Gesicht, das süße, süße Gesicht! O Gott, o Gott! Du stelltest den Engel vor meine Tür und er lächelte mich an und sagte: willst du mich? Ich nickte nicht Ja, aber er kehrte doch bei mir ein, er dachte: sieh mich nur erst recht an, dann wirst du mich schon behalten, mich nicht wieder lassen wollen. Aber ich hatte selten einen andern Gedanken, als den: wie soll ich ihn ernähren, und in meiner unmännlichen Verzagtheit war ich stumpf und dumpf gegen das Glück, das sich um mich herum bewegte, das ich nur in die Arme zu schließen brauchte, um einen Schatz für alle Zeiten zu haben. Da rief Gott ihn wieder ab, und er ging doch nicht gern, denn er hatte eine Mutter, die ihm zum Ersatz für den Vater zweimal Mutter war. Nun helfen keine Klagen, keine Schmerzen, keine Tränen!

Den 26. Oktober.

Allmächtiger Gott! Wir mir jetzt die Tage verstreichen! Eine namenlose Angst erfüllt mich, ich weiß mich nicht zu lassen! Ein Jahr meines Lebens für einen Brief von Elise! Schon zweimal habe ich ihr geschrieben, kurz hintereinander, damit, wenn der erste Brief zu wirken aufhört, der zweite wieder anfange! Wenn ein Funke von Erbarmen bei Gott für mich vorhanden ist, so werde ich nicht so schrecklich bestraft, alles, was ich liebe, auf einmal zu verlieren. Auf ihren Brief antworten, hieß sprechen nach der Hinrichtung! Ich habe mich möglichst gefaßt, als ich ihr schrieb. O Gott! O Gott!

Den 3. November.

Gestern mittag erhielt ich einen Brief von Elise! Gott sei Dank! Er ist zwar wenig tröstlich, denn noch immer spricht die fürchterlichste Aufregung aus ihm, aber es ist doch ein Brief von ihr. Nun will ich ihr Bild wieder über meiner Kommode aufhängen. Ich hatte es abgenommen, weil ich fürchtete, die Menschen, die in meiner Abwesenheit das Zimmer reinigen, könnten es zerbrechen. O Elise, denke an den Schmerz um dein Kind, wie du ihn fühlst, und dann frage dich, ob es an einem Leben, worin solche Schmerzen möglich sind, viel verloren hat! Und doch — das sind Reden!

Heute war ich in der Bibliothek des Konservatoirs und las Mozarts Biographie. Ach, mein Max, wie schmerzlich sollte ich an dich erinnert werden! Da wird von Mozart als Beweis

seines tiefen Liebesbedürfnisses erzählt, er habe als Kind jeden Menschen wohl zehnmal des Tages gefragt, ob er ihn auch lieb habe. Das tat mein Kind auch, immer noch höre ich sein: magst mich auch heiden? Das L konnte er noch nicht aussprechen, dafür gebrauchte er das H. Oh, wie tief hat es mich gerührt! Ich sah ihn, ich hörte ihn!

Die Erde könnte mit lauter Augen, wie mit Perlen, übersä't werden, wenn man überzählt, wie viele Augen in ihr schon zu Staub zerfallen sind. Auch deine wunderschönen blauen Augen, mein Kind!

Den 17. November.

Gestern morgen nachdem ich kaum aufgestanden war, holte mich ein Bekannter ab, um im großen Saal des Konservatoires der Probe eines Berliozschen Konzerts beizuwohnen. Ich hörte, freilich zerhackt und zerstückelt, schöne Musik und wurde durch die dämmernden Lampen, die von ihrem Licht rötlich beglänzten Gesichter der Orchestermitglieder und den im Anfang noch halb finsteren Saal in meine Jugend zurückversetzt; sogar der Frost in den Füßen trug das seinige dazu bei. In meinem Geburtsort wurden in der Adventzeit und an den hohen Festtagen der Christenheit Kirchenmusiken aufgeführt; der Stadtmusikus dirigierte sie, Waldhörner, Hoboen, Posaunen, Pauken ergossen, von den breiten Orgeltönen, die der sehr geschickte Organist in voller Gewalt hervor zu locken verstand, getragen, ihre wunderbaren, fremdartig-feierlichen Klänge durch das dämmernde Oval der Kirche, der Rektor, dessen quäkend-piepige Stimme ich damals als eben so zur Sache gehörend betrachtete, wie das Schneidende der Violintöne und das Schmelzende der Flöten, sang mit seltsam verzogenem Gesicht eine Arie, und die Chorknaben, die ich so beneidete, bis ich selbst ihnen beigesellt wurde, schlossen mit einem Choral. Lampen, die mit der Finsternis zu kämpfen schienen, weil ihre matten Flammen zitterten, verbreiteten ein rötliches Licht, das all den wohlbekannten Gesichtern in meinen Augen etwas Überirdisches verlieh und sie hoch über die anderen Menschen, die sich nach und nach hustend und räuspernd unter und neben mir einfanden, hinaushob, jede Bewegung, die sie machten, das Taschentuch, das der Organist zog, die Brille, die der Stadtmusikus aufsetzte; vor allem aber die Notenblattbücher, wenn sie auf die Pulte gelegt wurden, hatten für mich etwas Religiöses, wenn die Knaben miteinander flüsterten, so war es mir, als ob ich sie vor der Himmelstür Scherz treiben sähe, sogar über den die Bälge tretenden Schuster mit dem ungeheuren Mund konnte ich nicht mehr lachen, wenn er so ernsthaft um die Ecke sah, und

an den über dem Orgelwerk schwebend abgebildeten Engeln verwunderte es mich ordentlich, daß sie ihre Flügel nicht bewegten. Wenn ich mich jener Empfindungen jetzt erinnere, so muß ich sagen: ich schwamm im Element der Poesie, wo die Dinge nicht sind, was sie scheinen, und nicht scheinen, was sie sind, das Wunder der weltlichen Transsubstantiation vollbrachte sich in meinem Gemüt und alle Welten flossen durcheinander.

Daraus, daß wir ein höheres Leben hoffen, daß wir ein Bedürfnis fühlen, das uns die Unsterblichkeit wünschenswert macht, folgt die letztere gewiß nicht, denn dies Bedürfnis deutet ja auf nichts Fremdes, noch Unbekanntes und Niebesessenes, das sich instinktartig ankündigte, sondern nur darauf, daß wir dem Gegenwärtigen ewige Dauer und höchste Steigerung verleihen möchten.

Den 20. November.

Gestern, Sonntag, war ein sehr schöner Tag, das Wetter war mild und die Herbstsonne vergoldete Paris, wie ein Juwel, mit rötlichen Strahlen. Ich ging um zwei aus und machte den schönsten Spaziergang, den man hier machen kann; ich durchwanderte die Boulevards ihrer ganzen Länge nach bis zur Madeleine, ging dann von der Madeleine geradeaus bis auf den Place de la Concorde und wandte mich nun rechts gegen die Champs Elisées, die ich bis an den Arc de Triomphe, also bis an die Barrière, durchschritt. Einen breiteren Strom des Lebens, in einer glänzenderen Umgebung kann man wohl auf der Erde nicht fluten sehen, als auf diesem Spaziergang, wie man ihn, wenn man, wie ich, mit scharfen Augen ausgerüstet ist, von der Madeleine aus, oder vom Place de la Concorde, oder auch, rückwärts blickend, von der Höhe, worauf der Arc de Triomphe steht, übersieht. Welche Gebäude, welche Straßen, welche Plätze, und an diesem Tage, der noch wie ein letztes köstliches Geschenk vom Himmel fiel, welche Massen von Menschen, Fußgängern und Equipagen, die sich durcheinander drängten, um ihn zu genießen!

Den 22. November.

Das erste Deutsch, was ich hier auf der Straße hörte, war, daß ein Kommis zum andern sagte: wenn Sie Philosoph wären, wie ich, so usw. Das zweite hörte ich soeben von zwei sich raufenden Gassenjungen, wahrscheinlich aus dem Elsaß: nun, du Lumpenhund, kratz' mir nur nicht das Nas entzwei! Bezeichnend genug: raufen und philosophieren!

Den 25. November.

Was Stil in der Kunst ist, das begreifen die Leute am wenigsten. So in der Tragödie, daß die Idee im ersten Akt als zuckendes Licht, im zweiten als Stern, der mit Nebeln kämpft, im dritten als dämmernder Mond, im vierten als strahlende Sonne, die keiner mehr verleugnen kann, und im fünften als verzehrender und zerstörender Komet hervortreten muß — das werden sie nie fassen. Sentenzen werden ihnen immer besser zum Verständnis helfen.

Den 28. November.

Seit acht Tagen haben wir wieder wahres Frühlingswetter in Paris, ich freue mich jeden Morgen, wenn ich die Augen öffne und die Sonne so hell in mein Fenster scheinen sehe.

Man sollte im Dramatischen noch einen Unterschied zwischen Schuld und Natur machen. Das Böse einer ursprünglich edlen, aber verwilderten Natur gibt die Schuld, das ursprünglich in den Charakteren bedingte Böse die Natur.

Den 4. Dezember.

Heute habe ich mein viertes Drama: „Ein bürgerliches Trauerspiel!" geschlossen. Bei dieser Dichtung ging es eigen in mir zu. Es kam darauf an, durch das einfache Lebensbild selbst zu wirken und alle Seitenblicke des Gedankens und der Reflexion zu vermeiden, da sie mit den dargestellten Charakteren sich nicht vertragen. Das ist aber schwerer, als man denkt, wenn man es gewohnt ist, die Erscheinungen und Gestalten, die man erschafft, immer auf die Ideen, die sie repräsentieren, überhaupt auf das Ganze und Tiefe des Lebens und der Welt zurück zu beziehen. Ich hatte mich also sorgfältig zu hüten, mich bei der Arbeit zu erhitzen, um nicht über den beschränkten Rahmen des Gemäldes hinweg zu sehen und Dinge hinein zu bringen, die nicht hinein gehören, obgleich es eben diese Dinge sind, die mich am meisten reizen, denn das Hauptvergnügen des Dichters besteht für mich darin, einen Charakter bis zu seinem im Anfang von mir selbst durchaus nicht zu berechnenden Höhepunkt zu führen und von da aus die Welt zu überschauen. Ich glaube, daß mir diese Selbstaufopferung, diese Resignation auf die Befriedigung meines individuellen Bedürfnisses geglückt ist, eben darum aber rückte das Werk langsam vor, und als ich so recht im Mittelpunkt angelangt war, schleuderte mich der Tod meines Sohnes wieder heraus. Es war meine Absicht, das bürgerliche Trauerspiel zu regenerieren und zu zeigen, daß auch im eingeschränktesten Kreis eine zerschmetternde Tragik möglich ist, wenn man sie nur aus

den rechten Elementen, aus den diesem Kreise selbst angehörigen, abzuleiten versteht. Gewöhnlich haben die Poeten, wenn sie bürgerliche Trauerspiele zu schreiben sich herabließen, es darin versehen, daß sie den derben, gründlichen Menschen, mit denen sie es zu tun hatten, allerlei übertriebene Empfindeleien oder eine stöckige Borniertheit andichteten, die sie als amphibienhafte Zwitterwesen, die eben nirgends zu Hause waren, erscheinen ließen.

Den 7. Dezember.

Bisher hatten wir wunderschönes Wetter, wie im Frühling, man konnte sich ganz der Täuschung hingeben, daß er im Anziehen begriffen sei, auf den Boulevards wurden von Blumenmädchen Veilchen ausgeboten und es war ein Brüten in der Luft, dem die Erde sich nicht verschließen konnte. Ich fürchte, jetzt wird das sich ändern. Als ich heut Nachmittag ausging, strich ein kalter Wind, dicke Wolken standen am Himmel. Später, da ich den Hofraum des Louvre durchschritt, wunderte ich mich über das rötliche Glänzen des Pflasters, das auf dem Karussellplatz noch zunahm, als ich aber an den Pont royal kam, sah ich, daß es von der blutroten Färbung des Himmelsrandes, den ich wegen der hohen Mauern im Innern des Louvre nicht hatte wahrnehmen können, herrührte. Ich ging nun durch den Tuileriengarten, um nach dem Place Vendome zu kommen; alle Leute eilten, sogar eine hinkende Dame, die Bäume waren entblättert, die weißen Statuen daher alle bemerkbar, sie nahmen sich gespensterhaft aus, von der Rue Rivoli klang wilde jauchzende Militärmusik herüber, ein Regiment zog vorbei, es war ein Traumzustand.

Den 10. Dezember.

Heute war ich einige Stunden im Louvre, in den ägyptischen Sälen. Wer kann sich Rechenschaft geben über alles, was man sieht! Da wandelte ich unter den Resten urältester Vergangenheit umher, die wunderbarer Weise zugleich von einem untergegangenen Jahrtausend und von der hervorragendsten Erscheinung des jetzigen, von Napoleon, der sie auf seinem Siegeswagen nach Europa herübergeführt hat, zeugen. Mumien, Götzen, heilige Tiere, alle möglichen Gerätschaften, Ringe, seltsame Reliefs, Schriftdenkmale auf leinwandähnlichen Stoffen und in Stein, nichts fehlt; sogar Gerste, Weizen, Roggen, noch wohl erkennbar, ja nicht sehr verschieden von frischem Korn, Datteln, Rosinen, Brot, in versteinertem Zustande, und andere Specifica, die man den Toten in ihre Gräber mitgegeben hat, liegen aufgeschichtet da vor dem erstaunten Blick. Paris ist keine Stadt, sondern eine Welt,

wenigstens hat man nirgends so viel auf einmal von der Welt beisammen, wie hier, es ist eben genug, um einen Menschen, der alles auffassen und in seinem Nutzen verwenden möchte, zur Verzweiflung zu bringen.

Den 20. Dezember.

Heute nachmittag um halb 3 Uhr, als ich in die Rue Faubourg Poissonière einbiegen wollte, um in meine Wohnung zu gehen, trat mir Casimir Delavigue in den Weg, d. h. der tote, nicht der lebendige, nämlich sein Leichenzug, äußerst prachtvoll, ein glänzendes Gefolge in einer großen Reihe von Wagen. Ich wußte aber nicht, daß er es war, der bestattet wurde, sonst würde ich schon wegen meiner Erinnerung an den Abend, wo ich in Hamburg mit Elise Louis onze sah und den Pastor Schmalz zum Logennachbar hatte, mich dem Zug angeschlossen haben, ich erfuhr es erst heute. Ich hätte bei der Gelegenheit die ganze neufranzösische Literatur sehen können, fast alle Autoren sind auf dem Père la Chaise anwesend gewesen, Viktor Hugo hat am Grabe gesprochen.

Den 27. Dezember.

Die Weihnachtstage ganz leidlich verlebt. Weihnachtsabend: Regen und Nebel, oder vielmehr Nebeldampf. Erster Weihnachtstag: Frühlingswetter; ich ging, von Bamberg abgeholt, früh aus und hörte eine Messe in Notre-Dame de Paris, wo die Musik aber sehr schlecht war und auf keine Weise mit der in München zu vergleichen; dagegen ergötzte ich mich nicht wenig über die Prozession, es wurden nämlich mit aller priesterlicher Grandezza Kuchen, die man mit Lichtern besteckt hatte, in der Kirche herumgetragen, ich wagte kaum, meinen Augen zu trauen. Nachher spazierten wir auf dem Place de la Concorde und erfreuten uns an den künstlichen Regenbögen, die wir erblickten, wenn wir durch die Wasserstrahlen der Fontainen zum Himmel auffahen. Später gingen wir ins Louvre und besahen eine Gemäldegalerie und einen Statuensaal, die wir noch gar nicht gesehen, ja von deren Existenz wir nicht gewußt hatten. Unter Kuriositäten in einem der oberen Säle stieß uns neben allerlei merkwürdigen Beichtstühlen auch ein plump zusammengesetzter, mit gemeinem Leder überzogener und an einer Stelle sichtlich mit Blut bespritzter Stuhl mit niedriger Lehne auf, von dem der Kustode uns sagte, daß ein spanischer Inquisitionsrichter bei den Verhören und der Folterung darauf gesessen habe. Leider hatte ich gleich des Morgens nasse Füße bekommen und ging erst um 6 Uhr zu Hause, um Stiefeln und Strümpfe zu wechseln; die Folge ist eine

tüchtige Erkältung, und die ist hier nicht so leicht zu nehmen, wie anderswo, denn Paris ist eine herrliche Stadt für die Gesunden, aber eine sehr unbarmherzige für die Kranken. Am zweiten Weihnachtstag war das Wetter zwar nicht frühlingsschön, aber doch auch mild und gut. Einen lieblichen Eindruck auf mich macht es, daß hier noch immer auf den Boulevards Veilchen feil geboten werden.

1844.

Den 20. Januar.

Heute ein Tag, wie der schönste Frühlingstag.

Man kann kein Blut in sich hineintrinken, sondern der Organismus muß sich das Blut selbst aus den Nahrungsmitteln bereiten. Eben so wenig kann man sich im höchsten Sein fremde Erfahrungen aneignen, sondern man muß sie selbst machen.

Ein echtes Talent — das erfahre ich an mir selbst — ist die innerste Lebensader dessen, der es besitzt, alles, Lust wie Leid, geht in sie hinein und verwandelt sich in ihr zu rotem oder schwarzem Blut.

„Ein großer Mann!“ Ja wohl, wie ein Trumpf im Kartenspiel.

Was wir im Drama bös *werden* sehen, das müssen wir auch wieder *gut* werden sehen.

Den 23. Januar.

Sonntag erhielt ich einen Brief der Madame Crelinger über Maria Magdalena. Es ist wieder nichts. Ich bin ein sehr talentvoller Mensch, habe Gedanken, Sprache, was weiß ich, was alles mehr, aber, aber — — die Heldin ist schwanger, und das ist ein unüberwindlicher Stein des Anstoßes. O Pöbel, Pöbel! Wäre ich bemittelt, wie wollte ich darüber lachen, nun ich ein armer Teufel bin, ist's ein Donnerschlag. Ja wohl — wenn man in der Krankheit selbst die Gesundheit aufzeigen könnte! Wenn man Arzt sein könnte, ohne sich mit dem Fieber zu befassen.

Den 11. März.

Man kann sich selbst kein Rätsel aufgeben.

Ein Menschenfeind ist der verächtlichste aller Menschen, denn er könnte nicht Menschenfeind sein, wenn er nicht bloß für die Erbfehler der Menschen, sondern auch für seine eigenen, Augen gehabt hätte.

Sittlich ist jede Tat, die den Menschen über sich selbst erhebt. Darum ist eine und dieselbe Tat nie zweimal sittlich in dem Leben eines und desselben Menschen, denn die erste stellte ihn schon so hoch, daß die Wiederholung ihn nicht mehr höher stellen konnte.

Den 18. März.

Es ist heute der 18. März, also mein Geburtstag. Ich würde es nicht gewußt haben, wenn Herr Dr. Bamberg mir nicht heute morgen eine Gratulationskarte geschickt hätte. Ich feiere ihn diesmal aber doch besser, wie das letztemal in Kopenhagen, wo ich krank und auch noch wegen des Reisestipendiums nicht außer Zweifel war. Heute geht das Vorwort und der entscheidende Brief, der unser Verhältnis aufheben, oder ganz anders stellen wird, an Campe ab!

— Homer — Ilias. Es ist unstreitig das unvergänglichste Gedicht, unvergänglicher, wie Shakespeare und alles, denn es hängt nicht, wie alles spätere, von dem menschlichen Gedanken über die Welt ab, nur von der Welt selbst.

Gott stellt den Menschen in die Welt hinein, ohne ihm auf die Stirn ein Inhaltsregister seines Wesens zu schreiben; mittelmäßige Poeten machen's umgekehrt.

Den 13. April.

Sah neulich im Traum essende Tote.

Ich wurde im Traum mit Gewalt durchs Meer gezogen, furchtbare Abgründe, hie und da ein Fels, sich daran zu halten.

Das Leben im Menschen ist, wie Proteus in den Armen des Odysseus.

Den 28. April.

Männer sind auf Vorzüge bei ihresgleichen nicht so neidisch, wie Weiber. Jene rechnen sich alles zu, was ihrem Geschlecht angehört; jeder hat Amerika mit entdeckt und den Faust mit gemacht. Diese glauben sich immer um so viel verkürzt, als eine Mitschwester mehr besitzt.

„Es ist doch eine Versöhnung, wenn im Drama die Bösen zugrunde gehen." Nun ja, in dem Sinn, worin der Galgen ein Versöhnungspfahl ist.

Man sollte nie mit jemandem disputieren, der sich nicht auf gleichem Niveau mit einem befindet. Wie kann man mit einem Menschen fechten, dem man das Fechten selbst erst beibringen, ja das Schwert erst schmieden soll!

Der Geist scheint eine sonderbare Freude daran zu haben,

sich selbst zu binden und dann wieder zu lösen, denn läuft nicht alles Leben darauf hinaus?

„Wie die Blätter der Bäume vergehen der Menschen Geschlechter!“ Man könnte auch sagen: wie die Töne der Harfe!

Die Menschheit, oder der Mensch ist, wie die edle Melusine nur gestaltet bis zum Nabel — dann folgt das Ungeheuer.

Ich stand gestern abend bei Sonnenuntergang auf dem Pont neuf. Ihr rotglühendes Bild in der Seine, unter dem Pont royal hervor schimmernd, nahm sich zauberhaft aus; das Wasser schien zu brennen.

Eine Blume, so dunkelrot, daß man denkt, sie müßte von einem Nadelstich bluten.

Den 11. Mai.

Gestern nachmittag war ich zum zweitenmal mit Napoleon unter einem Dach, nämlich im Dom der Invaliden. Das große prachtvolle Gebäude war mit einem Kranz von blühenden Gärten umgeben; Erbsen und Bohnen reckten sich empor und die durch einen gelinden Regen nach so großer Hitze, wie wir sie hier gehabt haben, erfrischten Blumen hauchten ihre unschuldigen Düfte aus. Dabei hat alles einen militärischen Anstrich, Kanonen an beiden Seiten des Portals, ein Offizier mit abgeschossenem Bein auf Wache, jedoch nicht stehend, sondern sitzend auf einem Stuhl. Wenn man in den inneren Hof tritt, so fällt einem zunächst das große steinerne Standbild Napoleons auf der Galerie unter der Uhr in die Augen; es ist imposant, aber der Gesichtsausdruck ist zu finster oder scheint es wenigstens zu sein, denn da man die Statue, durch ein eisernes Gitter verhindert, nicht umgehen kann, so weiß man nicht, ob man richtig sieht. Ein paar Immortellenkränze, die ihm über den Degen gehängt waren, nahmen sich possierlich aus, da sie seltsam gegen den weißen Stein mit ihrem schmutzigen Gelb abstachen. Ich ging in die Kapelle. Sie ist gar zu hell, gar zu farbig; es schadet jedem gottesdienstlichen Gebäude, wenn es von gestern her ist, man will etwas Düsteres, Verräuchertes, man will Wände, die von einer Million verbrannter Kerzen geschwärzt sind, Fenster, die kein Licht mehr durchlassen. Oben, rings um das Gewölbe herum, Lappen an Lappen, hängen die in den napoleonischen Kriegen erbeuteten Fahnen, an beiden Seiten der Orgel sind die Standarten aufgestellt. Hierauf ließ ich mich in das Bibliothekzimmer führen, von wo aus man eine wunderbar schöne Aussicht auf das Marsfeld hat, das sich vor dem Dom der Invaliden ausdehnt, diesmal im vollsten saftigsten Grün des Frühlings. Nun wanderte ich in dem Gebäude umher, die Korridore auf und ab. Von einem derselben blickte ich in

ein kleines Gärtchen, wo ich Napoleon en miniature aufgestellt sah, mit gewichsten Stiefeln und Hütchen; gewiß hatte einer der alten Invaliden seine spärlichen Trinkgelder zusammengespart und die Figur dafür zu seiner Privaterbauung angeschafft; aber der Zug, so rührend er sein mag, verfehlte auf mich durchaus seine Wirkung, dies Pfeifenkopf-Napoleönchen sah gar zu putzig aus. Als ich wieder gehen wollte, fing es stark zu regnen an, ich mußte daher bleiben, und schritt, nebst anderen Fremden, Damen und Herren, die aus derselben Ursache zurückgehalten wurden, wohl anderthalb Stunden in der Galerie auf und ab. Wenn ich in den verdammt regelmäßigen Tropfenfall hinein schaute, der mich mit seiner einförmigen Rhythmik zur Verzweiflung brachte, so schien der steinerne Napoleon mit seinem unveränderlichen Ernst mich ordentlich zu verhöhnen.

Größen lösen sich einander nicht ab, wie Schildwachen.

Es ist ein wichtiger und noch nie gehörig gewürdigter Punkt, daß in der Kunst derjenige, der eine größere Form nicht wenigstens halb ausfüllen kann, auch die engere nie ganz ausfüllen wird.

Den 16. Mai.

Naivetät in der Kunst, unstreitig das Höchste. Aber es gibt auch eine Naivetät in der Kunst, die darin besteht, daß der sogenannte Künstler mit der Behaglichkeit des größten Genies seine Trivialitäten aus sich heraus produziert, weil er von der Idee, die sein Stroh in seinem eigenen Kopfe verzehren würde, wenn auch nur eine ihrer Strahlen hinein fiele, nicht das Geringste ahnt und weiß, und diese Naivetät findet auch ihre Verehrer.

Den 17. Mai.

Ich muß mich zerstreuen, machte deshalb eine Visite und ging dann in die Industrieausstellung. Da empfand ich denn so recht die Grenzen meines Ichs. Alle diese Dinge sind mir nicht allein gleichgültig, sie sind mir widerwärtig. Je mehr sie sich der Kunst nähern, um so mehr ekeln sie mich an. Es ist ganz dasselbe Gefühl im Künstler, das man als Mensch hat, wenn man den Affen sieht.

Den 31. Mai.

Gestern war das Leichenbegängnis von Lafitte, dem ersten Bankier von Paris, und dem Hauptbegründer des Julithrons. Da Napoleon über Lafitte gesagt hat, daß er ihn für den ehrlichsten Mann in Frankreich halte, so ging ich zeitig aus, um seinem Leichenbegängnis beizuwohnen. Die Exequien wurden in

der Kirche St. Roque gehalten, eine ungeheuere Volksmenge drängte sich in der Rue St. Honoré und in der Rue Rivoli. Die Häuser, von oben bis unten in allen Straßen, durch die der Zug kam, an den Fenstern mit Zuschauern besetzt, gewährten einen höchst lebendigen Anblick. Ich entdeckte, indem ich sie musterte, in der Rue Dauphine die Wohnung eines der schönsten Mädchen, die ich in Paris und überhaupt in meinem Leben gesehen habe; ich sah sie mehrere Male im Tuileriengarten spazieren gehen, und es machte mir Vergnügen, sie in ihrem Familienkreise, von fünf bis sechs Schwestern, sowie von Vater und Mutter, Vettern und Basen, umgeben, zu betrachten. Später gesellte sich in der Passage de Lorme ein französischer Offizier zu mir, der ein wenig Deutsch spricht, und den spanischen Krieg mitgemacht hat, auch nächstens nach Spanien zurückkehrt. Der Zug war grandios; königliche Equipagen führten ihn an, den Leibkutscher Louis Philipps mit seinem breiten Gesicht und dreieckigen Hut an der Spitze, unendliche Massen von Bürgern und Studenten und ganze Regimenter von Soldaten ergoßen sich hintendrein. Für einen Bankier war doch gar zu viel Militär auf den Beinen, sogar Artillerie, ein ganzer Train; der Offizier meinte, das habe den Anschein, als ob es der Ehre wegen geschähe, aber der eigentliche Grund sei, um gleich Truppen zur Hand zu haben, wenn Unruhen ausbrächen. Ich war sicher genug, daß keine ausbrechen würden, denn das Volk hatte sich nur eingefunden, den schönen Tag zu genießen und auf gute Art faulenzen zu können. Hätte es geregnet, wie die Tage vorher, so würde niemand gekommen sein. Wäre gestern ein Tumult entstanden, so hätte der Bischof dafür die Verantwortlichkeit zu tragen gehabt, der die Leichenrede so lang machte, als ob er jede Million des Verstorbenen besonders belobpreise, denn der große Haufe mag auf seine Schauspiele nicht warten, und nur von einem Schauspiel war die Rede. Ich sah auch wirklich einige Frauenzimmer in die Hände klatschen, als der Leichenwagen, mit silbernen Urnen besät, sich näherte. Die französische Industrie hatte ich abermals zu bewundern. Eine Menge Industrieritter zogen mit Tischen und Bänken auf dem Rücken in den Straßen umher und boten den Umstehenden Plätze darauf an, besonders zwei Gebrüder bemerkte ich, die alle beide bucklicht zu sein schienen, ohne es, wenn man sie näher besah, wirklich zu sein; sie machten mit einem wurmstichigen Tisch in der Rue Dauphine gute Geschäfte.

Den 13. Juni.

— Es hängt nicht weniger, als alles davon ab, daß der Begriff der Schuld richtig gefaßt und nicht, wäre es auch nur

nach irgend einer Seite hin, mit dem untergeordneten der Sünde, der selbst in modernen Dramen, wo er freilich aus nahe liegenden Gründen größeren Spielraum findet, als im antiken, immer wieder in jenen aufgelöst werden muß, wenn das Drama sich über das Anekdotische hinaus zum Symbolischen erheben soll, verwechselt werde, denn wie der Begriff der tragischen Schuld nur aus dem Leben selbst, aus der ursprünglichen Inkongruenz zwischen Idee und Erscheinung, die sich in der letzteren aber als Maßlosigkeit, der natürlichen Folge des Selbsterhaltungs- und Behauptungstriebes, des ersten und berechtigsten von allen, äußert, entwickelt werden darf, nicht aber erst aus einer von den vielen Konsequenzen dieser ursprünglichen Inkongruenz, die viel zu tief in die individuellen Verirrungen und Verwirrungen hinab führen, um die Herausarbeitung des höchsten dramatischen Gehalts noch zuzulassen, so ist auch der Begriff der tragischen Versöhnung nur aus der Maßlosigkeit, die, da sie sich in der Erscheinung nicht aufheben kann, diese selbst aufhebt, indem sie sie zerstört und so die Idee wieder von ihrer mangelhaften Form befreit, zu entwickeln. Allerdings bleibt die ursprüngliche Inkongruenz zwischen Idee und Erscheinung unbeseitigt und unerledigt, aber es ist einleuchtend, daß im Kreise des Lebens, den die Kunst, so lange sie sich selbst versteht, nie überschreiten wird, nichts abgetan werden kann, was außerhalb dieses Kreises liegt, und daß sie ihr höchstes Ziel erreicht, wenn sie gleich die nächste Konsequenz dieser Inkongruenz, die Maßlosigkeit, ergreift und in ihr das Sich-Selbst-Aufhebungs-Moment aufzeigt, die Inkongruenz selbst aber, die sich in die Nacht der Kreation verliert, als unmittelbar gegebenes Faktum auf sich beruhen läßt.

Den 25. Juni.

Ich war heute wieder in der Industrieausstellung und mußte stundenlang darin bleiben, da es stark zu regnen anfing. Da wandelte ich denn in einer Welt, die mir fremder ist, als mir die von Herkulanum und Pompeji sein würde, denn mit all diesen Maschinen, diesen kostbaren Möbeln, diesen Prachtstoffen, diesen zur Kunst gesteigerten Produkten des Handwerks verknüpft mich kein einziges Band, nicht das des Erkennens, nicht das des Genießens, nicht einmal das des Verlangens, es ist mir geradezu zuwider, daß Dinge, die doch für den bloßen Nutzen bestimmt sind, sich durch ihre den Sinnen schmeichelnde und dennoch innerlich leere Form in den Kreis der Schönheit hinein lügen, und wer kann denn wissen, ob sie nicht alle höhere Wahrheit aus diesem Kreis verdrängen, ob nicht Malerei und Bildhauerkunst

sich wirklich nach und nach, erstere auf Glas, Porzellan und Tapeten, letztere in die Erzgießereien zurückziehen, und in noch viel schlimmerem Sinn, wie bisher, wo die Bedürfnisse doch wenigstens noch geistiger, wenn auch beschränkt religiöser Art waren, dem Bedürfnis dienen werden. Freilich würde dies letztere nur beweisen, das diejenigen Gattungen der Kunst, in denen der Geist nicht seiner ganzen Totalität nach zum Ausdruck kommen kann, wie es in den bildenden Künsten, die durchaus auf einzelne Seiten verwiesen sind, der Fall ist, sich nicht ins Unendliche fortentwickeln, sondern ihr Geschäft zuletzt wieder an die höchste Kunst, die sie eine Zeit lang emanzipierte, abgeben und in ihr aufgehen müssen, und daß das Ende der Geschichte, wie der Anfang, nur noch eine Kunst kennen wird: die Poesie!

Den 4. Juli.

Daß Shakespeare Mörder schuf, war seine Rettung, daß er nicht selbst Mörder zu werden brauchte. Und wenn dies, einer solchen Kraft gegenüber, zu viel gesagt sein könnte, so ist doch sehr gut eine gebrochene Dichternatur denkbar, bei der das in anderen Menschen gebundene und von vornherein ins Gleichgewicht gebrachte, im Künstler aber entfesselte und auf ein zu erringendes Gleichgewicht angewiesene elementarische Leben unmittelbar in Taten hervor bräche, weil die künstlerischen Produktionen in sich ersticken oder in der Geburt verunglücken.

Die Poesie ist die Wurzel aller Kunst, sie wird auch ihre letzte Frucht sein, der die untergeordneten Künste, wie Blüten, voraufgehen. Darauf deutet schon das vergängliche Material, an das sie sämtlich gebunden sind, hin.

Jede andere Kunst hat eine Seite, wo sie ans Handwerk grenzt, nur die Poesie nicht. Das stellt sie in der wirklichen Welt so schlimm.

Den 26. September.

22 Jahre auf einem Fleck in Dithmarschen und jetzt doch im Begriff, nach Rom zu gehen! Es ist wie ein Traum! Ich fuhr mit diesem Gedanken aus dem Schlaf auf, sprang aus dem Bett und kleidete mich an. Heute nachmittag um 5 Uhr reise ich. Es war ein paar Tage Regenwetter, aber jetzt scheint die Sonne wieder so freundlich, als wollte sie mir die Stadt, die ich verlassen muß, noch einmal im glänzendsten Licht zeigen, damit ich sie nicht vergesse. Das ist unnötig. Paris wird immer der Mittelpunkt aller meiner Wünsche bleiben. Lebe wohl, du schöne, herrliche Stadt, die mich so gastfreundlich aufnahm! Empfange

meinen wärmsten Segen! Blühe länger, als alle Städte der Welt zusammengenommen!

Den 10. Oktober.

Meine Reise ist so begünstigt gewesen, als sie nur irgend sein konnte; Donnerstag, den 26. September, abends um 5 Uhr, fuhr ich von Paris ab und Donnerstag, den 3. Oktober, abends zwischen 8 und 9 Uhr, fuhr ich in Rom hinein. Erst gestern abends habe ich mir Tinte gekauft, darum wird diese Notiz erst heute ins Tagebuch eingetragen.

Im Kolosseum das Kreuz: es ist, als ob man es einem erschlagenen Titanen auf die Stirn gebrannt und ihn dadurch noch im Grabe zum Kreuzritter umgeschaffen zu haben geglaubt hätte.

Wenn ein Mensch eine neue Sprache erfinden wollte, so wäre das nicht ein so ganz unsinniges Unternehmen, als es unstreitig auf den ersten Anblick scheint. Welch' eine innere Notwendigkeit ist zum Beispiel vorhanden, die Empfindung der Liebe, der Achtung, des Hasses usw. gerade mit den Worten zu bezeichnen, welche die deutsche, französische, italienische Sprache dafür darbietet? Gar keine, wir sind durchaus im Gebiet der Willkür.

> Ja, es ist alles belebt in deinen heiligen Mauern,
> Ewige Roma, nur mir schweiget noch alles so still.
>
> Goethe.

Den 28. Oktober.

Maler Rahl aus Wien brauchte heute den guten Ausdruck: Menschen das Blut abzuzapfen, um sie am Sündigen zu verhindern. Und: daß das Christentum vom Judentum herstammt, sieht man schon daraus, daß alles auf Gewinn und Verlust: Himmel und Hölle, berechnet ist.

Den 5. November.

Als das Allerscheußlichste ist mir von jeher erschienen, was ich vor Jahren einmal über die Greuel der Soldaten im Dreißigjährigen Krieg las. Es hieß, ich glaube in Friedrich v. Raumer oder in Galetti, die Landsknechte hätten die toten Weiber geschändet. Ich konnte es kaum glauben, es schien mir das Maß des Menschenmöglichen zu überschreiten. Ich sprach gestern abend davon, da unterbrach mich Rahl und sagte: das ist zur Zeit der Cholera hier in Rom vorgekommen, die Totengräber haben alle schönen Mädchen vor der Beerdigung gemißbraucht; es war namentlich eine hier, die die Krone von allen war und auch, in ihrem 17. Jahre, ein Opfer der Krankheit wurde; der

Totengräber wurde bei dem Akt überrascht, und kam auf die Galeere, man schickte seitdem mit einem toten Mädchen immer zugleich einen Dragoner als Wächter auf den Kirchhof. — Man denke sich eine Scheintote, die auf solche Weise wieder ins Leben gerufen und zugleich schwanger wird; einen Menschen, der auf solche Weise entsteht! Wenn ein Ungeheuer zu motivieren wäre, hier wären die Motive. —

Den 15. November.

In Dantes divina comedia ist das Weltrichteramt, das der Dichter sich annaßen mußte, um den Zustand der Menschen in Himmel und Hölle schildern zu können, außerordentlich schön durch den Ausspruch der Beatrice, daß gerade er es nötig gehabt habe, die Schrecken der Hölle zu erblicken, um auf dem Wege zum Himmel zu verharren, motiviert, denn nun kehrt alles sich um, aus einem Stolzen, wenigstens vorzüglich Begünstigten wird ein Schwacher, wenig Begnadigter, nur durch die Fürbitte einer engelreinen Liebe über sein eigenes Verdienst Erhobener, und das ist die Form, die dann natürlich auch dem objektiven Teil des Gedichts zugute kommt, indem die Bedeutung der Darstellung mit ihrer Unabhängigkeit vom darstellenden Subjekt nur wächst.

Den 31. Dezember.

Ein Jahresschluß in Rom! Aber er ist schnell gemacht. Gearbeitet habe ich außer 16 Gedichten, von denen Liebeszauber allerdings nicht zu verachten, sondern unter meinen lyrischen Sachen oben an zu stellen ist, und dem ideenreichen, aber zum Nachteil der Form zu sehr ins Enge gezogenen Vorwort zur Maria Magdalena, nicht das Geringste; ich habe also im rechten Verstande, da diese Dinge wenig bedeuten wollen, nichts gearbeitet. Gelebt habe ich, wie man leben kann, wenn man jeden Sous dreimal umkehren muß, ehe man ihn auszugeben wagt; ich bin nicht verhungert, habe mich zuweilen gefreut, besonders in Paris, und noch öfter gesehen, wie andere sich freuten. In Rom habe ich seit meiner Ankunft nur Krankheiten abzuwarten gehabt; 8 Tage nach meiner Ankunft befiel mich die erste, jetzt leide ich an den Drüsen. Der fröhlichste Tag für mich in Rom war der Weihnachtsabend, den ich bei meinen Landsleuten, den Dänen und Holsteinern, zubrachte; ein himmlisches Wetter, wovon man im Norden keine Vorstellung hat, ein Himmel über mir, als ich die Spanische Treppe hinan stieg, wie eine blaue Kristallglocke, in den Gärten blühende Rosen. Wir genossen, mit Weinlaub bekränzt, ein einfaches Mahl, Toaste wurden ausgebracht, sogar

einer auf mich, und alles war glücklich. Ich hätte weinen können, denn ich empfand es einmal wieder recht lebhaft, daß ich gar nichts besonderes für mich will, sondern daß all mein Mißmut daher rührt, mich mein ganzes Leben hindurch von jedem Kreis, worin man bescheiden das Leben genießt, wie einen Hund, ausgesperrt zu sehen, denn das war immer der Fall mit mir, von Jugend auf. Bekanntschaften: Gurlitt, Landschaftsmaler, trefflicher Künstler und Mensch, der sich meiner in kranken und gesunden Tagen wacker angenommen und mir auch zu jener Weihnachtsfeier den Zutritt verschafft hat. Hier ist der Inhalt des Jahres. Was wird das neue mir bringen? Eine Frau zu dem Kinde, das schon wieder da ist? Kann ich, muß ich heiraten? Kann ich, muß ich einen Schritt tun, der mich auf jeden Fall unglücklich und dich! nicht glücklich machen wird? O meine Lebensverhältnisse! Wie doch immer das, was mich dem einen Abgrund entriß, mich dem anderen wieder nah führte! Was ist darüber zu sagen? Elise ist das beste Weib der Erde, das edelste Herz, die reinste Seele, aber sie liebt, was sie nicht wieder lieben kann, die Liebe will besitzen, und wer nicht liebt, der kann sich nicht hingeben, sondern sich höchstens opfern!

1845.

Ein echtes Drama ist einem jener großen Gebäude zu vergleichen, die fast eben so viele Gänge und Zimmer unter, als über der Erde haben. Gewöhnliche Menschen kennen nur diese, der Baumeister auch jene.

Idee zu einer Tragödie. Ein wunderschönes Mädchen, noch unbekannt mit der Gewalt ihrer Reize, tritt ins Leben ein, aus klösterlicher Abgeschiedenheit. Alles schart sich um sie zusammen, Brüder entzweien sich auf Tod und Leben, Freundschaftsbande zerreißen, ihre eigenen Freundinnen, neidisch oder durch Untreue ihrer Anbeter verletzt, verlassen sie. Sie liebt einen, dessen Bruder seinem Leben nachzustellen anfängt, da schaudert sie vor sich selbst und tritt ins Kloster zurück.

Den 1. Februar.

Warum vergeben die meisten Menschen so leicht? Weil sie sich heimlich bewußt sind, daß sie dieselben Sünden, die andere gegen sie begangen haben, auch gegen diese begangen haben würden, wenn die Situation eine umgekehrte gewesen wäre? Und solche Menschen sind immer gemeine, aber noch keine schlechte; sehr schlecht dagegen sind diejenigen, die sich innerlich das Gleiche

gestehen müssen, und doch nicht vergeben. Es wäre übrigens nicht unmöglich, daß ein Mensch gerade dadurch, daß sein Gewissen ihm aus diesem Grunde in einem bestimmten Fall die Vergebung abdränge, sich zu einer höheren sittlichen Ruhe erhöbe, auf der er sich sagen dürfte, daß er des gegen ihn begangenen Unrechts nicht mehr fähig sei, und daß er, wenn der gleiche Fall wiederkehrte, die Hand nicht mehr hin zu halten brauchte. Das könnte in einem Drama einen vortrefflichen Zug abgeben.

Es ist jetzt in der Beilage der allgemeinen Zeitung jeden Monat ein paarmal von Dichter- und Schriftstellermisere die Rede. Zuerst trat Herr Marggraff auf und stimmte das Klagelied an. Er führte eine ganze Reihe deutscher Poeten auf, die verhungert oder sonst verkommen seien, und deutete dann auf England mit seinem London, wo das nicht vorfalle. Aber er fand Widerspruch, es kam ein besser unterrichteter Mann, der ihm für jeden verhungerten Deutschen zwei Engländer stellte und noch ein Schock Weiber obendrein. Ich finde wenig Erbauliches in solchen Verhandlungen, die den großen Haufen nur in seinen Vorurteilen gegen Menschen, die ohne ihre Schuld, aber freilich auch ohne ihr Verdienst sich über ihn hinausgehoben finden, bestärken können, ohne zur Verbesserung der hier obwaltenden Verhältnisse oder auch nur zu ihrer Aufklärung etwas beizutragen. Denn das eine ist an sich unmöglich, und das andere, obgleich keineswegs schwer, wird wenigstens nicht durch Leute, die den Grund des Übels in äußeren Umständen suchen, bewerkstelligt werden. Diese Herren dokumentieren ihre Unfähigkeit und Unbefugtheit, in solchen Sachen mitzusprechen, schon durch die Naivetät, womit sie Götter und Heroen und diejenigen, die es gern hätten auch sein mögen, mit einander bunte Reihe machen lassen. Da ziehen einträchtlich zusammen auf bei Herrn Marggraff: Bürger, Kleist, Grabbe, und die Herren Gaudy und andere, deren Namen einem jeden, der nicht ihr Schneider oder ihr Speisewirt war, völlig so gleichgültig sind, wie alle übrigen, über die die Geschichte keine Register führt, weil Sorgen und Tränen allein auf diese Auszeichnung kein Recht begründen, da sonst ohne weitere Sichtung alle Tauf- und Sterbeprotokolle der Welt ihr einzuverleiben wären. Es kommt hier auf strengste Ausscheidung an, und zwar ist eine doppelte vorzunehmen. Zunächst sind alle Gewerbsschriftsteller, auf die allein man den Literatennamen anwenden sollte, auszuweisen, denn sie sind, mag das Gewerbe nun gehen oder stocken, mag es für ehrenvoll oder schimpflich gehalten werden, bei der Hauptfrage nicht beteiligt, ihre sich immer mehr vergrößernde Zunft steht im Gegenteil unter den Hindernissen, womit das Genie zu kämpfen hat, oben an, und sie haben

in einer Welt, wo die Patente mehr und mehr in die Mode kommen, sogar noch vieles zu hoffen. Ebensowohl sind auch diejenigen abzusondern, die mit einem auf das Unbegrenzte gerichteten Streben keine entsprechende Kraft verbinden, und deren ganzes Unglück daher rührt, daß sie das zwischen ihrem ursprünglichen Vermögen und der Richtung bestehende Mißverhältnis nicht früh genug wahrgenommen oder ins Gleiche gebracht haben; auch sie können nicht mitzählen, obgleich sie, wenn sie wirklich einem angeborenen Drang folgten und ihn nicht mutwillig aus Ehrgeiz und Sucht, sich hervorzutun, in sich erregten, aufrichtig als Opfer des in ihnen nicht fertig gewordenen Naturgeistes zu beklagen sind, da sie ihr Leben erst vergeuden müssen, ehe sie ersehen können, daß sie es nutzlos vergeudeten, denn wie soll ein Mensch, der sich über seine Anlage nicht täuscht, den möglichen Grad ihrer Ausbildung vorausbestimmen? Es bleiben also nur die sehr Wenigen übrig, in denen der bildende Trieb zugleich ursprünglich und stark ist, und diesen ist nicht zu helfen, oder doch nur durch das allerverzweifeltste Mittel, das sie selbst schwerlich anraten würden, dadurch nämlich, daß der Staat die ganze Poetengilde, sie eingeschlossen, pensionierte und jedem, der sich über seinen Band Gedichte ausweisen könnte, ein Drohnenrecht auf unentgeltlichen Honig einräumte. Das geht nun nicht an, schon deswegen nicht, weil ein aus lauter Dichtern bestehender Staat die unausbleibliche Folge wäre, da bei solchen Aussichten jedes Kind ohne Ausnahme durch die Sorgsamkeit seiner Eltern beizeiten zum Reimen und Skandieren angehalten werden und nach meiner festen Überzeugung als Jüngling auch zum Ziel, d. h. zu dem nötigen Band Gedichte gelangen würde. Wenn aber eine Sonderung eintreten, wenn nur das sogenannte Bessere, das von der allgemeinen Stimme als vortrefflich Bezeichnete vom Staat, als dem verpflichteten Pfleger des Schönen belohnt werden und es also, um auf Dichterverdienst Anspruch zu machen, nicht genügen sollte, Gedichte geschrieben zu haben, so würde dies und jenes hübsche, aber untergeordnete Talent vielleicht besser gedeihen und sich breiter und gemächlicher entwickeln, doch die wirklichen Genies, die Träger der Kunst und der Literatur, würden sich unstreitig noch schlechter befinden, man würde ihnen die Prytanäen verschließen, und da sie es doch nicht vergessen könnten, daß diese nur für sie errichtet seien, so hätten sie zu der bisherigen Misere noch den Verdruß obendrein, andere auf ihren Stühlen sitzen und für sich essen, trinken und satt werden zu sehen. Der Beweis ist leicht geführt. Das Genie ist nur darum immer der Märtyrer seiner Zeit, weil es immer feindlich zu seiner Zeit steht, weil es ihr nehmen muß, ehe es ihr geben kann, und weil

sie nur Augen hat für das, was es ihr entreißen, nicht aber für das, was es ihr bringen soll. Dies ist der Hauptgrund, weshalb es anfangs ignoriert, dann geschmäht und verfolgt und immer verkannt wird, und der kann nie aufhören, zu wirken, wenn die Menschen nicht aufhören, mehr in der Gegenwart, als in der Zukunft zu leben, und anfangen, ihren noch ungeborenen Enkeln und Urenkeln ihr eigenes Dasein zu opfern, was sich so wenig erwarten, als verlangen läßt. Nun wirft das Genie ohnehin bekanntlich, wie alles, seinen Schatten, und der ist das Talent. Dieses drängt sich in seine Stelle; es nimmt so viel vom neuen, als es braucht, um pikant zu sein, und tut so viel vom alten hinzu, als nötig ist, um nicht herbe zu werden; die Mischung gefällt und was gefällt, macht Glück. Dennoch stellt sich im Lauf der Zeit das richtige Verhältnis immer wieder heraus; die Leutchen, die die dem Genius abgelauschten Ideen, wie Sardellen, zum täglichen Butterbrot herumreichen, empfangen ihren Aufwärterlohn und gehen vorüber, aber der Genius selbst erhebt immer gewaltiger seine Stimme, und endlich erkennt auch der blöde Haufen, daß das ganze Verdienst der von ihm verehrten falschen Propheten im Aufhorchen und Nachsprechen bestanden hat. Und was das Verhungern betrifft, so ist auch dagegen so ziemlich gesorgt, wenigstens zweifle ich sehr, ob, wenn man die wenigen Werke der modernen Literatur, die das Zeichen der Unsterblichkeit an der Stirn tragen, einmal sammelte, sich auch nur ein einziges, das von einem Verhungerten herrührte, darunter befinden würde, und man kann doch nicht sagen, es sei ein Genie verhungert, wenn man nicht beweisen kann, daß ein Verhungerter ein unsterbliches Werk hervorgebracht habe. Diese Unglücklichen gehören wohl alle zu einer der beiden von mir eben als hier nicht in Betracht kommend ausgeschiedenen Klassen der Gewerbsschriftsteller oder der unzulänglich Begabten; man mag sie bedauern, aber man hat kein Recht, das Schicksal zu schelten und den Nationen zu fluchen, denn wenn auch der eine oder der andere darunter wäre, der seinen Schmerzen einen starken oder dauernden Ausdruck gegeben, der die Verzweiflung kraftvoll dargestellt und melodisch geflucht hätte, so ist das augenscheinlich an und für sich nichts geleistet und auch der Rückschluß auf einen zugrunde gegangenen großen Fond ist eben so bedenklich, wie der aus den Fieberanstrengungen eines Kranken auf eine Heldenkraft im gesunden Zustande.

Den 16. Februar.

Ich glaube, aus der Unsterblichkeit hat sich noch keiner etwas gemacht, der sie wirklich verdiente, oder doch wenigstens nur so

lange, als er sie noch nicht verdiente. Auf der Höhe der Bildung erkennt der Mensch, daß er das für einen Lohn gehalten hat, was ein bloßes Reizmittel war, das ihn ermuntern sollte, empor zu klimmen. Der Mann erlebt, was der Knabe mit den Rosinen erlebte; ihretwegen erlernte er die Buchstaben, aber als er lesen konnte, überließ er sie seinem jüngeren Bruder. Bildung hat nur der erlangt, der sein Verhältnis zum Ganzen und zu jedem der unendlichen Kreise, aus dem es besteht, abzumessen weiß, und daraus ergibt sich unmittelbar die richtige Würdigung unseres individuellen Leistens und zugleich auch aller und jeder Belohnungen, die das Geschlecht, das aus lauter solchen Punkten, wie wir selbst sind, zusammengesetzt ist, gewähren kann. Etwas anderes ist es jedoch noch mit dem zeitlichen, als mit dem ewigen Ruhm, der aus jenem hervorwächst; die Wurzel ist der Frucht unbedingt vorzuziehen, denn sie kann genossen werden, und nützt schon dadurch, daß sie den Wirkungskreis erweitert, und die Tätigkeit erleichtert, während die Frucht erst über dem Grabe blüht, wo keine Hand sich mehr ausstreckt, um sie zu pflücken, kein Mund sich mehr öffnet, um sie zu verzehren und so doch hoffentlich auch kein Auge mehr auf sie herabsieht, um sich an ihr zu weiden. Über den letzten Punkt freilich gibt es verschiedene Meinungen, ich erinnere, daß Doktor Wihl, der Zynikus, einmal in Hamburg, als von Buchdruckern und Literaten dem Gutenberg zu Ehren ein Fest gefeiert wurde, mit feierlicher Miene im Festsaal zu mir sagte: wie muß es den großen Geist erfreuen, uns hier alle seinetwegen versammelt zu sehen! Ich gab damals eine dumme, nämlich eine ernsthafte, Antwort, wie es mir leider noch immer so oft passiert.

Den 20. Februar.

Ich bin nun so lange in Italien, daß ich schwerlich eine noch ebenso lange Zeit werde verweilen können, und dennoch steht in diesem Tagebuch fast nichts über Land und Volk, wie sie mir vorgekommen sind. Dies würde durch mein immerwährendes Unwohlsein, das mich alles nur wie mit Fischaugen betrachten ließ, nur halb gerechtfertigt sein, wenn ich nicht einen genügenderen Grund anzuführen hätte. Ich kann nichts tun, wozu mich nicht die Begeisterung oder, um für das Narrenwort einen bis jetzt noch unbefleckten Ausdruck zu brauchen, ein volles und bewegtes Herz treibt. Nun ist die bildende Kunst mir das nicht, was sie anderen, was sie z. B. Goethe war; die Momente, wo ich mich mit Gewalt zu ihr hinzugezogen und mich im Anschauen der Meisterwerke selig fühle, sind sehr selten bei mir, und den Drang, mich über die allmähliche Entwicklung der Schulen aufzuklären und zu dem Ende mit allem und jedem, was im Lauf der un-

endlichen Zeit gemalt und gemeißelt worden ist, bekannt zu machen, empfinde ich gar nicht, ich kann mich so wenig mit einem unbedeutenden Maler beschäftigen, wie mit einem unbedeutenden Schriftsteller. Ebensowenig hat die antiquarische Seite der Stadt Rom einen Reiz für mich; ich kann mir den Göttertempel aus dem Steinhaufen der noch von ihm übrig blieb, nicht wieder zusammensetzen, und es ist mir völlig gleichgültig, ob er so hoch war, wie man sagt, oder nicht, da ich ja doch nicht mehr hinaufsteigen und mich umsehen kann. Rom ist nur als Ganzes etwas für mich und die höchste Poesie, die ich daraus mit wegnehmen werde, ist der Gedanke, da gewesen zu sein. Was aber gewaltig auf mich wirkt, und ewig auf mich wirken wird, das ist die göttliche Natur, die dies Grab der Vergangenheit, in dem wir, wie Würmer herum kriechen, um uns einen Maßstab für unsere Kleinheit daraus hervorzuscharren, umgibt. Vor allem das Blau dieses Himmels an einem schönen Tag! Ich kann nicht zu ihm empor schauen, ohne daß er, um ein Kindergefühl, wie ich es jedesmal habe, auch in einen Kinderausdruck zu kleiden, augenblicklich ein Stück Taft fallen läßt, in das meine Seele sich hüllt, und nun seine Farbe trägt.

Den 21. Februar.

Die Kunst ist die höchste Form des Lebens, wenn auch nicht des Geistes.

Nie noch sah ich einen Mann mit dem Wunsch: wärst du ein Weib! oder umgekehrt.

„Gott hört auch, was man in Gedanken singt."

Ich habe vieles fallen lassen und bin ärmer geworden, aber nur wie der Baum, der das welke Laub fallen läßt.

Der selbstbewußte Friede, der die Schönheit umfließt, und das lächerliche Wohlgefallen der Eitelkeit!

Wir sind nur darum sterblich, weil in uns die Natur ihr allgemeines Leben fortsetzt, weil in jedem Atom von uns schon ein Wurm, ein Tier sich entwickelt. Ein Wort das diesem den Tod gäbe, gäbe uns das ewige Leben. (Phantastisch.)

Ein gequältes Tier ist Schmerz, es leidet nicht bloß Schmerz.

Es kann kein Mensch geboren werden, wenn nicht eben vorher einer stirbt.

Das Feuer stirbt, wenn es nicht tötet.

Die Langeweile geht aus dem Bewußtsein des Ichs hervor, alles nacheinander sein zu können, und das Leben ist schon deshalb langweilig, weil es uns zu lange an eine einzige Form des Daseins fesselt, obgleich in dieser freilich die verschiedenen Entwickelungsstufen ziemlich weit auseinander liegen.

Was bleibt von der Freude übrig, wenn man den Reiz, den sie von der Notdurft borgt, abzieht?

Schüttle alles ab, was dich in deiner Entwicklung hemmt, und wenn's auch ein Mensch wäre, der dich liebt, denn was dich vernichtet, kann keinen anderen fördern.

Den 15. April.

Was Liebe war, meinte Gurlitt heute, könnte in einem höheren Leben Selbstgenuß werden, d. h. das Getrennte könnte eins werden; dann wäre die Sehnsucht Glück.

Wie unglücklich sind Kreaturen, in denen die Freude zum Klang, aber zum unmelodischen Klang wird, z. B. ein Sperling, ein Mensch, der schlecht singt usw. Denn die Freude löſ't ein solches Wesen, es geht aus sich selbst heraus, aber die Welt stößt es zurück und muß wünschen, daß es sich nie freuen möge.

„Du nährst den Schmerz, als wäre er die Freude, und die Freude, als wäre sie der Schmerz!"

Wie um unser Ich die tausend Gedankenfunken, so tanzen um Gott die Millionen Gestalten herum.

Den 19. April.

So wie hier habe ich es noch nie erlebt, daß ich ganz wie der Tag bin, heiter und hell, oder düster und umwölkt, wie er. Wörtlich. Gestern in der Villa Malta bei Gurlitt. Göttlicher Sonnenuntergang. Champagner.

Den 20. April.

Heute abend sah ich in der Trattorie einen Menschen von stupidem Aussehen, der mit dem Munde ein völliges Konzert aufführte. Er hatte inneren Genuß dabei und schien wahnsinnig.

Was heißt loben? Einem andern sein Dasein bestätigen. Welche Anmaßung!

Im Dichter wird, wie in dem glühenden Stier des Phalaris, der Schmerz der Menschheit Musik.

Den 3. Juli.

Jetzt bin ich schon 14 Tage in Neapel. Die Hitze ist hier nicht so drückend, wie in Rom, aber ich kann hier dennoch nichts arbeiten.

Die Farben auf dem Golf: zerpflückte Regenbogen.

„In meiner Hand liegt der Stoff zu einer Komödie, wie zu einer Tragödie: ich kann Ohrfeigen damit erteilen, ich kann damit morden!"

Das Weib und der Mann in ihrem reinen Verhältnis zueinander; jenes diesen vernichtend.

Ob Raphael wohl je etwas Häßliches gesehen hat?

Ich lese die Shakespeareschen Stücke jetzt des Shakespeareschen Individuums wegen, das zwar selten, aber doch zuweilen hervortritt. Ein Zug ist mir besonders interessant, der, wie er die Poeten darstellt und behandelt. Welche Subjekte in Cäsar und Timon, welche erniedrigende Vergleiche in Heinrich dem Vierten. Diese Jammermenschen, die statt des Huts einen Lorbeerkranz tragen und jedem Vorübergehenden auf die Leichdornen treten, um zu beweisen, daß sie in Begeisterung sind, müssen ihm ebenso zuwider gewesen sein, wie mir. Ich glaube auch fest, daß es keine armseligeren Geschöpfe gibt, als diese, deren ganze Existenz nur eine einzige Lüge ist.

Den 13. Juli.

In Neapel, wie in Rom, die durch die Stadt getriebenen Ziegenherden mit vollen Eutern; der Hirte pfeift, dann kommt, wer frische Milch will. In Neapel auch Kühe, z. B. gestern auf dem Toledo. Gestern wurde ein Trupp Ziegen durch die strada Chiaja getrieben; ein Mann bot Aprikosen feil und hatte seine Körbe auf die Erde gestellt; mit unendlicher Zierlichkeit erhaschte eine junge Ziege eine aus dem Korb.

Man straft keinen Menschen dafür, daß er häßlich ist; warum dafür, daß er nicht gut ist? Ich bin weit entfernt, diese Frage, als eine absolut begründete aufzuwerfen, aber ich glaube, daß sie auch nicht unbedingt abzulehnen ist. Es scheint doch ganz der nämliche Prozeß in der physischen und in der moralischen Welt zu walten, das Streben nämlich, die wenigen, in sich selbst beruhenden Gesetze der Harmonie, des Übereinstimmens der Dinge mit sich selbst, einem widerspenstigen Stoff gegenüber geltend zu machen, und ich glaube, dieses Streben findet in der häßlichen Seele ganz denselben und keinen anderen Widerstand, als in dem häßlichen Körper.

Den 23. September.

Wer hätte in Deutschland je gedacht, daß St. Januarius mir noch einmal in den Weg treten würde! Und doch war es heute der Fall! Meine schönen Sizilianerinnen, die ich des Vormittags von Zeit zu Zeit auf dem Balkon erblicken muß, wenn ich mich wohl befinden soll, gingen heute zeitig in die Kathedrale, um die Bottiglia, worin das Blut dieses Heiligen aufbewahrt wird, zu küssen und ließen mich allein.

Den 29. September.

War mit meinen Nachbarinnen in den Studien und berührte vor der Alexander-Schlacht, als sie auf den Stuhl gestiegen waren,

wenigstens ihre Hand. Abends Feuerwerk zu Ehren der Madonna, der zwei Tage zuvor schon Tausende von Lampen gebrannt hatten. Hinter dem Feuerwerk der dunkelrot aufflammende Vesuv.

Ein König, der sich seiner Würde begibt, weil sie ihm Gelegenheit verschafft hatte, etwas Fürchterliches zu tun, was er auch tun wollte, aber nicht zur Ausfuhrung brachte, da er vorher zur Besinnung kam. „Nein, in diese Versuchung soll keiner wieder fallen.

Den 30. September.

Um gegen den großen Schillerschen Geist nicht ungerecht zu werden und den Eindruck der Übersättigung nicht mit dem des Ekels zu verwechseln, ist es für einen Deutschen, der an und durch Schiller aufwächst, notwendig, seine Werke jahrelang liegen zu lassen und sie dann wieder vorzunehmen. Das letztere tue ich jetzt und tat es gestern abend mit dem Geisterseher. Dieser Roman ist eine gewaltige Komposition und, obgleich nicht vollständig ausgeführt im Detail, doch im großen und ganzen vollständig beisammen, wie mancher andere Torso, der eben nur für das ungeweihte Auge Torso ist.

In Pompeji: die aus dem großen Grabe wieder hervorgescharrten kleinen Gräber.

Jede andere Kunst verstehst du, sobald sie dir leicht wird; die des Schreibens, wenn sie dir schwer wurde.

Kein Mensch kann sich zu seiner Person etwas hinzu, oder von ihr etwas hinweg denken.

Den 8. Oktober morgens früh um 5 Uhr verließ ich Neapel bei heftigem Regen und kam den 11. nachmittags um 4 Uhr wieder in Rom an.

Den 15. Dezember.

Abreise von Rom. Ankunft in Wien. Nichts über alles. —

1846.

Es ist die charakterisierendste Eigenschaft des Enthusiasmus, daß er, wie die Liebe, gar nicht begreifen kann, wie es Menschen geben könne, die ihn nicht teilten.

Den 26. Mai.

Es ist zehn Uhr morgens, ich bin angekleidet, um zu Mittag in die Kirche zu fahren, und mich mit Christine Enghaus aus Braunschweig zu verheiraten.

— Das brennende Hamburg war ein schrecklicher, aber zugleich ein gewaltiger Anblick. Das Überwältigende, was die Sinne nicht bloß erfüllte, sondern sie zerriß, schien neue Organe im menschlichen Geist zu erschließen, er fühlte sich über den Moment, über seine Drangsale und sein gemeines Leid, hinausgehoben und überschaute die Gegenwart, wie von der Höhe der Geschichte herab. Mir wenigstens war es, als ob ich nichts Gegenwärtiges sähe, aber die ungeheuersten Bilder der Vergangenheit standen vor meinem Blick, ich sah Karthago mit dem zerschmelzenden Moloch, ich sah Persepolis und die tanzende Thais, ich sah Moskau und den Imperator, wie er unwillig und finster den Kremlin verließ. Ja sogar in den Momenten, wo ich selbst mit Hand anlegte, war mir zumute, wie bei einer Tätigkeit im Traum. Aber das brennende Hamburg verwandelte sich in ein niedergebranntes, der Feuerdrache zog sich wieder zusammen in den Funken, aus dem er hervorgekrochen war, und der flammenrote Himmel wurde wieder trübselig und grau. Nun ward auch mir alles zur Gegenwart und anfangs zur Gegenwart ohne Zukunft, das stolze Element, das nichts verzehren kann, ohne es zugleich zu verklären, hatte sich zurückgezogen und bei dem nüchternen Tageslicht besah man sich mit Schauder und Entsetzen den Leichnam einer Stadt. —

(In Kopenhagen niedergeschrieben.)

Den 30. Juni.

Morgen in der Früh reise ich mit meiner Frau nach Ofen in Ungarn, wo sie gastieren wird. Eine Reise mit einer Schauspielerin zu ihrem Gastspiel, und mit einer Schauspielerin, die meine Frau ist! Wer mir davon im vorigen Jahre in Neapel gesprochen hätte, den hätte ich ins Irrenhaus verwiesen!

Man verbietet nach öffentlichen Blättern in Breslau meine Maria Magdalena. Das heißt doch in Wahrheit die Moral selbst verbieten.

Ein originelles Drama: in der zweiten Szene wird erzählt, daß in der ersten nichts vorgefallen ist; in der dritten, daß man dies in der zweiten erzählt hat, und so zu Ende.

Das Stammbuch der Feinde trägt der Student im Gesicht.

„Ich habe nie geliebt. Ich bin kurzsichtig.“

Hoffnung läßt nicht zuschanden werden. Gute Hoffnung doch zuweilen.

Noch nie hat mir ein Weib durch Tiefe des Geistes imponiert, aber wohl durch Tiefe des Gemüts. Im Gemüt wurzelt die Kraft des Geschlechts, mag die Kraft einzelner Individuen auch allerdings im Geist wurzeln. Reizenderes gibt es nicht,

als das weibliche Gemüt durch den weiblichen Geist beleuchtet zu sehen.

Fast in allen Klassen und Ständen der Gesellschaft, vorzüglich aber in den Handel und Gewerb treibenden, hat man eine Art von generellem Standesgewissen erfunden, worin das individuelle der einzelnen aufatmet oder, wie man will, erstickt. So betrügt ein Kaufmann, weil es alle tun, so mißhandelt ein Adliger den Bürgerlichen, weil es alle tun, so beträgt ein Soldat sich ungezogen, weil es alle tun, so verleumdet ein Journalist, weil es alle tun. Überhaupt ist der Mensch erstaunlich ingeniös in Erfindungen, den reflektierenden Teil seines Ichs über den handelnden zu betrügen, und was ihm im Physischen nie gelingt: sein Bild noch im Spiegel zu korrigieren, das mißglückt ihm im Sittlich-Moralischen selten.

Den 3. September.

In der letzten Nacht träumte mir: ich sollte begraben werden, war aber, so seltsam es mir auch in der Erinnerung vorkommt, zugleich in und außer der Truhe, und wurde von dem Geistlichen, einem mir aus meiner Jugend sehr wohl bekannten Prediger, befragt, ob ich der zu bestattende Friedrich Hebbel sei. Da ich es nicht leugnen konnte, verfügte er, daß ich vorläufig, ich glaube auf eine Stunde, in einem Grabgewölbe, worin schon mehrere Särge standen, untergebracht werden solle, indem so viel Zeit dazu gehöre, ein Grab für mich fertig zu machen. Nun apellierte ich an die Menschlichkeit des Geistlichen, gab ihm zu bedenken, daß keiner gern in die Erde hinunter gehe und ich am wenigsten, und daß ich sehr bitten müsse, die noch übrige Stunde noch in freier Luft verweilen zu dürfen. Dazu gab er mir denn endlich auch die Erlaubnis, aber nicht, ohne mir nachdrücklich vorzuhalten, daß ich darauf keineswegs ein Recht hätte, daß es im Gegenteil unerlaubt und unanständig sei, als Toter noch unter den Lebendigen so mit herum zu laufen und daß ich auf den Glockenschlag wieder da sein müsse.

Den 4. September.

Es ist der Vorzug höherer Naturen, daß sie die Welt mit allen ihren Einzelheiten immer symbolisch sehen.

Alle Regierungen fordern blinden Glauben, sogar die göttliche.

Die Wahrheit hat keine Zeit, nur die Lüge. Trost.

Es gibt Zeiten, in denen der Mensch durchaus nur seiner eigenen Bildung nachgehen kann; je höher er diese aber steigert, je unfähiger wird er für den Verkehr mit der Welt.

Die allgemeinen Schmerzen als persönliche fühlen: großes Unglück!

Es ist nicht die gelindeste Strafe für ein begangenes Unrecht, es erzählen zu müssen. Dies geschieht im Beichtstuhl und in einer Autobiographie.

Den 16. September.

Es ist eine interessante Frage, ob individuelle Abweichungen von allgemeinen Kunstgesetzen sich durch die besondere Beschaffenheit des künstlerischen Individuums rechtfertigen lassen. Ich kenne nur einen einzigen Fall, worin es geschehen ist und diesen gibt Shakespeare an die Hand. Es ist für mich kein Zweifel, daß sein Zerfließen in unendliche Einzelheiten sich mit der Form des Dramas nicht verträgt. Vor der Kunst ist es gleich, ob ein Fehler auf königliche Weise oder in Bettlermanier begangen, ob ein entbehrlicher, obgleich an sich gehaltvoller, Charakter gebracht oder eine eben so überflüssige als nichtige Sentenz eingeflickt wird, denn jener Charakter würde Sentenz geblieben und diese Sentenz würde Charakter geworden sein, wenn König und Bettler Reichtum und Armut gegeneinander ausgetauscht hätten. Die Kunst kann sich nicht, wie die Natur, ins Unermeßliche ausdehnen, und die Natur sich nicht, wie die Kunst, ins Enge zusammenziehen; hierin unterscheiden sie sich und aus diesem Unterschied sind die Grundgesetze der Kunst abzuleiten, wie die meisten Probleme der Natur, namentlich die Kunst selbst auf ihn zurück zu führen. Es folgt daraus für die Kunst zunächst die Notwendigkeit freier Beschränkung; das singuläre Kunstgebilde muß mit dem Universum in Verbindung gesetzt und doch auch von demselben abgeschnitten, die Adern der Natur müssen hinein geleitet und doch auch wieder unterbunden werden. Hiegegen verstößt Shakespeare, aber man vergibt es ihm nicht allein, man hat ein Gefühl, als ob man ihm nicht zu vergeben, sondern ihm für die Grenzverwirrung sogar noch zu danken hätte. Warum? Wahrscheinlich, weil in diesem Dichter die beleidigende, subjektive Willkür so ganz wegfällt, daß uns sein Individuum völlig verschwindet und daß wir durch das Medium der Kunst eine unmittelbare Naturwirkung zu erfahren glauben. Will man das Umgekehrte empfinden, so lese man einen sogenannten Humoristen, z. B. Jean Paul.

Den 21. September.

Pausen sind dem Geist zu gönnen, aber wenn das ganze Leben Pause wird, ist es doch schlimm. In meinem alten Tagebuch blätternd, sehe ich, daß ich den Diamant schon am 10. Dezember 1841, also vor bald 5 Jahren, und die Maria Magda-

lena am 4. Dezember 1843, also vor bald 3 Jahren, geendigt habe. Seitdem ist nichts mehr entstanden.

Den 3. Oktober.

Die einzige Wahrheit, die das Leben mich gelehrt hat, ist die, daß der Mensch über nichts zu einer unveränderlichen Überzeugung kommt und daß alle seine Urteile nichts, als Entschlüsse sind, Entschlüsse, die Sache so oder so anzusehen.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die Poeten sich immer vermehren, wie die Nahrung, von der sie leben könnten, sich vermindert. So wie ein großer Poet da gewesen ist, ist der nationale Gehalt erschöpft, und wenn selbst ein gleich großer wieder erschiene, würde er auf sein Individuum verwiesen, also zur Übernahme der zweiten Rolle verurteilt sein. Dies fassen zum Heil des deutschen Parnasses nur wenige.

Sich große Menschen, die es in allem waren, denken, heißt sich selbst auf noble Weise töten; es ist die subtilste Art des Selbstmords.

Ich bin fest überzeugt, daß die Welt einmal eine Form erlangen wird, die dem entspricht, was die Edelsten des Geschlechts denken und fühlen. Aber auch dann werden Bestien und Teufel nicht verschwinden, sie werden nur gebunden werden.

Den 10. Oktober.

Gestern habe ich mit meiner Frau eine Wohnung am Josephstädter Glacis bezogen, die so schön ist, daß ich mir für meine ganze Lebenszeit keine schönere wünsche. Es ist ein äußerst angenehmes Gefühl, in irgend einem Punkt, den Gipfel der Wünsche, der bei mir immer weit über den Gipfel der Hoffnungen hinaus geht, erreicht zu haben, und das ist diesmal der Fall. Was aber diesem Gefühl noch einen ganz besonderen Reiz verleiht, ist der Umstand, daß diese Wohnung über einem Café liegt, in welchem ich während der ersten Zeit meines Aufenthalts in Wien zu frühstücken pflegte und von welchem ich, wie ich genau erinnere, auch an dem Morgen ausging, als ich mir für die Eisenbahn nach Prag ein Billet lösen wollte, was nur deshalb unterblieb, weil ich das Bureau vergebens suchte.

Den 20. November.

Heute den zweiten Akt der Julia geschlossen, um die ich, seltsamer Kasus, schon von zwei Theatern ersucht worden bin Ein Stück, das ich noch durchaus nicht beurteilen kann.

Ein Leser (im Gegensatz zum handelnden, ja auch zum studierenden Menschen) Charakterbild unserer Zeit, und sehr wichtiges, indem ein solcher Mensch sich durch ein Vorwegnehmen mit der Phantasie um alle Reellität bringt.

Sittlich muß das Drama immer sein, gesittet kann es nicht immer sein.

Die Toten sollten, ein immer wachsendes Heer, als dräuende Schatten mit aufgehobenen Fingern unter den Lebendigen umher gehen, bis der letzte begraben wäre!

Was ist das Höhere des Höchstgestellten? Das Gefühl der Gesamtheit!

Den 29. November.

Gestern abend den dritten Akt der Julia geschlossen. Das Stück breitet sich weiter aus, als ich gedacht hatte, und nimmt sehr viel in sich auf, was in mir fertig war.

In meinen Augen ist die Journalistik eine große Nationalvergiftung. Die Folgen derselben werden schrecklich sein, denn sie wirken, je mehr sie sich verbreitet, um so schlechter, und ist schon jetzt fast ganz entsittlicht.

Es ist eine alte Bemerkung, daß die Dezenz steigt, wie die Moralität fällt. Auch hat die Sache ihre positive Seite, denn offenbar wird ein unreines Gemüt durch Worte und Dinge in Aufruhr gebracht, die auf ein reines eine solche Wirkung nicht gehabt hätten, ich sehe aber nicht ein, warum, wenn der Unreinen mehr sind, als der Reinen, nicht auch bei Feststellung der Konvenienzen auf jene mehr Rücksicht genommen werden sollte, als auf diese. So sind denn auch die Dezenzforderungen, die man an den Künstler und vorzüglich an den dramatischen Dichter macht, nicht eigentlich anzufechten, sondern es ist höchstens darzutun, daß sie den Begriff seiner Kunst aufheben und ihm das Recht auf die Existenz absprechen. Mit der Sittlichkeit kann er sich niemals im Widerspruch befinden, mit der Moralität nur selten, mit der Konvenienz sehr oft. Die Sittlichkeit ist das Weltgesetz selbst, wie es sich im Grenzensetzen zwischen dem Ganzen und der Einzelerscheinung äußert; was tut der Künstler, was tut vor allem der dramatische Dichter anders, als daß er diese Harmonie aufzeigt und sie an jedem Punkt, wo er sie gestört sieht, wieder herstellt. Die Moralität ist die angewandte, die auf den nächsten Lebenskreis bezogene Sittlichkeit; mit ihr kann der Dichter bei gebrochenen Erscheinungen, in denen die Natur und selbst die Gesellschaft experimentiert oder vorbereitet, in Zwiespalt geraten, doch wird es nur in extremen Fällen geschehen. Die Konvenienz ist, wie schon ihr Name beweist, nichts Ursprüngliches, sondern eine Übereinkunft, die sehr viel Sittlichkeit und Moralität, ganz so viel, als davon naiv und instinktiv ist, in sich aufnehmen kann, und meistens sehr viel Unsittlichkeit und Unmoralität in sich aufnimmt.

Den 16. Dezember.

Der einzelne kann sich der Welt gar nicht gegenüber stellen, ohne sein kleines Recht in ein großes Unrecht zu verwandeln.

Den 18. Dezember.

Gegen keinen Menschen, der sich in der laufenden Literatur neben mir bewegt, habe ich eine so große Abneigung, wie gegen Karl Gutzkow, und gegen keinen möcht' ich eben darum lieber gerecht sein. Sein literarischer Charakter erlaubt gar keine Doppeldeutung, denn die entschiedenste Charlatanerie liegt offen zutage, aber seine Begabung kann aus mehr, als einem Gesichtspunkt betrachtet werden. Deshalb nehm' ich seine Bücher, obgleich sie, wenn sie etwas anderes, als Journalartikel bringen, mir immer peinlich sind, doch von Zeit zu Zeit wieder vor; ich will sie in den mannigfaltigsten, entgegengesetztesten Stimmungen auf mich einwirken lassen, um mich der Richtigkeit meiner ersten Eindrücke zu versichern, oder sie zu modifizieren. Merkwürdig ist es mir aber, daß die Eindrücke immer dieselben bleiben. Als Journalist ist er mir stets willkommen, er mag sich gebärden, wie er will; seine Reiseskizzen, seine Charakteristiken und Bücherextrakte, alles regt mich an. Das rührt daher, weil die ganze Sphäre den erschöpfenden Ernst ausschließt, wie die Unterhaltung, weil sie nichts verlangt, als ein blitzartiges Beleuchten pikanter Einzelheiten, weil die Journalistik überhaupt nicht die Dinge, sondern nur sich selbst zeigen soll oder doch zeigt. Als Darsteller dagegen, als Quasidichter, ist er mir so unerträglich, wie gar kein anderer Autor, so viele es auch gibt, die den Elementen nach unter ihm stehen. Er macht mir den Eindruck eines Wesens, das nicht Affe geblieben und doch nicht Mensch geworden ist, das aber alle seine Mängel und die Surrogate dafür kennt und jene hinter diesen versteckt. Dies Bild ist nicht übertrieben.

Viel Entsetzliches kann man erleben, so lange man noch nicht im Grabe liegt; aber das Entsetzlichste erst dann, wenn man hineingelegt wird und noch Bewußtsein, aber nicht die Fähigkeit hat, es zu zeigen.

Den 26. Dezember.

Mein junger, geistreicher Freund Siegmund Engländer brachte mir vor einiger Zeit einen Roman: Der Egoist! und zwar den ersten Teil, zur Durchsicht und Beurteilung. Ich bin dadurch in eine besondere Verlegenheit versetzt worden. Läge das ganze Werk mir vor, so würde ich mich zum entschiedensten Aussprechen meiner Meinung, sie möchte nun so ungünstig ausfallen, wie sie

wollte, verpflichtet halten. Jetzt aber, wo mir kaum die Hälfte vorgelegt ist, drängt sich mir das Bedenken auf, ob ich, wenn ich ihn in der völligen Durchführung einer Studie unterbreche, ihm nicht einen wesentlichen Schaden zufügen kann. Seine Arbeit hat viele gute Elemente und ist oft im einzelnen eben so sehr gelungen, als im ganzen verfehlt. Es kommt mir aber vor, als ob er sich viel besser auf das Kolorieren, als auf das Zeichnen versteht, und das wäre schlimm. Sein Buch wird noch eher einen Verleger, als einen Leser finden, denn der Hauptcharakter ist nicht allein im höchsten Grade abstoßend und widerlich, er wird auch nicht einmal psychologisch genießbar gemacht, sondern nur so geradezu als ein Wesen, wofür die Natur unmittelbar die Verantwortung übernehmen muß, hingestellt. Die Natur bedankt sich aber, und selbst die Gesellschaft wird sich einen sehr gründlichen Beweis ausbitten, ehe sie ein Ungeheuer, das nicht einmal mehr mit einer menschlichen Regung zu kämpfen hat, als eine ihrer Ausgeburten gelten läßt. Es kann gar kein Interesse für diesen Charakter aufkommen; man möchte vielleicht erfahren, wie ein Mensch Hyäne wird, aber sicher nicht, wie viele harmlose Geschöpfe er als Hyäne zerfleischt.

Ich muß mich hüten, bei meinen Dramen in einen Fehler zu fallen, den ich kaum vermeiden kann, wenn ich fortfahre, meine Ideen so konsequent durchzuführen, wie bisher. Es ist sicher, daß ich mich im Hauptpunkt nicht irre, daß jedes Drama ein festes, unverrückbares Fundament haben muß. Muß es darum aber auch jeder Charakter haben und jede Leidenschaft, die in einem Charakter entsteht? Dennoch kann ich mich nicht ohne Ekel auf bloße Relativitäten einlassen.

1847.

Den 3. Januar.

Warum hat der Arme, der reich wird, noch immer so viel Respekt vor dem Gelde, daß er es nur selten auszugeben wagt, wenn er anders nicht ein unbedeutender Mensch ist? Weil es ein Verhältnis ist, als ob ein Sklave dem Herrn, dem er viele Jahre gedient hat, plötzlich befehlen sollte; er würde sich ungeschickt dabei benehmen.

Den 4. Januar.

Das Universum, wie einen Mantel, um sich herumziehen und sich so darin einwickeln, daß das Fernste und das Nächste

uns gleichmäßig erwärmt: das heißt Dichten, Formen überhaupt. Dies Gedankengefühl kam mir heute, als ich auf der Straße mein Gedicht: Das Opfer des Frühlings, für mich hinrezitierte.

Den 9. Januar.

Heute Morgen habe ich das Trauerspiel in Sizilien geschlossen, bis auf eine Kleinigkeit, die ich vielleicht jetzt noch hinzu füge. Abends erhielt ich den Abdruck meiner Moloch-Szene, der mir aber wenig Freude machte, da der Redakteur nicht allein, wie er mir schon entschuldigend schrieb, die Aktion auf eine mir im Drama von jeher widerwärtig gewesene Weise bezeichnet, sondern am Schluß sogar anderthalb Verse hinzugefügt, auch vorher ein hu! in ein seht! welches mit dem gleich darauf folgenden Schaut! seltsam kontrastiert, da keine Gradation in diesen beiden Wörtern liegt und also keine Ursache war, das einmal gewählte mit einem andern, gleichbedeutenden zu vertauschen, verändert hat. Unstreitig geschah dies alles, wie er mir auch meldete, in der guten Absicht, der Fassungskraft des größeren Haufens zu Hilfe zu kommen, aber eben so unstreitig habe ich auch recht, wenn ich diese Modifikationen und Zusätze auf Kosten der höheren Kunstform und selbst des Stils gemacht finde. Ich werde mich gegen den Herrn Dr. Kühne darüber äußern, aber auf zarte Weise. — Ich habe das Trauerspiel noch beendigt und gehe jetzt zu Bett.

Den 20. Januar.

Ob von einer Geschichte des Menschengeschlechts überall die Rede sein kann? In dem Sinne die Rede sein kann, daß man von Realisierung der Idee, von einem Fortschreiten des Weltgeists im Bewußtsein seiner selbst durch die irdischen Vorkommenheiten in Ereignissen und Charakteren sprechen darf, ohne ein Unendlich-Großes zu direkt auf ein Unendlich-Kleines zu beziehen, es von demselben abhängig zu machen? Ob das mathematische Verhältnis, das die Erde, dem Universum gegenüber, zum Sandkorn einschwinden läßt, nicht für alle Kategorien maßgebend ist, und ob wir uns nicht begnügen müssen, zu sagen, daß alles, was bei uns geschieht und erscheint, dem Weltgesetz nie widersprechen kann, ohne hinzu fügen zu dürfen, was wir gern hinzu fügen, um uns ein wenig in die Höhe zu schrauben, daß es in uns auf eine bei dem Blick aufs Ganze irgend in Betracht kommende Weise aktiv wird? Ich weiß sehr wohl, daß Anschauungen und Gedanken dieser Art nicht für den täglichen Gebrauch sind, aber ich glaube, daß sie in die geistige Apotheke

gehören, daß sie nicht als Speisen ernähren, aber in kritischen Fällen als heroische Arzneimittel die Gesundheit wieder herstellen können, besonders, wenn man sie sich durch Herder-Hegelsche Konstruktionen des sogenannten welthistorischen Prozesses verdorben hat.

Den 22. Januar.

Reiche Leute pränumerieren sich bei armen auf ihr erstes Kind, suchen gesunde Personen aus, lassen sie sich, bloß zu jenem Zweck, heiraten, versetzen sie in sorgenlose Verhältnisse, versprechen ihnen für den Säugling, eine bedeutende Summe; so wie aber das Kind da ist, will die Mutter nicht auf die Abtretung mehr eingehen und nun kehren sich alle Verhältnisse um, denn die Armen würden sich nicht geheiratet haben, wenn sie nicht auf das Geld gerechnet hätten; sie versittlichen sich durch den Entschluß der angestrengtesten Arbeit, wodurch sie sich aus der Verlegenheit ziehen und den in Gedanken begangenen Frevel abbüßen.

Was ist das Leben denn anders, als eine Ideenprobe, als ein sich selbst darstellender Beweis, daß man sich ihm nur entfremden kann und darf, um mit größerer Überzeugung zu ihm zurück zu kehren! Darum ist ein Leben ohne Zweifel ein Leben ohne Inhalt, ein Prozeß, der gar nicht in den Gang kommt.

Einen Zauber sollte wahre Liebe ausüben, den, daß zwei Herzen, die ineinander aufgehen, nicht getrennt werden, sondern nur zusammen sterben könnten; das sollte ihre Probe sein und so sehr, daß auch der Entfernte stürbe in dem Augenblick, wo der oder die andere gestorben wäre.

Den 23. Januar.

Heute habe ich mich den ganzen Tag in der angeregtesten Stimmung befunden und doch, wie so oft, nichts getan, sondern mich ganz einfach des erhöhten Daseins erfreut! Sicher ist das naturgemäß, aber eben so sicher ist das auch ein Grund, weshalb ich so weit hinter vielen anderen zurückbleibe, was die Wirkung auf die große Masse anlangt, denn diese will nicht Tiefe, sondern Breite, und wenn man zu lange mit seinen Gedanken spielt, streifen sie alle die bunten Hülsen ab, durch die sie sich bei ihr einschmeicheln könnten und werden zu ernst und streng. Ich las die Rosenkranzsche Geschichte der Kantschen Philosophie, die ich in ihrem Anknüpfen an äußere Zustände in der Einleitung äußerst belehrend fand, ging abends in den Verein und traf beim Nachhausegehen auf Fritsch, der mir voller Freude verkündigte, daß seine Bearbeitung eines Calderonschen

Stücks auf dem Hofburgtheater zur Aufführung kommen werde. Mein Bild, welches schon in Leipzig sein sollte, ist noch immer hier; hätte es doch Beine, oder Flügel, um mit Genoveva zu reden!

Den 31. Januar.

Wenn es sich bestätigen sollte, daß die Poesie für ewig von der deutschen Bühne verbannt ist, so beweist das die unverbesserliche Schlechtigkeit der hier in Betracht kommenden Verhältnisse, aber es beweist nicht, daß die dramatische Kunst sich nach der Bühne bequemen, daß sie schlecht werden soll, wie sie. Durch den Selbstmord, den sie zu diesem Zweck begehen müßte, würde sie sicher nicht wieder zum Leben gelangen.

„In diesem Dichter ist der Ernst der Gesinnung, die aufs Höchste gehende Richtung usw. nicht genug anzuerkennen, nur daß die Kraft ihm versagte.“ Dieser Mensch ist der nobelste Mensch, ein Idealmensch, nur schade, daß er nicht existiert.

Den 1. Februar.

Ein roher Mensch erschlägt, etwa im Duell, einen großen Dichter. Er wird dadurch gestraft, daß er sich bildet und später zu den Werken des Toten hingezogen, erkennt, welch eine Welt er erstickt, welch eine Fackel, die ihm selbst leuchten sollte, er gelöscht hat. In niederem Kreise dasselbe: ein Räuber und ein Maler, vor dessen Madonna er später Buße tut.

Den 2. Februar.

Selbst, wenn das Sterben vom Willen des Menschen abhinge, würde keiner am Leben bleiben.

Nur in der Jugend stirbt der Mensch schön; wenn alle Kräfte in ihm entwickelt sind und alle Blumen aufbrechen wollen, so daß es nur eines einzigen Frühlingshauches bedarf, um sie hervor zu locken. Aber das gilt nur für einen Moment, nur in dem des Übergangs, bei dem es gleichgültig ist, wie weit er führt, gleich nachher schon nicht mehr!

Gleich heute morgen erhielt ich von Rousseaus Schwester einen Brief, worin sie mir den Tod ihres Vaters anzeigte. Was ein solcher Schlag Tröstliches mit sich führen kann, hat er diesmal mit sich geführt: der alte Mann ist schnell und schmerzlos gestorben. Dennoch hat mich die Nachricht tief erschüttert: ich sehe die Familie vor mir!

Den 26. Februar.

Die Erde ist vielleicht der Mittelplanet, auf dem das Bewußtsein erst dämmert, und darum der relativ-schlechteste; auf

den niedrigeren existiert nur Tierleben, auf dem höheren reines Geistesleben.

Wenn Gutzkow einen Dichter rezensiert, so zeigt die Rezension wie ein Stück Gold aussieht, wenn es in den Kot fällt und wieder herauskommt.

Man kann mit demselben Recht vom Menschen fordern, daß er nach Ideen leben soll, die er nicht hat, womit man verlangen würde, daß er Gold ausgeben soll, das er nicht hat.

Den 28. Februar.

Die Menschen fragen sich wohl zuweilen: was bedeutet mein Ich in meinem Kreise, aber selten: was bedeutet mein Kreis im größeren und dieser im größten? Daher ihre Zuversicht, ihr Stolz, ihr Hochmut, zugleich aber auch die unschätzbare Fähigkeit, alle ihre Nerven für das nächste Ziel anstrengen zu können. Wüßte ich nicht so schrecklich genau, was die Dichtkunst an sich ist, ich würde als Dichter viel weiter kommen! Unstreitig aber gibt es Geister, die die Erkenntnis mit mir und die Spannkraft mit jenen Geringeren teilen. Diese sind die vornehmsten und leisten das höchste.

Den 10. März.

Heute morgen eine Szene an der Mariamne geschrieben. Es ist doch Täuschung, wenn man glaubt, daß ein Stoff an sich schon etwas sei und dem gestaltenden Geist einen reinen Gehalt entgegenbringe; ich überzeuge mich bei dieser Arbeit zu meiner großen Satisfaktion vom Gegenteil. Ich konnte mich lange nicht überwinden, die Geschichte des Herodes und der Mariamne zu behandeln, weil es mir schien, daß ich dabei zu wenig zu tun vorfände; aber die wirkliche Arbeit belehrt mich eines anderen. Mit um so größerem Eifer werde ich fortfahren. Nachmittags ging ich in den Verein und blieb bis sieben Uhr aus. Es war seit dem Tode des Kindes das erstemal; als ich wieder nach Hause kam, fand ich Tine wieder in Tränen schwimmend, sie kann in den Dämmerungs- und Abendstunden nicht allein sein. Seltsam, diese Abhängigkeit weiblicher Naturen von Ort und Stunde in der Wiederkehr ihrer Empfindungen, die ich schon so oft Gelegenheit hatte, zu bemerken!

Einst: die Sonne geht noch auf, aber sie entlockt der Erde keinen Halm mehr usw.

Es ist ein großer Widerspruch im Menschen, daß er in der Kunst durchaus nur das Eigentümliche, auf sich Beruhende, keinem äußeren Eindruck Nachgebende, will und es doch im Leben selbst nicht ertragen kann.

Es gibt nur eine einzige Kritik, die zu respektieren ist. Diese entwickelt aus dem Innersten der Sache heraus. Sie sagt zum Dichter: dies hast du gewollt, denn dies hast du wollen müssen und untersucht nun, in welchem Verhältnis sein Vollbringen zu seinem Wollen steht. Jede andere ist vom Übel.

Daß die beschreibende Poesie nichts sei, ist längst zugegeben. Ist aber die reflektierende nicht auch eine beschreibende? Beschreibt sie nicht, was sie darstellen sollte, das Innere?

Werke schreiben, die nicht aus dem Innern hervorgehen und die sich doch für den Ausdruck eines solchen geben, d. h. Empfindungen aussprechen, die man nicht hat, sondern nur einfängt, wie Vögel, auf deren Gesang man andere horchen sah, und Dinge sagen, die man nicht fühlt — im gewöhnlichen Leben — also lügen, Handlungen verrichten, die einem nicht bloß gleichgültig sind, sondern von denen man das Gegenteil tun möchte: Beides kommt auf eins heraus. Dichten und Erdichten.

Jeder verdient sein Schicksal, es fragt sich nur, ob vorher oder nachher.

Es ist der größte Fehler des Menschen, die Dinge erst leidenschaftlich zu erstreben und dann zu untersuchen, was sie wert sind.

Es ist unglaublich, wie viel Geist in der Welt aufgeboten wird, um Dummheiten zu beweisen.

Ein wunderbarer Irrtum ist es, die qualitative Armut eines Geistes, seinem quantitativen Reichtum gegenüber, seinen Mangel an organisierender Kraft, der sich in dem massenhaften Überquellen des letzteren über den Ring der Form hinaus manifestiert, für ihr Gegenteil zu halten, wie z. B. bei Jean Paul.

Für wen das von der Geschichte abweichende historische Drama eine Sünde an der Geschichte ist, für den muß auch der Tisch eine Sünde am Baum sein.

Den 11. März.

Wie weit gehört das Wunderbare, Mystische, in die moderne Dichtkunst hinein? Nur so weit es elementarisch bleibt, d. h. die dumpfen, ahnungsvollen Gefühle und Phantasien, auf denen es beruht, und die vor etwas Verstecktem, Heimlichen in der Natur zittern, vor einem ihm innewohnenden Vermögen, von sich selbst abzuweichen, dürfen angeregt, sie dürfen aber nicht zu konkreten Gestalten, etwa Gespenster- und Geistererscheinungen verarbeitet werden, denn dem Glauben an diese ist das Weltbewußtsein entwachsen, während jene Gefühle selbst ewiger Art sind.

Den 15. März.

Wunderschöner Tag. Meine Frau deklamierte in einer Akademie mein Gedicht: Liebeszauber! Sie wurde zum Deklamieren, ich zur Hergabe des Gedichts von einem Komitee aufgefordert, das zum Bestem der Pesther Schauspieler zusammengetreten war; ungern willigten wir beide ein, ich nur, weil ich durchaus nicht umhin konnte, wenn ich nicht für all zu bescheiden gehalten werden sollte. Ich ging nicht hin, obgleich meine Frau in ihrem weißatlaßnen Kleide, mit der Blumenkrone im Haar schön war, wie die Muse selbst; statt dessen begab ich mich in den Prater und dichtete mit Glück an der Mariamne fort. Als ich zurückkam, stand sie, noch in ihrem Kostüm, am Fenster; ich flog die Treppen hinauf und umarmte sie, und sie rezitierte nun auch mir das Gedicht, das erstemal, daß es überhaupt geschah, denn sie tut es nie. Warum, dachte ich, wird das Schöne in einer Seele, die es so ganz empfindet, nicht auch geboren, wozu der Umweg durch mich in sie!

Den 17. März.

Vormittags bei dem herrlichsten Wetter im Prater spaziert und eine Szene an der Mariamne im Kopf hin und her gewälzt. Darauf eine Rezension meiner Maria Magdalena in einer Leipziger Revue gelesen, die günstig genug und vermutlich von Ruge war. Abends abermals spaziert und um sieben Uhr zu Hause gegangen, wo ich unser Wohnzimmer festlich geschmückt, meine Büste bekränzt und meine liebe Frau im Hochzeitskleide fand, wie ich es mir zu meinem Geburtstage ausgebeten hatte. Da sie heute spielen muß, so hatte sie den gestrigen Tag gewählt und überraschte mich um so sicherer.

Den 26. März.

Die Menschen finden jedes Selbstgefühl, es sei so begründet, wie es wolle, unerträglich, jede Äußerung desselben anmaßend, haben für die Anmaßung, die darin liegt und die üblen Folgen, die daraus hervorgehen, daß einer sich mit Dingen, wie z. B. Poesie und Kunst, für die die Natur ihn nicht begabte, beschäftigt, kein Auge, billigen und loben sie sogar, wenn sie nur durch Wortbescheidenheit markiert wird.

Die Charaktere im Drama werden nur dann mit der höchsten Meisterschaft behandelt, wenn der Dichter, um in der Ökonomie seines Stücks den nötigen Gewinn von ihnen zu ziehen, ihnen gar gar nicht erst besondere Entschlüsse, d. h. Anläufe zu bestimmten Taten unterzulegen braucht, sondern wenn diese unmittelbar aus ihrer Natur hervorgehen und die gegenseitigen

Täuschungen nur aus den gegenseitigen Irrtümern über deren Beschaffenheit und Wesenheit entspringen. So ein Charakter wird mein Joseph in der Mariamne.

Den 29. März.

Ein Brief von einer Leipziger Buchhandlung, die mich zu einer „Gesamtausgabe“ meiner „Werke“ auffordert. „Gesamtausgabe!“ „Werke!“ Wie imponierte mir solch ein Titel in meiner Jugend! Ein Mensch, der zu einer solchen Ehre gelangt war, schien mir „den Göttern“ verwandt. Jetzt weiß ich, daß er dadurch in ganz andere Verwandtschaften gerät. Bei alledem ist ein solcher Brief ein Beweis, daß es mit dem Absatz meiner „Werke“ nicht ganz so schlecht gehen kann, als ich nach Campes Berichten annehmen mußte.

Den 4. April.

Wenn ein Schusterjunge den Lear rezensierte und sagte: dies Stück hat keine Bedeutung für mich, ein Kunstwerk soll aber für die ganze Welt Bedeutung haben und die Welt ist nicht ganz ohne mich: wer wollte ihn widerlegen? Das muß man sich ins Gedächtnis zurückrufen.

Den 10. April.

„Ich hätte mit Goethe oder Shakespeare nicht zusammentreffen mögen!“ „Und doch sind Sie mit der Natur jeden Tag zusammen und fühlen sich von ihr nicht erdrückt!“ — Ich habe hierin aber nur scheinbar Recht!

Den 18. April.

Zur Kunst gehört Liebe, denn Liebe ist der physischen Wärme analog und nur an der Wärme reift die Geburt.

Zum Darstellen gehört zweierlei. Erstlich, daß der Gegenstand in die ihm eigentümlichen Grenzen eingeschlossen, dann, daß er mit dem allgemeinen Kreise, dem er angehört, in die natürliche Beziehung gebracht wird.

Wenn der Dichter sich sagte: dadurch, daß du das, was dich bewegt, zur Form erhebst, erhebst du es meistens auch über das Fassungsvermögen der Menschen, auf die du wirken möchtest, wie würde ihm zumute werden? Und doch hätte er Ursache dazu.

Den 19. April.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber mir däucht es eine Sünde wider den heiligen Geist der Wahrheit, wenn der Dichter

seinem Kunstwerk eine Versöhnung mit der menschlichen Situation und den Weltzuständen überhaupt, einzuhauchen sucht, von der er selbst noch fern ist. Mir scheint, daß das Kunstwerk dann jeden Wert verliert.

Mit Steinen kann man werfen und sich wehren; mit Bildsäulen nicht!

Eine Königin: „Umarmen magst du mich, wenn du dich töten willst, sobald du es getan.“

Den 30. Mai.

Gestern morgen um acht Uhr kam Elise! Gewiß ist sie edel und gut, nie habe ich das bezweifelt! Möge sie sich in unserem Hause wohl fühlen, möge sie sich die Lebensaufgabe nicht zu schwer gestellt haben!

— Jeder Tote nimmt das aus uns mit, was ihm allein gehörte, der Vater z. B. alles das, was Sohn im Menschen ist.

— Wenn die Elemente selbst noch nicht wirken wollen, so muß man den Pflanzensaft, den man ihnen abgewonnen hat, an ihre Stelle treten lassen!

Den 3. Juni.

Einen himmelschönen und doch grauenvollen Traum hat Tine gestern nacht gehabt. Ihr wird von einer ihrer Kolleginnen am Hofburgtheater in einem hohen gewölbten Zimmer ein Spiegel gezeigt, in welchem sie ihr ganzes Leben sehen könne. Sie schaut hinein und erblickt ihr eigenes Gesicht, erst tief-jugendlich, von Rosenlicht umflossen, so jugendlich-unbestimmt, daß sie es erst bei der dritten oder vierten Verwandlung erkennt, dann ohne Rosenlicht, nur bleicher und immer bleicher, bis sie zuletzt mit Entsetzen ausruft: nun kommt mein Geripp, das will ich nicht sehen! und sich abwendet. Der Spiegel selbst war anfangs trübe, wie angelaufen und wurde nach und nach heller, wie die Gesichter deutlicher wurden. — Mein Gedanke, daß Traum und Poesie identisch sind, bestätigt sich mir mehr und mehr.

Den 6. Juni.

Las heute Prof. Friedrich Vischers Aufsatz über mich. Er erkennt die Maria Magdalena fast unbedingt an und befehdet nur die Vorrede. Diesem harten, schroffen Geist soviel abgezwungen zu haben, schlage ich hoch an. Es gereicht mir zur inneren Beruhigung, denn mehr als Vischer und Rötscher brauche ich nicht, die sind mir aber auch notwendig.

Den 10. Juli.

Zurückgekommen höre ich von Engländer, daß die Grenzboten einen wunderlichen Aufsatz über mich enthalten, der mich sehr hoch, über Kleist hinaus, stellt, mir aber prognostiziert, daß ich dereinst wahnsinnig werden muß. Seltsame Manier, mit einem lebendigen Menschen umzugehen! Also nur darum ein Nebukadnezar der Literatur, um mit der Zeit auf allen Vieren zu kriechen, und Gras zu fressen? Nein, da weiß ich's besser! Das wird nie geschehen, nie, ich fühle etwas von einem ehernen Reif im Kopf, und habe in Todkrankheiten schon die Erfahrung gemacht, daß selbst die wildesten Fieberphantasien das Bewußtsein in mir nicht überwuchern konnten, daß ich, wenn ich sie auch nicht ganz zu ersticken vermochte, sie doch innerlich bespöttelte und verlachte. Übrigens ist ein solches Urteil nicht ohne allen Grund, indem es doch auf einiger Einsicht in die schöpferischen Prozesse des dichterischen Geistes beruht und es nur darin versieht, daß es die befreiende Kraft des Darstellungsvermögens, die doch im subjektiven, wie im objektiven Sinne damit verbunden ist, nicht in Anschlag bringt. Ich habe es oft gesagt und werde nie davon abweichen: die Darstellung tötet das Darzustellende, zunächst im Darsteller selbst, der das, was ihm bis dahin zu schaffen machte, durch sie unter die Füße bringt, dann aber auch für den, der sie genießt! Es gibt Ungerechtigkeiten, denen ein Dichter nicht entgehen kann, die er also auch niemanden anrechnen darf, und die vorliegende gehört dazu. Er bringt in jedem seiner Werke das Resultat eines Bildungsmoments, ein Resultat, das zugleich vorwärts und rückwärts deutet, das so wenig ohne das, was darauf folgt, als ohne das, was ihm vorher ging, richtig abzuschätzen ist, das sich aber doch einstweilen als ein letztes hinstellt und das Urteil herausfordert. Wie wäre hier bei der Unberechenbarkeit der Zukunft die Ungerechtigkeit zu vermeiden?

Den 8. August.

Wenn in der griechischen Tragödie die Helden deswegen fallen, weil sie über das Maß des Menschlichen hinausragen und von den Göttern als Eindringlinge in den höhern Kreis beneidet werden, so muß man dies so betrachten, daß in ihnen die Anmaßung des gesamten Geschlechts, nicht ihre eigene, gestraft wird.

Den 21. August.

Indem ich eben im Neuen Pittaval die Greuelgeschichte vom Magister Tinius lese, drängt sich mir eine Betrachtung auf, die der Kriminalist, wie mir scheint, kaum genug beherzigen kann. Wie viel hängt bei solchen Prozessen von den Zeugen-

aussagen ab, und bei den Zeugenaussagen wie viel von genauer Ermittelung und Feststellung solcher Dinge, über die vielleicht kein Mensch in Wahrheit etwas Bestimmtes anzugeben vermag. Wenn ich z. B. über eine einzige der vielen Personen, mit denen ich auf meiner letzten Reise zusammenkam, ja über einen meiner intimsten Freunde angeben sollte, zu welcher Zeit an einem gewissen Tage ich ihn gesehen habe, wie er bekleidet gewesen sei usw., ich würde unfähig sein, es zu tun! Gott, Gott, auf welchem Fundament ruht die menschliche Gerechtigkeitspflege!

Ein angesehener Mann! Wie sinnlich ist dies Wort gebildet. Ein Mann, der viel angesehen wird!

Den 29. August.

Tine als Kriemhild: eine schwarze Flamme! Groß! Übergewaltig!

Den Ort, wo sich die geliebten Toten befinden, weiß ich nicht; den, wo sie sich nicht befinden, weiß ich: das Grab!

Der Tod ist doch im Grunde nur eine Anschauungsform, wie die Zeit, die er abzumarken scheint.

Den 17. September.

Worin besteht die Naivetät in der Kunst? Ist es wirklich ein Zustand vollkommener Dumpfheit, in dem der Künstler nichts von sich selbst weiß, nichts von seiner eigenen Tätigkeit? Das ist unmöglich, denn wenn er nicht erkennt oder fühlt: dieser Zug ist tief, dieser Gedanke ist schön, warum zeichnet er den einen hin, warum hält er den andern fest? Die Frage wird wohl am einfachsten so beantwortet. Unbewußterweise erzeugt sich im Künstler alles Stoffliche, beim dramatischen Dichter z. B. die Gestalten, die Situationen, zuweilen sogar die ganze Handlung, ihrer anekdotischen Seite nach, denn das tritt plötzlich und ohne Ankündigung aus der Phantasie hervor. Alles übrige aber fällt notwendig in den Kreis des Bewußtseins.

Den 18. September.

Wenn der Mensch sein individuelles Verhältnis zum Universum in seiner Notwendigkeit begreift, so hat er seine Bildung vollendet und eigentlich auch schon aufgehört, ein Individuum zu sein, denn der Begriff dieser Notwendigkeit, die Fähigkeit, sich bis zu ihm durchzuarbeiten und die Kraft, ihn festzuhalten, ist eben das Universelle im Individuellen, löscht allen unberechtigten Egoismus aus und befreit den Geist vom Tode, indem er diesen im wesentlichen antizipiert.

Den 20. September.

In der letzten Nacht, wo ich nicht schlafen konnte, las ich in Holtzmanns Übersetzung das indische Gedicht Nal und Damajanti. Von welcher Lieblichkeit ist es, frisch und taubeperlt, wie eine Lilie, die erst heute morgen aufbrach, und doch hat es schon Jahrtausende erfreut und ist aus einer Sprache zu uns herüber gerettet, die nicht mehr gesprochen wird. Ja, ja, es ist doch ein anderes: Rhetorik und Poesie, und wer es nur bis zu wahren Gestalten bringt, dem darf nicht bange sein, daß diese wieder untergehen! Wie schließt sich schon der Rhythmus des Gedichts dem Homerschen Hexameter und dem Vers des Nibelungenliedes würdig an.

„Ich habe dich gewonnen, womit muß ich's bezahlen? Mit der Angst, daß ich dich nun verlieren kann."

Noch hält der Zweig seine Äpfel fest, der Wind gewinnt sie ihm nicht ab und du kannst sie nicht erreichen. Laß' sie nur wachsen und reifen, dann beugen sie ihn und fallen dir von selbst vor die Füße.

Den 26. September.

Gestern abend las ich in der Revue indépendente einen Aufsatz über meine Maria Magdalena, der mir um so mehr wohl tat, als ich eben vorher einen schmählichen Angriff auf das Stück in einer Korrespondenz des Morgenblattes gelesen hatte. Es ist freilich eine Illusion, aus dergleichen einzelnen Aufsätzen auf die wirkliche Teilnahme des französischen Publikums zu schließen, eine Illusion, der ich mich sicher niemals hingeben werde. Aber in Deutschland wird doch auf solche Aufsätze Wert gelegt, wie ich wenigstens aus den Bemühungen meiner Kollegen, sie hervorzurufen, schließen muß, und da ist es immer gut, nicht hinter andern zurückzustehen.

Erfinden will doch jeder gern in der Literatur, und wer keine Gedichte erfinden kann, der erfindet Dichter.

Den 24. Oktober.

Gestern, Sonnabend, habe ich mein Trauerspiel Julia, das schon in Rom angefangen wurde, endlich vollendet. Engländer, dem ich in seiner Krankheit das Fertige mitteilte, trieb mich zum Abschließen des Ganzen und ich bin ihm dankbar dafür, denn nun bin ich die Last vom Halse los. Das Werk hat die Vorzüge und die Fehler eines Stücks, in dem die Situation stärker akzentuiert ist, wie die Charakterentwicklung; da das aber meine Intention war, so bin ich nicht deshalb zu schelten, auch hoffe ich im dritten Akt alles, was die neueren Franzosen, z. B. nur äußerlich zu

einem scheinbaren Abschluß zu führen pflegen, innerlich aufgelöst zu haben.

Den 25. Dezember.

Mit einem Herzen voll Dank und Freude schreibe ich es nieder, daß meine teure Christine mir heute, am 1. Weihnachtstag, nachmittags, eine Viertelstunde vor fünf Uhr ein kleines Mädchen geboren hat. Möge alles fortgehen, wie es anfing!

Den 31. Dezember.

Sylvesterabend. Ich bin jetzt Tag und Nacht auf den Füßen. Möge der Himmel schlechte Folgen verhüten! Ich übe mich in den Pflichten eines Johanniters, bis zu den niedrigsten herab, deren Schiller in seinen Distichen erwähnt und gehe von Krankenbett zu Krankenbett. Da bleibt mir denn zu dem gewöhnlichen Rückblick auf das verflossene Jahr wenig Zeit; er wäre auch ganz überflüssig, wenn ich mein Gelübde, regelmäßig Tagebuch zu führen, gehalten hätte, aber ich dispensierte mich davon, nachdem mich der monatelang durchgesetzte Versuch von der Nutzlosigkeit und Trivialität des Unternehmens überzeugt hatte. Im allgemeinen darf ich sagen: ich bin vorwärts gekommen, äußerlich und innerlich, mein Leben hat also noch immer einen Zweck. Harte Schicksalsschläge haben mich getroffen, zwei Kinder sind mir gestorben, was ich doppelt schwer empfinden mußte, da mich jetzt die Sorge um mein Auskommen nicht mehr so quält, wie früher. Ein Ersatz ist in einem freundlichen kleinen Mädchen wieder da; möge das kleine Wesen so gesund sein, als es aussieht! Bekanntschaften von Bedeutung: Kühne, Rötscher; aufgefrischte alte: Ruge, Cornelius; neue, noch ungewisse: Dingelstedt, Laube, Lewald usw. Gearbeitet! Julia; zwar nun vollendet, aber so gut, wie nur angefangen; zwei Akte der Mariamne; die Novelle: Herr Haidvogel; die Aufsätze über den Stil des Dramas und über das Verhältnis von Kraft und Erkenntnis im Dichter. Druckfertig gemacht meine sämtlichen Novellen; an Schnock noch Unendliches getan. Herausgegeben: der Diamant; ein Trauerspiel in Sizilien in der Novellenzeitung; ein Band neuer Gedichte. Erstere beide Werke wurden höchst mißfällig aufgenommen, aber nur, weil keiner sich die Mühe gab, sie verstehen zu wollen; den Gedichten steht ein besseres Schicksal bevor, wenn der Schein nicht täuscht. Maria Magdalena hat sich noch wacker gezeigt; eben jetzt wird sie in Berlin aufgeführt und selbst dem spröden Vischer hat sie Anerkennung abgedrungen. Im ganzen sind meine literarischen Hoffnungen um etwas gestiegen und zwar mit Recht; ich sehe, auf wie schwachen Füßen die Armseligkeit steht.

1848.

Mittwochs, den 12. Januar,

ist mein kleines Töchterlein auf die Namen Christine Elisabeth Adolphine durch den Pfarrer der hiesigen protestantischen Gemeinde getauft worden. Paten waren Herr Adolph v. Kolaczek aus Teschen und Elise.

Den 15. Januar.

Kein Tier erkennt sich, wenn es sich im Spiegel sieht. Der Hund bellt sein Bild an, wie ein fremdes. Vom Affen wird freilich erzählt, daß er sich vor'm Spiegel rasiert, wenn er einen Menschen sich rasieren sah, aber auch, daß er sich die Kehle dabei abschneidet, woraus denn hervorgeht, daß der Spiegel ihm nichts über sich selber sagt. Ich glaube, das verbürgt am sichersten Mangel an Bewußtsein in der Tierwelt, die Richtigkeit des Faktums, das ich selbst immer bestätigt fand, vorausgesetzt.

Den 18. Januar.

Ich weiß nicht, ob ich die nachstehende Bemerkung schon einmal niederschrieb, aber sie ist wichtig genug, noch einmal niedergeschrieben zu werden. Es gibt ein ganz untrügliches Kriterium für Genie und Talent und dies besteht darin, daß man sich frägt, wenn man sich einer imponierenden Leistung gegenüber befindet, ob man bei einer hinreichenden Potenzierung des eigenen Vermögens ihrer selbst fähig gewesen wäre oder nicht. Darf man die Frage bejahen, findet man in sich einen Faden, der, gehörig ausgesponnen, sich an den fremden anknüpfen ließe, so hat man es immer mit einem Talent zu tun und nur im entgegengesetzten Fall mit dem Genie. Im Genie liegt immer etwas durchaus Neues, streng an ein bestimmtes Individuum Geknüpftes. Der mittelmäßigste Poet, der die Abendröte besingt oder ein Sonett auf einen Maikäfer macht, würde es zu einem Gedicht, wie Schillers Spaziergang oder seine Glocke bringen, wenn seine Kraft millionenfach verstärkt würde; Schiller selbst aber würde nie einen Fischer oder einen Erlkönig erzeugen.

Den 29. Januar.

Heute nachmittag las ich im Verein, ganz unvorbereitet, den Tod Christians des Achten, Königs von Dänemark. Ich fühlte mich tief erschüttert und bedurfte eines einsamen Spaziergangs, um meiner Bewegung Meister zu werden. Mich selbst knüpfte das Band der Dankbarkeit an ihn, denn wenn er nicht bei der Verteilung der Reisestipendien, die nur denjenigen zuteil werden sollen,

die auf einer der Landesuniversitäten studiert haben, meinetwegen eine Ausnahme von der Regel gemacht hätte, so würde ich schwerlich nach Frankreich und Italien gekommen sein. Das fühlt man denn in einem solchen Moment doppelt und dreifach. Aber auch abgesehen von diesem persönlichen Bezug, hatten seine mir in Kopenhagen bekannt gewordenen Jugendschicksale, namentlich in der ersten Ehe, so wie seine ganze historische Stellung, inmitten so scharfer, unlösbarer Konflikte mit einem so weichen Gemüt etwas Tragisches, das mir ein allgemeinmenschliches Interesse einflößte. Der Zufall wollte nun noch obendrein, daß ich gar nichts über seine Krankheit gelesen und gehört hatte.

Den 8. Februar.

Heute morgen las ich von Karl Gutzkow eine Novelle: Imagina, die an Erbärmlichkeit noch die Seraphine übertraf. Heute abend lese ich sein Urbild des Tartuffe, habe soeben den zweiten Akt geschlossen und finde die beiden Akte vortrefflich. Geht es so fort, so hat er ein sehr gutes Stück gemacht und es soll ihm viel dafür vergeben sein. — Ich habe geendigt, das Stück ist wirklich sehr gut.

Den 1. März.

Die dritte französische Revolution ist da, Louis Philipp entthront, die Republik deklariert! Welch ein folgenschweres Ereignis!

Den 15. März.

Ich lebe jetzt in einem anderen Österreich, in einem Österreich, worin ich sicherer bin, wie Fürst Metternich, wo Preßfreiheit proklamiert, Nationalbewaffnung eingeführt, eine Konstitution versprochen ist! Wer hat Zeit, das Nähere nieder zu schreiben, aber so viel muß hier stehen! Ein ganz neues Stück habe ich, gleich nachdem ich das letzte Plakat des Kaisers vernahm, erfunden. Wenn ein andrer die Ideen für mich niederschriebe!

Den 28. März.

Die großen Weltereignisse greifen auch in meinen kleinen Privatkreis hinein. Das Hofburgtheater wird meine Stücke spielen, Julia ist angenommen, Holbein zeigte es mir heute morgen persönlich an. Wer Kind genug wäre, sich darüber freuen zu können! Mir schmeckt das Ei nicht, das der Weltbrand geröstet hat.

Den 9. Mai.

Gestern abend brachte das K. K. Hofburgtheater meine Maria Magdalena, unverkürzt und unverändert. Das Stück war eine Bildungsprobe für das Wiener Publikum, es fand aber den ungeteiltesten Beifall und machte auch nicht in dem bedenklichsten seiner Momente die Prüderie rege. Der Grund ist einfach darin zu suchen, daß das Stück ein darstellendes ist, daß es nicht, wie dies z. B. in Laubes sonst sehr verdienstlichen Karlsschülern geschieht, ein durch den Witz zusammengesetztes Mosaikbild gibt, daß es zeigt, was aus- und durcheinander folgt, nicht, was sich nach- und nebeneinander ereignet. Denn kein Mensch ist so blöde, daß er sich gegen die Notwendigkeit auflehnte; da das Wesen der Darstellung nun aber eben in der Veranschaulichung der Notwendigkeit besteht, so ist sie des Erfolgs sicher, was den Hauptpunkt betrifft, und es handelt sich nur noch darum, ob die Anerkennung, die ihr nicht versagt werden kann, in der Form der Liebe oder des bloßen Respekts hervor tritt. In meinem Fall waren Respekt und Liebe gemischt. Freilich war die Darstellung auch eine unvergleichliche; Anschütz als Meister Anton stellte ein ehernes Bild hin und Tine legte ein zerfleischtes Herz auf eine mich so erschütternde Weise bloß, daß ich für sie zitterte und bebte. Ich hatte mich auf eine Galerie begeben und war fest entschlossen, für den Fall des Gerufenwerdens nicht zu erscheinen, blieb auch, wo ich war, trotzdem, daß dieser Fall gleich nach Schluß des ersten Akts schon eintrat und sich beim Schluß des zweiten wiederholte. Dann aber ließ Tine mich herunterholen und ich mußte mich ungeachtet meines Ekels gegen dieses Hervortreten mit der eigenen überflüssigen Person entschließen, das nachzumachen, was ein Schock Narren vorgemacht hat. Ich fühlte, daß die Schauspieler in ihrer Behauptung, alles stehe für mich und meine künftigen Stücke auf dem Spiel, nicht unrecht hatten und beugte mich der Notwendigkeit.

Den 20. Juni.

Man reißt jetzt das Pflaster des Staats und der Gesellschaft auf. Ich habe dabei ein eigentümliches Gefühl. Mir ist, als ob dem Bau, der jetzt zerstört wird, uralte Erfahrungen zugrunde lägen, aus Zuständen gewonnen, wie sie jetzt wieder im Anzug sind, als ob jeder Pflasterstein auf der umgekehrten Seite die Inschrift trüge: auch wir wissen, daß dies ein Pflasterstein ist, wenn wir ihm gleich das Bild eines Gottes aufgeprägt haben; seht ihr zu, wie ihr ohne Pflastersteine, die man für mehr als Pflastersteine hält, fertig werden wollt!

Den 12. Juli.

Der Bilderreichtum mittelmäßiger Poeten geht immer aus ihrem Denkunvermögen, aus ihrer Unfähigkeit, den Gedanken aus seiner rohen Vorstellungsschale heraus zu lösen, hervor. Mittelmäßige Kritiker halten aber das, was nur Vorstellung, d. h. noch nicht einmal Gedanke ist, für Anschauung. Die Anschauung umfaßt immer den Gedanken und die Anschauung zugleich.

Die Ehrfurcht, die jedem Menschen vor jedem anderen Menschen innewohnt und ihn ein größeres oder kleineres Gewicht auf jedes Urteil eines solchen legen läßt, ist ein Ausfluß der erreichten Pietät und der beste Beweis dafür, daß es ein Gemeingefühl gibt, vermöge dessen wir uns alle als Glieder eines zusammenhängenden großen Organismus fühlen, des Organismus der Menschheit nämlich.

Die Kunst ist nur eine höhere Art von Tod; sie hat mit dem Tod, der auch alles Mangelhafte, der Idee gegenüber, durch sich selbst vernichtet, dasselbe Geschäft.

Jüngster Tag. Eine ungeheure rote Blume, die alles Rot einsaugt und mit der alles Rot aus der Welt weicht, eine blaue usw. halb erträumt.

Den 27. September.

Wenn man in ein Zimmer eintritt, worin Reseda steht, so spürt man den Duft; ist man fünf Minuten darin, so ist's vorbei. So ist's mit allem in der Welt.

Den 14. November.

Heute mittag um halb 12 Uhr habe ich endlich die Mariamne geschlossen. Die Hauptszene des 5. Akts, die sechste, zwischen Mariamnen und Titus wurde während der Wiener Schreckenszeit geschrieben. Ja, das Werk war mir im Element des nach jeder Seite hin Widerwärtigen die einzige Rettung und es stand mir auch mit Frau und Kind, für die ich zitterte, in gleicher Linie. Ich glaube, einen Fortschritt gemacht zu haben. Angefangen wurde sie den 23. Februar 1847.

Den 31. Dezember.

Das Jahr ist wieder herum. Es hat Deutschland eine Revolution gebracht; ob mehr, soll sich erst zeigen. Alle Erbfehler unserer Nation stehen wieder in voller Blüte; hie Guelf, hie Ghibelline! Mich wundert nur, daß in dem Körper eines Deutschen Einigkeit herrscht, daß sich nicht das Herz gegen den Kopf, der Arm gegen das Bein empört. Zu einem imponierenden,

wohl gegründeten Staatsbau werden wir es wohl nicht bringen, das ist unmöglich, wo jeder Stein Schlußstein werden will. Aber der Absolutismus ist doch, wie es scheint, beseitigt und daß der nicht wiederkehren kann, möchte ich hoffen. Das ist denn freilich schon ein unendlicher Gewinn. Hier in Wien machte ich den Oktober mit durch; ich schloß meine Mariamne in dieser Zeit, sonst hätte mich das Element des Widerwärtigen vielleicht erstickt. Furchtbare, ekelhafte Tage; man erfuhr, was das Chaos eigentlich für ein Ding ist und lernte das Pflaster der Sozietät, von dem niemand mehr weiß, wie schwer es zu legen war, gründlich schätzen. Ich sah in die Vergangenheit bis in den mit Bären bevölkerten deutschen Urwald hinein. Ein Tagebuch hätte ich führen sollen; doch durch zu ängstliche Bemühungen, außerordentliche Eindrücke fest zu halten, stumpft man sich selbst ab und raubt ihnen ihr Frisches. — Mein kleines Mädchen gedeiht und macht mir große Freude; an meiner lieben Frau ängstigt mich ein hartnäckiger Husten, den die Ärzte freilich für die Folge eines Schleimhautkitzels erklären, der nichts bedeutet. Mögen sie recht haben! Als Deputierter des Schriftstellervereins machte ich im Mai eine Reise nach Tirol zum Kaiser und war Sprecher bei der Majestät; über diese verfaßte ich einen in der Donauzeitung veröffentlichten Bericht. Gearbeitet: die letzten drei Akte der Mariamne; den ersten Akt eines Schauspiels: die Schauspielerin; zwei Kritiken in den Wiener Jahrbüchern über Schillers Briefwechsel mit Körner und über Holtzmanns Übertragung Indischer Gedichte; eine gründliche Besprechung der hiesigen Aufführung von Schillers Wallenstein und eine Rezension von Massingers Ludovico; drei Gedichte, worunter Mensch und Erde; und seit März zirka 30 Artikel für die Augsburger Allgemeine Zeitung. Drucken ließ ich nichts Größeres, nur unnützerweise als Manuskript die Julia; an Kleinigkeiten, außer den angeführten, noch zwei Fragmente über Paris und Lord Byron in Kühnes Europa und etwas über Kleists Käthchen in Rötschers Jahrbüchern. Das ist alles. In Wien wurde neunmal gegeben die Maria Magdalena; sie hätte achtzehnmal gegeben werden können, wenn der Direktor, als Verfasser von Fridolin nicht gegen alles, was Poesie enthält, eine Antipathie hätte. Bekanntschaften: Prof. Seligmann, Auerbach, Frau von Goethe usw. — So steht's! Möge mir nur bleiben, was ich habe, mehr will ich vom neuen Jahr gar nicht fordern.

1849.

Den 10. Januar.

Wie vieles bleibt dem Menschen doch, trotz der redlichsten Bemühungen, allgemein, d. h. tot, obgleich es ihn in nächster Nähe umgibt, ja zu ihm selbst gehört! Davon mache ich eben heute eine Erfahrung. Sechsunddreißig Jahre spreche ich nun schon; heute zum ersten Male erstaune ich über das physische Wunder, das dem Sprechenkönnen zugrunde liegt, über den Ursprung der Tonbildung aus Zungenschlägen und Lippenbewegungen, die so wenig ins Bewußtsein fallen, wie die Entstehung des Gedankens. — Dann im Auge die brennende Materie, die der Sprache zu Hilfe kommt und sie oft ersetzt!

Den 28. März.

Man setzt sich nicht zum Klavierspielen nieder, um die mathematischen Gesetze zu beweisen. Ebensowenig dichtet man, um etwas darzutun. Ach, wenn die Leute das einmal begreifen lernten! Es ist ja an aller höheren Tätigkeit des Menschen gerade das das Schöne, daß Zwecke, an die das Subjekt gar nicht denkt, dadurch erreicht werden.

Den 29. März.

Ich lese Schacks Geschichte der dramatischen Literatur der Spanier. Bin ich zu streng oder ist er zu nachsichtig? Lope de Vega und Calderon, so weit ich sie kenne, wiederholen sich immer und ewig. Neue Mischungen, alte Elemente, darauf läuft's hinaus. Ich verlange mehr vom Dichter, ich verlange, daß er tut, was das Jahr tut. Jede Jahreszeit hat ihre eigenen Gewächse, Tiere usw. Was im Frühling möglich ist, das wird hervor gebracht, das wird eben so vollendet hervor gebracht, wie das, was in den Kräften des Herbstes liegt. So im Sommer, im Herbst, im Winter. Nicht alles auf einmal, das geht nicht an. Aber jedes vollkommen.

Den 19. April.

Herodes und Mariamne wurde gegeben. Das Spiel war vortrefflich, die Inszenierung glänzend, die Aufnahme im höchsten Grade kühl. Das Publikum war sichtlich nicht imstande, der Komposition zu folgen, auch spielte das Stück zu lange, bis 3/4 auf 11 Uhr. Das Verwirrende lag für die Masse der Zuschauer in dem zweiten Moment des Dramas, in dem historischen, dessen Notwendigkeit bei der großen Gleichgültigkeit der meisten gegen alle und jede tiefere Motivierung sie nicht begriffen. — Zu Hause

lag mein Töchterlein an den Blattern, den natürlichen, darnieder, dabei mußte meine arme Frau spielen und erhielt für ihre wunderbare Leistung nicht den geringsten Dank. Ein schmerzenreicher, qualvoller Abend für mich als Mensch.

Den 25. Dezember.

Gestern wurde ich am Weihnachtsabend durch ein allerliebstes Bild überrascht. Wie ich in das erleuchtete Zimmer zu dem prachtvollen Tannenbaum hinein gerufen wurde, trappte mir mein Töchterlein in der Gestalt eines Braunschweiger Bauernmädchens, wie sie dort auf den Markt gehen, entgegen. Schwarzes Hütchen, nur den Hinterkopf deckend, mit langen roten Bändern; rotes Kleid, kurz geschürzt; Zwickelstrümpfe nebst Lederschuhen; eine geflochtene Kiepe auf dem Rücken, angefüllt mit Nüssen und Kuchen für mich. Das alles hatte meine liebe Frau an den Abenden gemacht, wenn ich nicht zu Hause und sie nicht auf der Bühne beschäftigt war; ich hatte nicht das geringste davon gemerkt. Das närrische kleine Ding wollte die Kiepe den ganzen Abend nicht wieder ablegen, es saß damit auf dem Stuhl und aß und trank.

Den 31. Dezember.

Wieder ein Jahr zu Ende. Im allgemeinen dieselbe Unsicherheit der Zustände, wie im vorigen Jahr; nirgends eine Hoffnung auf endliche Lösung des ungeheuren gesellschaftlichen Rätsels; nirgends auch nur ein ernstlicher Versuch; dagegen wieder überall die Furcht, die Krankheit beim rechten Namen zu nennen und die Wunden zu sondieren; überall der alte Haß gegen die Männer, die als redliche Ärzte das tun. Man lebt so hin und genießt, wie am Abend vor einer Schlacht, was sich eben bietet; selbst dem Künstler wird es schwer, sich in seiner Mongolfière über den Dunstwolken zu halten. Gearbeitet: den Rubin und den ersten Akt des Moloch. Viele Aufsätze, die teils in der Presse, teils in der Ostdeutschen Post, teils in Rötschers Jahrbüchern, teils in den Wiener Jahrbüchern, teils in der Reichszeitung stehen. Eine Erzählung: die Kuh! Einen Prolog zu Goethes Jubiläum. Ein paar Gedichte. Aufgeführt wurden am Burgtheater von mir: Mariamne und der Rubin. Beide sprachen wenig an, aber größtenteils aus äußeren Gründen; jedoch ist es wohl ratsam, wenn ich alle meine Dramen vorher drucken lasse, Gewissenhaftigkeit in der Motivierung und Tiefe im Bau sind dem Publikum zu fremd geworden, als daß es den Blick in die Totalität eines Werks, wenn es ihn nicht ins Theater schon mit bringt, im Theater erlangen sollte. Drucken ließ ich den Schnock

bei Weber, der in seiner äußerst eleganten Ausstattung Beifall zu finden scheint; es ist auch ein ganz drolliger Menschenkäfer, mehr aber freilich auch nicht, was mir jedoch die Kritik nicht glauben will. Auch der Druck der Mariamne ist angefangen. Unter den neugemachten zahlreichen Bekanntschaften will ich nur Cotta nennen, der mich besuchte; gegen die Hamburger Zeit ein merkwürdiger Kontrast. Nähere Verhältnisse angeknüpft mit Raab und Dittenberger. Redakteur geworden, und zwar des Feuilletons an der Österreichischen Reichszeitung, ob das Verhältnis jedoch Bestand haben wird, ist die Frage. Das kleine Mädchen gedeiht, es hat seine Blattern glücklich überwunden, zu dem Zweck brachten wir den Sommer auf dem Lande zu. Es ist unsere größte Freude und steht jetzt in der Periode, wo man die Fortschritte der Kinder nach den Worten mißt, die sie aussprechen können. Mit der Gesundheit meiner lieben Frau geht es besser, wie es im vorigen Jahre ging, obgleich sie jetzt überbeschäftigt ist. In mir selbst regt sich das Leben noch immer mächtig, so viele Steine man mir auch auf den Kopf wirft. Voilà tout!

1850.

Den 22. Mai.

Die Alten wollten aus dem Traum weissagen, was dem Menschen geschehen würde. Das war verkehrt. Weit eher läßt sich aus dem Traum weissagen, was er tun wird.

Den 6. September.

„Wir, wir müßten schon alle, allein über Schleswig-Holstein, am gebrochenen Herzen gestorben sein, wenn wir, wie die Franzosen, daran sterben könnten!“ sagte Professor Fichte zu mir. Er hat ganz Recht.

Was soll das Gesetz, das Gesetz in jeder Sphäre? Dem höchsten den Ausdruck geben, dessen der Mensch in seinen besten Momenten, die Menschheit in ihren besten Individuen fähig ist, damit es dem Menschen in seinen schwachen Momenten zu Hilfe komme und die Menschheit gegen ihre schlechten Individuen schütze.

Den 25. Oktober.

Heute den 2. Akt des Moloch geschlossen.

Wenn man an Äschylos, Sophokles usw. denkt, ist es nicht, als ob man Adler sähe, welche die Krallen ins

Felsengeripp der Erde geschlagen hätten und so dem Orkan Trotz bieten?

Den 31. Dezember.

Abermals der Jahresabschluß da! Im allgemeinen ist nichts geschehen. Deutschland liegt zerrissen und zerschlissen da, wie immer, und auch die europäischen Zustände sind ganz die alten geblieben. Aber der Strom, der im vorigen Jahre doch noch Wellen schlug, ist jetzt völlig wieder eingefroren und die Diplomatie kann Schlittschuh laufen, wie sie will. Was daraus werden soll, weiß ich nicht, aber ich fürchte früher oder später böse Folgen, denn ich sehe nicht, daß die Regierungen sich irgendwo ernstlich bestreben, die unabweisbaren Nationalbedürfnisse, deren brennendes Gefühl die Revolution allein hervorrief, auch nur annähernd zu befriedigen, und wahrlich, sie lassen sich auf die Länge nicht mit Gewalt ersticken! Ich selbst bin jetzt ruhiger, wie in den letzten zwei Jahren; ich weiß, daß es wieder Winter ist, aber auch, daß der einzelne den Frühling nicht zurück rufen kann, darum lasse ich meinen Pflug im Stalle stehen und tue, was sich hinter'm Ofen tun läßt. Meine Privatverhältnisse haben sich verschlechtert, seit der Dr. Laube das Burgtheater dirigiert; der Mann ist vom ersten Augenblick an aufs gehässigste gegen mich und meine Frau aufgetreten, und sucht uns bis zur Stunde den Boden unter den Füßen weg zu ziehen. Was mich betrifft, so begann er damit, daß er meine Bearbeitung des Julius Cäsar ohne alle Umstände beiseite warf und seine eigene spielen ließ, ja meiner Frau sogar die bereits studierte Rolle der Portia wieder nahm, und ihr die erst zu studierende der Calpurnia zuteilte. Später entschuldigte er sich, er habe von meiner Bearbeitung gar nichts gewußt, was ich freilich gelten lassen mußte, was aber, da die Rollen schon ausgeteilt waren, gar nicht denkbar ist. Weiter lehnte er die Darstellung der von Holbein unbedingt angenommenen Julia, ja sogar die Wiederholung des Herodes unter den nichtigsten Vorwänden ab, während er die miserabelsten Machwerke dutzendweise zur Ausführung bringt und Birchpfeifereien neu einstudieren läßt. Damit verletzte er sogar den Rechtspunkt, da jedes angenommene Stück wenigstens honoriert und selbst ein durchgefallenes dreimal wiederholt wird. Was meine Frau anlangt, so nahm er ihr ihre besten Rollen und gab ihr auch nicht eine einzige neue, ja er zwang sie, auf einen alten, von Holbein selbst für ungültig erklärten und nur aus Versehen, wie ein unzerrissen gebliebener, aber bezahlter Wechsel, noch unter den Akten befindlichen Revers gestützt, Großmütter und Ammen zu spielen. Das ist denn ein Versuch zum

moralischen Mord, da eine Künstlerin, die ihre Kräfte ungebraucht ruhen lassen muß, sich bewußt oder unbewußt selbst verzehrt, und natürlich auch verliert. Bezeichnend für den Mann ist es, daß er auf den Tag, wo wir von unserer Hamburger Reise zurück kommen sollten, weil der Urlaub abgelaufen war, den Uriel Akosta, worin meine Frau die Judith spielt, angesetzt hatte; morgens traf sie ein, abends mußte sie auftreten, und wenn wir unterwegs ein Unglück gehabt hätten, also ein paar Stunden länger ausgeblieben wären, würde sie das Repertoire gestört, also Gott weiß, was zu erwarten gehabt haben. Wahrlich, bei solchen Erfahrungen ist das Wort des Pharisäers: Herr ich danke dir, daß ich nicht bin, wie dieser da! am Ort; Individuen, die dieser Kleinlichkeit fähig sind, wollen Dichter sein! Genug davon! — Im Sommer machten wir eine Reise, erst nach Agram, dann nach Hamburg. Über Kroatien legte ich meine Eindrücke in einigen Reisebriefen im Wanderer nieder, die freilich nicht viel sagen wollen; in Hamburg kamen wir ein paar Tage vor der Schlacht bei Idstedt an. Alles baute fest auf den Sieg der Schleswig-Holsteiner, dennoch verloren sie und im Grunde war beides einerlei, denn über das Stadium, wo der Sieg noch etwas entschieden hätte, war die Frage ja schon längst hinaus. Im Altonaer Bahnhofe wurden nachmittags immer die neuesten Nachrichten über den Stand der Dinge von einem Balkon herunter durch einen Mann mit Stentorstimme verkündet; Tausende versammelten sich dort, unter denen auch ich selten fehlte. Es war meine Absicht, meine Frau allein nach Wien zurück reisen zu lassen, aber die Laubeschen Manöver zwangen mich, meinen Plan zu ändern, ich mußte darauf also verzichten, auf vierzehn Tage nach Kiel zu gehen, obgleich ich meinen Paß schon hatte. Drucken ließ ich: Herodes und Mariamne; Rubin; Trauerspiel in Sizilien und Julia, deren letzten Bogen ich vor vier Tagen korrigierte. Gearbeitet: viele Aufsätze; den zweiten Akt des Moloch; das satirische Drama Michel Angelo und ganz zuletzt noch die Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers, die mir abgedrungen wurde und ihre Dienste schon tun wird, wenn auch nicht im Augenblick. Auch die Schauspielerin wurde wieder aufgenommen und ich hoffe noch auf gute Stimmung für allerlei. Das lyrische Vermögen beginnt zu stocken; die entstandenen Gedichte wollen nichts mehr heißen. Im Frühling hatte ich eine schlimme Krankheitsperiode durchzumachen; ein rheumatisch-hämorrhoidalisches Leiden ergriff mich und verursachte mir große Schmerzen, doch taten Schröpfköpfe und dann die Kaltwasserkur gute Dienste und jetzt bin ich, wenn ich das Übel auch noch fühle, doch schon längst so gut, als hergestellt. Mein Titele ge-

deiht, an meiner lieben Frau ängstigt mich noch immer das Hüsteln, sonst geht es auch ihr wohl. Bekanntschaften: Professor Fichte in Tübingen, mit dem ich genußreiche Stunden hatte; Holtey, dessen Shakespearevorlesungen ich die mächtigsten Anregungen verdanke, wenn ich ihm auch nicht darin beistimmen kann, daß Shakespeare ein Jean Paul im Drama sei; Baronin Feuchtersleben, zu der das schon im vorigen Jahr angeknüpfte Verhältnis weit inniger geworden ist, was ich von manchem anderen nicht sagen kann. Wenn ich nur behalte, was ich habe, so will ich unendlich zufrieden sein!

1851.

Den 1. Januar.

Zur Natur des Lebens gehört vor allem die unendliche Reihe von Eindrücken, die allem Existierenden, allen Wesensformen, zuteil werden und sie augenblicklich verändern, so daß eben dadurch auch von ihnen gleich wieder ein neuer Eindruck ausgeht, der abermals neue weckt, die auf sie zurück wirken und so in Ewigkeit fort.

Den 21. Januar.

Ich kann mich nicht fünf Minuten verleugnen, ich will es aber auch nicht, denn wenn ich mich nur um diesen Preis behaupten könnte, so will ich mich lieber gar nicht behaupten, ich lebte dann ja nicht selbst, sondern ein anderer lebte für mich, ein Wesen, das ich nicht bin.

Wenn das Volk keine Leidenschaften mehr anschauen will, so hat es keine mehr.

Es gibt Sprachen, in denen die poetischen Gedanken erfrieren.

Den 10. Februar.

Von der Luft leben! Sollte es ganz unmöglich sein? Sollte der Mensch nicht dereinst reine Gase zu sich nehmen können? Wird er dann nicht vielleicht unsterblich sein und mit dem Tode die Zeugung, die ja gewiß einander gegenseitig bedingen, aufhören?

Den 1. März.

Welch ein ungeheurer Irrtum, zu glauben, daß die Welt auf den eingebüßten alten Schwerpunkt wieder zurück geführt

werden könne! Als ob sie ihn jemals verloren hätte, wenn noch Anziehungskraft genug in ihm vorhanden wäre, um die vorwärts strebenden Elemente zu paralysieren!

Die Menschheit hat immer ein höchstes Haupt, aber wie selten kennt sie ihren König!

Den 16. Mai.

Das Examen meines Vaters mit mir, ob ich die Kornarten auch kennte. Als ich schlecht bestand: „das ist Gerste, die hat einen Bart!“ Dann warf er mir die Stachelbeeren, die er zu meiner Belohnung bestimmt, in der Tasche getragen hatte, an den Kopf.

Den 27. Juni.

Heute abend in Schönbrunn sah ich das Naturbild, das unstreitig die Monstranz hervor gerufen hat: die untergehende, rotgolden glühende Sonne, wie sie, ein aus Strahlen gewobenes Spinnennetz, durch die Bäume äugelte.

Jeder Unsterbliche ist ein unverdauter Stein im Magen der Menschheit.

Mensch und Welt sind nur die zwei Hälften eines größeren Ganzen; darum sollen sie sich niemals trennen.

Handeln sollte der Jude, d. h. Handel treiben, nichts weiter. Nun, er handelte und wurde durchs Handeln ein Rothschild, der Herr der Welt. Betätigung des tragischen Gesetzes für mich.

Den 20. August.

(Abends, beim Lichtanzünden-Sehen.) Wenn die erbarmungsvolle Nacht den Jammer der Welt in ihren Mantel hüllt, beleuchten die Menschen ihn selbst.

„In der demokratischen Republik soll sich keiner vor dem andern hervor tun!“ Dann hat Shakespeare die Aufgabe, ewig stumm zu sein, Raphael muß sich die Hände abhauen, Mozart sich die Ohren verstopfen.

Die Seele ist der einzige Artikel, den man verkaufen und doch behalten kann. Darum verkaufen sie auch so viele.

Den 30. September.

Eben, abends um 8 Uhr, schließe ich den ersten Akt der Agnes Bernauer, den ich vor acht Tagen begann. Längst hatte ich die Idee, auch die Schönheit einmal von der tragischen, den Untergang durch sich selbst bedingenden Seite darzustellen und die Agnes Bernauerin ist dazu, wie gefunden.

Den 15. Oktober.

Titi sagt heut morgen, als sie die Vögel im Volksgarten so lustig singen hört: der liebe Gott ist recht brav, daß er so schön singt und es die kleinen Vögel lehrt.

Wie sie mich immer auf die Stirn küßt und mir den Hut abnimmt; den Mund fürchtet sie, des Barts wegen.

Den 17. Dezember.

Den 5. Akt der Agnes Bernauer geschlossen. Zufrieden.

Noch immer sind die lieben Deutschen nicht einig. Nun will Preußen wieder nicht, was Österreich will. Dennoch bin ich überzeugt, daß sie augenblicklich Hand in Hand gehen würden, wenn's einen Krieg gäbe! Unglückliches Volk, das die Arbeit gemeinschaftlich verrichtet, aber nicht in Frieden miteinander essen und trinken kann, sondern sich, anstatt brüderlich die guten Tage zu genießen, Messer und Gabel an den Kopf wirft!

Den 24. Dezember.

Wohin der Wahnsinn der Kritik in allen Kreisen will, ist schwer zu fassen, am besten wär's, sie hörte für fünfzig Jahre auf. Überall hat man sich nun drei Generationen hindurch bemüht, Kompromisse herbei zu führen. Da nun aber natürlich in einem Kompromiß die nackten Gegensätze nicht zugleich vermittelt werden und in voller Schroffheit bestehen bleiben können, so rezensiert man sie ungefähr so. Ein Glas Wein mit Wasser ist nicht Wasser und auch nicht Wein, also ist es gar nichts. Edle Freunde, es ist Wasser **mit** Wein!

Den 25. Dezember.

Den Weihnachtsabend unter den Meinigen und meinen Freunden aufs heiterste verbracht. Meine liebe Frau verehrte mir Rötschers und Ulricis Abhandlungen über den Shakespeare, Kuh den Minckwitzschen Äschylos, Bücher, die ich mir längst gewünscht hatte. Der kleine Werner aus Olmüz war auch da. Es kommt einem seit dem neuesten Pariser Ereignis doch nach und nach mehr Sicherheitsgefühl der Existenz, man wagt wieder Pläne zu machen und auf die Zukunft zu rechnen. Man merkt das selbst nicht so, wie es wächst, man wird plötzlich davon überrascht, daß es da ist.

Warum verzehrt ein Gedanke den anderen, so daß auf den tiefen immer ein tieferer, auf den weiten immer ein weiterer, noch mehr umfassender, folgt? Weil der Gedanke es immer mit dem Ewigen zu tun hat und alles ihm anhängende Individuelle, das er doch, weil im Individuum erzeugt, nie völlig los wird, seiner

Natur nach abstreifen muß. Warum schlägt eine Gestalt nicht auch die andere tot, warum ist jede wirklich lebendige bleibend und ewig? Weil das Individuelle ihre Basis ist und notwendig zu ihnen gehört.

Den 31. Dezember.

Die Weltlage hat eine feste Gestalt wiedergewonnen, die letzten Ereignisse in Frankreich sind entscheidend gewesen, es tritt eine Periode ein, wo die Gegensätze sich ins Auge fassen und unter Benutzung der auf beiden Seiten gemachten Erfahrungen auf dauernde Vermittlung ausgehen können. Dazu gebe Gott seinen Segen. Meine persönlichen Verhältnisse haben sich, wo möglich, noch mehr verschlechtert, und es ist wahrlich keine Kleinigkeit, seine Frau zum moralischen Tode in ihrer künstlerischen Blüte verurteilt zu sehen, weil man von Deutschland für einen besseren Dichter gehalten wird, wie der neue Theaterdirektor. Über die Berliner Reise habe ich Briefe im Wanderer geschrieben, daher hier nichts darüber. Bekanntschaften: die mit dem jungen Kuh ist inniger geworden, dafür hat manche andere den letzten Rest von Bedeutung verloren. Gearbeitet: Epilog zur Genoveva; Agnes Bernauer; viele Epigramme; ein paar Aufsätze. Mein Kind gedeiht, ich studiere die menschliche Natur in ihm; meine liebe Frau ist ihren Husten los, der mich früher so ängstigte. Möchte in meinem Hause alles bleiben, wie es ist!

1852.

In der Natur ist immer alles beisammen, nichts kommt hinzu, nichts fällt weg in einem Organismus, alles entwickelt sich nur. Im Mechanismus folgt immer eins auf das andere.

Den 10. Januar.

Es ist in Bayern, wie Kuh mir sagt, eine Brochüre wider die Juden erschienen, worin auch ich zu den Beschnittenen gerechnet werde. Nun, das würde ich nur übel nehmen, wenn ich ein Dukaten wäre.

Bei einer Assentierung in Böhmen wurde ein reicher Bauernsohn für untüchtig zum Dienst erklärt, weil er vorgab, kein Brot essen zu können; ein andrer Fehler war nämlich, trotz der Bemühungen des Arztes, nicht zu entdecken. Dr. Tedesco.

Den 31. Dezember.

Wenn aus dem Inhalt dieses Tagebuchs auf mein geistiges Leben geschlossen werden dürfte, so wäre ich dem Erlöschen nah. Das ist glücklicherweise nicht der Fall, ich habe nur deshalb diese Blätter nicht beschrieben, weil ich das Buch fast das ganze Jahr lang im Koffer verschlossen hielt. Man hörte so viel von Haussuchungen, selbst bei den unverdächtigsten Personen, daß es niemand gab, der sich für vollkommen gesichert gegen eine Papierdurchstöberung halten konnte und lieber wollte ich meine Gedanken einbüßen, als mich in meiner aphoristischen Unterhaltung mit mir selbst belauschen lassen. — Die Weltlage hat sich wieder verändert, und ich fürchte, weit mehr, als die meisten Menschen sich gestehen wollen: ein Bonaparte trägt die französische Kaiserkrone und nennt sich Napoleon den dritten. Ich zweifle stark, daß er ein Großsiegelbewahrer des Weltfriedens sein wird, ich glaube sogar, daß er es nicht werden kann, wenn er es auch werden will. In Deutschland ist alles beim alten, doch wird mir versichert, daß wenigstens die Zollvereinigung zustande komme. Gott geb's, es wäre ein Anfang! Im Frühling war ich in München: Dingelstedt nahm mich sehr herzlich auf und tat alles mögliche für mich. Agnes Bernauer wurde dort mit mäßigem, dann in Weimar mit entschiedenem und kürzlich in Stuttgart mit stürmischem Beifall aufgeführt; sie findet überhaupt viel Freunde. König Max, die schöne Königin, der Abend bei ihr. König Ludwig; Disput mit ihm über Herzog Ernst; was er von seiner Zusammenkunft mit Goethe erzählte. Wiedersehen alter Bekannten. Im Sommer war ich mit meiner lieben Frau in Venedig und Mailand; General Marsano, Auditeur Schreiber, Platzmajor Prücker und, der Abschreckung wegen, Maler Nerly, der Zögling Rumohrs. Über Venedig: die Stadt scheint bizarr, ist es aber nicht, denn sie ist das Resultat notwendiger Bedingungen. Gearbeitet: Skizze zu Feuchterslebens Schriften, mit deren Herausgabe ich mich unvorsichtig genug bepackte; Ballade: die heilige Drei; Gedicht: auf der Reise! Schöne Frucht eines ganzen Jahrs! Dagegen haben sich die Theaterverhältnisse für meine Frau ein wenig verbessert, auch sind wir, bis auf eine fatale Zahnwehperiode, in der die Ärmste heftig litt, Gottlob alle gesund geblieben. Freude machte mir eine sehr anerkennende Abhandlung über mich von Saint René Taillandier in Montpellier, die ich mir um so eher aneignen durfte, als ich mit dem Verfasser nie in der geringsten Berührung stand. Auch ein Wort von dem spröden Rückert, das ich erst gestern durch Hofrat Teichmann in Berlin erfuhr: „Wenn Gervinus Hebbel den einzigen Baum unter vielem Gestrüpp nennt, so stimme ich ganz bei.

Er ist ein ursprünglicher Dichter, wie Goethe. Er macht die Poesie nicht, wie die andern, er hat sie!" Bleibe es im nächsten Jahre, wie es ist!

1853.

„Ohne Hauptstadt kein Lustspiel!" Was hat Shakespeares Lustspiel mit London zu schaffen?

„Oben brennt das Haus, unten ist's unterminiert und in der Mitte schlagen sie sich um den Besitz!"

Lessing hatte ein Auge, zugleich für die zeugende Sonne und für den letzten Halm, den sie ins Leben ruft.

Welch ein Geschlecht! Die eigenen Großväter scheinen den Enkeln Dämonen zu sein, so riesenhaft, daß sie ihre Existenz bezweifeln und ins mythische Gebiet verweisen.

Den 18. März.

Mit dem heutigen Tage bin ich vierzig Jahre geworden. Mein Vater wurde nur achtunddreißig, ich habe also schon zwei mehr, wie er. In Wahrheit kann ich sagen, daß ich mich leiblich und geistig nicht geschwächt fühle; da ist die Zeit denn gleichgültig. — Der Abend wurde in meinem Hause von einigen Freunden festlich begangen; zu festlich nach meinem Gefühl, aber ich wollte nicht stören, was anderen Freude machte. Kuh trug mir einen Prolog vor, nach dem ich „mit Stolz" auf meine vierzig Jahre zurück schauen darf; Debrois hat eine Ouvertüre zu Agnes Bernauer gesetzt, die er sehr gut spielte, und Angelo Kuh las einen dramatischen Scherz, das Publikum des Burgtheaters im vierten Stock bei der ersten Darstellung der Agnes behandelnd, der mich wirklich ergötzte. Den ganzen Tag hatte ich in Walter Scotts Denkwürdigkeiten gelesen, die meine liebe Frau mir schenkte; welch ungeheure Tätigkeit war die dieses Mannes! Davon habe ich keinen Begriff und am wenigsten von seinem ewigen am Pult sitzen; ich kann nie arbeiten, als unter Gottes freiem Himmel!

Rabbi Löw: Wer wird begraben? „Ein unbedeutender Mensch, ohne Gefolge." Kann doch nicht sein, denn ich sehe König David mit der Harfe hinter dem Sarg.

(Prager Sage aus der Zeit Kaiser Rudolfs.)

Den 14. April.

Mein alter Jugendlehrer F. C. Detlefssen schrieb aus Dithmarschen um Unterstützung an mich. Ich schickte ihm zehn Taler

und schämte mich innerlich, daß es nicht mehr war, denn großen Dank bin ich diesem braven Manne schuldig. Er antwortete mir und sein Brief rührte mich tief, denn er wußte seiner Erkenntlichkeit für die kleine Summe gar keine Grenze zu finden, versicherte, nun könne er seine Schulden (!) bezahlen usw. Daraus sehe ich, daß er ein edler Mensch ist, und das will um so mehr heißen, als er, wie ich leider nur zu gut weiß, sich schon seit zwanzig Jahren aus Mißmut usw. dem Trunk ergeben hat.

Altes Taschenbuch.

Venedig ist nicht die versunkene, sondern die aus dem Meer aufgestiegene Stadt, im Stil der Muscheln und Korallen erbaut und eben darum auch so einzig in seinen Menschen und seiner Geschichte.

Markuskirche: ein Kind und ein Traum wirkten Hand in Hand und St. Markus entstand.

Dogenpalast unbewohnt: wer zöge Napoleons Rock an?

Auf dem Markusturm stehend, erblickte ich unten auf'm Platz im grellen Sonnenschein fliegende Tauben, aber dem Anscheine nach doppelt so viele, als vorhanden waren, indem jede einen Schatten warf, der von ihr selbst nicht unterschieden werden konnte. Erhob die Taube sich sehr hoch, so ward der Schatten allmählich schwächer, näherte sie sich der Erde zu sehr, wurde er immer dicker und schwärzer, bis sich Schatten und Tier (sehr schön) ineinander verloren.

Der stürmische Abend und der Gondolier, der das Geld nicht nehmen wollte.

In der Luna der Stumme, der das Rad drehte.

Judenkirchhof auf'm Lido.

Auf'm Markusplatz versammeln sich alle Tauben gegen 2 Uhr, weil sie dann gefüttert werden; mit dem ersten Schlage der Uhr fliegen sie herunter.

Den 2. September.

Meine Dramen haben zu viel Eingeweide; die meiner Zeitgenossen zu viel Haut.

In der Literatur kehren die Kinderkrankheiten immer wieder.

Es gibt keinen Weg zum Z, der nicht am A vorbei führte.

Die schlechtesten Dramen fangen oft an, wie die besten. Die Schlacht, die am schimpflichsten verloren geht, beginnt so gut mit Donner und Blitz, wie die, die am glorreichsten gewonnen wird.

Den 18. Oktober.

„Glückliche Kinder geben glückliche Menschen! Alle Verstimmung des Charakters hat seinen wahrscheinlichsten Grund in diesen frühen Eindrücken!“ sagt Forster und hat sehr recht.

Wenn man aus Italien nach Deutschland zurück kommt, hat man ein Gefühl, als ob man plötzlich alt würde.

Den 14. Dezember.

Heute den 1. Akt der Rhodope geendigt. Braun von Braunthal machte mich auf Herodots alte Fabel vom Gyges aufmerksam, ich las sie nach und fand, daß allerdings eine Tragödie darin stecke. Freilich wird die Motivierung der Königin schwer sein.

Den 28. Dezember.

Diesmal den Weihnachtsabend nicht so fröhlich, wie sonst, verbracht. Ursache: die Gelbsucht, von der ich befallen wurde, und das bis auf einen Grad, daß Bart und Kopfhaar mir grau geworden sind. Der Ärger über die Verhandlungen wegen der Genoveva gaben den Anlaß dazu, doch war ich schon gastrisch leidend und sehr stark erkältet. Übrigens ging der heilige Abend noch leidlicher vorüber, wie die Feiertage; die Freunde waren anwesend, die wir in der Regel bei uns sehen, und große Freude machte mir ein Mützchen, das mein Töchterlein schon mit seinen kleinen Händen für mich gehäkelt hat.

Den 31. Dezember.

In diesem Jahre allerlei zweifelhafte Bekanntschaften gemacht und allerdings nur aus diplomatischen Gründen gepflegt, dafür aber auch gleich darin die Strafe erhalten, daß ich mich mit ein paar Individuen duzen muß, die nur deshalb die Anmaßung hatten, mich dazu aufzufordern, weil sie den Kern meiner Natur nicht kennen lernten und mich mit einem gewissen Recht für ihresgleichen hielten. Gearbeitet nichts bis auf ein paar Gedichte und einen Akt der Rhodope. Reise nach Hamburg und von da nach Helgoland; Aufenthalt bei'm Apotheker Franz, der mich erträglich genug aufnahm und mir doch die Regel abdrang, einen Jugendfreund nie wieder heim zu suchen; Reisebriefe. Große Angst nach der Rückkunft wegen meiner lieben Frau, die von einem Andrax befallen wurde und sehr litt. Ich selbst jetzt mit Gallenfieber und Gelbsucht beladen, doch freudigen Muts der Zukunft entgegen sehend. Titi blüht. Bleibe alles, wie es ist!

1854.

Den 4. Januar.

Die Jammerperiode ist vorüber, ich fühle mich in meinen Knochen, wie in meinen vier Wänden wieder wohl, kann aber doch eine Betrachtung nicht unterdrücken, die sich mir immer von neuem wieder aufdrängt. Ohne Zweifel stehe ich jetzt auf der Höhe meiner Existenz; ich habe ein teures Weib, ein lieblich aufblühendes Kind und wenigstens einen wahren, erprobten Freund; mit meiner Gesundheit kann ich zufrieden sein, die Geistes- wie die Leibeskräfte sind ungeschwächt und meine Tätigkeit ist keine wirkungslose; dabei habe ich, was man zu einem bequemen Leben braucht und bin sogar imstande, für die Zukunft einen Pfennig zurückzulegen. Ich bin, dies Zeugnis darf ich mir geben, von ganzem Herzen dankbar dafür und freue mich jedes Tags; das Mittagsmahl und besonders die bei einem Glase Bier und einem Butterbrot verplauderte letzte Abendstunde ist mir immer ein Fest und ich nähre keinen andern Wunsch mehr, als den natürlichen, der in allen Verhältnissen übrig bleibt, daß es bleiben möge, wie es ist! Aber es kann nach der Natur der Dinge nur noch heruntergehen; meine Gesundheit wird wankend werden, das Talent wird schwinden usw.

Den 21. Januar.

Am 13. September 1840 begann ich die Genoveva, schrieb aber zugleich in mein Tagebuch: es wird wohl kein Drama für's Theater. Gestern kam sie zum erstenmal zur Darstellung und der Erfolg war noch größer, wie bei der Judith. Nach jedem Akt wurde ich gerufen und zum Schluß zweimal. Auch der Kaiser war anwesend und blieb, was er bei Trauerspielen fast nie tut, bis zum Schluß.

Den 3. Juli.

Hier sitz' ich in einem böhmischen Bade, wohin ich mit meiner lieben Frau gereist bin, weil sich ein heftiges Leberleiden bei ihr eingestellt hat. Die erste Nachricht, die ich einzutragen habe, ist die, daß wir heute ganz nah daran waren, das Leben zu verlieren. In Petschau waren wir kaum eingestiegen, als unmittelbar vor dem Posthause selbst, der Postillon uns auf der Straße umwarf. Hätte nicht der Sohn des Postmeisters den Wagen dadurch aufzuhalten gesucht, daß er sich mit seinem ganzen Leibe entgegenstemmte, so konnten wir dem Schicksal kaum entgehen, auf dem harten spitzigen Pflaster zerschmettert zu werden. Jetzt

kamen wir mit einigen Kontusionen davon, während dieser arme Mensch, der den Fall des Wagens nur zu mäßigen, nicht aber zu verhindern vermochte, tödlich verletzt wurde. Ursache des Unglücks waren ein paar junge, der Zucht noch nicht gewohnte Pferde und der steile, abschüssige Weg.

Den 5. Juli.

Zur Madonna gehört eigentlich der Tod nach der Geburt ihres Kindes.

Wie wenig Menschen wünscht man etwas Gutes, wenn man ihnen wünscht, daß sie ihresgleichen finden möchten.

Den 9. Juli.

Winterkälte, bleierner Himmel, dennoch um fünf Uhr am Brunnen. Dann klärte sich das Wetter auf, die Sonne brachte es wenigstens zu messing'nen Strahlen, wenn die Wolken auch das Gold verschluckten, und wir machten gleich nach dem Frühstück einen Spaziergang zum Moorlager. Nie sah ich die Tanne noch so schlank und so stämmig, wie hier, wo sie der einzige Baum ist, diesmal rauschten die Kronen im frischen Winde, und nie vernahm ich noch ein solches Rauschen; leise, fast säuselnd, begann es, als ob in der Ferne nur ein einziger Baum geschüttelt würde, dann verstärkte es sich, wurde dichter und dichter und konzentrierte sich zum Sturmakkord über unserm Haupt, darauf schwächte es sich ab und endlich verlor es sich mit Tönen, wie sie ein langsam fortrollender Wagen wohl von sich gibt. Um halb elf Uhr kaum wieder zu Hause, ging ich gleich mit Putlitz wieder fort, der mich abholte. Er ist ein höchst gebildeter Mensch, der in manche Tiefe geschaut hat, wenn seine Poesie auch leicht, wie ein gaukelnder Schmetterling, darüber schwebt.

Der Greis nimmt, indem er genießt, gewiß auch immer schon Abschied von den Dingen. Ich bin kein Greis, aber ich ertappe mich oft schon auf ähnlichen Empfindungen.

Den 10. Juli.

Ein sehr schöner Tag. Die blauen Libellen auf den grünen Tannen, die unbeweglich-still darüber zu schweben schienen, weil man ihre Füßchen nicht sah. Ein im Heu herumhüpfendes Vöglein, das ganz wie das Heu koloriert war. Die Tannen über dem Erdriß, deren schlangenhaft verschlungene Wurzeln man sah. Die seltsame Tanne, die sich etwa zehn Fuß über der Erde teilte, als ob zwei Bäume entstehen sollten, die auch einige Ellen lang auseinander blieben, sich dann aber wieder vereinigten, und zwar so, daß der eine Stamm um den anderen, wie eine Schlange,

herumkroch und in der Spitze völlig unscheidbar zusammengingen. Die Bauerweiber, die in ihren mit Eiderdunen ausgestopften Kleiderärmeln in der Ferne wie viereckig aussahen. Die Krücken, welche die Lahmen in der Kirche zurückgelassen haben.

Die Toten sehen fast immer ruhig-heiter, ja befreit aus, als wäre der Staub ebenso froh, den Geist los zu sein, wie umgekehrt.

Den 11. Juli.

Abermals sehr schön. Mit Putlitz auf dem Potthorn, anderthalb Stunden von Marienbad, ein Berg, mit Felsen übersät, die auf vulkanischen Ursprung deuten, aber ganz vereinzelt und wie versprengt, dastehen. Herrliche Aussicht auf die dunklen Waldungen, zwischendurch hie und da ein See.

Den 13. Juli.

Nach Tisch mitten im Regen mit meiner Frau zur Friedrich-Wilhelmshöhe hinauf, dem höchsten Punkt des Orts, den wir noch nicht erstiegen. Unter den dichten Tannen gingen wir ziemlich geschützt, und wie wir oben waren, kam die Sonne. Links und rechts Felsblöcke, oft von Steinnelken überwuchert, und ein üppiger Blumenflor, der doppelt heiße Düfte ausströmte, versteckte Bäche, laut und wild unter den breiten Farrenkräutern dahin hüpfend, und von Zeit zu Zeit ein dreister Vogel oder ein nasser, nur noch schwer flatternder Schmetterling. Zwischendurch Partien, die recht schauerlich an Tod und Verwesung mahnten, weil unter den grünen Tannen schichtenweis die seit vielen Jahren abgefallenen Nadeln vergilbt und modernd und dem Wind unzugänglich liegen geblieben waren; bemos'te Stümpfe darunter gesä't, so faul und morsch, daß sie in der Nacht leuchten und glimmen müssen. Die Aussicht vom Gipfel herab imposant; man hat das Tal, das Marienbad einschließt, zweigeteilt vor sich und sieht in eine wahre Unendlichkeit hinaus.

Den 15. Juli.

Der Morgen wunderschön. Mit Putlitz in Schönau gefrühstückt, dann über die Anhöhe mit dem Pavillon zurück. Das herrliche frische Wasser, das wir im Hause haben, veranlaßte mich zu der Frage, woher es komme. Die Antwort lautete: aus dem Keller! Dort springt eine Quelle, man denke sich, welch ein reizendes Bild! Das ist ein freundlicher Spiritus familiaris, den ich einem widerwärtigen Kobold bei weitem vorzöge. Nachmittags mit Uechtritz in der Waldmühle; fein im Innern, wie im Äußern, scheint er mir ein Mensch, mit dem sich fürs Leben

ein Verhältnis anknüpfen läßt, übrigens hat er nie etwas von mir gelesen und das ist mir gar nicht unangenehm, denn ich wirke lieber durch meine Persönlichkeit, wie durch die Werke. Zu Mittag endlich ein zweiter Brief von Kuh; Titi ist Gottlob gesund und wohl.

Der Dumme wird dem Gescheiten gegenüber nicht gescheit, aber der Gescheite dem Dummen gegenüber dumm.

Es gibt eine Zeit, wo man in jeder Krippe den Heiland sucht.

Den 17. Juli.

Ein Tag ohne Regen. Der verwitterte, unter dem Fuß modernd zerbröckelnde Koloß von Baumstumpf auf dem Wege zum Kreuzberg, aus dem eine Tanne hervorgeschossen war, die schon mächtig gen Himmel strebte. Mittags, wie wir mit Putlitz vom Essen kamen, fand meine Frau drei Vierblätter auf einmal in dem Klee, der am Wege stand, und verteilte sie unter uns. Der Baum mit Stiernacken und Stierkopf und dem ungeheuren Zweigbüschel, der einem Haarbüschel glich, welcher sich emporsträubt. Ein preußischer Major erzählte mir, daß die Polen so wenig, wie die Kroaten, ein Wort für Ehre haben; sie sagen: honor.

Den 19. Juli.

Wieder ein sehr schöner Tag, es scheint Konsequenz ins Wetter zu kommen. Mit Putlitz zum letztenmal zusammen, weil er morgen geht. Uechtritz erzählte manches über Grabbe, seltsam und abenteuerlich genug, aber nicht befremdlich für den, der diese aphoristische und eigentlich hohle Natur durchschaut hat.

Den 21. Juli.

Heute mittag sah ich ein liebliches Naturbild, das mir noch nie vorkam. Ein Zug von weißen Schmetterlingen gaukelte durch den Wald, bald im Grün verschwindend, bald wieder auftauchend, einer immer als Vorhut voran, wie bei den wilden Gänsen und Enten, an den aus Papierschnitzeln zusammengesetzten Schwanz mahnend, mit dem die Knaben ihre Drachen aufsteigen lassen. Nicht so erfreulich sind kleine dünne Schlangen von schwarzer Farbe, die ziemlich frech und ungeniert über die Wege kriechen und einem das Blumenpflücken verleiden, wenigstens mir, da man sie sich massenweise unter Gras und Geröll denken darf.

Den 23. Juli.

Heute sah ich Swift in der Natur. Ein großer Käfer, frisch und gesund, kräftig und lebendig, war in ein Ameisennest

heineingeraten, und konnte nicht wieder herauskommen, wie sehr er sich auch bemühte. Die Ameisen hingen sich zu Dutzenden an seine Beine, sie krochen an ihm hinauf und spazierten auf seinem blanken Rücken herum und wenn sie auch wieder herunter glitten oder er sie abschüttelte, so gab es ihm nur augenblickliche Erleichterung, sie waren gleich wieder da. Es war eigentlich ein furchtbares Bild, denn so kämpft das Kleine immer mit dem Großen und ich hätte nur eine Lupe zu nehmen brauchen, um mich wirklich zu entsetzen. Ich wollte das Ende abwarten, aber es dauerte mir zu lange, so spielte ich denn lieber die Providenz und schleuderte den Käfer, um ihn zu retten, von dem Wege, auf dem er kroch, ins Grüne hinein.

Den 25. Juli.

Den ganzen Tag die fürchterlichste Hitze. Abendbild um Neun von unserm Fenster aus: links der Abendstern in ruhiger Klarheit; rechts ein Wetterleuchten, in dem das heißersehnte Gewitter zu verpuffen schien; vor uns das beleuchtete Kreuz, das gesetzt worden ist, als die ringsum wütende Cholera das stille Marienbad verschonte.

Den 27. Juli.

Regen des Morgens, den ganzen Tag kühl, aber angenehm. Nachmittags mit Uechtritz zusammen. Er erzählte mir einen wunderbaren Zug aus dem Leben eines alt-italienischen Tyrannen. Die Pest kommt ins Land, der Tyrann zieht sich in ein festes Schloß zurück, läßt alle Zugänge sperren und stellt obendrein noch einen Wächter auf die Zinne, der es augenblicklich verkünden muß, wenn sich von fern jemand nähert. Dennoch sieht er nach einiger Zeit zu seinem höchsten Erstaunen, daß ein Reiter heransprengt; er gerät darüber in Wut und befiehlt, den Wächter auf der Stelle zu ihm zu rufen. Ein Diener eilt aufs Dach, kommt aber gleich mit der Meldung zurück, daß der Mensch tot daliegt und an der Pest gestorben ist.

Den 28. Juli.

Moloch hat schon Unheil angestiftet, obgleich er noch nicht einmal geboren ist. Ich teilte meinem neuen Freunde Uechtritz gestern die Idee des Stücks mit und sie ergriff ihn so, daß er gar nicht wieder davon loskommen konnte, obgleich ich selbst das Gespräch mehrmals zu wechseln suchte, weil ich weiß, daß er sich nicht zu sehr im Denken anstrengen darf. Nun hat er eine äußerst schlechte Nacht und infolge deren einen schlaffen Morgen gehabt; er leidet nämlich an einem gewissen Gehirnschwindel, der

ihn plötzlich erfaßt und zwingt, im Sprechen abzubrechen und auf die Seite zu gehen. Ich hielt mich auch am Morgen absichtlich fern von ihm, um ihn nicht wieder aufzuregen, aber um elf Uhr begegneten wir einander und gingen zusammen. Eine Stunde darauf erschien seine Frau auf der Promenade, und als sie ihren Mann in meiner Gesellschaft erblickte, machte sie, obgleich sie mir sonst auch recht wohl will, ein Gesicht, als ob sie ihn Arsenik essen sähe, und, wie man einem Kinde des verdorbenen Magens wegen den Kuchen verbietet, so machte sie mit ihm ab, daß er heute nicht wieder mit mir zusammen kommen solle.

Welch ein Ideal schwebt den meisten Kritikern, ja Menschen vor, wenn sie ans Kunstwerk herantreten? Sie denken sich: so darf es um keinen Preis sein, wie es ist, und stimmte es auch aufs Vollkommenste mit unsrer eignen Vorstellung überein; wir ändern diese, um nur mäkeln zu können.

Den 30. Juli.

Die Morgen und die Abende werden schon herbstlich-kühl, mir äußerst angenehm und der Kur auch förderlicher, wie die drückende Sommerhitze. Kuh, mit dessen Korrespondenz ich bisher wenig zufrieden war, schrieb meiner Frau einen allerliebsten Brief. Ein anderer von Titele, dem er die Hand geführt hatte, lag bei; das Kind beklagt sich, daß ihm die Kleider so klein seien, es ist also gewachsen.

Den 31. Juli.

Eben, zehn Uhr morgens, fährt unser Reisegefährte, Herr Rodisch im Postwagen an unser'm Hause vorbei und winkt mit dem Taschentuch hinauf; heute über acht Tage werden wir folgen. Schon sind die Menschen, die wir bei uns'rer Ankunft vorfanden, fast alle verschwunden, lauter fremde Gesichter wandeln umher und ich habe ein Gefühl, wie es etwa ein Greis haben mag, der durch die neue Generation hindurch, seinen Jugendfreunden langsam folgt und auf den Kirchhof zuschreitet. Und im Grunde geht es uns mit der Erde selbst ganz so, wie mit diesem kleinen Fleck Erde, nur nicht so rasch, und, ohne daß wir's merken, nach und nach lichten sich die Reihen und füllen sich wieder und erst ganz zuletzt wird man's gewahr, daß man keinen einzigen alten Bekannten hat, als die Sonne, die einen bescheint, wie sie Adam auch beschien.

Den 3. August.

Regenluft, warm und schwer, die aber nicht zur Entladung kommt und nicht näßt, nur drückt. Wir waren mit Uechtritz

auf der Richardshöhe, die meine Frau noch nicht sah. Gespräch über Schiller. Uechtritz meinte, er habe bei größerer Vertiefung in seinen Gegenstand manches Ungehörige, Klaffend-Unmotivierte wohl überwinden und seinen Werken so auch im Detail eine höhere Vollendung geben können. Ich mußte das verneinen, weil ich für ihn die Möglichkeit einer solchen Vertiefung nicht zugeben konnte. Schiller kommt, wie schon oft gesagt ist, vom allgemeinen zum besonderen und behandelt eben darum das Drama nicht bloß im einzelnen, sondern auch im ganzen, wie ein Gleichnis, wodurch er zu versinnlichen sucht, was ihm am Herzen liegt. Von einem Gleichnis wird nun aber durchaus keine absolute Kongruenz, sondern nur eine relative Übereinstimmung verlangt, ein Dichter, wie er, konnte also gar nicht auf sie ausgehen.

Den 5. August.

Es ist acht Uhr abends, eben steigt der Mond in seltsamer Gestalt über den Bergen auf, die Pässe liegen vor mir, übermorgen geht's fort und der morgende Tag wird durch allerlei Plackereien in Anspruch genommen, das Tagebuch werde daher noch heute für Marienbad geschlossen. Mit Uechtritz am Moorlager, beim Zurückwandeln pflückte seine Frau Blumen und die meinige nicht, ich machte ihn darauf aufmerksam, denn es war ein Symbol des Bleibens und des Scheidens! Er ist ein wahrhaft gebildeter Mensch und macht Tieck, in dessen Umgang er reifte, vielleicht mehr Ehre, als seine sämtlichen Werke; die ungeheuren Probleme des Lebens, an welche die Meisten sich nur erinnern, wenn sie zufällig einer Aufführung des Hamlet und des Faust beiwohnen, liegen ihm ebenso sehr am Herzen, wie mir. Doch suchen wir die Lösung auf verschiedenen Wegen. Er ist Christ und nicht bloß im ethischen Sinne, wie ich, ohne sich doch, was ich nicht begreife, für irgend ein bestimmtes Dogma zu entscheiden; nach meiner Erfahrung gibt es keine Ergänzung der menschlichen Beschränkung, als das Gefühl dieser Beschränkung selbst und das aus eben diesem Gefühl entspringende unendliche Fortstreben; er findet sie im Gottmenschen, für den ich in meiner Anschauung der Welt und der Dinge nun absolut keinen Platz ermitteln kann. Dennoch hat diese Grunddifferenz unser stilles ruhiges Verhältnis nicht einen Augenblick gestört. Begierig bin ich nur, wie meine Arbeiten auf ihn wirken werden.

Den 31. Dezember.

Elise ist nicht mehr; am 18. November 1854 gegen Morgen ist sie verschieden. Lange vorher schon war für sie nichts mehr zu hoffen und also nur der Tod noch zu wünschen; so erschütterte

mich die Schmerzenskunde denn im Moment des Eintreffens nicht so sehr, als sie in mir nachzitterte und nachzittern wird! Welch ein verworrenes Leben; wie tief mit dem meinigen verflochten, und doch gegen den Willen der Natur und ohne den rechten inneren Bezug! Dennoch werde ich niemand lieber, als ihr, in den reineren Regionen begegnen, wenn sie sich mir dereinst erschließen. — Gearbeitet: Gyges und sein Ring; das erste Stück, das ich in den Kasten lege. Neue Bekanntschaften: Putlitz und Uechtritz; jenen im Anfang gewiß überschätzt, diesen vielleicht. Alles übrige geblieben, wie es war; möge es auch fernerhin der Fall sein. Ich will das Üble um des Guten willen gern ertragen.

1855.

Den 4. August.

— Alles, was sich auf der Oberfläche der Erde herumdreht, Schäfer und Jäger, Fischer und Gärtner, hadert und zankt miteinander, aber die Bergleute in ihrer Nacht leben in Frieden und gewiß fiel in einem Schacht noch nie ein Mord vor.

Den 14. August.

Ich habe Shakespeare immer für unerreichbar gehalten und mir nie eingebildet, ihm in irgend etwas nachzukommen. Dennoch hätte ich in früheren Jahren immer noch eher gehofft, einmal irgend einen Charakter zu zeichnen, wie er, oder irgend eine Situation zu malen, als mir, wie er, ein Grundstück zu kaufen. Nichtsdestoweniger habe ich heute mittag zehn Uhr einen Kontrakt unterzeichnet, durch den ich Besitzer eines Hauses am Gmundner See geworden bin!

Gmunden oder vielmehr Orth, im eigenen Hause, Nr. 31, den 21. August.

Die erste Nacht im eigenen Hause zugebracht und gut geschlafen, so knapp und eng auch alles war. Da die alten Leute, die es mir verkauft haben, noch da sind, so haben wir nur ein einziges kleines Zimmer, das ungefähr so unter uns verteilt ist, wie das Jean Paulsche in den Flegeljahren zwischen Walt und Vult. Zwei große Betten und ein ungeheurer Ofen füllen es fast allein aus und wir schlüpfen in die Ecken hinein, der eine in diese, der andere in jene, und dürfen uns nicht rühren, wenn

wir uns nicht gegenseitig erdrücken wollen. Mein Verschlag ist hinter den Betten, wo ich jetzt auch schreibe und ich gucke aus demselben hervor, wenn ich mich umdrehe, wie die Löwen aus ihrem Käfig in Schönbrunn. Übrigens ist das Zimmerchen hell und freundlich und das ganze Häuschen könnte in Amsterdam stehen, so holländisch-reinlich ist es in jedem Winkel gehalten. Auch brauchen wir das Zimmer nur als Nest für die Regentage anzusehen, denn unser Garten ist groß und bietet die Aussicht auf den Traunstein und den See, so daß man bei gutem Wetter gar keinen schöneren Platz finden kann. Heute morgen fiel mir ein, wie glücklich mein armer Vater gewesen wäre, wenn er es jemals zu einem so bescheidenen kleinen Besitz gebracht hätte! Es war ihm nicht vergönnt, und doch hat er mehr Tropfen Schweiß vergossen, als das Haus Atome zählt!

Den 27. August.

Es geht nach Wien zurück, meine Frau ist eifrigst mit Packen beschäftigt, ich muß aber des gestrigen Abends noch mit einigen Worten gedenken. Wir waren mit Gärtner auf ein einsames Bauergehöft in der Nähe von Münster gegangen, das er zu kaufen gedenkt und erlebten dort ein Idyll. Großmutter, Vater und drei Töchter, drei Generationen, die gegenseitig aufeinander hinauf sahen, dieselben Züge, kein Unterschied, als der des Alters. Die Mädchen sangen einige Lieder, anspruchslos, schlicht und fromm, der Vater stand mit gefalteten Händen dabei und sang innerlich mit, ein kleiner Dachs lag zu ihren Füßen, schaute vergnüglich zu ihnen hinauf und schlug mit seinem Schwänzchen den Takt. Als wir gingen, sangen sie sogar das Lebewohl, was sich bei den schwachen, leise verhallenden Tönen der begleitenden Zither tief rührend ausnahm. Unterwegs eine Bewegung am Himmel, ein Arbeiten, wie ich's noch niemals sah, ein Wetterleuchten hinter allen Bergspitzen hervor, das unsern Pfad fast mit Feuer überschüttete und sich zuweilen zu einem wahren Flammenfall steigerte, im Gegensatz dazu arbeitete sich der Vollmond hinter dem Traunstein herauf und drückte, sich in voller Pracht ausbreitend, das sich türmende Gewitter eine Zeitlang siegreich zurück, dann aber verschwand er wieder und Donner und Blitz triumphierten.

Den 18. Oktober.

Ich fange an, mich ernstlicher mit den Nibelungen zu beschäftigen, mit denen ich bisher in Gedanken nur spielte. Der erste Akt (von zehnen vermutlich!) wird bald fertig sein und verspricht eine gute Exposition. Hagen und Siegfried stehen

schon da, Kriemhild soll mir, wenn es ihr gefällt, heute das erste Wort anvertrauen.

Den 2. November.

Poesie ist Illusion, sagt man. Wohl. Aber ist's die Farbe und der Ton weniger? Warum denn gerade an die Poesie den plumpen realistischen Maßstab legen, den man Malern und Musikern erläßt?

Ein eigenes Volk das französische; die gewöhnliche Mischung vollständig umgekehrt. Darum kann ein Engländer, ein Deutscher, selbst ein Italiener und ein Spanier eine allgemeine, eine Welterscheinung werden, aber nie ein Franzose! In Shakespeare oder Goethe ist außerordentlich wenig speziell englisch oder deutsch und außerordentlich viel allgemein-menschlich; in Corneille und Racine dagegen ist außerordentlich viel französisch und außerordentlich wenig allgemein-menschlich!

Das Nibelungenlied kommt mir jetzt, wo ich mich viel damit beschäftigen muß, wie ein taubstummes Gedicht vor, das nur durch Zeichen redet.

Wie lange der Mensch in Gebet oder Begeisterung dort oben verweilt? So lange, als der Blitzstrahl hier unten.

Den 31. Dezember.

Diesmal den Neujahrsabend traurig verbracht; meine arme Frau schon seit drei Tagen infolge einer heftigen Erkältung krank zu Bette; ich ganz allein, ihr Eisumschläge auf den Kopf legend. — Hausbesitzer in Gmunden geworden. Die Schwiegermutter im 68. Jahre an der Cholera gestorben; ich meiner Frau nach Wellersdorf die Botschaft bringend, gerade zu Mittag eintreffend, sie mir mit vor Freude und Überraschung gerötetem Gesichte entgegen rufend: „hältst du's ohne deine Pinsche nicht länger aus?“ Gearbeitet zwei Akte an den Nibelungen, zufrieden mit dem Fertigen, jedoch ohne Vertrauen zu dem Ganzen und zweifelnd, ob ich fortfahren werde. An einem meiner jüngeren Freunde eine Erfahrung gemacht, die mich, ohne daß ich ihn schelten will, doch bestimmen wird, mehr in die Breite mit allen zu leben, als in die Tiefe mit einzelnen; das letztere geht nur in den seltensten Fällen. Neue Bekanntschaften: Hofrat Nordberg und Hofrat Engelhofen, beide, jeder in seiner Art, verdiente Männer. Nur Gesundheit für's kommende Jahr! Von meinem Töchterchen die ersten geschriebenen Weihnachts- und Neujahrswünsche erhalten; für ihr Alter schon recht gut.

1856.

Den 7. Januar.

Der Tod streckt, heißt es. Aber nicht bloß physisch, auch moralisch.

Ein König verurteilt einen Menschen zum Tode. Dieser sagt ihm, nun er doch sterben muß, furchtbare Wahrheiten. Der König wird erschüttert und läßt ihn frei.

Den 25. Februar.

Heute habe ich den ersten Gesang eines idyllischen Epos geendigt, den ich am Geburtstage meiner lieben Frau anfing. Eine gar liebliche Idee schwebt mir vor.

Den 15. April.

Ich bin, nach einiger Stockung, in das Gedicht wieder hinein gekommen und habe den vierten Gesang fast geendigt. Er ist fast ganz im Prater bei'm Veilchenpflücken entstanden; es waren himmlische Tage. Sowie ich einen Strauß beisammen hatte, waren auch dreißig oder vierzig Hexameter fertig.

Den 16. April.

Man kann sich auf's Dichten so wenig vorbereiten, wie auf's Träumen.

Wo wäre in freundschaftlichen Verhältnissen die Sünde, die man nicht eher verziehe, als die Lüge, wodurch sie verdeckt werden soll.

Was der größte Dichter vom Menschen weiß? So viel, als im Edelsten und im Verruchtesten seines Volkes liegt.

Jener römische Konsul, der seinen Soldaten gebot, die griechischen Statuen nicht zu zerbrechen, weil sie sie sonst wieder machen lassen müßten, sprach ein prophetisches Wort aus. Denn allerdings muß der Barbar das Buch, das er zerreißt usw. wieder schreiben, freilich erst nach Jahrhunderten.

Den 26. Mai.

Mein zehnter Hochzeitstag! Dies sind die zehn Finger, sagte ich heute bei'm Erwachen zu meiner lieben Frau, nun kommen die Zehen, und dann die Zähne, die uns noch übrig geblieben sind! Möchte es so werden! Ich habe heute morgen meinen letzten Willen aufgesetzt.

Den 4. Juli.

Zum zweitenmal in Gmunden. Wir hatten auf der

Donau, wie auf der Eisenbahn, eine köstliche Fahrt. Auf dem Dampfschiff „der Herr mit dem Stern“ „und dem Stiefelknecht“! Mein Begleiter der 2000jährige Kelte, ein Skelett, das ich für Brücke mitgenommen hatte. In unserem kleinen Hause die mit Blumengewinden, ehrenpfortartig geschmückte Tür; vor allem die Lilien und Rosen!

Den 20. Oktober.

Wieder ein neues griechisches Stück mit unendlichem Jubel über die Bühne gegangen, während mein Gyges, der die Griechen wieder in die Mode gebracht hat, in der Schublade ruht. Ich fühle aber so wenig Eifersucht und Neid, als ob ich ein Pferd im Wettlaufen siegen sähe.

Den 27. Oktober.

Recht unwohl. Aber ich mache die alte Erfahrung: das nützt der Arbeit. Nie blitzte das Gehirn mir mehr, wie heut. Seltsam; Brücke zu fragen. Eine Meisterszene geschrieben, mit der Hagen fertig ist! Eins darf ich mir sagen zu einigem inneren Trost. Hätt' ich die Wahl jetzt, ein Theaterstück hervorzubringen, welches über alle Bühnen der Welt gehen und die Anerkennung aller kritischen Schöppenstühle finden, aber nach einem Jahrhundert verurteilt werden sollte, oder ein würdiges Drama zu erzeugen, das aber mit Füßen getreten und bei meinen Lebzeiten nie zu einiger Geltung gelangen, später aber gekrönt werden sollte, ich wäre nicht eine Sekunde in der Wahl zweifelhaft. So genügt man denn doch wenigstens nach einer Seite dem höchsten Gesetz. An Tagen, wie diesem, ist einem zumut, als ob man die Feder, statt in Tinte, unmittelbar in Blut und Gehirn eintauchte.

Den 21. November.

Die Jugend ist freier vom Neide, wie jedes andere Alter. Warum? Weil sie nicht weiß, wie schwer man die Güter auf Erden erwirbt.

Wenn ein Mensch plötzlich eine Erfahrung an sich machte, die mit seinem ganzen früheren Wesen in Widerspruch stände! Wenn ich z. B. meine Schlangenfurcht verlöre.

Wer seine Schweißtropfen zählt, wird nie sein Geld zählen.

Auch bei der Religion muß man auf den Urgrund zurückgehen. Dieser ist ewig, aber er tritt nur in vergänglicher Erscheinung hervor, und darin, daß diese sich zu lange behaupten will, liegt hier, wie überall, der tragische Fluch. Das Sterben wird immer mit zum Leben gerechnet.

Geburt und Tod sind für den Menschen dasselbe, was die Pole für die Erde sind; er kennt sie nicht, weil er sie nicht zu kennen braucht.

Die deutsche Nation verteilt ihre Lorbeeren, wie Ophelia ihre Blumen.

Kein Kind tauft sich selbst. Ein Mensch soll es auch nicht tun.

Jeder Mensch ist eine Hieroglyphe, die zweimal ergründet werden will. Zuerst ist zu ermitteln, ob er die Schlange, den Vogel oder was sonst auf der Pyramide vorstellt, dann, was Schlange und Vogel bedeuten.

Jede Geliebte wird einmal Hausfrau, jeder Purpur Rock, jede Krone Hut.

Der Tag ernährt seinen Mann immer, das Jahrhundert den seinigen selten.

Den 29. Dezember.

Gestern abend die zwei Nibelungenakte vorgelesen, so gut es bei Grippe und Schnupfen ging. Die Wirkung war eine große, aber, wie es mir vorkam, zugleich eine betäubende. Ich glaube, obgleich die Zeit des Stücks weit hinter der Zeit des Lear zurückliegt, doch nicht so viel Kultur hinein gezogen zu haben, wie Shakespeare in diesen, und doch nicht trocken geworden zu sein. „Wie die Kinder!“ sagte Kuh; „wie die ersten Menschen“ sagte meine Frau. Das wäre etwas.

Den 31. Dezember.

Mich plagt jetzt schon seit Monaten eine fast Schillersche Schlaflosigkeit. So habe ich auch in der letzten Nacht erst um vier Uhr mein Licht ausgelöscht und auch dann nicht geschlafen und muß also heute mit fast verkalktem Gehirn den Jahresabschluß machen. Im allgemeinen habe ich alle Ursache, zufrieden zu sein. Von Krankheiten habe ich nichts zu berichten und meine Tätigkeit ist sehr ergiebig gewesen; nie habe ich so leicht, so anhaltend und so befriedigend gearbeitet. Das Epos, am Geburtstage meiner lieben Frau, nicht ohne ein günstiges Vorurteil, angefangen, ist bis auf vier Gesänge gebracht und wird sich, wie ich zuversichtlich glauben möchte, bei den Deutschen einschmeicheln. Aus den beiden Nibelungenakten des vorigen Winters habe ich, auf einfach-mechanische Weise durch Wegnehmen des Zwischenstrichs, einen einzigen gemacht und einen zweiten hinzugefügt, der, wenn ich nicht sehr irre, schon etwas Zaubergold des versunkenen Horts enthält. Dazu habe ich meine sämtlichen Gedichte, gedruckte und ungedruckte, durchgesehen und sie, zum Teil

freilich durch simples Zurückgehen auf die ganz ursprünglichen, später verworfenen Lesearten, unendlich gesteigert, so daß die bevorstehende Gesamtausgabe, die möglich zu werden scheint, da Campe mir die freie Verfügung über die erste Sammlung gestattet hat, unbedingt durch ihren Reichtum und ihre Reinheit einen günstigen Eindruck machen muß. Es sind sogar neue Gedichte in Menge hinzu gekommen und echt lyrische vom besten Schlag, deren ich mich so wenig noch fähig hielt, wie der Spätsommer eines Veilchens; ja ich kann diese Stimmung, die mir die Rückkehr zum Drama erschwert, noch gar nicht wieder los werden. So viel hatte ich lange nicht zu verzeichnen. Neue Bekanntschaften: Grailich, sehr tüchtig in seinem spezifischen Fach, aber ebenso befähigt, am allgemeinen teilzunehmen. Weihnachtsabend mit den alten Freunden äußerst vergnügt zugebracht; Kuh kam von Troppau herüber und macht sich wieder, wie zuvor. Titi verschenkte an uns alle selbstgestickte Buchzeichen und war selig, daß sie nicht mehr bloß empfing, sondern auch gab. Meinen Epigrammen „An die Götter“ und „Conditio sine qua non“, die einen unbefriedigten Zustand scharf und spitz aussprachen, fügte ich im neuen Manuskript Nachstehendes hinzu:

„Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken,
Denn ihr gabt mir genug: hebt sie nur schirmend empor!“

Ich wiederhole dies Gebet hier aus innerster Seele!

1857.

Den 1. Januar.

Den gestrigen Abend in einer großen Soirée zugebracht, wo alles zusammen paßte, wie Öl und Wasser, und wo man um Mitternacht kaum bei Tische saß. Doch schlief ich dafür einige Stunden. Auffallend war mir der alte Castelli in seiner Niedergeschlagenheit und seinem ersichtlichen Verfall.

Wahrheit in Kunst und Poesie! Gewiß. Aber hoffentlich zum weinenden Auge doch nicht auch die fließende Nase? Dennoch hat noch keiner Tränen vergossen, ohne den Schnupfen zu bekommen. Also die Grenzen respektiert, Gevatter Dorfgeschichten-Mann!

Den 11. Januar.

Ein Priester hat den Erzbischof von Paris ermordet. Scheußlich. In der Kirche während des Amts. Scheußlicher.

Sein Messer, zu lang, um in die Tasche zu gehen, hatte er unter einem großen Blumenstrauß verborgen. Am scheußlichsten!

Unglaublich ist es, wie es mit den ästhetischen Begriffen wissenschaftlicher Köpfe aussieht. So hat der Physiolog L., den ich zuweilen bei Brücke treffe, einen Begriff von der Kunst, wie sich ein junges Mädchen einen von der Physiologie bilden würde, wenn sie den Physiologen ein Kind aufschneiden sähe. Sie würde sie ohne Zweifel für eine bloße barbarische Lust am Metzgern erklären, da sie nicht ahnte, daß die Prozedur zu wissenschaftlichen oder gerichtlichen Zwecken vorgenommen wird.

Den 20. Februar.

In der letzten Nacht war ich einmal wieder in der wüstesten Traumregion. Die beiden Professoren Brücke und Ludwig, mit denen ich mich am Abend in Gesellschaft befand, waren wissenschaftlicher Zwecke wegen eingesperrt und ich leistete ihnen freiwillig Gesellschaft, ging aber ab und zu. Wenn ich das Zimmer verließ, wollte Ludwig jedesmal mit hinausschlüpfen, Brücke flüsterte mir aber ins Ohr, es ja nicht zu gestatten, weil er draußen gleich verloren sei. Endlich täuschte er meine Wachsamkeit aber doch und augenblicklich, wie er ins Freie kam, verwandelte er sich in einen weißen Schmetterling, den der Wind herumwirbelte. Ich suchte ihn wieder einzufangen, aber vergebens, der Wind trieb ihn weiter und weiter und ich rief aus, indem ich seinem Kampf mit dem Element zusah: das ist doch jammerschade, ein so braver Naturforscher!

Den 20. März.

Heute den siebenten und letzten Gesang von Mutter und Kind geschlossen. Ich glaube, das Thema hat gehalten, was es versprach und sogar noch mehr.

Ein Schurke fällt nie über einen ehrlichen Mann.

Du atmest fremden Tod als dein Leben ein und fremdes Leben als deinen Tod aus.

Man kann gar wohl fragen: was wäre der Mensch ohne die Tiere? Aber nicht umgekehrt: was wären die Tiere ohne den Menschen?

Den 17. August.

Ein sehr merkwürdiges Gespräch mit Brücke. Ich drückte meine Verwunderung darüber aus, daß die gräßliche Hitze, die neben dem größten Regenmangel während der letzten Monate in

Wien geherrscht hat, die Cholera nicht hervorgerufen habe. Er antwortete: wir halten ja Frieden! und setzte mir dann aus einander, daß die Alten sehr wohl gewußt hätten, warum sie Krieg und Pestilenz immer zusammen in ihren Litaneien genannt und daß namentlich die Cholera immer nur im Gefolge des Kriegs eingetroffen sei.

Daß der Mensch, der die Wahrheit so flieht, den Spiegel erfunden hat, ist die größte historische Merkwürdigkeit.

Trage deine Mutter auf den Armen, wenn ihr die Beine versagen; sie trug dich im Schoß, als du noch keine hattest.

Der Deutsche wird vom Franzosen noch immer gern für geistlos erklärt. Abgesehen von der Nationaleitelkeit, hat der Umstand nicht wenig Anteil daran, daß der Deutsche, dem Franzosen zu Gefallen, gewöhnlich Französisch spricht und darum in der Regel nur das sagt, was sich von selbst versteht. Wenn man umgekehrt den Franzosen nach dem esprit beurteilen wollte, den er in der deutschen Sprache von sich gibt!

Den 31. Dezember.

Eben komme ich von der Leiche Alexander Baumanns, den ich von der Baumannshöhle her kannte. Ich erhielt dort von vielen Seiten über einen in der Wiener Zeitung gegebenen Aufsatz allerlei Lobsprüche; seltsamer Ort dafür und seltsamer Eindruck auf mich! Von besonderen Glücksfällen des letzten Jahres habe ich nichts zu verzeichnen, aber auch nicht von besonderen Unglücksfällen, und das ist genug. Mit meinen Arbeiten kann ich zufrieden sein: die erste Abteilung der Nibelungen ist vollendet, und ebenso das Epos. Außerdem sind im letzten Herbst noch fünf Balladen tüchtigster Art entstanden und gleichfalls zwei Abhandlungen über Gentz und Holberg; ob es nun noch zu etwas größerem kommt, muß ich abwarten, ich schwanke zwischen der Fortsetzung der Nibelungen und der Vollendung des Schillerschen Demetrius, dem ich freilich eine ganz andere psychologische Grundlage geben müßte, wie er, und der mich, was ich fast vergessen hatte, schon mit 18 Jahren beschäftigt hat. Die Gesamtausgabe meiner Gedichte ist im Cottaschen Verlage erschienen und macht Glück, wie es scheint; ob sich ein Verhältnis aus dieser ersten gelungenen Anknüpfung ergeben wird, ist noch zweifelhaft. Das Epos hat in Dresden den von dem Komitee der Tiedgestiftung ausgesetzten Preis gewonnen; er ist nicht groß, aber es ist eine gute Annonce für das Buch. Zur Einsendung wurde ich durch den Dr. Hammer veranlaßt. In Gmunden war ich dem Tode nah; ich schwamm in der Traun unter einer Brücke durch und sah nach einer Libelle, die im Sonnenlicht schimmernd

vor mir herschwebte, als mir ein toller Mensch auf den Rücken sprang. Von ernsten Krankheiten meiner Frau, die mir von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag teurer wird, oder meines Töchterchens habe ich gottlob nichts zu vermelden und so will ich von Herzen froh sein, wenn das neue Jahr dem jetzt ablaufenden alten gleicht!

1858.

Den 16. März.

Heute habe ich — 800 fl. C. M. (mehr, als für Judith, Genoveva, Maria Magdalena, Gedichte und Diamant zusammen) für einen Operntext eingenommen, den ich für den Komponisten Rubinstein in den letzten drei Wochen geschrieben und dem ich den Titel: Opfer um Opfer gegeben habe. Ein gutes Geschäft und da mir die Arbeit noch obendrein ganz neue Blicke in das Verhältnis der Musik zum Drama, ja in die Natur des Dramas selbst verschafft hat, so kann ich in jeder Beziehung zufrieden sein.

Den 12. Mai.

Der Kuriosität wegen will ich doch in dies vernachlässigte Tagebuch einzeichnen, daß ich gestern nachmittag die Ehre hatte, vor dem Großherzog von Weimar zu stehen. La Roche hatte mir gesagt, daß er wünsche, mich persönlich kennen zu lernen, und mich in seinem Namen eingeladen; kurz vor Tafel wurde ich empfangen. Er sagte mir allerlei Verbindliches über mein „kerniges" Talent und teilte mir mit, daß er sich zu seinem Geburtstag die Genoveva aufführen lasse, was ich schon wußte, da Dingelstedt es mir geschrieben und mich zur Herüberkunft eingeladen hatte; dann verabschiedete er mich mit den Worten: Auf Wiedersehen in Weimar! Mein Gefühl: welch ein Glück, daß du nichts von ihm willst!

Den 27. Mai.

Gestern feierten wir den zwölften Hochzeitstag. Unter denselben blühenden Kastanien in Schönbrunn, unter denen wir 1846 spazieren gingen, wandelten wir auch diesmal, aber Titi war mit dabei und warf uns mit Blüten-Schneeballen, denn die Blüten lagen, vom etwas starken Wind herunter gefegt, so hoch auf den Wegen, wie der erste Winterschnee.

Den 10. Dezember.

Die Fabel mit der Sphinx wiederholt sich Tag für Tag. Das Rätsel, das du nicht lösen kannst, zerstört dich!

Den 31. Dezember.

In schwerer Zeit bin ich mit meiner lieben Familie bis jetzt gesund geblieben; etwas Besseres kann ich zum Jahresschluß nicht eintragen. Aus Weimar, wo ich eine mir unvergeßlich-herzliche Aufnahme fand, kehrte ich mit einem Orden zurück und zu Liszt und dem Wittgensteinschen Hause hat sich ein schönes Verhältnis gebildet. Das Epos hat mir zu der endlichen Regelung meiner Verhältnisse mit Campe verholfen, was ich als einen großen Gewinn für die Zukunft betrachten darf. Gearbeitet: zwei Akte Demetrius, die ich aber noch nicht beurteilen kann. Bleibe alles, wie es ist!

1859.

Den 19. Februar.

Ich fühle mich jetzt wieder unendlich zur Natur hingezogen; die Gedanken des Menschen verlieren Tag für Tag mehr in meinen Augen und die Gedanken Gottes treten wieder in ihre Stelle. Man wird so von neuem Kind, aber mit Bewußtsein und darum für immer; man fühlt sich dem Urgrund eine lange Zeit durch die einzelnen Erscheinungen entfremdet, aber man kehrt zuletzt unbefriedigt wieder zu ihm zurück, weil man erkennt, daß nur er alles in allem bietet, wenn auch nichts so grell und bunt, daß Rausch und Wollust entstehen können. Dasselbe wiederholt sich in der Kunst, die immer die Probe des Lebens ist.

Die französische Revolution ist kein Drama, sondern ein Roman, und ein sehr häßlicher.

Es ist äußerst charakteristisch für die Völker, auf welche Eigenschaften der Dinge sie das meiste Gewicht legen, und das erfährt man aus ihren Sprachen, denn die im Wort niedergelegte Bezeichnung jedes Dinges wurzelt eben in der Eigenschaft, die ihnen am meisten imponiert hat.

Wer nicht im Weibe das Ideale sieht, wo soll der es überhaupt noch sehen, da das Weib doch offenbar in seiner Blüte die idealste Erscheinung der Natur ist.

„Wie reich ist die Natur!“ ruft der Mensch so oft bewun-

dernd aus. Das ist aber gar kein Glück für ihn, denn eben weil sie so reich ist, macht sie sich so wenig aus ihm.

Den 25. März.

Die Volkspoesie ist in dem Sinn, worin man den Ausdruck gewöhnlich nimmt, ein Unding, denn immer haben nur einzelne Individuen gedichtet. Aber freilich hat es eine Zeit gegeben, wo das ganze Volk den poetischen Stoff zusammen trug, indem vermöge des noch bestehenden innigen Zusammenhangs des Menschen und der Natur jeder einzelne beobachtete und die tausendfach verstreuten Züge auflesen half, aus denen das dichterische Gebild hervorgehen sollte. Jetzt beobachtet eigentlich nur noch der, der auch schaffen soll und ohne Zweifel bemerkt eine Million Augen mehr, als ein Paar, wenn es auch das schärfste wäre.

Den 15. Oktober.

Wir haben seit einem Jahr ein kleines Eichkätzchen, das uns allen unendliche Freude macht. Neulich verletzt das arme Tier sich den Fuß und reißt sich, weil es im Käfige hängen bleibt, beim Losmachen eine ganze Tatze aus. Es blutet furchtbar und weil es den Fuß schüttelt, befleckt es sich mit den Blutstropfen die weiße Brust. Augenblicklich hört es auf, den wunden Fuß zu lecken und leckt die Brust, die es beschmutzt glaubt. Rührenderes habe ich in der Natur nie gesehen.

Den 19. Oktober.

Der ganze Unterschied zwischen den Menschen hängt davon ab, ob sie den Zweck ihres Lebens über das Leben hinaus rücken und hinaus rücken dürfen, oder nicht.

Den 26. Oktober.

Heute abend den ersten Akt von „Kriemhilds Rache“ geschlossen. So gibt's am Ende wirklich noch eine Trilogie. Ich glaube, das düstre Familiengemälde, womit die Tragödie wieder beginnt, ist mir nicht übel gelungen, wie es denn überhaupt bei diesem ungeheuren Stoff merkwürdig ist, daß alles, wenn der große Maßstab des Ganzen nur nicht außer acht gelassen wird, aus den menschlichsten Motiven hervor geht. Dies Herbstgeschenk ist mir um so lieber, als es zugleich auch das Entree in einer neuen Wohnung bezeichnet. Ich fing etwa vor 3 Wochen an.

Den 8. November.

Gestern abend großer Fackelzug zu Schillers Ehren. Sehr schön. Ich sah in der Jägerzeil zu und verfolgte die große

Feuerschlange dann auf Umwegen, bis sie sich auf dem Glacis um die weiße Statue zusammen rollte. Prachtvoll unter anderem, wie der Zug an der Donau entlang die Bischofgasse sich hinauf wand; alle Gewerke, namentlich Bäcker und Schmiede, vertreten, wie Wissenschaft und Kunst. Eine echte Nationalfeier. Wann wird aber der Buß- und Bettag folgen, dafür, daß auch ein Iffland und ein Kotzebue nicht bloß ihren Tag, sondern ihre Dezennien gehabt haben?

Wie es in der realen Welt nichts Lächerlicheres gibt, als Kronprätendenten, die Karrenschieber sind, so in der idealen nichts Verächtlicheres, als gemachte Poeten, und in beiden Fällen aus gleichem Grund, wegen der hohen Würde des Königs- und des Dichteramts.

Den 10. November.

Schillers hundertjähriger Geburtstag. Ich habe eine Hauptszene am zweiten Teil der Nibelungen geschrieben, Siegfrieds Geburt behandelnd. Der letzte und tiefste Brunnen hat gesprungen.

Den 13. November.

Gestern abend, wo das große Schillerbankett stattfand, feierten auch wir mit unseren alten Freunden im häuslichen Kreise das Gedächtnis des Dichters, der auch auf mich in der Jugend gewirkt hat, wie kein anderer. Titi verteilte Sträußchen an die Eintretenden, was ihr in ihrer schamhaften Verlegenheit allerliebst stand, Debrois spielte Beethovens schönste Sonate, ich las den „Spaziergang“, Kuhs Frau sang ein paar Lieder und bei Tisch brachte Kuh einen Toast aus und ich trug ein paar komische Verse vor. Wir waren unter uns sehr vergnügt.

Den 24. November.

Noch ein Tagebuch und bald 47 Jahr! Lohnt sich's der Mühe? Eben legt meine liebe Frau mir's auf den Tisch. In ihrem Namen sei's denn angefangen. — Abends sah ich Wallensteins Lager, seit lange, des Kapuziners wegen, vom Repertoire verschwunden und jetzt plötzlich, zum Beweis des „wirklichen Fortschritts“, wie es scheint, wieder aufgetaucht. Dies Bild ist von einer so unglaublichen Schönheit, daß es mich fast zu Tränen rührt, wenn ich es sehe oder lese, was ich von Schillers Tragödien eben nicht sagen kann. Wer wissen will, wie Realismus und Idealismus sich im Indifferenzpunkt ausgleichen, der kann es hier erfahren; all' diese Mücken und Ameisen tanzen im

Sonnenstrahl, ohne ihn zu kennen, und doch gibt er allein ihnen die Kraft und das Vermögen.

Den 31. Dezember.

Ehemals lächelte ich wohl, wenn ich in fremde Tagebücher oder Briefe, besonders in solche, die aus älterer Zeit stammten, durch Zufall hinein sah und fand, daß sie gewöhnlich mit Gesundheitsberichten anfingen. Jetzt mache ich es ebenso, und freue mich unendlich, in diesem Augenblick niederschreiben zu können: es steht mit uns allen wohl! Mir ist es persönlich in dieser Beziehung während des letzten Jahrs nicht zum besten gegangen. Gegen Ende des Junimonats bekam ich einen heftigen Anfall von Rheumatismus, den Freund Brücke für einen podagristischen erklärte. Auf einem Spaziergang im Augarten mit meiner Frau und mit Emil Kuh zuckte es mir auf einmal empfindlich quer durch den Fuß und zwar durch den rechten. An diesem Fuß litt ich zum erstenmal in Kopenhagen infolge zweimaliger heftiger Erkältung, die sich zunächst in der Hüfte setzte, dann aber nach einer Reihe von Dampfbädern hinunter kroch und sich im Knöchel verschanzte. Ich konnte nur mit Mühe gehen, als ich nach Deutschland zurück kam; in Frankreich und Italien schien sich das Übel zu verlieren, in Wien stellte es sich aber gleich wieder ein und wich erst dem Gebrauch des alten Blocksbades in Ofen. Viele Jahre spürte ich nichts mehr davon; nach einer sehr anstrengenden Bergpartie in Gmunden, bei der ich mit gänzlich zerrissenen Schuhen stundenlang im Schnee und dann im Regen herum watete, kehrten die Schmerzen jedoch im Knöchel, ihrem alten Sitz, zurück, verschwanden aber nach einigen Tagen von selbst wieder, und ließen nicht die geringste Spur. Geneigt zu Rheumatismen muß mein Organismus sein, denn um alles zu rekapitulieren, was hieher gehört, auch als Student in München litt ich zur Zeit meiner Ankunft einmal stark daran, diesmal freilich im Arm und im Rücken. Das hatte seinen Grund in einer äußerst feuchten Wohnung, in der das Wasser an den Wänden nieder lief; als ich sie, von meinem Freund Rousseau aufmerksam gemacht und angetrieben, verließ, war ich in vierzehn Tagen wieder gesund. Diesmal, um auf diesen Sommer zurück zu kommen, verteilte der Schmerz sich zwischen dem Knöchel und der großen Zehe, die alle beide mächtig anschwollen; auch der linke Fuß trat in Mitleidenschaft, besonders in der Ferse, jedoch nur schwach und ohne große Unbequemlichkeit für mich. Magenbeschwerden, Appetitlosigkeit usw. gingen nicht vorher und was an derartigen Erscheinungen später folgte, möchte ich nicht aus dem Zustand, sondern aus dem mir sehr empfindlichen Mangel

an Bewegung ableiten. Einer bedeutenden Erkältung war ich mir aber auch nicht bewußt, doch erinnerte mich viel später nach längst eingetretener Herstellung im Dampfbade die Bemerkung eines gichtischen Badegastes, daß er dort alles, nur nicht das steinerne Bassin ohne nachteilige Folgen ertragen könne, an den Mißbrauch, den ich im vorhergegangenen Winter mit eben diesem Bassin getrieben hatte. Ich pflegte darin nämlich, um den mir angenehmen Kältegrad hervor zu rufen, zwei- bis dreimal mit dem rechten Bein so lange nieder zu knieen, bis ich langsam bis hundert zählte und brachte dadurch Bein und Fuß nicht bloß, wie den übrigen Körper, mit dem kalten Wasser, sondern auch mit dem Stein in unmittelbare Berührung. Möglicherweise war dieser Umstand, möglicherweise auch ein anderer, vielleicht ein irrtümlich genommenes Medikament Gelegenheitsursache gewesen; schlimm war es gewiß, und mein Arzt und Freund Schulz verwies es mir ernstlich, daß ich dem Fuß nicht gleich Ruhe gönnte, sondern ihn noch anstrengte, so lange er es noch irgend ertrug, ja ihn sogar mit dem dicksten Strahl des Dianabades stark duschte. Die Schmerzen wurden denn auch bald unerträglich und die Geschwulst so arg, daß ich den Fuß nicht mehr aufsetzen konnte, sondern mich legen mußte; die Schmerzen vertrieb Schulz in etwa acht Tagen durch Eisumschläge, die Brücke nachher in seiner stillen Weise durch Berufung auf die alte Methode mißbilligte, die Geschwulst verhärtete sich aber und nur mit großer Mühe kam ich nach Gmunden. Hier nahm ich anfangs ein paar kalte Bäder, jedoch mit entschiedenem Nachteil, dann ging ich zur entgegengesetzten Behandlungsweise über, wickelte den Fuß in Guttapercha ein, und ging ins Soolenbad, was dann nach und nach, äußerst langsam zwar und unter stetem Wechsel des Befindens von einem auf den zweiten oder dritten Tag, in Verbindung mit dem überaus heißen Sommer, die Besserung herbei führte. Bei der Rückkehr nach Wien konnte ich wieder leidlich gehen und nahm nun auf ärztliche Anordnung jede Woche zwei bis drei Dampfbäder; auch jetzt ist alles noch keineswegs vorüber, da ich um den Knöchel herum noch immer eine gewisse Spannung fühle, doch geniert mich das nicht. Schmerzen hatte ich auch in Gmunden nur selten und niemals stark; aber der Fuß war durch die Bewegung gleich erschöpft, gewissermaßen tot und ich mußte in der ersten Zeit von 50 bis 50 Schritt ausruhen. Zu Gichtknoten und Beulen kam es nicht, auch nicht zu erheblichen Verdauungsbeschwerden, aber im Winter vorher spürte ich zuweilen ein gewisses gichtisches Zucken in Arm und Bein, besonders nachmittags vor'm Einschlummern, das dem Übel vorangegangen sein und es angekündigt haben mag. Der Gemütszustand war sehr

finster, die Arbeitsunfähigkeit groß und mit tiefster Reue gedenke ich so mancher heftigen Aufwallung gegen die Meinigen, die selbst durch Krankheit nicht zu entschuldigen ist und die meine teure Frau mit Engelgeduld ertrug. Freilich war ich fest überzeugt, daß ich nie wieder gesund werden würde und wer mir die Beine nimmt, der nimmt mir auch den Kopf. Ich habe dies alles aufgezeichnet, weil ich wohl leider auf die Wiederkehr des Zustandes rechnen muß und dann an meinen Erinnerungen eine Richtschnur zu haben wünsche, die mir diesmal fehlte; die ganze Epoche währte circa acht Wochen. Nach meiner Herstellung machte ich, teils um einer dringenden Einladung der Prinzessin Wittgenstein zu folgen, teils um einem notwendig gewordenen Umzug zu entgehen und teils um dem Wunsch meiner Frau zu entsprechen, eine Reise nach Weimar. Wunderlicher Abend der Ankunft und unerwartete Geständnisse, die mich im Verein mit dem zwischen Liszt und Dingelstedt ausgebrochenen Zerwürfnis veranlaßten, von meinem ursprünglichen Plan abzugehen, und unter dem Vorwand dringender Geschäfte gleich wieder fort zu eilen. Der Pfarrer Luck, Georg Büchners Jugendfreund, den ich auf dem Weimarer Bahnhof traf und der mich bis Dresden begleitete; in Dresden die Szene mit Gutzkow, der Emil Kuh, von dem er wußte, daß er mein vieljähriger Hausfreund ist und ein Buch über mich geschrieben hat, beim Glase Bier und in Anwesenheit des Pfarrers, wohl zehnmal hintereinander in unglaublicher Wut einen „Kommis, dem die akademische Bildung mangle", ja einen „Schurken" zu nennen beliebte, weil er mit seiner Beurteilung des Zauberers von Rom nicht zufrieden war, um die er ihn selbst mündlich und schriftlich dringend ersucht hatte. Mit Hettner wieder angeknüpft —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

schöne Reminiszenzen, vielleicht eine fruchtbare Korrespondenz. Kolatschek näher getreten; die Freude gehabt, Robert Kolbenheier wieder zu sehen, auch von Engländer Brief empfangen. Des Weltlaufs erwähne ich nicht; mein politisches Glaubensbekenntnis, unverhohlen ausgesprochen, hat mir, wie ich besorge, Uechtritzs Freundschaft gekostet, dennoch dürfte es sich in nicht zu ferner Zeit zeigen, daß sich den beiden Blutschlachten, die Österreich verloren hat, weil Preußen die Hilfe verweigerte, die dritte gesellen wird, welche Preußen verliert, weil Österreich sich nicht einstellt. Gearbeitet mehr, als ich erwarten durfte; einen dritten Akt Demetrius, drei Akte Nibelungen und dazu Aufsätze und Gedichte in Menge. Gott schütze die Meinigen!

1860.

Den 4. Januar.

Reif sein, ist alles: heißt es im Lear. Was reif ist, fällt aber auch bald ab, fügt meine Frau hinzu.

Es ist möglich, daß der Deutsche noch einmal von der Weltbühne verschwindet, denn er hat alle Eigenschaften, sich den Himmel zu erwerben, aber keine einzige, sich auf der Erde zu behaupten und alle Nationen hassen ihn, wie die Bösen den Guten. Wenn es ihnen aber wirklich einmal gelingt, ihn zu verdrängen, wird ein Zustand entstehen, in dem sie ihn wieder mit den Nägeln aus dem Grabe kratzen möchten.

Den 22. März.

Eben, abends 7 Uhr, schreibe ich die letzten Verse des fünften Akts von Kriemhilds Rache nieder. Draußen tobt das erste Frühlingsgewitter sich aus, der Donner rollt und die blauen Blitze zucken durch das Fenster, vor dem mein Schreibtisch steht. Beendet, wenn nicht vollendet. Die Hauptszene fiel auf meinen Geburtstag, mir immer ein schönes Zeichen fürs ganze Jahr. Oktober 1855 begann ich.

Den 1. April.

Ludmilla Assing hat den skandalösesten Briefwechsel veröffentlicht, der je das Licht der Welt erblickt hat, den zwischen Humboldt und ihrem Oheim. Es ist natürlich nicht des Honorars, sondern des Fortschritts wegen geschehen; sie hat nicht dem Geldbeutel, sondern der Zeit gedient. Die Stimmen der Richter sind geteilt, auch, wer die Frechheit der Publikation verdammt, möchte die Verbrecherin wegen des Werts derselben, halb entschuldigen.

„Fi donc! wie können Sie heut ins Theater gehen! Richard der Dritte ist ein Stück, in das man höchstens den Hofmeister seiner Kinder schickt.“

Fürstin Lobkowitz zur Fürstin Hohenlohe (Bülow).

Den 26. April.

Gebildete Menschen können sich oft nicht darüber beruhigen, daß Verstand und Vernunft im Weltgetriebe so wenig ausrichten. Sie vergessen, daß beide nur Elemente neben anderen sind, wie Luft und Feuer neben Erde und Wasser, und daß in der sittlichen Welt, wie in der physischen, alles in Organismen gebunden ist, die auf desperat scheinenden, obgleich ohne Zweifel durchaus gesetzlichen Mischungsverhältnissen beruhen.

Wenn ein gemeiner Mensch mit dir bricht, so hat er gleich nachher so viele neue Freunde, als du Feinde hast.

Den 1. März.

Suppen werden immer gekocht, die Petersilie muß also immer da sein, aber den Lorbeer könnte man oft jahrhundertelang entbehren und die Erde würde einen echt poetischen Gedanken ausführen, wenn sie ihn nie eher sprossen ließe, als bis das Kind, das ihn pflücken soll, in der Wiege läge.

Man lebt jetzt von der Kunst, den Taler auszugeben, den der Nachbar in der Tasche trägt.

Der sog. Ernst des Lebens läuft bei den meisten darauf hinaus, sich die Genuß- und Luxusmittel zu verschaffen.

Jeder neue Künstler trägt neue Gedanken in neuer Sprache vor. Die Sprache selbst will gelernt sein, bevor die Gedanken verstanden werden können.

Den 3. Mai.

Das Glück ist die Ausnahme von Regel und Gesetz und widerlegt darum keine und keins.

Ein Spinoza hat es leicht, die irdischen Genüsse zu verschmähen. Eben die Kraft, mittelst deren er ihre Nichtigkeit durchschaut, entschädigt ihn. Welch einen Ersatz hat aber der, dem diese Kraft fehlt?

Bei einem großen Dichter hat man ein Gefühl, als ob Dinge empor tauchten, die im Chaos stecken geblieben sind.

Monologe: laute Atemzüge der Seele.

Ich sagte zum Großherzog von Sachsen-Weimar: „Ich bin, wenn ich Österreich verteidige, in der jämmerlichen Lage manches Ehemannes, der die Schwächen, Fehler und Laster seines Weibes besser kennt, wie irgendeiner, und sie doch ritterlich vertreten muß gegen jedermann, selbst gegen einen abtrünnig gewordenen Liebhaber.“ Es ist mehr, als ein Witz.

Wer leugnet den Egoismus? Worauf sollen die Radien eines Kreises zurück führen, als auf den Mittelpunkt, der sie bindet, worauf sollen die Bestrebungen eines Individuums, das nur durch den Selbstzweck ein solches ist, abzielen, als auf den Selbstgenuß? Da aber der dauernde Selbstgenuß unwandelbar an die Selbstentwicklung und Selbstvervollkommnung geknüpft ist und auf jedem anderen Wege in Selbstzerstörung umschlägt, so führt dieser Egoismus eben auf die sittliche Grundwurzel der Welt zurück und es stellt sich als letztes heraus, daß man der Welt nur insoweit dient, als man sich selbst liebt.

Den 23. Juni.

— Wenn der Geist des Menschen sich auch ohne großes Widerstreben in das Naturgesetz fügt, so kommt das Herz doch nicht über den Wunsch hinweg, endlich einmal eine Ausnahme gemacht zu sehen und leugnen läßt es sich nicht, daß der Tod nicht bloß sein Opfer entführt, sondern auch in demjenigen, der zurück bleibt, alle Nerven zerschneidet, die ihn mit diesem Opfer verknüpften, so daß er partiell eigentlich mit stirbt.

Den 30. Juli.

Wir haben dies Jahr wieder wunderbares Wetter in Gmunden. Gestern waren wir zu einer goldenen Hochzeit eingeladen; ein alter Leineweber und seine Frau, er 84 und sie 77, waren die Hochzeiter und ihre Kinder, fünf überlebende von zwölf zur Welt geborenen, arm, wie die Eltern und brav wie sie, richteten ihnen von ihrem Ersparten das Fest aus. Wir gingen in die Kirche, und sahen mit Rührung zu, wie das greise Paar, vor dem Altare sitzend und von allen Verwandten, kleine blondlockige Enkel und Enkelinnen mit eingeschlossen, umstanden, sich noch einmal die Hände gab. Das Essen im Gasthofe teilten wir nicht, dagegen suchten wir sie heute in ihrer Wohnung auf und brachten ihnen, was sonst der Wirt bekommen hätte. Sie haben ein Zimmer im Schloß zu Orth, die Söhne waren da, der Alte eben aufgestanden und forderte, wie er meine Frau erblickte, einen „Kampel", um sich die wenigen Haare zu kämmen, sein Webstuhl, vor zwei Jahren noch im Gange, stand im Winkel. Der eine Sohn sagte mir, der Vater wisse von allem, was vorgefallen, gar nichts mehr, er sei ganz ohne Gedächtnis und habe schon gestern, als er die Kirche kaum im Rücken gehabt, ärgerlich gefragt, ob er denn ein Verbrecher sei, daß ihn alles so anstiere; dagegen habe die Mutter noch rüstig getanzt. Die Alte erzählte manches aus der Vergangenheit; einmal sitzt der Mann noch um Mitternacht, wie tausend- und tausendmal, an seinem Webstuhl und wirkt für Weib und Kind, während ihm gegenüber in einem Wirtshaus Komödie gespielt wird, da pocht es plötzlich und ein Kellner tritt mit einer Maß Bier herein, darf ihm aber nicht sagen, wer die Erquickung schickt! — Was sind alle Schlachten Napoleons, alle Werke Raphaels, Shakespeares und Mozarts gegen den Entsagungsmut, den ein solches Leben voraussetzt!

Den 6. August.

Ein allerliebstes Bild! Unser kleines Eichkätzchen beim schönsten Sonnenschein von Zweig zu Zweig, von Baum zu

Baum hüpfend und ganze Scharen von Vögeln, zwitschernd und singend, um das Tierchen herum, überall hinfolgend und es neugierig betrachtend! Ich glaubte den ganzen Winter, der kleine Liebling fange schon zu altern an, weil es sich viel stiller verhielt, wie sonst, viel weniger aß und viel weniger schlief, aber seit Mitte Juli hat er seine volle Munterkeit wieder und ich höre hier, daß die Eichhörnchen weit über das 7. Jahr hinaus kommen. Eine Eigenheit, daß er diesmal nicht in den Bäumen bleibt, sondern immer rasch wieder hinunter huscht, um, wie ein Hündchen auf geradem Wege, wieder ins Haus zurück zu kehren.

Den 10. September.

Sehr schön sagte meine liebe Frau gestern abend, als wir zu Bette gingen: in der Jugend steht man fröhlich auf, im Alter legt man sich fröhlich nieder.

Otto Prechtler erzählte mir folgendes. Wie Grillparzer mich bei meiner Ankunft in Wien kennen lernt, sagt er ihm: „Auf diesen Mann wird niemand auf Erden wirken; einer hätte es vermocht, aber der ist tot, nämlich Goethe.“ Einige Jahre später fügt er hinzu: „Ich habe mich geirrt, auch Goethe hätte nicht auf ihn wirken können.“

Den 27. Dezember.

Den Weihnachtsabend haben wir diesmal ganz unter uns zugebracht; zum erstenmal, aber darum nicht weniger vergnügt. Im Tannenbaum saß, was von dem lieblichen Geschöpf, von Herzi-Lampi-Schatzi noch übrig ist und sonst zu Shakespeares Füßen auf meinem Schranke steht; meine Frau hatte ihn hinein gestellt, aber er erweckte uns allen nur Schmerz und Tränen. Titi spielte uns zum erstenmal etwas vor; etwas geht es schon über „Ach, du lieber Augustin!“ hinaus, obgleich nicht viel, eine Schumann steckt nicht in ihr, und das tut auch nichts. Die Feiertage waren wunderschön, tiefblauer Himmel, italienischer Sonnenschein, freilich etwas kalt, aber das ist mir gerade recht.

Den 31. Dezember.

Aufführung der Nibelungen-Trilogie in Weimar, sehr gegen meinen Willen, weil ich bei den geringen Bühnenkräften einen Mißerfolg besorgte, der mir schaden mußte, während ein dortiger Erfolg mir wenig nützen konnte; Reise dahin im Februar auf Befehl des Großherzogs; äußerst glücklicher Ausfall der beiden ersten Stücke; die größten Auszeichnungen vom Hof, worüber die Briefe an meine Frau das Nähere enthalten. Am letzten

Abend mußte ich dem Großherzog versprechen, ihn auf jedes junge Talent, das der Förderung bedürfe und ihrer würdig sei, aufmerksam zu machen, wogegen er gelobte, es auf meine Empfehlung hin zu unterstützen. Geheimrat Vogel, Goethes Arzt, auf dem Ball über die Nibelungen: „hier ist mehr, als Goethe; er selbst würde gesagt haben: Sie, Vogel, das ist ein Kerl, der könnte einem die Rippen im Leib entzwei drücken!“ Nicht aus Eitelkeit notiert.

Im Mai: Reise mit meiner Frau nach Weimar zur Aufführung des dritten Stücks, die ohne ihre Mitwirkung unmöglich gewesen wäre und auf Liszts Vorschlag durch unmittelbare Verwendung des Großherzogs beim Kaiser ermöglicht wurde. Unterdrückte Verstimmung Dingelstedts darüber, der, wie die Folge lehrt, Gott weiß was darunter gesucht haben mag; offene Gereiztheit in Wien, obgleich ich mit höchster Vorsicht mich jeglicher persönlicher Beteiligung an der Sache enthalten, ja sogar die Bedingung gestellt hatte, ganz auf eigene Kosten reisen und kein Honorar entgegen nehmen zu dürfen. Der Graf Lanckoronsky, der Oberstkämmerer, drohte, sie wegen dieses, von ihr nicht nachgesuchten, sondern ihr vom Kaiser erteilten Urlaubs zu pensionieren; Korrespondenz zwischen mir und dem Hofrat Raymond. Als ich den Vorgang Dingelstedt erzählte: „Kommt zu uns, das Fach der Genast ist frei, 1500 Taler kann ich geben!“ Ich ging darauf ein, weil mir Wien aus vielen Gründen widerwärtig geworden war, zweifelte aber an Dingelstedts Machtvollkommenheit und teilte dem Sekretär der Großherzogin, dem Hofrat Marschall, den Vorgang mit. Dieser sagte mir, daß Dingelstedt vollkommen befugt sei, ein solches Engagement abzuschließen, freute sich sehr und sprach der Großherzogin davon. Die Herrschaften gingen gleichfalls aufs bereitwilligste darauf ein und in einer zweistündigen Audienz bei der Großherzogin, während deren der Großherzog ab- und zuging, wurde abgemacht, daß die Großherzogin meiner Frau aus eigener Kasse eine Pension von 500 Rtlrn. zahlen wolle, falls sie beim Theater nicht heraus zu schlagen sei. Dingelstedt war nämlich in demselben Maße, als die Herrschaften für die Sache erglühten, kälter geworden; er machte namentlich wegen der Pension Schwierigkeiten und ging so weit, zu sagen: „Am Ende erweisen wir den Wienern noch einen Gefallen,“ was mich natürlich veranlaßt haben würde, auf der Stelle abzubrechen, wenn ich noch gekonnt hätte. Sein Verdruß erreichte den höchsten Grad, als meine Frau bei der Abschiedsaudienz, die an sich schon eine selt'ne Auszeichnung war, unmittelbar von der Großherzogin, statt durch den Intendanten oder besten Falls durch die Oberhofmeisterin, ein kostbares Arm-

band erhielt. Wir brachten den letzten Abend bei ihm zu; er konnte sich nicht mehr beherrschen und wurde entschieden unartig. Übrigens war auch die Wirkung des dritten Teils der Nibelungen außerordentlich und die Leistung meiner Frau gewaltig. Aber welche Angst vorher! Infolge des Wiener Ärgers reiste sie krank ab und kam krank in Weimar an. Den Tag vor der Vorstellung eine Heiserkeit, die alles in Frage stellte. Wunderkur eines Homöopathen!

In Wien: Memorial an Laube; seine Erwiderung, jungdeutschpatzig in der Form, schüchtern und furchtsam im Kern. Raymonds Begütigungsversuche. Dingelstedts Abschreckungsbrief, von mir im höchsten Vertrauen dem Hofrat Marschall mitgeteilt und in allen Punkten unrichtig befunden. Entlassungsgesuch an den Grafen Lanckoronsky. Nach mehrmonatlicher Pause Warnungsbrief von Marschall; Nachricht, daß Gutzkow von Dresden nach Weimar gezogen sei; Aufforderung, Weimar nur als ein pis aller zu betrachten; Verpflichtung zu unverbrüchlichem Stillschweigen über den Brief. Meine Antwort, daß die Würfel geworfen, aber nicht gefallen seien, und daß ich nach solchen Eröffnungen sicher nicht kommen werde, wenn ich in Wien noch bleiben könne. Zwischenhandlung: Eitelberger und Lewinsky wegen der Professur. Da die Entscheidung des Oberstkämmerers gar nicht kam, Abreise nach Hamburg wegen der Nibelungen. Diese an Campe für 400 r. P. C. bei unbestimmter Auflage, aber unter Vorbehalt des Rechts zur Aufnahme in die Gesamtausgabe verkauft; mein Antrag, sie ihm für immer zu geben, dies Recht ausgenommen: seine Antwort: ich will sie gar nicht für immer haben! In Berlin Zusammentreffen mit dem Großherzog, worüber das Nähere in der Korrespondenz mit meiner Frau. Marschalls Warnung tönte mir von allen Seiten entgegen; Beaulieu, Putlitz sprachen wie er, sogar die Großherzogin, mit der mich der Zufall oder etwas anderes zusammenführte, als ich im Audienzzimmer des Berliner Schlosses auf den Großherzog wartete. Sie sagte: ich wollte, daß ich egoistisch sein dürfte, dann würde ich unbedingt raten, zu kommen, denn ich würde manche schöne Stunde mehr haben, aber — — — Nun mußte mein Entschluß wohl feststehen, falls mir noch einer übrig blieb, was ich nicht wissen konnte. Der Großherzog wußte von nichts; als ich ihm sagte, er habe in Gutzkow ja meinen Antagonisten nach Weimar berufen, versicherte er mir, er habe nicht den geringsten Anteil daran gehabt. — — — — — — — — — —

Zuletzt forderte er mich auf, auf der Rückreise nach Weimar zu gehen und mich mit Dingelstedt persönlich zu besprechen. Wozu sollte es führen? und doch konnte ich den Vorschlag nicht

ablehnen, ohne D. direkt anzuklagen. Glücklicherweise war im rechten Moment aus Wien die Entscheidung eingetroffen und es war notwendig, nach Wien zurück zu eilen, da meine Frau, nur halb unterrichtet, sich nicht zu helfen wußte. Ich sprach mit Beaulieu, der mir dringend riet, nicht erst nach Weimar zu gehen und ihm einen ostensibeln Brief über die Notwendigkeit meiner raschen Abreise zu schreiben, durch den er mich beim Großherzog entschuldigen wolle. Dies tat ich, und zwar im Atelier des Malers Schramm. In Dresden hörte ich von Hettner, daß ich zum Oberbibliothekar in Weimar bestimmt sei; was sich daran knüpfte, siehe in den Briefen Hettners und Sterns. In Wien wartete ich acht Tage, um zu erfahren, ob an diesem Gerücht, das von Weimar selbst ausgegangen und durch alle Zeitungen gelaufen, an mich selbst aber ganz zuletzt gekommen war, irgend etwas sei; dann teilte ich dem Hofmarschall, Grafen Beust, die Entscheidung des Grafen Lanckaronsky mit und gab die Erklärung, die ich geben mußte und doch nicht gründlich motivieren durfte, wenn ich nicht Dingelstedt in erster Linie, Marschall in der zweiten bloßstellen wollte. Ich habe seitdem nichts mehr von Weimar gehört, nicht einmal von Marschall, dessen Ratschlägen ich gefolgt war und dem ich es anzeigte. —

Gedicht an den König von Preußen bei Gelegenheit des Attentats. Die ganze Österreichische Monarchie durch die vier Verse:

„Auch die Bedientenvölker usw."

erschüttert. Wut der Polen und der Tschechen; Schändlichkeiten aber nur von den Deutschen, die es bis zur Kritik meiner Visitenkarten treiben und mir den chevalier de plusieurs ordres vorrückten, den ich, weil ich von den Grenzen eines deutschen Renommees nicht so schmeichelhaft denke, wie meine Kollegen, für meine Pariser Reise mit aufnehmen ließ.

Polemik mit Bodenstedt.

1862.

Den 23. Mai.

Über meinem Fenster im Gesimse hat sich eine Sperlingsfamilie angesiedelt. Als ich sie zuerst bemerkte, wunderte ich mich über das große Bündel Heu, das aus ihrem Nest heraus hing, und glaubte, Menschenhand habe es ihm aufgesteckt. Später

habe ich gesehen, daß ihnen vielmehr jeder etwas stärkere Wind das ganze Nest entführt, weil es zu flach sitzt und Rührenderes kann es nicht geben, als zu beobachten, wie sie es dann Halm für Halm mühsam wieder zusammen tragen. So recht das Schicksal des Menschen.

Den 15. Oktober.

Ich lese Varnhagens Tagebücher. Bisher hielt ich die Schlange für die gefährlichste Bestie, jetzt sehe ich aber, daß ein Kammerdiener, der sich sein lebelang vergebens um eine Stelle bemüht, sie an Bosheit und Giftigkeit bei weitem übertrifft.

Wer das deutsche Theater in einen Tempel der Kunst verwandeln will, der soll doch auch die Buden, in denen auf Jahrmärkten von den „ägyptischen Zauberern“ zum Erstaunen der Bauern die „natürliche Magie“ mit ihren Wundern vorgeführt wird, in den Dienst der Naturwissenschaften bringen.

Den 23. Oktober.

Napoleon hat allerdings seine Schlachten nicht geschlagen, den Zug nach Rußland nicht unternommen, das ungeheure Schach bei Leipzig nicht geboten und nach dem Verlust desselben die letzten erträglichen Friedensbedingungen in Chatillon nicht abgelehnt, um zu beweisen, daß Hochmut vor dem Falle kommt, und ein Dichter, der die Geschichte des großen Soldatenkaisers zur Illustration dieses alten Moralsatzes benutzen wollte, würde übel beraten sein, dennoch aber schadet es nichts, wenn der gemeine Leser seines Dramas einen Schulmeisterschluß daraus zieht, während der höhere über die Identität des Schicksals und des Charakters erstaunt.

ad Nibelungen und Homer.

Kennst du das lebendige Wesen, das aus anderen lebendigen Wesen zusammengesetzt ist? Gewiß nicht. Aber das lebendige Wesen, das davon lebt, daß es andere lebendige Wesen verzehrt hat und verzehrt, brauchst du nicht lange zu suchen.

Den 15. November.

Die Größe der englischen Dichter beruht darauf, daß die einzelnen Individuen der Nation gar keine poetische Ader haben und daß das allen Völkern eigentümliche und notwendige poetische Vermögen sich ganz in den Ausnahmen ergießt.

Das Genie ist ungebunden gegen die Tiefe, gebunden gegen die Fläche; es kann sich nach unten versenken, so weit es will, aber es kann sich nicht in gleichem Grade ausbreiten und alles

in seinen Kreis ziehen. Beim Talent verhält es sich gerade umgekehrt, beim großen natürlich.

Den 14. Dezember.

Mein Töchterchen glaubte sich in unserer letzten Gesellschaft von Gabriele Nordberg vernachlässigt. „Was die sich einbildet!“ sagte sie gestern. „In einigen Tagen habe auch ich das Recht, zu sagen, daß ich ins sechzehnte Jahr gehe.“

Das Steigen hat seine Grenzen, aber nicht das Fallen.

Den 31. Dezember.

Gott sei Dank, ich kann von diesem Jahre sagen, daß es gesund verlaufen ist, bis auf kleine Störungen; gesund für Frau und Kind, gesund für mich! Reise nach London; Aufenthalt in Wilhelmsthal. Die Eindrücke in Briefen niedergelegt. Außer Gedichten und dem Prolog zur Österreichischen Verfassungsfeier nichts gearbeitet; der Demetrius ruht, wie ein Stein, möge er im stillen wachsen, wie der! Die Nibelungen haben mehr Erfolg, wie je ein Werk von mir; in der Presse, wie auf dem Theater. Ganz gegen meine Erwartung, so sehr, daß sich auch nicht im letzten Winkel des Herzens eine stumme Hoffnung verbarg, die das ahnte. In Berlin und Schwerin wurden sie bereits mit Pauken und Trompeten gegeben; in München, sogar in Wien stehen sie bevor. Aufhören, den Dudelsack an den Nagel hängen, wäre jetzt vielleicht das beste.

1863.

Den 1. Januar.

Sylvesterabend auf einem Ball bei Kompert. Ich sah meine Tochter zum erstenmal tanzen. Liebliches Bild, nicht für mich allein; ganz eingehüllt vom Wirbel bis zur Zeh in jungfräuliche Scheu und wie aus einer Wolke hervor blickend und antwortend, wenn sie angeredet wurde. Leider war meine Frau nicht wohl, so daß wir aufbrechen mußten, wie man noch bei Tische saß. Titi rasch fertig, aber doch nicht ohne stille Tränen Abschied nehmend, weil sie um den Kotillon und den Kotillonorden kam.

Den 3. Januar.

Schrieb an Klaus Groth über einen alten Narren, einen Kieler Professor Horn, der sich mit 59 Jahren auf die Trauer-

spielschreiberei gelegt und mir ein paar Machwerke geschickt hatte. Diese Leute würden sich sehr hüten, aus ihrer Philologie in die Medizin hinüber zu hüpfen oder umgekehrt; sie haben viel zu viel Respekt vor dem Positiven, das dazu gehört. Aber in die Kunst brechen sie ein, wie die Säue in den Vestatempel; sie würden sich wahrscheinlich in acht nehmen, wenn sie ahnten, daß zur Kunst nicht bloß auch etwas sehr Positives gehört, sondern daß dies Positive sich von dem Positiven der Wissenschaft auch noch wesentlich unterscheidet, indem nicht darum geworben werden kann.

Den 12. Januar.

Gutzkows Zauberer von Rom endlich beendigt; ich las drei bis vier Jahre daran. Immer Seraphine. Im Anfange schnitzt er Käserinden, und wenn sie nach und nach ein halbmenschliches Gesicht bekommen und Interesse zu erwecken anfangen, haut er seine Männerchen wieder zusammen. Das ist das objektive Resultat bei unleugbar vorhandenem subjektivem Reichtum.

Den 4. Februar.

Geist macht auf bedeutende Frauen denselben Eindruck, wie Tapferkeit. Warum? Weil er identisch mit ihr ist und seine Taten sogar noch in einer höheren Region vollbringt.

Den 9. Februar.

Heute ist der Geburtstag meiner lieben Frau und wir sind alle gesund; wie weiß ich dies Glück zu schätzen! Felix Bamberg wunderte sich vor vielen Jahren schon einmal darüber, daß Paris, in dem ich fast jeden Tag mit ihm herumstrich, mir nichts Altes wurde, und beneidete mich darum. Ich verstand ihn damals nicht, aber er hatte Ursache, denn das Leben der meisten Menschen ist eben deshalb so reiz- und interesselos, weil sie alles, was sie besitzen, was aber auch gar wohl fehlen könnte, ohne daß sie gleich zu existieren aufhörten, gewissermaßen mit zu sich selbst rechnen und als etwas von ihrem Wesen Unzertrennliches betrachten. Da muß natürlich eine vollkommene innere Stockung eintreten, die nur noch allenfalls durch ein plötzlich aus den Schultern hervorsprossendes Flügelpaar gehoben werden kann und auch dann nur für einen Moment, da Mensch und Engel ja gleich wieder zusammenschmelzen würden. Bei mir ist das ganz anders. Ich freue mich zwar auch nicht darüber, daß ich Lungen habe, denn ohne Lungen würde ich nicht da sein, aber ich freue mich schon darüber, daß meine Lungen gesund sind, daß ich nicht bucklig bin, daß Arme und Beine mir den Dienst nicht

versagen usw. Ich freue mich meines Morgenkaffees, meines Mittagessens, meines Abendbrots, meines Betts und ich halte selbst an dem verdrießlichsten Tage meinen Unmut noch dadurch im Zügel, daß ich denke: es kann dir noch einmal als ein unerreichbares Ideal als ein Sektor aus der goldenen Zeit vorschweben, wenn du alt, arm, krank und einsam daliegst!

Den 12. Februar.

Gestern die erste Probe der Nibelungen. Da ist man noch nicht einmal in der Küche, sondern im Hof, wo das Gemüse geputzt wird. Ein Gefühl, wie bei der Durchsicht eines Korrekturbogens, der von Druckfehlern wimmelt, die in der Regel gar keinen Sinn geben, zuweilen aber auch einen höchst possierlichen, über den der Verfasser selbst lachen muß.

Den 15. Februar.

Wir hatten drei Wochen lang das schönste Frühlingswetter; die Knospen der Bäume im Augarten und Prater waren dem Aufbrechen nah, die Schneeglöckchen krochen aus und das Veilchenkraut legte sich Blatt für Blatt breit auseinander. Gestern, als ich um zwölf Uhr von der vierten Nibelungenprobe aus dem Burgtheater kam, wirbelte der Schnee mir entgegen und heute haben wir starken Frost. Auf der Weltbühne spielen sich die wunderlichsten Tragikomödien ab; eine wahre Burleske in Griechenland. Wie ich im Jahre 1836 als Student nach München ging, fiel ich noch so recht mitten in den Bayrischen Hof- und Volksjubel über das wiedergeborene und endlich auch mit einem passenden König versehene Hellas hinein. An der Stelle, wo die Königin Therese, damals noch kein Bierfaß und also mobil, unter vielen Tränen von ihrem Sohne Abschied genommen hatte, wurde von dem Münchner Magistrat zum ewigen Andenken eine Kapelle errichtet. Ein gewisser Stolz, persönlicher Bekannter meines Freundes Rousseau, dichtete zur Feier des großen welthistorischen Ereignisses die „Ottoniade" und las sie im Odeon, freilich vor wenig Zuhörern, unter denen sich jedoch der König Ludwig befand und die, mich und Rousseau ausgenommen, alle reich mit Orden dekoriert waren, öffentlich vor; der erste Vers lautete, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht:

„Ludwig, der Große, erhob sich und sprach zu Otto,
Dem Sohne usw."

und der Dichter versicherte in dem gedruckt ausgegebenen Programm, sein Werk gehe zwar weit über Homer und Virgil, so wie über Dante und Tasso hinaus, das sei aber nicht das Ver-

dienst seines Talents, sondern der in der Kultur fortgeschrittenen Zeit. Er erhielt als Honorar für sein Epos eine Professur am Kadettenhause. Auch der Königliche Sänger ließ die Lyra begeistert ertönen und wurde von der Bayrischen Landbötin, einem viel gelesenen Volksblatt niedrigster Gattung, wacker akkompagniert. Genug, überall Hymnen und nur in der Ständeversammlung entstand einiger Mißlaut, als es sich um den Fortbezug der Apanage handelte; hier erinnerte nämlich ein unbequemes Mitglied daran, daß die bayrischen Prinzen nur solange Anspruch auf ihre Apanage hätten, als sie noch nicht etabliert wären und fragte dann, wer in der Welt denn noch als etabliert betrachtet werden könne, wenn nicht ein gekrönter König. Doch dieser Rabe wurde ausgezischt, und der Hofrat Thiersch, der das neue Hellas im stillen als eine Schöpfung der Philologen ansah und sich von jedermann, der an den Grundfesten desselben rüttelte, persönlich insultiert fühlte, trug sein immer weit in den Nacken zurückgebogenes Haupt nur um so stolzer. Wie sieht es jetzt aus!

Den 21. Februar.

Am 19. waren die Nibelungen. Ich ging nicht ins Theater; im Hause hätte ich überall den heiligen Sebastian vorgestellt, denn Blicke sind eben so empfindlich, wie Pfeile, wenigstens für mich, und auf der Bühne konnte ich nicht sein, wenn ich nicht in einen Frack kriechen und Glacéhandschuhe anziehen wollte, was mir schon deshalb widerstrebt, weil es doch etwas zu viel Selbstvertrauen und Zuversicht an den Tag legt, und weil der Frack sich in ein Nessushemd verwandelt, wenn er sich gegen den dritten, vierten Akt hin entbehrlich zeigt. Ich machte daher meinen gewöhnlichen Spaziergang und las und kramte dann bis halb elf, wo meine Frau und Glasers, die so freundlich gewesen waren, mein neugieriges Töchterlein in ihre Loge mitzunehmen, vom Schlachtfelde zurückkehrten und mir das Resultat mitteilten. Vollständiger Erfolg; neunmal gerufen und nicht einmal gekommen. Gestern sah ich mir das Stück nun selbst an; Laube hatte mich mit Titi in seine Loge eingeladen und ich saß sehr gut, ohne gesehen zu werden. Gesteckt voll, große Aufmerksamkeit, nicht einmal Gelächter bei der Nachahmung der Vögelstimmen. Ich wurde wieder fünfmal gerufen; der alte Anschütz dankte und zeigte mir, wie ich mich in fünfundzwanzig Jahren präsentieren werde, wenn sie mir noch beschieden sind. Ich wurde den ganzen Abend den Gedanken nicht los, daß der Schöpfer eines solchen Gedichts bis auf den Namen vergessen werden konnte. Das geht mir über den Untergang Babylons und Ninives. Heute gratulierten mir zu dem Erfolg zwei Damen, deren Namen ich schon

oft las, als ich mich noch in Wesselburen befand, nämlich Charlotte von Hagn, die zu der Vorstellung ausdrücklich von München herüber gekommen ist, und Fanny Elsler. Wer mir damals, als meine Werke in Lizitations- und Distributionsprotokollen bestanden, so etwas vorausgesagt hätte, wenn ich Sonntags-Morgens aus dem Hamburger Freischütz ersah, wie viele Kränze man beiden die Woche zuvor in den verschiedenen Städten Deutschlands geworfen hatte! Märchenhaft; man schläft ein auf Stroh und erwacht in einem Palast.

Den 6. März.

Fünfte Vorstellung der Nibelungen; das Haus wieder ausverkauft. Welch einen Lärm das Stück hier machen muß, hatte ich auch gestern abend in der Italienischen Oper Gelegenheit, zu bemerken. Ich bin einmal wieder am Leben für die Wiener; mein alter Schädel, wenn ich ihn hie und da aus dem Hintergrund der Loge hervorstreckte, tat dem Maiblumengesicht der jungen Sängerin ordentlich Eintrag. Auch prangt meine Photographie, die griesgrämigste von allen, am Graben, neben der des Grafen Rechtern, eines niederländischen Diplomaten, der im Duell um eine H— gefallen ist; er und ich sind jetzt die Löwen des Tags, teilen die Ehre jedoch mit der Madame, die ihr eigener Mann, ein Jude, in seinem Interesse, artistisch flüssig gemacht haben soll. War mit Titi im Zirkus Renz; ganz die alten Empfindungen, wie in Paris, die ich in einem Epigramm niederlegte. Wunderbare Pferde; ein Mensch, der das Pferd und den Hund nicht liebt, wie z. B. in Wien der Professor Romeo Seligmann, weil er immer daran denkt, daß er auf dem einen den Hals brechen und von dem anderen die Wasserscheu bekommen kann, scheint mir unnatürlich. Eins der Tiere gefiel seiner Zierlichkeit wegen meiner Tochter gar zu sehr. Ich fragte: möchtest du's haben? Sie antwortete: Nein, aber es streicheln! Zum Schluß Löwenbändigung. Ein kolossaler Käfig wird verdeckt hereingeschoben, man nimmt den Bretterverschlag ab und eine alte Löwin samt ihren vier Jungen glotzt in das Meer von Licht, das die Hunderte von Gasflammen ausgießen, verdutzt und geblendet hinein. Nun strengt das Orchester sich an, als ob die alte taube Schildkröte, die nach der Vorstellung gewisser Völker den Erdkuchen auf ihrem Rücken trägt, aus dem Schlummer geweckt und zu ihrem ersten Freudensprung verlockt werden sollte; man wundert sich, daß die Trompeten nicht bersten und die große Trommel kein Loch bekommt. Währenddem steigt ein Mensch mit einer Peitsche zu den brüllenden Ungeheuern hinein,

reizt sie aufs äußerste, schlägt sie, zwingt sie, über ihn weg zu springen, reißt ihnen den Rachen auf und steckt seinen Kopf hinein, wirft sich auf sie, öffnet ihr Gebiß und klappt es wieder zu, wie einen Nußknacker und schießt zuletzt eine Flinte unter ihnen ab. Das heiß' ich, mit Feuer spielen! Interessant war es mir, die natürlichen Bewegungen dieser Geschöpfe zu beobachten; sie wehrten sich mit ihren Vorderpfoten ganz so, wie die Katzen.

Den 8. März

Ein Bienenzüchter leidet an einem starken Rheumatismus im Arm; eine Biene sticht ihn, und in demselben Maße, wie der Schmerz des Stichs zunimmt, verschwindet der andere. Als die Geschwulst sich legt, ist der Rheumatismus fort. Ein halbes Jahr später kehrt er infolge einer heftigen Erkältung wieder; nun läßt der Mann sich absichtlich in den kranken Arm stechen und das Resultat das nämliche. So meldet eine Zeitung. Die Frau von La Roche will etwas Ähnliches infolge eines Wespenstichs an sich erfahren haben. — Ich erzählte das Brücke, er lächelte und sagte: in allen diesen Fällen würde auch eine spanische Fliege gute Dienste geleistet haben, aber es gibt viele Formen des Rheumatismus, worin die spanische Fliege nicht wirkt und worin auch Bienen- und Wespenstiche nicht wirken würden. Das ist also nichts, aber nichtsdestoweniger will ich auf Tatsachen dieser Art aufmerksam sein. So gewiß es ist, daß es kein Mittel gegen den Tod gibt und geben kann, weil die Natur nun einmal das Gesamtleben vom Wechsel der Individuen abhängig gemacht hat, wie das Einzelleben vom Wechsel der Stoffe, so gewiß ist es auch, daß es gegen jede Krankheit ein Mittel geben muß, denn für die Beseitigung aller zufälligen Entwicklungsstörungen muß nach dem Grundprinzip der Natur so sicher gesorgt sein, wie für Essen und Trinken, und es wird sich nach Verlauf von Jahrtausenden nur noch darum handeln, ob man den rechten Arzt zur rechten Stunde ruft oder nicht. Ein Fall. In Hamburg auf dem Stadtdeich kommt eines Morgens zu meinen Wirtsleuten, den alten Zieses, ein Bauerweib mit Gemüse. Sie erblickt auf dem Fenstergesims eine Pflanze, ich glaube, es war eine Art Kaktus, setzt ihren Korb beiseite uud kniet nieder. Dann sagt sie: Das tu' ich jedesmal, sobald ich diesen „Baum" sehe, denn ihm verdank' ich's, daß ich wieder gehen und stehen kann; ich war gichtbrüchig, wie Lazarus, da riet man mir, den Saft seiner Blätter auszupressen und zu trinken, und davon wurde ich wieder gesund!

Den 9. März.

Morgens um zehn Uhr eine Deputation der Techniker; die Burschenschaft Libertas will mir einen Kommers geben. Seit Heidelberg sah ich die grünen Kappen nicht mehr.

Den 10. März.

Ich las, daß in der Brigitten-Au schon ein Weichselbaum blühen solle, das verdroß mich halb und halb, denn in der Regel entdecke ich die Boten des Frühlings zuerst, denn schon in der frühsten Kindheit wetteiferte ich und mein Bruder, wer das erste Maiblümchen usw. fände und der Triumphierende brachte es jubelnd zu Hause. Ich ging also heute nach dem Kaffee hinunter, spürte den Baum aber nicht auf und glaube auch kaum, daß er vorhanden ist, weil die übrigen, denen sogar das Laub noch mangelt, dann gar zu weit hinter ihm zurückgeblieben wären. Dagegen erblickte ich schon einige Ziegen, die sich an dem frischen Grün des Dammes gütlich taten. Das ist das Tier des armen Mannes, genügsam und dankbar, wie kein zweites; mit welcher Rührung sah ich im vorigen Jahr die beiden Pfleglinge meines Bruders!

Den 25. März.

Über meinen Geburtstag bin ich, wie im Traum weggekommen; ich war krank. Das ist denn so übel nicht; ich war ohnehin entschlossen, ihn nicht zu feiern. Nun sind die Fünfzig überschritten, und ich denke, man treibt's fort, wie bisher. Doch ist mir an diesem Tage so viel Herzliches und Freundliches zuteil geworden, daß es undankbar von mir wäre, wenn ich nicht eine kleine Um- und Rückschau hielte. Moritz Kolbenheyer in Oedenburg schickte mir zwölf Flaschen Ungarwein; ich habe ihn noch nicht gekostet, aber ich habe gesehen, mit welcher Andacht ihn andere tranken. Die Großherzogin von Sachsen-Weimar verehrte mir einen kostbaren silbernen Pokal; dafür bin ich Marschall den Dank schuldig. Marschall schrieb mir zugleich, der Großherzog habe mich zu seinem Hofbibliothekar ernannt, ohne Besoldung natürlich, wie ohne Verpflichtung; doch ist das Patent nicht eingetroffen. L. A. Frankl schenkte mir die Canovasche Gruppe, wie Theseus den Zentauren erlegt und fügte in Anspielung auf den Erfolg der Nibelungen sinnig bei, sie sei ein Symbol meines Doppelsiegs: der Kunst und des gebändigten Widerstandes; möge es ein prophetisches Wort gewesen sein. A. Stern aus Chemnitz stellte sich mit einem Sonett ein, La Roche brachte mir einen Toast der grünen Insel, von Konstantin Wurzbach gedichtet und am Abend zuvor gesprochen, Eitelberger

gratulierte mir in ein paar herzlichen Worten, Campe telegraphierte aus Hamburg und das vierjährige Töchterchen von Littrow brachte mir einen Blumenstrauß und eine Malerei der Schwester vor mein Bett. Auch Adolf Strodtmann ließ sich vernehmen, meinte jedoch seltsamerweise, ich würde wohl nicht mit Jubel, sondern mit Wehmut auf das abgelaufene halbe Jahrhundert zurückschauen und hielt mir eine förmliche Parentation, wie einem Lebendigbegrabenen. Das Schönste aber kam von Glasers; zwei Aquarellgemälde, die mir die ferne Vergangenheit unmittelbar vor die Augen und die Seele rückten, nämlich das Bild der Wesselburner Kirche und des Kirchspielvogt Mohrschen Hauses. Diese zarte Aufmerksamkeit hat mich tief gerührt! Das war kein flüchtiger, momentaner Einfall, den man ausführt, weil der Laden, an dem man zufällig vorbeigeht, Gelegenheit dazu bietet; das war ein Gedanke, der durch eine lange Kette von Händen laufen mußte, bevor er verkörpert werden konnte. An die Kosten freilich mag ich nicht denken!

Den 7. April.

Wunderbare Tage; man widersteht nur mit Mühe der Versuchung, Sommerkleider anzulegen. Das erste Sprenkelgrün der Bäume gleicht dem ersten Gefieder der jungen Vögel; es ist duftig und hingehaucht zum Wegblasen.

Den 10. April.

Gestern morgen erhielt ich endlich das Dekret aus Weimar, das mich zum Hofbibliothekar macht, es ist ein bloßer Titel, aber in Wien kann er mir nützen. Mittags empfing ich die Tantième für die ersten acht Vorstellungen der Nibelungen; sie belief sich auf 860 fl. und die Verrechnung zeigte, daß das Haus bis auf weniges am letzten Abend so voll gewesen war, wie am ersten. Um fünf Uhr dinierte ich beim Grafen Salm; ein großes Opfer von meiner Seite, da eine so späte Eßstunde mir den ganzen Tag zerreißt, aber ich mußte es bringen, denn der Graf war zweimal persönlich bei mir, um mich einzuladen. Ich sah dort die Fürstin Hohenlohe, seit Jahren zum erstenmal wieder, und hatte Mühe, die Prinzessin Wittgenstein in ihr wieder zu erkennen, so blaß, abgefallen und verschüchtert war sie. Sie hatte dies Zusammentreffen veranstaltet, indem sie mir nach der Aufführung der Nibelungen ein freundliches Billet schrieb, worin sie mich bat, ihre Freundin, die Gräfin Salm, die mich kennen zu lernen wünsche, einmal zu besuchen, was ich nach meiner Genesung tat.

Den 14. April.

Brief aus Mannheim vom Schauspieler Lehfeld. Die Nibelungen sind dort aufgeführt worden und „das riesige Werk hat einen riesigen Erfolg gehabt“, wie der Berichterstatter sich ausdrückt. Daran wird die Heidelberger Universitäts-Jugend, die schon zu meiner Zeit zu interessanten Vorstellungen hinüberpilgerte, einigen Anteil gehabt haben, und das ist mir ein angenehmer Gedanke. Aus Berlin die zweite Tantièmen-Verrechnung; im Februar war die siebente Wiederholung, trotz Kladderadatsch und Adolf Stahr. Die innere Kraft des Werkes muß doch nicht so leicht zu brechen sein.

Den 19. April.

Gestern abends fand der Studenten-Kommers statt, den die Libertas in Verbindung mit den übrigen Technikervereinen mir zum 18. v. M. zugedacht hatte. Noch immer nicht wieder gesund, ging ich nur ungern hin, aber ich konnte mich einer solchen Freundlichkeit unmöglich entziehen. So saß ich denn seit siebenundzwanzig Jahren zum erstenmal wieder unter Studierenden, und was ehemals auch für mich volle, schöne Wirklichkeit war, ging als Schauspiel, Traum und Schatten an mir vorüber. Ein langer, langer Saal; Zugang durch ein mit Lampen erhelltes Gärtchen, die Wände mit Fahnen und Emblemen, unter denen sich natürlich Germania und Libertas hervortaten, bunt aufgeschmückt, und an hundert junger Leute in ihren roten, grünen und blauen Kappen und mit den phantastisch geformten Pfeifen, ohne die der Bursch defekt sein würde, um die Tische herumgelagert. Sie führten zum Teil wunderliche Namen; es fand sich Winkelried von der Silesia, und auch ein Hebbel war da, der schon zu der Zeitungsnotiz, daß ein Sohn von mir Technik studiere, Anlaß gegeben hatte. Mir wurde mein Platz oben beim Präses angewiesen; Kulke hatte ich mitgebracht, um doch mit der Jugend nicht ganz allein zu sein, es kamen aber auch einige Professoren, unter anderen der Weltumsegler Hochstetter und Freund Frankl. Reden, Gedichte, Trinksprüche, bei denen ich, wie auf Kohlen saß. Aber Napoleon sagte: Es ist einerlei, *wofür* der Jüngling sich begeistert, *wenn* er sich nur begeistert! Und dies tiefsinnige Wort half mir zuletzt über die Verlegenheit hinweg. Ein schönes Blatt, von dem Maler der Verbindung ausgeführt und mit den Unterschriften der sämtlichen Mitglieder versehen, ward mir zu bleibendem Andenken verehrt; mein Bild, nach einer Photographie, und ringsherum Gruppen aus Judith, Gyges, Mutter und Kind und den Nibelungen.

Den 3. Mai.

Endlich einmal wieder ein poetischer Atemzug; das Gedicht: Diokletian! Sonst bin ich so prosaisch-nüchtern und unproduktiv, wie man es sein kann, wenn das ganze Nervensystem sich in einen rheumatisch-hämorroidalischen Knoten verwandelt hat.

Den 5. Mai.

Ein paar Stücke von Viktor Hugo wieder gelesen; zum erstenmal seit langer, langer Zeit. Marion de Lorme, le Roi s'amuse, Hernani! Welche Mißgeburten! Und doch Phantasiegebilde, keine Rechenexempel! Das Merkwürdige liegt aber gerade darin, daß die Phantasie bei dem Franzosen durchaus mit dem Kunstverstand keine Ehe eingehen zu können scheint. Wie das sogenannte „Ideal" ihrer klassischen Tragödie eine hohle Abstraktion ist, so der ihm mit so vielem Lärm und so großem Stolz entgegengesetzte „Naturalismus" der Romantiker nicht minder. Sie müssen alles in flüchtige Gase auflösen, oder in tote Asche verwandeln; die schöne Mittelstufe, auf der die Erscheinung sich in ihrem vollen Rechte behauptet, ohne das Gesetz, aus der sie hervorging, darum zu verdunkeln oder gar zu ersticken, ist ihnen unbekannt. Übrigens steige ich lieber mit Corneille und Racine in den Luftballon, als ich mich mit Viktor Hugo und Konsorten in den Mist einwühle.

Den 9. Mai.

Du blicktest in Geduld,
Gehüllt in dein Gefieder,
Vom kahlen Zweig hernieder,
Vom Sturm noch eingelullt.

Und ruhig trankst du auch,
Im Sterben noch zufrieden,
Den dir ein Gott beschieden,
Den letzten kühlen Hauch!

Diese Verse gehen mir den ganzen Tag im Kopf herum; sie stammen aus einem alten, schon in Wesselburen entstandenen und verbrannten Gedicht, worin ich das Leben eines Vogels schilderte. Wie das längst Vergessene so plötzlich wieder auftaucht!

Den 15. Mai.

Wunderbar schöne Tage! Wenn man den Horaz studiert, namentlich die Satiren und die Episteln, so wundert man sich durchaus nicht mehr über die spätere Kaiserzeit. Sie war unter August schon in allen ihren Vorbedingungen da, sogar in seinem

eigenen Hause, die Fäulnis griff unaufhaltsam um sich und da Rom die ganze Welt ausgesogen hatte, so mußte der Verwesungsprozeß statt der gewöhnlichen Maden die ungeheuersten Lindwürmer erzeugen, welche die Welt an ihm rächten. Ich glaube, die Historiker haben den Horaz zu wenig und den Juvenal vielleicht zu viel benutzt.

Den 19. Mai.

Heute Mozarts Requiem einmal wieder gehört, in der vortrefflichsten Weise von den Mitgliedern der Hofoper exekutiert. Ich habe diesen Genuß dem verstorbenen Grafen Lanckoronski, dem Oberstkämmerer und Theaterdirektor, zu danken, weil es zu einem Totenamt aufgeführt wurde, und das ist der einzige Dank, den ich ihm schuldig geworden bin. Das Glimpflichste, was man von ihm sagen kann, ist, daß er sich von seinem Subaltern schmählich hat mißbrauchen lassen. — — — — — — — —

Den 26. Mai.

Unser siebzehnter Hochzeitstag! Wir waren nachmittags in Schönbrunn; allein, Vater, Mutter und Kind, und ich wollte, wir wären es immer gewesen. Die praktischen Nationen, die Italiener, Franzosen und Engländer, die sich fest in ihrem Familienkreis abschließen und kein fremdes Element zulassen, folgen einem sehr richtigen Instinkt. Was hab' ich davon, daß ich mich zehn Jahre lang mit sogenannten Freunden schleppte und jeden Abend um acht Uhr ängstlich zu Hause eilte, um ja für sie daheim zu sein! Viele kostbare Stunden habe ich geopfert, den Meinigen oder meinen Arbeiten entzogen, und mein Gewinn besteht darin, daß ich mich nicht umsehen darf. Denn, wie hell das Licht auch in der Vergangenheit brennen mag, überall fällt mein Blick zuerst auf diese Larven, die es umtanzen, und das erfüllt mich mit einem solchen Schauder, daß ich selbst von der schönen Sternenkette der Weihnachtsabende mein Auge abwenden muß.

Den 6. Juni.

War im Lichtenstein-Garten, um den furchtbaren Schirokko zu ertragen. Massen von Kindern! Wer sich auf die Algebra dieser unbestimmten Größen verstünde! Auch Napoleon sprang einmal so herum und schrie nach Kirschen.

Den 13. Juni.

Gestern abend die Nibelungen. Ein gesteckt volles Haus; ohne Beispiel um diese Zeit. Unter dem Publikum, das sich

die Urweltsrecken ansah, bemerkte meine Tochter auch die drei Zwerge, die zuletzt im Treumanns-Theater gastierten. Sie waren höchst andächtig; die kleinen Männer freuten sich von Herzen über die großen und gaben ein gutes Beispiel, denn diese Eigenschaft ist die seltenste von allen.

Mittags beim Begräbnis des jungen Laube, einzigen Sohns seines Vaters. Ich hätte um alles in der Welt nicht fehlen, freilich aber auch um alles in der Welt meine Teilnahme nicht in Worten aussprechen mögen; eben weil sie echt und darum empfindlich war. Kläglich benahm sich der Schauspieler Ludwig Löwe; er stand in einer Ecke der Kapelle und skandalisierte sich über seine Kollegen, daß sie sich so zahlreich eingestellt hatten. Sie steckten es ruhig ein, statt ihn zu fragen, warum er selbst denn nicht ausgeblieben sei. In diesem Mann hat der Komödiant den Menschen rein aufgezehrt; ihm ist Unrecht widerfahren, gewiß, und ich habe es oft ausgesprochen, aber wer das in solchen Momenten nicht vergißt, der hat es fast verdient! Dabei ist er den Siebzigen nah!

Den 21. Juni.

Wie reich kommt man sich in der Jugend vor. Und im Alter ist man der Vogel, der den Ozean austrinken und den Berg, Sandkorn nach Sandkorn, abtragen soll! Aber beides muß sein.

Den 25. Juni.

Heiße Tage. Im Verein mit diesen fangen die Bäder an, zu wirken. Ich bekomme, wenn ich in der Wanne liege, wieder gute Gedanken, und das ist bei mir immer ein untrügliches Zeichen.

Goethe will im zweiten Teil des Faust Öde und Einsamkeit schildern und räumt zu diesem Zweck die Wellenbewegung und die Wolkenbildung weg. Aber das genügt nicht; so lange der Mensch seine Atemzüge und seine Pulsschläge zählen kann, fühlt er sich zu zweien, ist wenigstens nicht ganz allein.

Den 26. Juni.

Furchtbare Schwüle. Um halb fünf Uhr ein Gewitter mit einem wahren Weltuntergangsregen. Ich beobachtete vom Salon aus die Vögel, die sich in den großen Birnbaum flüchteten. Ein Stadel und eine Meise waren mir besonders merkwürdig. Das Meislein saß ganz ruhig, bis alles vorüber war, hinter einem ganz kleinen Ast und drehte nicht einmal das sonst doch so bewegliche Köpfchen; wohl eine halbe Stunde lang. Der Stadel gewöhnte sich nach und nach an den Aufruhr der Elemente; er veränderte von Zeit zu Zeit die Stelle und klaubte Insekten ab.

Den 25. Oktober.

Eine große Leidensperiode, die noch nicht vorüber ist, so daß ich sie erst später fixieren kann. Aber seltsam genug, hat seit 14 Tagen der poetische Geist angefangen, sich in mir zu regen, es entstanden anderthalb Akte des Demetrius, obgleich ich, durch Rheumatismen verhindert, kaum imstande war, sie niederzuschreiben, und wenn es so fort geht, darf ich hoffen, das Stück im Winter unter Dach und Fach zu bringen. Wunderlich-eigensinnige Kraft, die sich jahrelang so tief verbirgt, wie eine zurückgetretene Quelle unter der Erde, und die dann, wie diese, plötzlich und oft zur unbequemsten Stunde, wieder hervorbricht!



Friedrich Hebbel

Sämtliche Werke in zwölf Bänden

*

Nebst Auszügen aus den Tagebüchern und einer Auswahl von Briefen des Dichters

*

Herausgegeben und eingeleitet von Adolf Stern

*

Zwölfter Band

Berlin—Leipzig

Verlag von Th. Knaur Nachf.

Druck von Hallberg & Büchting (Inh.: L. A. Klepzig), Leipzig.

Inhalt.

Seite

Briefe (Auswahl).



Einleitung.

Die Briefe Friedrich Hebbels, nicht nur wichtige und tief bedeutsame Zeugnisse seines äußeren Lebens und seiner inneren Entwickelung, sondern auch gleich den Tagebüchern des Dichters eine schier unerschöpfliche Fundgrube großer Anschauungen, ursprünglicher Gedanken über Welt, Leben und Kunst, wurden zum größten Teil in dem zweibändigen, mehr als tausend Seiten zählenden, von Felix Bamberg gesammelten und herausgegebenen Werke „Friedrich Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen" (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung 1890—1892) zuerst veröffentlicht. Als reiche „Nachlese" folgten „Friedrich Hebbels Briefe" unter Mitwirkung Fritz Lemmereyers von Richard Maria Werner (Berlin, Behrs Verlag); andere seither ungedruckte Briefe des Dichters mögen schwer aufzufinden, zum Teil wohl auch verloren sein. Für die als Schlußband dieser Ausgabe getroffene Auswahl ließ sich durchaus aus dem Reichtum der Bambergschen Sammlung schöpfen, auf deren Inhalt nach wie vor vollkommen zutrifft, was ich an anderer Stelle (Studien zur Literatur der Gegenwart, 2. Aufl. Dresden 1898, S. 21) zur Charakteristik der Hebbelschen Briefe hervorgehoben habe. „Sie legen klar alle Fäden dar, die von dem Kern der mächtigen Persönlichkeit auslaufen, lassen die Rückwirkungen einer bewegten Zeit auf einen Dichter erkennen, der in frühester Jugend schon den Kreis seiner Teilnahme und seiner Darstellung so weit spannte, wie es eben der große Dramatiker vermag, der ‚die Welt mit allen Lebensströmen und von Gott an bis zum unseligsten Narren herunter' umfassen wollte. — Was an tiefster Ursprünglichkeit, an Welt- und Kunsteinsicht, an Stimmungskraft in diesen Briefen waltet, die zugleich großenteils stilistische Meisterstücke sind, das erhebt sich weit über den zufälligen Anlaß der Aussprache, das hat Anspruch auf Dauer und lebendige Nachwirkung, wie nur irgend ein Dichterwerk."

Daß die nachstehende Auswahl von Briefen Hebbels vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, unter diesem Gesichtspunkt getroffen worden ist, daß sie in ihrer chronologischen Folge eine wichtige Ergänzung zu der knappen Biographie des Dichters bildet, daß das innerste Wesen, das ureigenste Schicksal, wie der rastlose Geist und die völlig selbständige Bildung des Dichters auch im enggedrängten Rahmen dieser kleinen Folge Hebbelscher Briefe treu gespiegelt erscheint, wird den Lesern nicht entgehen. Ohne Zweifel offenbaren sich die Eigenschaften, die schweren inneren Kämpfe, in denen sich der Dichter emporrang, die Grundzüge und treibenden Kräfte seiner schöpferischen Natur, wie die Fülle seiner Erkenntnisse auch noch in zahlreichen Briefen, die in dieser Auswahl

fehlen. Doch bin ich der Meinung, daß die hier in chronologischer Folge gebotenen Briefe keinen bedeutenden Charakterzug des Dichters, keine seiner bleibenden Anschauungen und keine wichtige Einwirkung des Lebens auf seine Persönlichkeit vermissen lassen, daß mindestens die Mehrzahl der Briefe mitgeteilt ist, in denen die Natur Hebbels, hier mit elementarischem Ungestüm, dort mit der reifen Überlegenheit seiner spätern Mannesjahre Ausdruck gewinnt. Die chronologische Anordnung bedarf wohl keiner Entschuldigung. Da es sich lediglich um Briefe Hebbels selbst, nicht um Zuschriften und Erwiderungen an ihn handelt, so erscheint die natürlichste Folge als die beste. Läßt sich nicht behaupten, daß der Dichter irgendwo mit Verleugnung seiner selbst und seiner bleibenden Lebensaufgabe zu jedem in seiner Sprache geredet und jemals mit jedem Spezialisten als Spezialist verkehrt habe, so gewinnt nichtsdestoweniger die wunderbare Energie, mit der Hebbel seine Grundüberzeugung: „daß die künstlerische Phantasie das Organ sei, das diejenigen Tiefen der Welt erschöpft, die allen übrigen Fakultäten unzugänglich sind" vertritt und der gewaltige Ernst, mit dem er sich des ganzen Gehalts der Welt und der Zeit bemächtigt, um ihm eine neue Form zu geben, in der Reihe seiner Briefe mannigfache und originelle Gestalt. Für die volle Erkenntnis der warmen und leidenschaftlichen Teilnahme des Dichters am Leben, an seinen wechselnden Erscheinungen, für die reinen Gefühle und zarten Regungen seiner starken Seele, für die rückhaltende, fast verschämte Anmut, mit der diese Gefühle und Regungen sich kundgeben, treten einzelne seiner Briefe den lyrischen Gedichten Friedrich Hebbels beinahe zur Seite und gehören jedenfalls zum vollen Bilde des Mannes, das in der Vorstellung von Tausenden lebendig zu werden beginnt.

An Th. Hedde.

Wesselburen, 23. Mai 1832, nachts 12 Uhr.

Zürne nicht, lieber Freund, daß ich Dir so lange nicht geschrieben habe und schreibe dieses ja keinem Erkalten meines Herzens für Dich zu. Ich habe sehr viele Entschuldigungsgründe, und der erste schon dürfte ausreichend sein, indem er darin besteht, daß ich seit c. 4 Wochen (krankhafter körperlicher Stimmung halber) nicht imstande gewesen bin, einen lesenswerten Brief zu schreiben; auch bin ich ziemlich mit Arbeiten beladen gewesen, und habe mich gegenwärtig selbst für einige Jahre in ein Hiobsjoch gespannt. Ich lerne nämlich Latein, bei Schacht, seit Sonntag und habe große Lust zur Sache, so daß ich alle dichterischen Arbeiten zurückgelegt und mir vorgenommen habe, der Sprache wenigstens 1 Jahr ununterbrochen zu widmen und während dieser Zeit gar nicht zu poetisieren. Meinen Entschluß, Schauspieler zu werden, habe ich aufgegeben, denn ich zweifele, daß ich Talent dazu besitze; dies ist freilich auch von vorneherein nur ein Entschluß gewesen, den die Not reifte; ich habe mich entschlossen, alles aufzubieten, um noch zu studieren; zwar weiß ich nicht, wie ich dies bewerkstelligen soll, aber es wird sich ja wohl ein Weg durch diesen Felsen auftun; ich bitte Dich indes, hierüber gegen niemand etwas zu äußern, indem ich es sogar hier vor jedermann geheim halte. Der Teufel hole ein Leben, das selbst nicht weiß, wohin es führt.

Ich habe in diesen Tagen (vor dem Anfang der lateinischen Epoche) eine Menge politischer Gedichte geschrieben. Lache nicht über den Titel! Ich würde Dir etwas davon mitteilen, aber die Zeit ist zu spät und abgeschrieben habe ich nichts davon. Bei Gelegenheit. Ich zweifle, daß ich etwas davon drucken lassen werde, es möchte mir nicht gut bekommen, wiewohl die Wahrheit rein gesagt ist.*) — — — — — — — —

*) Schluß fehlt.

An Elise Lensing!

Wesselburen, Februar 1836.

Meine liebe Elise!

An einem kalten Wintertage sitze ich in der Stube meiner Mutter, die in diesem Augenblick — es ist neun Uhr morgens — das Kaffeegeschirr vom Tisch nimmt, um mir Platz zum Schreiben zu machen. Es ist merkwürdig, wie nicht allein einzelne Menschen, sondern ganze Verhältnisse, in gewissen Augenblicken ihre Auferstehung feiern. Fäden der Liebe, der Freundschaft, ja des ehemaligen, nun aber längst verschwundenen Bedürfnisses, knüpfen sich wieder an und umspinnen die Seele mit einem Netz, welches unzerreißbar scheint; und dennoch dauert es oft nur wenige Stunden und die Bande sind wieder aufgelöst und das Herz fühlt sich durch alles das, was es noch eben vorher beglückte und entzückte, geängstigt, und man flieht einen vollen, innigen Lebenskreis, wie den ekelhaften Spuk eines Kirchhofs. Hierin offenbart sich die Ohnmacht des Menschen von ihrer entsetzlichsten Seite; er ist nicht imstande, alles festzuhalten, was er festhalten möchte und sollte; aber, wenn im Reiche der mineralischen und vegetabilischen Natur zwei Kräfte sich nur *dann* trennen, wenn eine noch verwandtere, noch reichere Kraft sich ihnen zu inniger Wechselwirkung naht, so kann der Mensch sich im Verhältnis zum Menschen einer solchen *Wahlverwandtschaft* nur selten rühmen, ihn trifft der Bibelspruch: „Die *letzten* sollen die *ersten* sein!"

Es waren wunderliche Gefühle, mit welchen ich den Dithmarsischen Grund und Boden wieder betrat. Mir war, als ob ich zu einem alten, fast vergessenen, Freunde wieder zurückkehrte; ich hatte mich in der Ferne nur der unangenehmen Seiten des Freundes erinnert; wie ich ihm aber wieder ins Auge sah, ging mir das Andenken so mancher seligen Stunde, die mir durch ihn geworden war, im Gedächtnis auf, daß ich mich nun ebenso geneigt fühlte, ihm in der Liebe zu viel zu tun, wie ehemals in der Gleichgültigkeit. Meine Reise ging sehr gut vonstatten; in 6 Stunden kamen wir mit unserem Fuhrwerk von Altona nach Brunsbüttel, in einem Tage marschierten Alberti und ich von Brunsbüttel nach Wesselburen. Der Herzlichkeit, mit welcher ich hier von allen Seiten empfangen wurde, glich nur diejenige, mit welcher ich allem, was ein Recht auf meine Neigung hatte, entgegenkam; ich lebe hier jetzt so heiter, so erschließend und gesellig, als ob ich ewig hier leben sollte; und dennoch erwacht besonders heute Morgen in mir jene innere Unruhe, die Du kennst

und die, wie ein Sturmvogel, mir das Ende der glücklichen Tage in Dithmarschen voraussagt und mich bewegt, mein Schiff segelfertig zu machen.

Ich bin immer bei Dir gewesen und umarme Dich!

Dein

Meine Mutter läßt Dich grüßen. Friedrich.

An Elise Lensing.

Heidelberg, am 1. Osterfeiertag 1836.

Soeben habe ich von meinem Logis Besitz genommen und fühle jetzt kein anderes Bedürfnis, als Dir zu schreiben. Ich bin so sentimental, wie ein junges Mädchen, welches zum erstenmal empfindet, daß es ein Herz hat; ich könnte mich sogleich auf den Postwagen setzen und nach Hamburg zurück fahren, Berge sind ein schlechter Ersatz für geliebte Menschen. Dies wird vorüber gehen und muß vorüber gehen — aber wahr ist es, der Abschied ist ein bloßes Fegefeuer und die Hölle beginnt, wo die Reise aufhört und der neue Lebenskreis anfängt. Könnte ich jetzt eine Stunde mit Dir in Deinem kleinen Kämmerlein sitzen, so läge darin mehr Lebensgenuß, als meine ganze Universitätszeit mir bieten wird. Von den Universitätsjahren verspreche ich mir überhaupt wenig Freude, über die Jahre, worin man sich mit Vergnügen von der Welt absondert und, statt ins allgemeine Meer zu verfließen, lieber als seichtes, elendes Bächlein dahin schleicht, bin ich hinaus, besaufen mag ich mich nicht, obwohl ich besoffen sein mag, und selbst die Beschäftigung mit der Wissenschaft wird mir wenig Erfreuliches gewähren, denn ich habe schon zu tief in das Nichts aller menschlichen Bestrebungen geblickt, und man pflanzt nicht gern einen Baum, von dem man weiß, daß er nur Holzäpfel trägt. Die Natur behauptet eigensinnig ihren Gang; was im Mai nicht blüht, wird's im September nicht nachholen. Dies mag gern Hypochondrie sein: einerlei, die Hypochondrie wäre nicht da, wenn etwas anderes da wäre!

Meine Reise ging sehr gut vonstatten. Bereits gestern Abend langte ich in Heidelberg an, und ich würde sogleich an Dich geschrieben haben, wenn ich nur im Besitz von einem Bogen Papier gewesen wäre. Ich will Dir eine kurze Reisebeschreibung geben; eine längere verspar' ich fürs Morgenblatt, um die 70 M., die die Reise mir gekostet hat, wieder herauszubringen. Am Sonnabend übernachteten wir in Bergedorf, wo ich mich entsetz-

lich besaufen mußte. Am anderen Morgen befand ich mich abscheulich schlecht; gegen Mittag verging das wieder. Die nächste Nacht brachten wir in Uelzen zu, und die dann folgende in Gifhorn. Am Dienstag, morgens um 9 Uhr trafen wir in Braunschweig ein; nachmittags 3 Uhr fuhren Gravenhorst, Rendtorf und Patow nach Goslar ab; ich mußte, da die Post nicht früher ging, bis zum Mittwoch in Braunschweig bleiben. Ich glaubte, Heinrich Laube dort zu treffen und hätte ihn jedenfalls aufgesucht; er war aber in Hannover. Ich besah mit besonderem Vergnügen die Folgen der Braunschweiger Revolution, nämlich das neue Schloß, und war unverschämt genug, einen Braunschweiger zu fragen, ob das auch wieder angesteckt werden solle. Mittwoch, abends um 10 Uhr, erreichte ich Göttingen, Morgens gegen 4 Uhr Cassel. Cassel ist eine schöne Stadt; unter anderen Gebäuden bemerkte ich ein „hohes kurfürstliches Hof-Hospital". Ich möchte wissen, ob der Hof viel Gebrauch davon macht? Dann: Morgens fuhr ich von Cassel nach Frankfurt ab, woselbst ich Freitag gegen 9 Uhr eintraf. Hier verweilte ich, da die Messe schon in vollem Flor war, einen Tag. Wie ich herein fuhr, erinnerte ich mich, daß Goethe dort geboren und Börne dort gestorben ist. Morgens um 5 Uhr fuhr ich nach Heidelberg, woselbst ich abends um 6 eintraf. Der Hausknecht im Hotel de Nassau erbot sich sogleich, mir Logis zu besorgen; er hat mir sehr gutes besorgt. Ich bewohne ein großes, geräumiges, nahe bei der Universität belegenes Zimmer, welches mit einer Kommode, einem Tisch, einem Schreibpult, zwei Stühlen, einem Kleiderschrank und einem — Sofa möbliert ist; außerdem habe ich ein freundliches Schlafkämmerlein mit Zubehör, Aufwartung, Hausschlüssel &c., und alles für 24 Gulden per halbes Jahr (nicht über vierzig Mark nach dortigem Gelde) was für eine so frequente Universitätsstadt, wie Heidelberg, gewiß billig ist. Meine Wirtsleute scheinen gute Leute zu sein, es logieren außer mir noch 4 Studenten im Hause.

Es ist Abend, die Uhr ist 8, ich habe meinen Tee getrunken und denke so recht innig an Dich. Vielleicht sitzest Du in diesem Augenblick mit der Molly zusammen und sprichst von mir. Das Bild dieses Mädchens ist mir unangenehm in der Erinnerung, ich kann's nicht ausstehn, wenn die Weiber mit ihrem Herzen zu Markt ziehen, wie mit einer Ware, die man möglichst gut anzubringen sucht. Doch magst Du sie, wenn Du es mit Schick machen kannst, immerhin von mir grüßen; ein Gruß bedeutet heutzutage nicht viel mehr, wie ein „guter Tag!" den man auf der Straße ohne Unterschied einem jeden zuruft.

Von Heidelberg kann ich Dir noch nicht viel schreiben, nur dies, daß die Mandelbäume blühen. Bei Engelmann bin ich noch nicht gewesen; vielleicht verabrede ich mich mit diesem zur Herausgabe eines Bändchens von Novellen, obwohl ich noch sehr zweifelhaft bin, da, wenn das Morgenblatt meine Skizzen nur aufnehmen wollte, was ich hoffen darf, mehr Vorteil dabei heraus käme, und da ich um die Ehre, als deutscher Novellendichter mit genannt zu werden, blutwenig gebe. Ich werde an Hauff schreiben, sobald ich Engelmann gesprochen habe. —

Neugierig bin ich, wie's mir bei den hiesigen Professoren gehen wird. Ich glaube nicht, daß sie mich immatrikulieren werden, doch soll mir dies ziemlich gleichgültig sein, da ich die Kollegien ja jedenfalls hospitieren kann und es mir gar nicht darauf ankommt, ob sich ein echter deutscher Bursche mit mir schlagen will, oder nicht.

Nach Stuttgart kann ich von hier in einem Tage kommen und sehr wohlfeil dazu, da fast immer Gelegenheit ist. Mannheim liegt kaum anderthalb Stunden von Heidelberg, beide Städte werde ich besuchen.

Ich schreibe allerlei tolles Zeug durcheinander und muß den Brief schließen, wenn ich ihn nicht zerreißen soll. Es gibt Dinge, die man, wenn sie einmal schlecht geschrieben sind, nicht besser schreiben kann, dahin gehören Reisebeschreibungen. Ich grüße und küsse Dich tausendmal und nenne Dich meine gute, teure, einzige Elise! Sei nicht grausam und laß' mich nicht all zu lange auf einen Brief von Dir warten, ich schmachte darnach. Das verfluchte Papier ist zu Ende, aber ich kann den Brief noch immer nicht schließen. Leichter war's mir ehemals, aus Deinem Hause fortzugehen, ich konnte ja wieder kommen, sobald ich wollte. Nun, jedenfalls soll's nicht sehr lange werden, daß wir uns wieder sehen; ich hoffe — obwohl ich in diesem Augenblick mit meinen Produkten unzufriedener bin, wie jemals, — in lit. Hinsicht bald etwas zu verdienen, und die ersten paar Taler, die ich übrig habe, verwende ich auf eine Reise zu Dir. Ach, das verfluchte Geld! Hätte man den Bettel, wie glücklich könnte man sein. Jetzt fühlt man sich auf jeden Schritt eingeengt und beschränkt. Noch einmal, mein teurer Engel, lebe wohl!

Grüße Deine Eltern!

Adr.: Litt. D. Nr. 146, bei Herrn Knopfmacher Neuer, Untergasse Zimmer Nr. 3. —

Ich will den Brief heute (Mittwoch) zur Post tragen und sage Dir, Du treue Seele, noch einmal guten Morgen. Wäre das Wetter nicht so schlecht, so würde meine Stimmung besser

sein, aber jetzt, wo ich beständig zu Hause sitzen und mich dabei erinnern muß, daß ich nicht hinübergehen kann zu Dir, verfluche ich Süddeutschland und besonders mich selbst. Freilich, so, wie wir's in Hamburg hatten, konnte und durfte es nicht länger bleiben, aber bei Gott, der Faden ist nur darum abgerissen, um ihn sobald, wie möglich, fester wieder anzuknüpfen. Du bist nicht die erste in Schönheit und Jugend, aber Du bist in Deiner grenzenlosen Liebe und Hingebung das einzige weibliche Wesen auf Erden, welches mich noch mit Glück und Freude zusammenknüpfen kann. Wie steht's mit Deiner Gesundheit?

An Ludwig Uhland.

Hochverehrter Herr!

Ich verehre Sie zu sehr, als daß ich nicht nach der vielleicht nicht ganz zu mißbilligenden Art junger Leute, die sich zum wenigsten ernsten Strebens und redlichen Willens bewußt sind, bei meinem jetzigen, dem Ihrigen um ein Beträchtliches näher liegenden, Aufenthaltsorte mit geziemender Ehrfurcht einen schüchternen Versuch der Annäherung wagen sollte. Es ist das Schicksal hochgestellter, bedeutender Männer, daß Menschen der verschiedensten Klassen sich um ein Verhältnis zu ihnen bemühen; und wenn dieses oft genug, mehr, als billig, beschwerlich fallen und ohne Nutzen, wie ohne Freude, vorübergehen mag, so mag es sich doch zuweilen durch innere oder äußere Ergebnisse zu beiderseitiger Zufriedenheit belohnen. Daß letzteres mit Bezug auf mich der Fall sein werde, wage ich nicht zu hoffen; aber ich glaube, daß der einfache Ausdruck der Dankbarkeit einer zum Bewußtsein gekommenen Individualität, auf deren Ausbildung zum Denken und Dichten Sie den entschiedensten Einfluß gehabt haben, Ihnen nicht ganz gleich sein wird. So sage ich Ihnen denn zuerst meinen Dank für eine mir auf eine naiv-jugendliche Zuschrift unterm 22. Sept. 1832 nach meinem Vaterlande Norderdithmarschen hin gewordene menschenfreundlich-teilnahmvolle Antwort, die mich im Innersten erquickte, und, wie sie den idealisch-ausschweifenden Jüngling zart, aber fest, aufs Leben verwies, ihn auch einen kleinen Kreis, worin er sich befand, und die Hilfsmittel, die dieser ihm bot, nach Gebühr schätzen lehrte. Ich arbeitete, Ihrem Rate gemäß, nach allen Kräften an meiner inneren Entwickelung fort, und erzielte eben dadurch nach einigen Jahren eine günstige Wendung auch der äußeren Umstände, indem

ich in Veranlassung angeknüpfter literarischer Verbindungen, meine viel Zeit, doch wenig Kräfte in Anspruch nehmende Kopistenstelle, nachdem ich sieben Jahre darin ausgehalten hatte, aufgeben und nach Hamburg abgehen konnte, woselbst ich meine Kenntnis der Literatur zu erweitern strebte. In diesem Sommer bin ich, nach einjährigem Aufenthalt in Hamburg, zur Universität Heidelberg abgegangen, um hier, so weit und solange meine Mittel, die freilich über einen geringfügigen literarischen Erwerb nicht hinausgehen, es erlauben, für meine weitere Ausbildung, und, wo möglich, für irgendeinen künftigen Beruf, wirksam zu sein, höre, in Übereinstimmung mit Neigung und teilweise erlangter Geschäftsfähigkeit, juristische Collegia und bin nebenbei noch nach mancherlei Seiten tätig. Zugleich beschäftige ich mich mit Sonderung und Überarbeitung einer Masse poetischer Produktionen, die ich, nicht ohne Rücksicht auf meine mehr als unsichere Subsistenz, in guten Stunden für den Druck vorbereite und die ich über kurz oder lang, je nachdem sich ein Verleger findet, herauszugeben gedenke, was ich um so eher wagen darf, als ich, wenn mir über objektiven Wert dieser Sachen auch kein Urteil zusteht, mich doch überzeugt halten muß, daß ich schwerlich zu irgendeiner Zeit bessere hervorbringen werde. Nun fühle ich das lebhafteste Bedürfnis, meine Gesinnungen gegen einen Mann, der, wie nie ein anderer, geistig auf mich gewirkt hat und dessen vortrefflichen Gedichten ich meine geringen Einsichten in Grund und Zweck aller Kunst ausschließlich verdanke, ein Denkmal zu setzen und meinem Herzen Genüge zu tun, wo ich meinem Geiste gewiß nicht Genüge zu tun vermag. Und so komme ich denn zu dem nächsten Zweck dieses Briefes, welcher kein anderer ist, als, Sie um die gütige Erlaubnis zu ersuchen, Ihnen ein Bändchen poetischer Versuche dedizieren zu dürfen. Sie haben — ich muß es noch einmal anführen, denn ich hoffe, dadurch meine Bitte begründen zu können — auf Entstehung und Wesenheit jener Gedichte den größtmöglichsten Einfluß gehabt. Goethe wenig kennend und darum bei der oftmals orakelhaften Präzision seiner Kompositionen verschmähend, mit Schiller auf dem Felde unfruchtbarer Reflexion umher irrend, traten Sie mir als Apostel, zugleich der Natur und der Kunst, entgegen, wiesen mich für Anschauung auf das Einfach-Menschliche zurück und führten mich einen Gipfel hinan, dessen Höhe ich freilich nur daran erkannte, daß mir der Atem ausging. Mit Entzücken erinnere ich mich des Augenblicks, wo mir Ihre erste Romanze: „Des Sängers Fluch“ in die Hände fiel; ich datiere seitdem eine neue Epoche. Jahrelang kannte ich keine Festtage, als die, welche mir durch Ihre Gedichte, in deren Besitz ich mich zu setzen wußte, gemacht

wurden, und noch neulich hat mir das in Idee und Ausführung in der deutschen Literatur einzig dastehende „Glück von Edenhall" den reinsten Genuß Ihres unendlich-harmonisch arbeitenden Geistes gewährt.

Es könnte Ihnen auffallend erscheinen, daß ich Sie um Erlaubnis zur Dedikation ersuche, bevor ich noch über die Zeit, wann mein Buch erscheinen wird, im klaren bin. Der Grund liegt darin, daß ich vielleicht, durch meine Lage gezwungen, früher, als ich wünsche, nach Norddeutschland aus dem schönen Süden zurückkehren muß.

Indem ich zur Probe und geneigten Beurteilung einige der Gedichte anzuschließen erlaube, bin ich, Ihrer gütigen Äußerung entgegen sehend,

Hochverehrter Herr,
mit vollkommenster Hochachtung und reinster Verehrung
ganz ergebenst

Heidelberg, d. 4. Juli 1836.

Ch. F. Hebbel.
Adr.: Knopfmacher Neuer, Untere Straße.

An Elise Lensing.

München, d. 30. Sept. 1836.

Nach einer 18tägigen Reise, liebe Elise, bin ich am gestrigen Tage, frisch und gesund an Leib und Seel' in München eingetroffen, und eile jetzt, obwohl ich von den Eindrücken der Reise und dieser Kunst und Leben hoch bedeutenden Stadt noch nicht einmal mir, geschweige denn Dir, Rechenschaft ablegen kann, Dir ein Lebenszeichen zu geben.

Ich bin über Straßburg nach Stuttgart und dann über Tübingen, Reutlingen und Ulm nach München gereist, habe also eine höchst bedeutende Strecke, von mehr als 70 Meilen, zurückgelegt, und doch nicht mehr Geld gebraucht, als wenn ich mich in Heidelberg auf den Postwagen gesetzt und diese Pökeltonne in München, ohne mich irgendwo aufzuhalten und etwas zu sehen, erst wieder verlassen hätte. Dies kommt daher, weil ich die ganze Tour, mit meinem Ränzel auf'm Rücken zu Fuß gemacht habe. Vielleicht werde ich, da ich ja nun doch auf alle Weise über den literarischen Erwerb sein muß, eine Reisebeschreibung verfassen, wenigstens

hab' ich mir unterwegs durch sorgfältiges Notieren aller innerer und äußerer Erlebnisse (in Deinem Taschenbuch) Materialien dazu gesammelt. Jedenfalls soll es Dir an einer Reisebeschreibung nicht fehlen, nur heute verlange sie noch nicht. Ich habe kaum mein neues Logis bezogen und bin im eigentlichsten Sinne wie ein Mensch, der aus der Schaukel kommt, und eben deswegen, weil er alles empfindet nichts sagen kann. Sind wir Menschen doch Windmühlen, die nur dann klappern, wenn es dem Stein an Mehl gebricht. Dies Gleichnis ist eben so wahr, als unpoetisch, und darum wahr genug.

Ich wohne jetzt in einem Hause, welches in Hamburg für einen Palast gelten würde; aber in München gibt's nur Paläste. Es ist erstaunlich, wie imposant die Gebäude dieser Stadt dem Fremden entgegentreten; man sollte glauben, daß Armut und Bedürftigkeit hier so selten sei, wie anderwärts Reichtum und Überfluß. Meine Wohnung liegt in der Max-Vorstadt, Sommerstraße Nr. 3, eine Stiege hoch, doch werd' ich, da mich in diesem Augenblick in Namen und Zahlen täuschen kann, wie mir so leicht passiert, meine Adresse unten noch einmal bemerken. Torsperre gibt's hier nicht, deshalb kann's mir gleichgültig sein, ob ich außer dem Tor logiere oder nicht; billiger sind die Wohnungen hier in der Vorstadt übrigens nicht, und ich hab' die meinige bloß gewählt, um teils Schumann, von dem ich Dir geschrieben zu haben meine, und den ich gleich bei meiner Ankunft durch einen günstigen Zufall traf, nicht gar zu weit abgelegen zu sein, da er sich mir äußerst freundlich bezeigt, teils aber auch, um täglich die bei einer sitzenden Lebensweise so unumgänglich nötige Bewegung zu haben. Die Wohnungen sind für die Residenzstadt nicht teuer; ich gebe monatlich für ein hübsch möbliertes Zimmer mit Bett, Sofa, Kommode, Bücherrepositorium ꝛc. 6 Gulden und habe Aufwartung, Stiefelputzen, Kleiderreinigen usw. obendrein.

In Straßburg habe ich den Münster gesehen und natürlich erstiegen. Ein außerordentliches Werk, über welches Rechenschaft zu geben fast ebenso schwer ist, als es nachzuahmen. In Stuttgart ist es mir sehr gut gegangen. Ich besuchte zuerst den Doktor Hermann Hauff, Bruder von Wilhelm Hauff, erstem Redakteur des Morgenblatts, sagte ihm, daß ich nach München ginge und fragte ihn, ob das Morgenblatt Korrespondenzartikel aus München brauchen könne. Er antwortete mir, daß eine Korrespondenz aus München sowohl ihm, als Herrn von Cotta äußerst willkommen sein würde. Im Lauf des Sommers hatte ich den Weiß und den Johann ans Morgenblatt geschickt, sie aber nicht aufgenommen gefunden. Ich erkundigte mich nach

dem Schicksal dieses Manuskripts bei ihm und erfuhr zu meiner Verwunderung (zugleich zu meiner Freude), daß nichts angekommen sei. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Von Hauff ging ich zu Gustav Schwab. Ein herzlicher Mann, der mir mit großer Freundlichkeit entgegen kam und mir einige Zeilen nach Tübingen an Uhland mitgab. Er machte mir Komplimente über meine Gedichte, die ich übrigens nur für Komplimente ansehen durfte, was mir gleichgültig ist, da ich hinsichtlich meiner Gedichte keiner äußeren Probiersteine bedarf. Tags darauf ging's nach Tübingen und nachmittags um 2 Uhr zu Uhland. Man erwartet, ein bedeutender Mann soll, wie eine Voltaische Säule sein und elektrische Stöße geben, wo man ihn nur berührt. Ich werde nie wieder eine menschliche Persönlichkeit zu einem focus ihrer geistigen Hervorbringungen machen und — dies ist ein sehr großer Gewinn! — nie wieder vor irgend einen Menschen mit Befangenheit hintreten. Von all jener Schüchternheit, jenem Schwanken, die mir bisher im Weg standen, hat der Besuch bei Uhland mich befreit; ich habe hier in München mehrere Besuche zu machen, vor denen ich mich noch in Heidelberg scheute, z. B. bei Hofrat Thiersch, bei dem berühmten Schelling, bei dem großen Maler Cornelius usw.; jetzt sehne ich mich darnach und kann die Ankunft meines Koffers mit dem Leibrock, den ich hier nicht entbehren kann, kaum erwarten. In Uhlands Wesen liegt eine Schlichtheit und Einfachheit, die — ich möchte sagen — unangenehm berührt. Auch in der ganzen Unterhaltung keine einzige Wendung, die an den Verfasser des Glücks von Edenhall erinnerte. Ich machte sehr geringe Ansprüche, da ich zu meinem Erstaunen auf meine Frage von ihm erfuhr, daß ein Brief, den ich von Heidelberg aus mit der Post an ihn geschickt hatte, nicht angekommen sei; ich mußte daraus sogleich den Schluß ziehen, daß ich ihm jener 4, im Morgenblatt mitgeteilten Gedichte ungeachtet, völlig unbekannt sein müsse, da er gewiß so wenig Zeit als Lust hat, Journale zu lesen. Dennoch aber war er mir fast zu simpel; wer sein Gold zu Rate hält, pflegt sich doch auf Scheidemünze zu halten, aber er führte über die unbedeutendsten Dinge die Konversation mit einer unbegreiflichen Schwierigkeit. Desungeachtet freut es mich, daß ich ihn gesehen habe; auch will ich aus diesem einen Besuch nicht das geringste folgern, ich schildere ihn (den Besuch nämlich) bloß, wie er auf mich gewirkt hat, und da kann man ein inneres Mißbehagen nicht unterdrücken, wenn man ein Verehrtes und Hochgeschätztes so ganz und gar anders findet, als man erwartete. Ich wollte gedrückt, ja erdrückt sein, und eben dies, daß Uhland

mich nicht drückte, war mir zuwider. Der Mensch ist ein Narr; läßt der Jupiter seine Donnerkeile zurück, so mag er sehen, wie er zum Weihrauch kommt.

Gustav Schwab sprach manches mit mir über Dithmarschen und forderte mich auf, Dithmarsische Geschichte zu bearbeiten, wie er und Uhland schwäbische bearbeitet haben. Dir ist bekannt, daß dies ohnehin zu meinen liebsten Plänen für die Zukunft gehört, vielleicht mach' ich mich in meinen besten Stunden während des nächsten Winters daran, wenigstens an einzelnes. Ein Einleitungsgedicht hab' ich schon auf der Reise gemacht, die überhaupt an poetischen Produktionen, ganz, oder teilweise, ausgeführt, reich gewesen ist. Ein Vers heißt:

„Mein Tun soll sich erstrecken,
So weit es darf und kann:
Ich will die Toten wecken;
Die klopfen weiter an;
Ich steig' in die alten Grüfte;
Und poch' an jeden Sarg;
Ob ich den Deckel lüfte;
Der großes Leben barg."

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Ich muß schließen, R. sieht mir auf die Finger, denn wir wollen ausgehen; ich darf der Korrespondenz wegen, die ich heute schon angefangen, nichts vom Oktoberfest, wovon Du schon gehört haben wirst, versäumen. Lebe also recht wohl, mein teures, gutes Mädchen, und erfreue mich bald durch einige Zeilen Antwort. Auf der andern Seite schreib ich, falls die Zeit es mir erlaubt, ein Gedicht ab, welches ich im Straßburger Münster gedichtet habe.

Ganz der Deinige Fr. Hebbel (jetzt nicht mehr stud. jur. sondern Literat).

An Elise Lensing.

München, den 17. Oktbr. 1836.

Deine Zuschrift, liebe Elise, geht soeben, abends um 6 Uhr, als ich aus der Stadt zurückkomme, bei mir ein. Der herzlichste Dank sei Dir für die in meinen Augen bei meiner Bekanntschaft mit dem badischen Postwesen überraschend schnelle Besorgung, und für die viele Mühe, die Du Dir des Wechsels wegen gegeben

hast. Ich muß allerdings noch viel vom Himmel und der Zukunft erwarten, wenn ich nur einigermaßen meine Schuldigkeit gegen so manche edle Seele und namentlich gegen die Deinige, abtragen soll; ich will es auch, denn die Anzeichen sind gut. Was Du freilich über das Glänzen in Soireen und dergl. schreibst, so wird niemals etwas daraus, so wenig in München, als anderswo; mir ist die Gesellschaft nicht zuwider, wie einem Moralphilosophen Paris oder London, worauf er schimpft, weil er daraus verbannt ist; sie ist mir zuwider, wie dem freien Mann ein Sibirien, in welches er gebannt werden kann. In der Gesellschaft kann sich ein Pfauenschweif, doch kein Regenbogen, entfalten, und wenn ich der Regenbogen nicht bin, so will ich der Pfauenschweif nicht sein. Aber desungeachtet werde ich Gesellschaften besuchen, so lange sie mir offen stehen. Der Mensch muß sich auf alles einrichten, denn er kann nicht wissen, wohin ihn das Leben oder doch die Stunde verschlägt, und ein Narr ist, wer nie das Eis betritt, weil er nun einmal nicht Schlittschuh laufen mag. Ich meinesteils würde sogar einem hoffnungsvollen jungen Leoparden, der sich in irgend einer Residenzstadt auf seine künftigen Heldentaten in der Wüste vorbereiten wollte, meine Aufwartung machen, sobald er es wünschte und mir mein Leben sicherte; dann hätt' ich später im sandigen Arabien einen Freund, wenn ich Asien bereiste.

Leben ist Reisen, sagt der Christ. Mit größerem Recht sagt man: Reisen ist Leben. Unermeßlich ist's, was diese Reise mir genützt hat. Der Baum muß nie umgepflanzt, der Mensch nie eingepflanzt werden. Das braust und schäumt durch alle Adern, wenn man mit jedem neuen Tage eine neue Welt um sich sieht, eine schönere ist gar nicht einmal nötig, schöner ist alles, was nur anders ist. Ich habe das Leben eingeatmet, wie frische Luft, und ich weiß, daß es etwas in mir hervorbringen wird! Jene Hypochondrie, jene Unzufriedenheit mit mir selbst, die immer in übertriebener Zufriedenheit mit der Welt wurzelte und die bittersten Früchte trug, ist gänzlich verschwunden, so weit sie nämlich verschwinden kann, ohne daß man selbst mit verschwindet. Ich schrieb neulich an einen Freund: ich hätte freilich nicht, wie mancher Liebling der Götter, so viel Freude an mir, wie an dem ersten Gericht junger Erbsen, das der Frühling bringt; aber ich käute auch doch nicht an meinem Fleisch und Bein mit Widerwillen und Verzweiflung, wie an altem Schiffszwieback oder vertrocknetem Stockfisch. Dies ist das Rechte, darum wiederhol' ich's hier.

Ein Korrespondenzbericht von zwei Bogen ist schon nach Stuttgart abgegangen und trifft dort heute Abend bei Hauff

ein. Ich habe das diesjährige Oktoberfest darin beschrieben und viel Mühe darauf verwendet. Ich hoffe, er soll die Ansprüche der Redaktion zufrieden stellen, und bitte Dich, ihn zu lesen. Dies ist bei Laiß möglich zu machen; er hält das Morgenblatt, und wird dir's gern mitteilen. Daneben habe ich vier Skizzen (dieselben, die ich schon einmal, aber ohne, daß sie angekommen sind, gesandt habe) beigeschlossen und Hauff um bestimmte Äußerung gebeten, ob er sie aufnehmen könne, oder nicht. Kann er sie im Lauf des Winters aufnehmen, so will ich ein Te Deum singen, denn dann bin ich für den ganzen nächsten Sommer gedeckt, habe also, den Winter eingerechnet, ein ganz freies Jahr, in welchem sich um so mehr schaffen läßt, je weniger ich durch widerliche Verhältnisse oder Nahrungssorgen gedrückt bin, vor mir. Was ich den nächsten Sommer aufstelle, ob ich hier bleibe oder nicht — darüber kann ich noch nichts wissen, Dir also auch noch nichts sagen!

An Elise Lensing.

den 19. Dezbr. 1836.

Heute Mittag, liebe treue Elise, wird mir Dein Brief gebracht, als ich gerade im Begriff bin, auszugehen; ich bezwinge mich, ihn bis zur Zurückkunft uneröffnet zu lassen, und hab ihn nun eben bei meinem Kaffee gelesen.

Den letzten Punkt beantworte ich zuerst. Meinen Ansichten über die Ehe wünsch' ich keinen Beifall, am wenigsten unter dem weiblichen Geschlecht. Sie gehen überhaupt nicht auf die Ehe selbst, sondern auf *mein* Verhältnis zur Ehe. Mir wird alles *Unveränderliche* zur *Schranke* und alle Schranke zur Beschränkung. Die Ehe ist eine *bürgerliche*, *physische* und in unendlich vielen Fällen auch *geistige* Notwendigkeit. Der Notwendigkeit ist die *Menschheit* unterordnet; jede aber ist mit Nergeleien verknüpft. Das Individuum darf sich der Notwendigkeit entziehen, wenn es Kraft hat, den Freibrief durch *Aufopferung* zu lösen, darin liegt seine *Freiheit*. Ich kann alles, nur das nicht, was ich muß. Das liegt zum Teil in *meiner* Natur, zum Teil in der Natur des *Künstlers* überhaupt. Wenn ein Genie sich verheiratet, so geschieht immer ein Wunder, so gut, als wenn ein anderer sich *nicht* verheiratet. Nimm es als den höchsten Beweis meiner Achtung auf, daß ich Dir diese dunkelste Seite meines Ichs entschleiere; es ist zugleich unheimlich und gefährlich, wenn ein Mensch zum Fundament seines Wesens hinuntersteigt, und er tut gar wohl, wenn er

niemals daran rüttelt, denn drunten lauern die Finsternis und der Wahnsinn. Neu kann Dir das alles freilich nicht sein, denn oft genug hab ich mich über jenen Punkt ausgesprochen, aber hier ist's zusammengefaßt.

Mein vollster Dank sei dafür, daß Du zu Weihnacht als Weihnachtsengel in die freudenlose Stube meiner Mutter eintreten willst. Warum aber in meinem, und nicht in Deinem Namen?

Wegen der Cholera mach' Dir keine Sorge. Ich bin außerordentlich vorsichtig, gehe selten aus, kleide mich warm, halte — es wird mir ja leicht genug! — Diät und trinke durchaus kein Wasser. Auch ist sie jetzt im Abnehmen, und der Frost, der sich in diesen Tagen eingestellt hat, wird sie wohl völlig vertreiben. Du schreibst mir nichts über die gesandten Gedichte, und doch ist das eine (Schlafen überschrieben) eines meiner besten. Das Einleitungsgedicht kann ich Dir nicht senden, weil es nicht fertig ist, auch wohl nicht fertig wird.

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Bettina ist in seiner letzten Wirkung schauerlich, ja furchtbar. Es ist das entsetzliche Schauspiel, wie ein Mensch den andern verschlingt und selbst Abscheu, wenn nicht vor der Speise, so doch vor dem Speisen hat. Aber das Buch ist zugleich ein vollkommener Beweis für das bedeutendste Wort, was darin ausgesprochen ist, dafür nämlich, daß die Leidenschaft der Schlüssel zur Welt sei.

Versäume nicht (noch einmal komm' ich darauf zurück) die Flegeljahre und den Siebenkäs zu lesen. Die Lektüre ist gar nicht so schwer, als sie scheint, und der Genuß unendlich. Ebenfalls (und wenn Du dies vorher lesen willst, so hab' ich nichts dagegen, denn Börne ist der Weg zum Jean Paul) lies das Dir Zusagende aus dem dritten, vierten und fünften Teil von Börnes gesammelten Schriften.

Ich habe in diesen Tagen ein neues komisches Charaktergemälde: „Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel" angefangen, wovon das erste Kapitel: „Nepomuk auf der Freudenjagd" fast fertig ist. — — — Nepomuk ist im allgemeinen ein Mensch, der sich über alles ärgert und jede Gelegenheit zum Ärger mit der Begier eines Stöberhundes, der Hasen aufjagt, eifrig sucht. Könnt ich Dir ihn am Weihnachtsabend vorlesen, so würdest Du vielleicht lachen.

Ich lese jetzt fast nur Sachen von Jean Paul, und zu größter Erbauung, auch wohl Aufbauung; daß dieser hochherrliche Geist mir so lange fern und fremd bleiben konnte, würd' ich nicht begreifen, wenn ich nicht wüßte, daß der Genuß des Humors die höchste geistige Freiheit voraussetzt, die mir noch fehlen

mochte. So, wie die meisten ihn lesen, konnt' ich nie lesen und am wenigsten ihn. Wohl kein Schriftsteller — ich bemerke das, weil es Dich, als Frauenzimmer, anziehen muß — entzündet neben so viel Bewunderung zugleich so viel Liebe gegen seine Persönlichkeit.

Wohl darf ich's mir gestehen, daß mir Geist, Talent, und vielleicht auch Kraft, in Fülle von der Natur verliehen sind, aber es fehlt mir an Beigewicht, an dem, was man in der Welt positive Kenntnis zu nennen pflegt, und die Welt wiegt nur das Beigewicht, tut auch recht daran, da das andere sich überhaupt nicht wiegen, und oft nicht einmal in ihrem Nutzen verwenden läßt. Es hat eiserne Naturen gegeben, die sich, in der Jugend, gleich mir, hart vom Schicksal behandelt, das alles durch unausgesetzten Fleiß noch in späteren Jahren erworben; ich kann's nicht, vielleicht, weil ich schwächer bin, wie sie, vielleicht, weil ich schon zu tief in das Nichts alles irdischen Wesens und Treibens geblickt habe, um noch für irgend ein Ziel zu Nest tragen zu können. Ich weiß, daß man mir unter Deutschlands Dichtern schon jetzt einen ehrenvollen Platz nicht versagen darf, und werde dazu lachen, wenn man's tut; ich weiß auch, daß ich sehr früh sterben müßte, wenn nicht geachtete Stimmen dies noch bei meinen Lebzeiten anerkennen sollten. Aber, Hoffnungen dieser Art erheitern mir meine Zukunft wenig, und, wenn sie sich völlig realisieren, so ist's noch die Frage, ob das dient, sie auch nur einigermaßen festzustellen. Doch — es ist die größte Torheit, Nüsse knacken zu wollen, bevor sie einem das Schicksal zwischen die Zähne schiebt.*)

An Elise Lensing.

München, den 23. Dezember 1836.**)

Am Weihnachtsabend werd' ich bis 12 Uhr nachts ein Phantasiestück schreiben, um 12 aber in eine katholische Kirche gehen und die schöne Weihnachtsmusik hören. Redlich und gern werd' ich Dein gedenken. Mögst Du an jenem Abend recht klar und innig fühlen, daß wir uns wiedersehen werden, und daß Du in mir ewig Deinen wärmsten Freund haben wirst, der Dich an seinem höchsten würdigsten Leben Anteil nehmen läßt und Dir den Blick in die Tiefen seiner Seele frei stellt, dafür denn

*) Schluß fehlt.

**) Der erste Teil dieses Briefes fehlt im Original.

aber auch wohl verlangen darf, daß Du nimmer von ihm foderst, was er, als all seinem Denken und Empfinden widerstreitend, nicht gewähren kann. Was Deine Zukunft betrifft, so ist sie freilich nicht sicherer, aber jedenfalls ebenso sicher, als die meinige, und wenn ich einst etwas hab', so werd' ich gewiß nicht vergessen, daß Du mit mir teiltest, als Du hattest. Dies ist mein Männerwort. Das zwischen uns bestehende Verhältnis ist auf einen sittlichen Felsen, auf gegenseitige Achtung, gegründet; trat ein Sinnenrausch dazwischen, so wollen wir das nicht bedauern, denn es war natürlich, ja bei der Lage der Dinge, unvermeidlich, aber noch weniger wollen wir's bedauern, daß er vorüber ist. Wie in der physischen, so gibt es in der höheren Natur — wie wär's bei der Ökonomie, die der Welt als erstes Konstitutionsgesetz zugrunde liegt, auch anders möglich? — nur *eine* Anziehungskraft, die Menschen an Menschen kettet; das ist die Freundschaft, und was man Liebe nennt, ist entweder die *Flammenvorläuferin* dieser reinen unvergänglichen Vestaglut, oder der schnell aufschlagende und schnell erlöschende abgezogene *Spiritus* unlauterer Sinne. Die Metamorphosierungsperiode mag, da die edlere Seele dann ihren eigenen Großinquisitor machen und sich Wankelmut, Unbeständigkeit, wenigstens innere Unzulänglichkeit, vorwerfen wird, gar schmerzlich sein, um so mehr wollen wir uns freuen, wenn wir ohne Weg ans Ziel gelangen können. Ahnst Du, daß über mir am Ende etwas Höheres schwebt, so ahne auch das daraus Folgende, daß ich, ganz anders konstruiert, als andere, selbst da *recht* haben kann, wo die Welt *nicht unrecht* hat! *Keinem Menschen in der Welt* schreibe ich Briefe, wie Dir. Du genießest mit mir mein *geheimstes* Leben; ja, noch unklar über manche innern Zustände, bringe ich sie mir selbst erst dann zur An- und Überschauung, wenn ich sie vor Deinen Augen abwickle — — — frage Dich einmal ernsthaft, ob wohl *innigere Verbindung* möglich ist? Mußt Du aber (und es kann nicht anders sein, oder ich wäre Dir nie gewesen, was ich Dir zu sein glaubte und glaube) die Frage mit *Nein* beantworten, so erfreue Dich Deines Glücks, wenn Du es Glück nennen willst, das erlangt zu haben, worum sich gar viele schon umsonst beworben und noch bewerben werden, Männer wie Weiber. — — — — — — — — —

Wie lang will denn dieser Brief werden? das ist schon der dritte Bogen! Bald komm' ich Dir nach.

Du liebst mehr, als unterhaltende, Bücher, die bilden und belehren? Alle Belehrung geht vom *Herzen* aus und alle Bildung vom *Leben*. Bessere Lektüre, als die Jean Paulschen und Börneschen Sachen weiß ich Dir nicht zu empfehlen.

„Griseldis von Friedrich Halm" ist auch in München gegeben worden, ich weiß nicht, mit welchem Erfolg. Aber, daß es in Wien so erstaunlichen Beifall fand, spricht bedeutend gegen das Stück. Der Teufel hole das, was man heutzutage schöne Sprache nennt, es ist dasselbe in der Dramatik, was die sogenannten schönen Redensarten im Leben sind. Kattun, Kattun, und wieder Kattun! Es flimmert wohl, aber es wärmt nicht. Das schreibt sich auch noch, wie so manches Unwesen, von Schiller her. Also, von Adel ist der Herr Verfasser? Merkwürdig genug, die Herren von Adel stehlen sich alle einen bürgerlichen Namen, wenn sie bei Apoll couren wollen, und es hilft ihnen doch nichts. Aus einem Edelmann ist in Deutschland noch nie ein großer Dichter geworden, oft zwar aus einem großen Dichter ein Edelmann.

Die Uhr ist elf. Ich denk, ich hab' genug geschrieben. Zum neuen Jahr die herzlichsten Glückwünsche und die Bitte um ein Neujahrsgeschenk, nämlich um eine baldige Antwort. Deine Briefe sind mir sehr lieb!

Den Eltern meinen Gruß!

Ich grüße und küsse Dich!

An Elise Lensing.

München, den 17. Jan. 1837.

Mit unendlicher Sehnsucht, teuerste Elise, hab' ich längst Deinem Brief entgegengesehen. Gestern Abend (Sonntag) erwartete ich ihn mit Sicherheit, heute ist er endlich eingetroffen und hat mir einen reichen Augenblick, einen innigen Genuß verschafft.

Wenn Du Ursach hast, meinem Dichtertalent Achtung zu zollen und ich fühle, daß ich die verdiene, so hab' ich ungleich mehr Ursach, die reine, sittliche Höhe, auf der Du stehst, zu bewundern, so mußt Du fühlen, daß Dir höchste Achtung niemand versagen darf. Du hast einen Punkt erreicht, den ich mit allen Kräften und bei allem Streben vielleicht nie erreichen, gewiß aber nicht übersteigen werde. Dadurch aber muß ein Zusammenhang, ein Friede, in Deine Natur gekommen sein, gegen die alles andere gering ist. Denn das ist das letzte Ziel des Menschen, und daran allein ist seine Beruhigung auf Zeit und Ewigkeit geknüpft, daß er aus sich heraus ein dem Höchsten, Göttlichen, Gemäßes entwickle, daß er sich selbst ein Bürge sei für die seinem Bedürfnis entsprechenden Verheißungen.

Das Heiligste und Wahrste, was an Verehrung, an Liebe, in meiner Brust liegt, ist Dir zugewandt, ist Dein auf immer. Dein hab' ich in der Weihnachts-, in der Neujahrsnacht gedacht, Dein gedenk' ich stets, wenn ich meiner selbst am würdigsten bin, und unter allem Wünschenswerten, was ich von der Zukunft erwarte, ist mir das Wünschenswerteste, wieder mit Dir zusammen zu leben und, was die Stunde bringt, in Gemeinschaft mit Dir zu genießen, oder zu verscheuchen.

Das Stillschweigen aber, das Du mir über jenen Punkt auflegst, muß ich brechen. Mein Brief soll nichts besonderes, er soll das allgemeinste aussprechen; meinen Widerwillen nämlich gegen alle Satzung, meinen Ekel gegen Zwirnsfäden, wodurch die bürgerliche Ordnung Widerstrebendes binden zu können glaubt, meinen Abscheu gegen das Einschränken und Beschränken der edelsten menschlichen Verhältnisse, in den armseligen Kreis des irdischen Lebens, für widerwärtige Zwecke. Ich fühle mich im ganzen und großen, ich wurzle im Weltall und nicht in einem Topf; ich denke aber nicht, daß die Früchte darum schlechter, weil ich mich an Himmel und Erde zugleich erquicke, oder, daß sie dem Freund nicht schmecken, weil wohl auch für die Welt etwas abfällt.

Uns're Freundschaft ist die möglichst würdigste, darum auch dauerndste und innigste, die, während jede andere sich nach und nach ins Gemeine, wenigstens Unbedeutende, verliert, sich fort und fort steigert und, in welche Regionen wir, hier oder dort, auch hinein geraten mögen, aus jeder nur Lebensstoff saugt für schönere und immer schönere Blüten. Dies ist nicht Phrasengeklingel, sondern mein innerstes Gefühl, ja, meine klarste Überzeugung.

An Elise Lensing.

München, den 12. Mai 1837.

Es regnet und schneit, das ist der Mai in München! Mein Husten (ich komme ganz natürlich von der Witterung auf meine Krankheiten, denn diese haben wohl größtenteils in jener ihren Grund) hat mich verlassen, statt dessen hat sich seit gestern ein abscheuliches Halsweh, das aber kein innerliches ist, bei mir eingestellt. Wäre ich doch einmal wieder körperlich recht gesund!
— — — — — — — — — — — — — —

Dein Brief war, je später er kam, um so willkommener;

ich hatte ihn längst mit Sehnsucht erwartet, ich erhalte von niemanden Briefe, außer von dir. Die Teilnahme, die Du mir auf jede Weise betätigst, rührt mich tief; ich wollte, ich könnte sie Dir besser vergelten. Aber, es geht nun einmal nicht; was Du meine Krankheit nennst, ist zugleich die Quelle meines, wie jedes höheren Lebens. Für das, was für den Menschen Glück heißt, hab' ich niemals viel Sinn gehabt und verliere ihn mehr und mehr; dafür gibt es einzelne Stunden, die mich mit einem überschwenglichen Reichtum innerer Fülle überschütten; dann löst sich mir irgendein Rätsel, ich fühle mich selbst in meiner Würde und meiner Kraft, ich erkenne, daß meine größten Schmerzen nur die Geburtswehen meiner höchsten Genüsse sind. Anderen Stunden vergönn' ich's um so lieber, daß sie mich martern, als ich weiß, daß sie mich, wenn sie mir auch ihren ganzen Inhalt, der so manchen selig macht, bringen wollten, doch nicht erquicken könnten; die Erde hat ihre Rechte, aber, wenn ich auch mit den Wellen kämpfen und ringen muß, so reicht das Haupt doch über sie hinaus und mein Blick erfaßt die ewigen Sterne. Ich lebe (dies ist bei mir seit einem Jahre kein leeres Wort mehr) schon im Weltall, und je inniger ich von der Nichtigkeit alles irdischen Treibens (nur nicht im sogenannten christlichen Sinn) überzeugt werde, je mehr freue ich mich, daß es mir gestattet wird, von einem Grad zum andern nicht, nach dem allgemeinen Schicksal, hinüber zu kriechen, sondern hinüber zu springen. — — — — Ich kann und mag niemanden täuschen, selbst dann nicht, wenn er das meiner Natur und meiner innern und äußern Lage Widerstrebende von mir fordert; keiner soll, wenn ich später einen Weg einschlage, den man ungewöhnlich, närrisch, töricht usw. nennt, sagen können: „hätt' ich das gedacht, so usw." den Nachsatz ergänzest Du leicht. Ich weiß, die Schoppe (und also auch die Gräfin R., die durch ihre Brille sieht) denkt sich in mir einen talent- etwa gar genievollen Menschen, der nebenbei erstaunlich fleißig ist, mit Glanz ein Examen bestehen und dann in Staat und Literatur auf eine jeden Wohltäter und Gönner befriedigende Weise seine Karriere machen wird. Vor allem diesen bin ich aber nichts und wird, was wenigstens die eine Hälfte anlangt, nichts eintreffen. Ob ich Talent oder Genie habe, steht mir nicht zu beurteilen zu; mit Bezug auf Poesie glaub' ich's zuweilen. Fleißig bin ich aber ganz und gar nicht, ich kann's nicht sein und werd's nicht sein; vielleicht liegt der Grund in meiner Gesundheit, die ich für zerrüttet halte. Mein Studieren beschränkt sich aufs Lesen solcher Bücher, die meinen innern oder meinen literarischen Bedürfnissen entsprechen; dies gibt vielleicht einen Künstler, aber niemals

einen Doktor. Alles dies werde ich übrigens der Doktorin in meinem nächsten Brief in trockenen Worten auseinandersetzen und mir jede weitere Unterstützung verbitten. Der Dichter soll nichts einnehmen, was für den Juristen bestimmt war. Überhaupt hoffe ich's bis zum Herbst so weit zu bringen, daß ich auf eignen Beinen stehen kann; ich verlaß mich dabei freilich auf meinen Schreiner Schnock, in dem ich, nachdem ich ihn in den letzten vierzehn Tagen vor seiner Absendung an Campe völlig umgearbeitet, ein echt komisches Charakterbild geliefert zu haben glaube. Im Lauf dieses Sommers werde ich jedenfalls einen zweiten Roman schreiben, mit dem ich mich aber jetzt noch durchaus nicht beschäftige, weil ich zuvor alles Angefangene, Märchen, Novellen, Humoresken usw. beendigen und dann in einem Bändchen, für das ich in Stuttgart einen Verleger zu finden hoffe, zusammenstellen will. Auch denke ich daran, etwa siebzig von meinen Gedichten herauszugeben; doch bin ich über diesen Punkt noch zweifelhaft.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Lektüre der Heinrich von Kleistschen Erzählungen hat mich erfrischt und wahrhaft gefördert. So geht es mit allen echten Werken der Genies, sie sind unerschöpflich. Kleist ist, so weit man ein Muster haben kann, mein Muster; in einer einzigen Situation bei ihm drängt sich mehr Leben, als in drei Teilen unserer modernen Romanlieferanten. Er zeichnet immer das Innere und Äußere zugleich, eins durch das andere, und dies ist das allein rechte.

Woran es liegt, weiß ich nicht, aber ich kann durchaus nicht in die rechte Brieflaune hinein kommen. Es ist eine verfluchte Aufgabe, mit gesperrten Füßen zu marschieren.

Gedichte sind in den letzten Wochen nicht entstanden; mein Geist hat das Eigentümliche, daß er sich mit all seinen Kräften eigensinnig auf das wirft, was mich eben vorzüglich beschäftigt, und mir, wenn ich über Erzählungen, Romane u. dgl. brüte, jede Empfindung in Handlung verwandelt. Ich dank ihm das.

— — — — — — — — — — — — — —

An Elise Lensing.

München, 18. Juni 1837.

Hast Du denn nicht die geringste Sehnsucht mehr, Briefe von mir zu empfangen? Ich schließe dies daraus, daß Du mir keine mehr schreibst. Heute sind es nun schon mehr als vier

Wochen, und noch immer sehe ich Deiner Antwort auf meinen letzten Stoßseufzer entgegen. Bereits vor 14 Tagen fing ich einen Brief an Dich an, den ich aber nicht fortsetze, weil er finster ist wie die Mitternacht. Heute haben wir in München einen Feiertag, den hier die Protestanten, obgleich er nur die Katholiken angeht, redlich mitfeiern helfen, da will ich denn an Dich schreiben, allerlei durcheinander, wie es mir eben einfällt. Ich bin nicht gegen viele Menschen wahr, ich kann's nicht sein, denn sie würden mich nicht verstehen und (was das Schlimmste wäre) doch zu verstehen glauben; doch mach' ich es nicht, wie Moses, der seinen Aussatz hinter dem Schleier für göttlich-blendenden Glanz gab und seine Krankheit anbeten ließ. Aber, gegen Dich bin ich wahr, so wahr, wie gegen mich selbst, man kann es sein gegen einen umfassenden Geist, man muß es sein gegen ein umfassendes Gemüt. Darum sind meine Briefe an Dich, wie meine Launen, herb bitter und ausschweifend; ich lasse das Gefühl walten, wie es steigt und fällt, Du erhältst treue Abdrücke meiner Seele, was freilich schlimm ist, da mein Inneres nur Sonnenfinsternisse kennt.

Du hast (ich lese, um nur etwas von Dir zu lesen, Deinen letzten Brief noch einmal) Recht, Hypochondrie ist meine Krankheit. Aber, woher entspringt sie? Einzig und allein aus äußeren Verhältnissen? Dann wäre vielleicht eine Heilung möglich, ein Beutel mit Louisdors könnte Wunder tun. Ihre letzte Quelle ist anderswo, sie liegt tief in meiner Persönlichkeit. Die Natur sollte keine Dichter erwecken, die keine Goethes sind, darin steckt der Teufel. Jedes Talent verlangt tyrannisch zu seiner Entwickelung und Ausbildung ein Menschenleben, und das geringere am dringendsten. Ist die Ausbeute aber wohl der Mühe wert? Dies ist eine Frage, die sich Raupach und andere gute Gesellen vermutlich nie gestellt haben, weil die Antwort verrückt machen könnte. Das ist der Fluch meines Daseins, daß mein Talent zu groß ist, um unterdrückt, und zu klein, um zum Mittelpunkt meiner Existenz gemacht werden zu können. Ich erkenne das Vortreffliche, ich erreiche es zuweilen, aber, was hilft es mir, wenn ich dort nur besuchen darf, wo ich wohnen sollte. Und wieder — soll, kann ich einen Baum umhauen, der mir schon so manche schöne Frucht gebracht hat? O, Zwiespalt, Zwiespalt, und wo ist ein Ausweg? — Genug? —

Wie gefällt Dir dieser kleine Klang? Ich hatte das Ding schon verurteilt, aber mir scheint jetzt, als ob sich etwas Lebendiges darin rege.

(Folgt das Gedicht „Das Bettelmädchen".)

Mein zweiter Roman ist jetzt angefangen. Ich war zwischen

3 bis 4 Stoffen unentschieden, wovon einer sehr ernst war; ich habe mich abermals für einen humoristischen (das Wort ist nicht bezeichnend genug, aber ich finde kein anderes) bestimmt. Ich denke darin ein Gemälde zu liefern, welches uns're ganze Zeit abspiegelt und erklärt; der Titel ist: „Der deutsche Philister" und mein Held ein Mann, der immer Recht hat, nur niemals in seinen Gründen. Er ist aber nicht, wie Schnock, ein simpler Handwerker, er ist gebildet, Geheimrat, Schriftsteller, bekannt und geschätzt. Dieses Werk (oder kein's) muß mich fest stellen in der Literatur; Gott gebe seinen Segen dazu. Ich arbeite sehr langsam daran, schon deswegen, weil ich manches in bezug darauf studieren muß; ich studiere jetzt überhaupt mehr, und mache mir fleißig Auszüge aus bedeutenden Schriften.

Es fällt mir ein, daß ich in irgend einem meiner Briefe an Dich über Schiller und namentlich über seine Jungfrau von Orleans ein albernes und kindisches Urteil gefällt habe. Dies kam daher, weil ich Schiller in der Zeit meiner Reife nicht mehr gelesen hatte und die Eindrücke, die er auf mich, als Knaben und jungen Menschen gemacht, mit den Eindrücken, die er überhaupt macht, verwechselte. Schiller ist ein großer Dichter und die Jungfrau von Orleans ist ein großes Gedicht. Doch gilt mein altes Urteil über ihn in voller Ausdehnung mit Bezug auf seine lyrischen Hervorbringungen; diese sind wirklich die kalten Früchte des Verstandes, nicht die charakteristischen Ergüsse eines erregten Gemüts. Auch hab' ich keineswegs den Gedanken aufgegeben, selbst eine Jungfrau von Orleans zu schreiben; meine Idee hat mit der Schillerschen durchaus keine Verwandtschaft, wodurch sie nicht gewinnt, aber auch nicht verliert.

Wahre Plage macht mir mein Verhältnis zum Morgenblatt. Meine Korrespondenzberichte sind abgedruckt und ich erhalte kein Geld, nicht einmal eine Antwort auf meine Vorfrage über diesen Punkt. Meine vier Erzählungen werden mir nicht zurück geschickt und keine wird aufgenommen. Was dies bedeutet, weiß ich nicht. Ich werde in diesen Tagen noch einmal an Hauff schreiben und ihm dabei (um Gelegenheit zu erhalten) mein Märchen: „Der Rubin" senden. Antwortet er dann nicht, so werd' ich grob. Hauff ist kein Jupiter, so wenig vom ersten, als vom zweiten Rang; ihm kommt das olympische Stillschweigen nicht zu, und es ist unhuman, Manuskripte dreiviertel Jahr liegen zu lassen, wenn er keinen Gebrauch davon machen will, es ist unverschämt, Korrespondenzberichte einzurücken, ohne sie zu honorieren.

An Elise Lensing.

München, den 17. September 1838.

Gestern, liebe Elise, empfing ich den Brief meines Bruders. Ich war schon vor seinem Eintreffen krank, und bin es jetzt in noch höherem Grade. Ich hatte eine schlechte Nacht voll wüsten Schlafs, der Kopf brennt mir fieberisch und ich bin kaum eines klaren Gedankens fähig. Das Schreiben greift mich an, dennoch darf ich es nicht aufschieben, um so weniger, als sich mein Zustand wohl schwerlich in ein paar Tagen verbessern wird.

Der rechte Schmerz um meine Mutter hat mich noch nicht erfaßt. Auch zum Schmerz gehört Kraft, und die meinige liegt in Ohnmacht, mein Herz steht still, mein Geist ist gefesselt. Der rechte Schmerz wird erst kommen, wenn ich wieder ich selbst bin, wenn ich in Erinnerungen aus der Vergangenheit und in Träumen der Zukunft webe. Dann, wenn das Glück mir eine Blüte nach der andern zuwirft, werde ich lächeln und fragen: wozu? Jetzt bin ich selbst halb tot.

Nimm aber Du meinen heißen Dank für alles, was Du für die Entschlafene getan! Du hast ihr doch so manchen Tag zu einem vergoldeten gemacht, und ihr Leben war so dürftig, daß auch noch geringere Kleinigkeiten es ihr versüßen konnten.

Daß sie mir gerade jetzt, wo ich hoffen durfte, sie wieder zu sehen und wo mein Schicksal sich endlich entscheiden muß, entrissen ward, macht mir den Verlust doppelt herb. Und dennoch: was bürgt mir denn für die Verbesserung meiner Lage? Ist nicht vielleicht ihr Tod ein Wink der Gottheit, daß ich von der Zukunft nichts erwarten soll? Sei's, was es sei, leichter werd' ich von jetzt an alle Widerwärtigkeit ertragen, da sie mich allein trifft. Ich habe, ich bekenne es, nur selten an meine Mutter gedacht, es war mir zu peinlich, mich in ihre trüben Zustände zu verlieren, in die ich keinen Sonnenstrahl fallen lassen konnte, es griff ins Räderwerk meines ohnehin nicht mehr kräftig getriebenen Lebens zu störend ein. Nun macht mir mein Herz Vorwürfe, die ich nicht verdient zu haben glaube. Es tötet den Menschen, wenn er sich nach irgend einer Seite hin oft in seiner Ohnmacht fühlt. Daß die Mutter sterben würde, schien mir unmöglich; als ich Deinen vorletzten Brief empfing, fühlte ich mich keineswegs stark beunruhigt. Es gibt Geschicke, vor denen man, aller Wandelbarkeit des Irdischen ungeachtet, sicher zu sein glaubt; dahin gehörte für mich dieser frühe Tod meiner Mutter. Von nun an will ich glauben, daß auch ich sterben kann, ein Gedanke, der mir, wie Du weißt, fern blieb, als die Cholera hier rings um mich her unzählige Opfer darnieder streckte.

Eins steht fest: sie soll nicht umsonst einen Dichter geboren haben. Ich will ihr Andenken bekleiden mit dem höchsten Schmuck der Poesie, soweit er mir zu Gebote steht; der Scheiterhaufen, der sie verzehrt hat, soll sie nun auch verklären.

Wenden wir uns nun, wie wir es müssen, dem Leben wieder zu.

An Johann, sowie an den Kirchspielschreiber und an Herrn Hansen habe ich geschrieben.

Du legst wohl alles in ein Kuvert und schickst es ab. —

Auch aus Ansbach erhalte ich soeben eine schlimme Nachricht. Mein Freund liegt an einem gastrischen Fieber (sehr gefährliche Krankheit) darnieder; so schreibt mir sein Vater.

Ich hoffe, nichts vergessen zu haben.

Leb' wohl, liebe Elise; in einem so schlimmen Fall kannst Du mir nicht wieder schreiben. Das kommt nur einmal; gut und doch nicht gut!

Laß mich nicht lange auf Antwort warten!

An Elise Lensing.

München, den 31. September 1838.

— — — — — — — — — — — — — —

Um meinen Freund bin ich in der größten Angst. Seine Krankeit ist lebensgefährlich, das gastrische hat sich in ein Nervenfieber verwandelt, und er ist so reizbar, daß das Fieber bei ihm einen noch schlimmeren Charakter annehmen muß, als es ohnehin schon hat. Zum Glück befindet er sich bei den Seinigen; wäre er von dem Nervenfieber in München befallen worden, so könnte er kaum genesen. Erst heute morgen erhielt ich einen Brief von seinem Vater; darnach hat er jetzt den 21. Tag (an den sich in der Regel eine wichtige Krisis knüpft) glücklich überstanden, das Bewußtsein ist zurückgekehrt und eine Hinneigung zur Besserung bemerkbar, die Gefahr ist aber noch immer sehr groß. Wie dies auf mich wirken muß, kannst Du Dir nur zum Teil denken, da Du meinen Freund nicht kennst. Er schloß sich schon in Heidelberg mit größter Wärme an mich und war die Hauptursache, daß ich nach München ging; seitdem ist er im vollsten Maß gewesen, was in solchem Verhältnis ein Mensch dem andern irgend sein kann. Du weißt, ich bin so schwer anzufassen, wie ein Stechapfel und ich setze gerade das, was mir am wertesten ist, am leichtesten aufs Spiel, um den Gedanken, es könnten mich Rücksichten bestimmen, ja nicht aufkommen zu lassen. Seine Ge-

duld und Langmut, die Sorgfalt, die ihn jeden Dorn statt ihn abzuhauen, mit Baumwolle umwickeln läßt, sind mir zuweilen selbst ein Gegenstand des Erstaunens gewesen; er ist mir von ganzer Seele ergeben, wie noch niemals ein anderer, seine Teilnahme für mich ist unbegrenzt und fast weiblicher Art. Und sein Blut ist heiß, jede Kleinigkeit regt ihn auf, in Heidelberg hat er sich (das Zeichen trägt er auf der Wange) wegen einer geringfügigen Ursache geschlagen; wenn er sich also bekämpft, so geschieht es mit Freiheit, und weil er glauben muß, daß an mir dies oder jenes zu schätzen sei, keineswegs aus Mangel an Feuer und Schwungkraft. Freilich ist er auch mir manches schuldig geworden, vorzüglich den wichtigsten Teil seiner poetischen Bildung; was ich ihm in drei Stunden des Gesprächs überlieferte, hätte ihm vielleicht, wenn er es selbst hätte finden sollen, Jahre zu schaffen gemacht. Gott wird mir ihn erhalten; die Bekümmernis um ihn läßt mich fast meine Mutter vergessen; er wäre mir nicht weniger unersetzlich, wie diese. — — — — — — —

Mit dem Lustspiel beschäftige ich mich oft in Gedanken; die Idee ist einzig und von unerschöpflicher Tiefe, nur will sie sich mir noch nicht recht dramatisch gestalten. Du mußt übrigens nicht an solche Lustspiele denken, wie Du sie kennst, wo ein paar Lächerlichkeiten und Possen ein tristes Zwerchfell erschüttern; gelingt mir die Ausführung, so ist das Werk in der deutschen Literatur ohnegleichen. Es wird betitelt: Der Diamant. —

Es wäre mir fürchterlich, wenn ich in meiner jetzigen Beschaffenheit in einen höhern Kreis eintreten sollte; ich fühle, daß ich einem Wendepunkt nahe bin; ich bin eben darum überzeugt, daß Gott mich noch nicht abrufen kann. Kein Mensch verläßt die Erde, so lange sie ihn in bezug auf Geist oder Herz noch verändern kann; dies ist mir eine unumstößliche Wahrheit; der Tod hat nur Macht über das Gewordene, nicht über das Werdende. Es läßt sich hierüber besser sprechen als schreiben.

An Emil Rousseau.

München, den 31. September 1838.

Mein teuerster Rousseau!

Wie sehr ich Deinetwegen in Angst gewesen bin, kann ich Dir gar nicht sagen. Mit der größten Ungeduld sehe ich den Briefen Deines Vaters entgegen, und wenn sie eintreffen, so wage ich sie kaum zu öffnen. Gott sei gelobt, heute erfahre ich, daß

Du Dich auf dem Wege zur Genesung befindest. Wenn der Himmel mir Dich nur erhält, so will ich ihm die Erfüllung meiner übrigen Wünsche erlassen; ohne Dich wären sie mir ohnehin gleichgültig.

Es sind dies martervolle Wochen für mich gewesen und dennoch, wenn ich zurückblicke, scheint es mir, als ob ich eigentlich niemals die Hoffnung aufgegeben hätte. Nur dann, wenn ich einen Brief in Händen hielt, zitterte mein Herz. Ich habe eine große Kraft, meinen Schmerz zu verschieben oder vielmehr mich in einen Zustand der Dumpfheit zu versetzen; doch läuft alles am Ende auf Täuschung hinaus, man macht die Augen vor dem Feind zu, aber man fühlt seine Stöße.

Noch einmal, Gott sei gelobt. Hat er Dich wieder so weit gebracht, so wird er Dich auch weiter bringen. Das ist gar nicht anders möglich, möcht ich sagen. Du hältst das Leben an mehr, als einem Faden fest.

Worum ich Dich aber bitte: bedenke jetzt nichts, als Deine Krankheit; nicht Deine Lebenspläne, nicht mich. Wäre ich bei Dir, so wollt' ich mein bißchen Witz und Erfindungsgabe auf die Folter spannen, um Dich fortwährend lachen zu machen. Doch, freilich, sobald Du wieder ein Bedürfnis der Unterhaltung fühlst, kannst Du ganz andere Leute kommandieren: den Don Quichotte, den Katzenberger, den Schmelzle usw. Im höchsten Ernst: mach' durch diese Bücher Deine Nachkur, das Lachen ist die Elektrizität des Geistes und hat wenigstens mich vor der Cholera bewahrt.

Du siehst, wie voreilig ich bin, ich spreche schon von der Nachkur.

Auf keinen Fall laß Dich vor Ablauf von 4—5 Wochen auf Briefschreiben ein. Jede Zeile von Dir, die ich früher erhielte, würde mich erschrecken. Rezidiven sind gar zu häufig und zu fürchterlich und werden durch die geringste Anstrengung hervorgerufen. Ich dagegen werde Dir fleißig schreiben, sobald ich weiß, daß Du meine Briefe ohne Schaden lesen kannst.

Dein Doktordiplom wirst Du allernächstens, wahrscheinlich im Anfang der nächsten Woche, erhalten. Ich war heute bei Ast, der Ausfertigung steht nichts im Wege. Und nun, mein teuerster Freund, empfehle ich Dich in Gottes Obhut.

An Regierungsrat Rousseau in Ansbach.

München, den 9. Oktober 1838.

Es ist mir geistig, wie physisch, unmöglich gewesen, Ihren letzten, lieben Brief früher zu beantworten; sein Inhalt hat mich

zu sehr angegriffen. Wenn ich kein Wort von der Krankheit meines teuersten Freundes gewußt hätte, die Nachricht von seinem Tode hätte mich nicht stärker erschüttert. An diesen Ausgang ist mir nie ein Gedanke aufgestiegen und noch jetzt kann ich mir ihn, der in voller Kraft und Glut des Lebens vor mir stand, als er von mir schied, nicht tot denken; er wandelt neben mir, ich höre seine Stimme, mir ist, als wäre alles nur banger Traum, wegen dessen er mich selbst mitleidig belächelte. Ach, es ist dem beängstigten Herzen zu vergeben, wenn es sich vor der entsetzlichen Wahrheit in eine solche Täuschung hinein flüchtet; glaubt es doch nur halb zu erstarren, wenn es langsam erstarrt.

Es kann Ihren Schmerz nicht mildern, wenn ich dem meinigen Worte gebe. Doch, es kann ihn auch nicht steigern, darum verschließe ich meine Empfindungen nicht in meine Brust, was ich sonst für meine heiligste Pflicht halten würde. Der Verlust dieses Freundes ist der größte, der mich auf Erden treffen konnte. Ich hänge nur noch durch sehr wenige Fäden mit dem Leben zusammen, ich bin früh, sehr früh, alt geworden, mit ihm sind meine letzten Wünsche zu Grabe gegangen. Ich wünsche mir nicht einmal einen Freund wieder, wie er mir war, an der Stelle, wo er stand, darf sich in alle Ewigkeit kein fremdes Bild eindrängen. Ein solcher Wunsch wäre freilich auch töricht an sich, der Himmel schenkt sein Edelstes nicht zweimal, heil mir, daß er es mir einmal vergönnen mochte.

Unsere Freundschaft war ein Verhältnis seltener Art. Wir hatten uns nicht zum Spaziergange die Hand gegeben, wir waren mit unserem Herzblut aneinander geleimt. Wir drückten nicht vor dem Ernst der Welt die Augen zu, um ungestört mit ihren Blumen zu tändeln; wir feierten ein Bacchanal des Schmerzes. Wir hatten unsere ganze Zukunft verkreuzt, und so wird Er mir selbst da, wo der Mensch doch meistens allein steht, im Kreise meiner Tätigkeit, bis ans Ende meiner Tage fehlen.

Wohl wenige werden sich rühmen können, Ihn so ganz in allen schönen Eigenschaften seines Herzens und seines Geistes gekannt zu haben, wie ich. Diese himmlische Sanftmut bei der höchsten Energie, diese unbegrenzte Seelengüte bei dem heftigsten Unwillen gegen Heuchelei und Lüge werden mir ewig unvergeßlich sein. Streben nach Wahrhaftigkeit in Sein und Wirken war das erste, was ich schon bei oberflächlicher Bekanntschaft an ihm schätzen lernte; und dies Streben, welches von jeher nur die Vorzüglichsten auszeichnete, ist doppelt hoch anzuschlagen in einer Zeit, wie die unsrige, die in der Wahrheit einen Basilisken sieht.

Es war kein unüberlegter, vermeidbarer, es war ein nach

allen Seiten durchdachter und aus den tiefsten Bedürfnissen seiner Natur hervorgehender Schritt, wenn er sich entschloß, die Jurisprudenz aufzugeben und fortan nur der Literatur und Philosophie zu leben. Er verhehlte sich nicht, daß dies auf den Genuß des Lebens Verzicht leisten heiße; aber er fühlte sich jedes Opfers, jeder Anstrengung fähig, er empfand, daß er — worauf es vor allem ankam — selbst dem kargen Lohn, der heutzutage im günstigsten Fall solche Bestrebungen krönt, zu entsagen vermöge, wenn es ihm nur vergönnt sei, still und schlicht in diesen höchsten Kreisen menschlicher Tätigkeit das Treffliche zu fördern. Er erkannte aber desungeachtet, daß die Notwendigkeit jenes Schrittes, eben, weil sie durchaus nur eine innere war, auch von dem besten teilnahmsvollsten Freunde schwer zu erkennen sein werde; er mußte daher das würdige Benehmen des edelsten der Väter, welcher der Empfindung des Sohnes mehr vertraute als dem Achselzucken des unzufriedenen Verstandes, hoch zu schätzen und zu verehren.

Er sah in der Kunst, was sie ist: die ernste Priesterin am Altar, und er liebte sie mit der Begeisterung, welche die Erkenntnis ihrer Göttlichkeit immer begleiten wird. Er begnügte sich auch hier nicht mit dem Schein, und er würde, wenn ihm das Schicksal eine längere Bahn beschieden hätte, als Dichter gewiß das Bedeutende hervor gebracht haben. Denn er verlangte es von sich selbst, und niemand macht eine Forderung an sein Ich, die es nicht befriedigen kann.

Wohl mögen wir wehklagen und weinen, wenn wir ihn hinweggenommen sehen in dem Moment, wo er das eigentliche Werk seines Lebens beginnen wollte! Aber zugleich müssen wir bedenken, daß nur wir durch diesen dunklen Wendepunkt verloren haben, daß er selbst jedoch kein einziges Samenkorn verlieren kann, und daß seine Ernte in den lichten Sphären, wo die Kraft wächst und der Widerstreit verschwindet nur um so früher reifen und um so glänzender und reicher ausfallen muß. Es gibt eine doppelte Wirkung, eine äußere und eine innere: jene erprobt sich an der Welt und zerbricht oft an ihrer steinernen Schale, diese ergießt sich, wie ein Feuerstrom, in die Quelle, aus der sie entsprang, in die menschliche Seele zurück, und sie ist in meinen Augen die eigentlichste Bürgschaft der Verheißung, denn sie wirkt das Wunder, daß der Mensch aus sich selbst die Unsterblichkeit, aus der Zeitlichkeit die Ewigkeit schöpft. Wir aber, wollen wir nicht gern verlieren, wenn wir nur wissen, daß er gewinnt? Nicht tot, nicht begraben wollen wir ihn uns denken, sondern umgürtet mit Engelkraft, umkleidet mit himmlischen Licht; und jener geweihten Stunde, wo er uns armen gekleideten und zerquetschten Erdsklaven in verklärter Gestalt entgegen tritt, wo er

uns sagt, was und wie viel er gewonnen hat, wollen wir uns entgegen freuen.

Ich gehe zu einer förmlichen Beantwortung Ihres Schreibens über. Das Diplom nebst den Abdrücken ist mir gestern Abend behändigt worden; ich fürchte, es möchte Euer Hochwohlgeboren eben so schmerzliche Empfindungen erregen, wie mir, da ich es erblickte, und habe es deshalb einstweilen bei mir niedergelegt. Was den Druck der Dissertation anlangt, so möchte es vielleicht vorzuziehen sein, ihn in München, wo doch so viel gedruckt wird, bewerkstelligen zu lassen; daß ich zur Übernahme der Korrektur usw. bereit bin, bedarf nicht der Versicherung, dies letzte für meinen ewig teuren Freund zu tun, wird mir eine zwar schmerzliche, aber zugleich unendlich süße Freude sein. Aber ich weiß nicht, ob in diesem besonderen Fall der Abdruck der Dissertation noch notwendig ist, und ich werde hierüber, wenn Euer Hochwohlgeboren nicht etwa gewilligt sind, ihn auf jeden Fall zu bewerkstelligen, gerne mit Herrn Hofrat Ast Rücksprache halten. Die Sachen des Verstorbenen habe ich zu mir herüber genommen, es ist mir ein wonniges Weh, mich jetzt mit so vielen Denkmälern seines Daseins umgeben zu sehen. Ich werde sie, sobald ich mir bei meiner angegriffenen Gesundheit eine solche Beschäftigung irgend zumuten darf, möglichst ordnen, und dann Ew. Hochwohlgeboren weiteren Aufträgen entgegensehen; einstweilen ist alles bei mir wohl aufgehoben.

Nun hätte ich noch eine letzte Bitte. Ich möchte, wenn es Sie nicht zu sehr angriffe, so gern noch über die letzten Augenblicke meines unvergeßlichen Freundes etwas Ausführlicheres hören. Doch, ich weiß selbst, wie schwer Ihnen die Erfüllung dieser Bitte werden muß; die Nichtgewährung kann mich also nicht überraschen.

Das Verwirrte, Mangelhafte meines Briefs werden Ew. Hochwohlgeboren mit meinem Zustand entschuldigen; es ist mir außerordentlich schwer gefallen, ihn zu schreiben, ich bin jetzt zu jeder, auch der geringsten Anstrengung unfähig.

An Elise Lensing.

München, den 5. Oktober 1838.

Am gestrigen Morgen erhielt ich die Nachricht, daß mein Freund am 2. d. M. früh um 1 Uhr sanft und bewußtlos entschlafen ist. Ich habe kaum Kraft, Dir dies zu schreiben, woher soll ich die Kraft nehmen, es zu ertragen?

Erst jetzt ist die Welt mir öde. Wenn ich aus meinem Fenster sehe und mir denke: er kommt nie mehr vorüber, er winkt nie mehr herein, er öffnet die Tür nicht wieder und fragt mit seiner sanften innigen Stimme, wie geht es Dir? ach, da scheint es mir unmöglich, daß ich fortleben kann. Ich weiß nicht, wohin ich mich vor meinen Gedanken und Erinnerungen flüchten soll; jeder Weg, den ich wandle, zeigt mir sein teures, jetzt in ewige Nacht versunkenes Bild, denn Arm in Arm mit ihm habe ich ihn unzählige Male gemacht; jedes Buch, das ich ergreife, erinnert mich an auf immer vergangene reiche Stunden, deren Honig mich jetzt vergiftet, denn wir haben darüber gesprochen, daran empfunden. Unleidlicher Schmerz ergreift mich, und ich bin erbittert auf mich selbst, daß er zuweilen aussetzt, daß er nicht noch größer und gewaltsamer ist.

O, Elise, das war der beste Mensch, den die Erde je getragen hat. Ich weiß, ein jeder sagt das im Augenblick eines solchen Verlustes, aber ich sage nichts, als was ich immer gefühlt habe. Du kennst mich, Du weißt, wie schwer es mit mir zu leben ist; drittehalb Jahre sind wir Freunde gewesen, zwei Jahre waren wir ununterbrochen zusammen, und niemals, niemals haben wir uns entzweit. An mir lag es nicht, wenn es nicht geschah, aber seine himmlische Sanftmut, seine Kraft, alles, was ihn verletzen mußte, still in sich zu verschließen, seine Großmut, meinem geringen, nichtswürdigen Talent jede Herbheit meines Wesens zu vergeben, ach, alle jene hohen Eigenschaften seines Herzens, die mich ihn jetzt in der Glorie eines Heiligen erblicken lassen, ließen nie einen Zwist aufkommen.

Er war mir alles, was ein Mensch in dem höchsten, würdigsten Verhältnis dem andern sein kann; wehe mir, daß ich mir nicht das gleiche Zeugnis geben darf. Ich konnte mich, elenderweise, nie entschließen, ihn als ganz ebenbürtig zu betrachten; ich mißbrauchte meinen Geist nicht selten, und eben dadurch, daß ich ihn zur unrechten Stunde gebrauchte; ich munterte ihn nicht genugsam auf; ich hob immerwährend den Medusenschild der Wahrheit, und bedachte nicht, daß ich ihren Anblick in früheren Jahren wohl auch nicht hätte ertragen können. Ich war nicht strenger gegen ihn, als gegen mich; doch, ich bin 26 und er war 22. Wenn ich dies Alles bedenke, wenn ich mir vorstelle, wie sehr die innere Verzweiflung, die die Brust jedes Künstlers beklemmt, durch dergleichen in ihm genährt werden mußte, wenn ich mich erinnere, daß mir Gedanken dieser Art auch früher schon gekommen sind, daß ich aber des ungeachtet in meiner Strenge fort fuhr, da, Elise, möcht' ich mich für einen schlechten Kerl halten und mein Gewissen sagt fast ja dazu.

Könnte ich ihn aus dem Grabe zurück kaufen: kein Preis wäre mir zu hoch. Aber nichts ist mir geblieben, als die Hoffnung, daß ich von jetzt an, wenn nicht die äußere Unmöglichkeit eingetreten wäre, besser handeln würde, nichts, als ein Grund mehr, das Leben zu verachten und den Tod zu lieben.

„Schlummere sanft!“ Das war der Gruß, mit dem er mich des Abends (ich brachte die Abende meistens mit ihm in seinem Zimmer oder im Freien zu) gewöhnlich entließ. Seine Stimme war so innig, so unendlich weich und mild, mir däucht jetzt, ich habe niemals etwas Süßeres gehört. Dies „Schlummre sanft“ klingt mir immerwährend in der Seele fort; ich glaubte es die ganze, letzte Nacht zu hören, es tönte in meinen Schlaf hinein. Ja, schlummre sanft, mein liebster, teuerster, unvergeßlicher Rousseau, schlumm're sanft, vergib mir, oder, wenn's sein muß, vergiß mich, und bitte Gott, daß er dies verfluchte harte, starre Herz so zerquetsche, zerdrücke, martre, bis es wieder zu fühlen anfängt, oder zu schlagen aufhört; Dir aber gebe er die Seligkeit des reinsten Daseins und die Kraft, Deinen Geliebten, Deinen armen Eltern und Geschwistern noch als Geist zu nahen und sie zu trösten.

Ich kann jetzt nicht weiter schreiben.

Nachmittags.

Wie undankbar bin ich gegen den Himmel gewesen; ich klagte, ich murrte, und hatte einen solchen Freund! „An mich will ich gar nicht denken, ich habe nichts geleistet, aber Du!“ Mehr, als einmal hat er das gesagt. Wie glücklich konnte ich ihn machen, wenn ich einmal fröhlich war, welch einen tiefen Anteil nahm er an meinen Schmerzen, meinen Fatalitäten, ja sogar meinen Grillen. Es wäre meine Pflicht gewesen, mich von ihm, wie von aller Welt, zurück zu ziehen; in der trüben Atmosphäre, worin ich atme, muß frisches, freies Leben ersticken. Ich habe das zuweilen zu ihm gesagt, dann lächelte er und drückte meine Hand. Ach, er wollte es nicht besser haben, als ich es hatte, er hätte mich in die Hölle hinein begleitet. Uhlands „treuer Kamerad“ war sein Lieblingsgedicht; oft zitierte er einige Strophen davon, wenn wir miteinander gingen. Den Gedanken, daß er mehr an meinem, als an seinem Kummer gestorben ist, kann ich nicht los werden. Welch ein Maß von Liebe setzt dies voraus; Liebe, die Mann gegen den Mann trug! Und ich habe ihn gequält, mit ihm gerechtet; was mich hätte beseligen sollen, hat mir oft ein widerwärtiges Gefühl einflößen können. So unsinnig war ich, daß ich zuweilen mit der Quelle dieser Liebe nicht zufrieden war; es verdroß mich, daß sie mehr aus Achtung vor meinem Geist, als aus Neigung zu mir, dem Menschen,

entsprang. Ich bin gestraft. Gott hat ihn mir genommen und mein Leben ist ein dunkles Gemisch aus Reue, Dumpfheit und Sehnsucht. Was ich hatte, wußte ich nicht zu schätzen; es ward mir entrückt und ist nun der einzige Gegenstand meines Verlangens. Für eine Stunde, noch mit ihm verbracht, gebe ich so viel Jahre, als das Schicksal begehrt. Vergönne mir, liebe Elise, daß ich über ihn rede; es erleichtert mich, wenn nicht Gott allein, wenn auch ein Mensch meine Sünden kennt.

Und stelle es Dir in seiner ganzen Entsetzlichkeit einmal vor. Am 28. August promoviert er mit Ruhm und Glanz, ich mache die Bekanntschaft seines Vaters, der in Geschäftsangelegenheiten hierher kam, wir verleben einige Tage in Freude und Heiterkeit, und voll frischen Jugendmuts, mit dem süßen Gefühl, daß er nun alle Zwangsarbeit hinter sich hat und jetzt sich Aufgaben stellen kann, wie er will, reist er am 2. September, einem Sonnabend, nach Ansbach ab. Ich stand des Morgens in der Frühe um 4 auf und ging noch zu ihm; wie mich das jetzt erfreut, kann ich Dir kaum sagen, wir waren doch noch bis 6 Uhr, wo der Wagen vorfuhr, beisammen. Ich umarme ihn, der in Kraft und Gesundheit blühend vor mir steht, es war unter uns abgemacht, daß ich in 4 Wochen nachkommen sollte, noch ein Handschlag, „Grüße an die Deinigen" und der Wagen rollt fort. Acht Tage später erhalte ich einen Brief von ihm, worin er mir einige Notizen über das Morgenblatt mitteilt; er klagt über Kopfschmerz und starke Ermattung, ich finde dies natürlich und denke, es wird schon wieder verschwinden, ich bedaure ihn in meiner Antwort so kühl, wie es bei geringen Unpäßlichkeiten zu geschehen pflegt. Bald darauf zeigt sein Vater mir an, daß Emil mir zur Zeit nicht antworten könne, weil er an einem gastrischen Fieber darnieder liege, daß er zwar sehr verlange, mich bei sich zu sehen, daß aber die Ärzte die dadurch entstehende Aufregung fürchteten und daß ich also noch nicht kommen möge. Die Nachricht erschreckt mich freilich, doch hoffe ich das Beste. Ich erhalte einen zweiten Brief; das gastrische Fieber ist ein Nervenfieber geworden. Jetzt packt mich die ungeheuerste Angst, ich weiß mich nicht zu lassen, ich stecke den Brief in die Tasche und gehe aus dem Hause. Im Hofgarten setze ich mich auf eine Bank, ich bete, viele Menschen gehen an mir vorüber, ich halte die Hand vor die Augen und denke: was Du nun zuerst siehst, soll Dir ein Zeichen sein. Ich öffne die Augen und — stelle Dir mein Grauen vor! — eine in tiefste Trauer gekleidete Dame fällt mir ins Gesicht. Ich kann den Zustand nicht ertragen; es ist nichts! sag' ich zu mir selbst, er ist stark und kräftig, es kann ja gar nicht sein! Die Ruhe kehrt wieder zurück. Ich erhalte am letzten Freitag einen dritten

Brief; der kritische 21. Tag ist überstanden, es bessert sich mit ihm, sein Vater bittet mich, die Ausfertigung des Doktordiploms zu betreiben. Ich habe gar keine Furcht mehr, ich gehe zu dem Dekan, Hofrat Ast, dieser verspricht mir, daß ich das Diplom so schnell, als möglich, erhalten soll, mir ist ganz leicht ums Herz. Am Mittwoch (gestern) erhalte ich einen vierten Brief, ich zittre, wie ich den Postboten nur höre, das Siegel ist schwarz, er, dem ich schon wieder ein paar scherzhafte Zeilen (zu seiner Erheiterung) zugesandt hatte, ist tot!

Den 18. Oktober.

Was ich oben unter häufigen Tränenergüssen (die bei mir seltener sind, als die sie erzeugenden Schmerzen) niedergeschrieben habe, weiß ich nicht mehr; wie ich es niederschrieb, weiß ich noch wohl. Mein Freund verdient im vollsten Maße jedes Lob, das ich ihm beilegte, aber ich verdiene nicht den Tadel, den ich im ersten Aufruhr der Gefühle maßlos gegen mich selbst richtete. Es ist keine Sünde, es ist Bedingung des Lebens, daß der Mensch seine Kräfte gebraucht; Kraft gegen Kraft, in Gott ist die Ausgleichung. Ich fühle es jetzt nicht bloß, ich weiß es, daß ich jenen Tadel nicht verdiene; die Gründe dieses Wissens, zum Teil aus der Sache an und für sich, zum Teil aus den hinterlassenen Briefen und Papieren meines Freundes hervorgehend, kann ich hier nicht weiter auseinander setzen.

Ich bin wieder gefaßt und bitte Dich jetzt um Deinen besten Rat. Nun Rousseau tot ist, stehe ich in München ganz allein; ich habe in der ganzen Stadt keinen einzigen Bekannten. Es war mir ein schöner Gedanke, zum Frühjahr in seiner Gesellschaft nach Hamburg zu kommen; jetzt aber weiß ich kaum, ob ich wohl daran tue, meine Reise bis aufs Frühjahr zu verschieben. Noch habe ich so viel Geld, als nötig ist, die Kosten zu bestreiten; ich würde sogar noch einiges mitbringen, so, daß ich etwa ein Vierteljahr leben könnte. Verzehre ich dies in München, woher soll neuer Nachschuß kommen? Ich darf nicht hoffen, daß ich hier, bei dem Mangel an aller Anregung, und in der gräßlichsten Einsamkeit etwas Neues und Größeres, wie bisher, produzieren werde. Eine Ortsveränderung wirkt dagegen immer vorteilhaft; vielleicht könnte ich ja auch in Hamburg lit. Bekanntschaften anknüpfen, die mich förderten. — — — —

München, den 30. Oktober 1838.

— — — — — — — — — — — — — —

Du erkundigst Dich teilnehmend nach meinem Freunde. Er ist hinüber. Ich bin, so außer Fassung ich anfangs war, wieder

ruhig, fast kalt. Diese Eigenschaft meines Herzens, auch den tiefsten Schmerz schnell abzufertigen, ist doch eigentlich kein gutes Zeichen. Was das Leben doch aus dem Menschen macht! In meiner Kindheit und Jugend konnte ich, wenn meiner Mutter nur das Geringste fehlte, vor Kummer kein Auge schließen; jetzt ist sie gestorben, mein teuerster Freund ist ihr in entsetzlich kurzer Zeit nachgefolgt, und ich schlafe so gut, wie immer. Bin ich schlechter geworden? Ich würde Ja sagen, wenn ich müßte, aber ich glaube es nicht. Ich bin nur abgestumpft. Ach, wollte mich nur ein einziges Mal wieder ein recht frischer Hauch erquicken! In mir ist Herbst, und der ist noch erträglich, denn man fühlt doch noch das Vergehen; wenn's aber Winter wird!

Glaube nicht, daß ich über den toten Freund die mir noch übrig gebliebenen lebendigen vergesse. Das wäre sehr undankbar. Ich bitte Gott um nichts, als daß er mir diese wenigen, und vor allen Dich erhalten möge. —

An Ludwig Uhland.

Ich bin so frei, Ihnen hiebei ein Exemplar meines ersten dramatischen Versuches zu übersenden. Sie wissen aus meinen früheren Briefen, in welch' einem innigen Verhältnis Sie zu meiner geistigen und poetischen Ausbildung stehen, und wie unbedingt die Verehrung ist, die ich Ihnen zolle; ich könnte Ihnen mißfallen, wenn ich dies alles noch einmal aussprechen wollte. Sie mögen aber hieraus schließen, wie wichtig mir Ihr Urteil über ein Werk sein muß, das mir ganz aus Geist und Herzen floß, und das ich, bei klarer Erkenntnis vieles Tadelnswerten und Mangelhaften in den Einzelheiten, doch in seiner Totalität nicht für mißlungen halten kann. Sie werden mich daher gewiß nicht zudringlich finden, wenn ich Sie um ein Urteil über mein Stück ersuche; an einem einfachen Wort von Ihnen, sei es günstig oder nicht, liegt mir mehr, als an einem Trompetentusch der gesamten deutschen Journalistik, den ich, wenn ich nur zu Gegendiensten bereit wäre, leicht hervorrufen könnte. Ich weiß, daß derjenige, der an den Schöpfer von „Herzog Ernst" und „Ludwig der Bayer", Dichtungen, die ich in ihrer lautern Eigentümlichkeit und ihrer großartigen Symbolik durchaus den höchsten dramatischen Erzeugnissen beizähle, eine solche Bitte richtet, sehr viel wagt, auch bin ich auf jeden Ausfall Ihres

Urteils gefaßt, nur nicht auf Ihr Stillschweigen; dieses würde mir unendlich weh tun.

Mit vollkommener Hochachtung Ihr aufrichtigster Verehrer
Hamburg, den 17. Februar 1840. Friedrich Hebbel.

An Ludwig Tieck.

Hochverehrter Herr!

Wenn ich meine hohe Freude über den Empfang Ihres Briefs vom 23. Januar vorigen Jahres nicht sogleich aussprach, so werden Sie den Grund leicht erraten haben. Ich mochte Ihnen mit Versicherungen, die sich von selbst verstehen, keinen Ihrer Augenblicke rauben, und je höheren Wert ich darauf legte, daß Sie mich auch für die Zukunft zu einem für mich so ehrenvollen Vertrauen ermunterten, um so weniger konnte ich mich entschließen, Ihnen leere Allgemeinheiten zu schreiben. Nur auf einen Punkt, den Sie, widerlicher Erfahrungen gedenkend, in Ihrem Brief anregten, hätte ich Ihnen etwas zu erwidern gehabt; ich hätte Ihnen aus voller Seele zurufen mögen, daß die Verehrung, die ich Ihnen zolle, durch persönliche Rücksichten so wenig verringert, als noch erhöht werden kann, und daß ich, einer schnöden Partei gegenüber, die ihre Furcht und ihr Zittern hinter eitler Anmaßung zu verstecken sucht, ewig meinen Stolz darin setzen, ja, meine Pflicht darin sehen werde, einen Mann, der allen Zeiten angehört, so viel an mir liegt, den ihm gebührenden Tribut darzubringen.

Jetzt erlaube ich mir, von dem Vertrauen, zu welchem Sie mich aufforderten, Gebrauch zu machen. Ich habe ein Trauerspiel geschrieben, das ich zur Aufführung zu bringen wünsche, und ich nehme mir die Freiheit, Ihnen ein Exemplar desselben zu übersenden. Ich ersuche sie um freundliche Vermittelung bei der dortigen Bühne, vor allem aber bitte ich Sie um Ihr Urteil, das mir bei diesem Werk, welches mir ganz aus Geist und Herzen floß, und welches ich bei klarer Erkenntnis vieles Tadelnswerten und Mangelhaften in den Einzelheiten, dennoch in seiner Totalität nicht für mißlungen halten kann, von der höchsten Wichtigkeit ist. Ein einfaches Wort von Ihnen, sei es günstig oder nicht, ist mir mehr als ein Trompetentusch der gesamten deutschen Journalistik, den ich leicht hervorrufen könnte, wenn ich nur zu Gegendiensten bereit wäre. Eine lyrische Poeterei werden Sie

nicht finden; ob ich aber nicht auf der entgegengesetzten Seite zu weit gegangen und in der dramatischen Konzentration hie und da zu starr geworden bin, das ist es, was ich von Ihnen zu erfahren wünsche. Ich selbst erlaube mir über mein Stück nur die eine Bemerkung, daß es in sehr kurzer Zeit entstanden ist. Sie werden verzeihen, daß ich mein Trauerspiel, statt es direkt bei der Direktion des Theaters einzureichen, an Sie zu schicken wagte; auch werden Sie, wie ich hoffe, mir in Berücksichtigung des Dringlichen einer solchen Angelegenheit eine möglichst baldige Antwort zuteil werden lassen.

Ich bin

Den 17. Februar 1840. Ihr aufrichtiger Verehrer H.

---

den 26. April 1840.

Ich erlaubte mir, Ihnen unter'm 17. Febr. d. J. mein Trauerspiel Judith zu senden. Hoffentlich haben Sie es empfangen. Es tut mir sehr leid, daß ich es Ihnen in seiner ganzen kecken Derbheit und ohne die Veränderungen, die das Theater notwendig macht, vorgelegt habe, denn vielleicht sind Sie durch die vorkommenden, bedenklichen Schilderungen und starken Ausdrücke von vornherein mit Zweifeln über die Möglichkeit der Darstellung erfüllt worden.

Es muß mir daran liegen, mein Stück auf mehr als ein Theater zu bringen. Ich nehme mir daher die Freiheit, bei Ihnen anzufragen, ob die Dresdener Bühne überall auf dasselbe reflektiert. Wäre dies der Fall, so würde ich sogleich ein abgeändertes Exemplar senden. Dürfte ich über diesen Punkt von Ihrer Güte eine Benachrichtigung in ein paar Zeilen erwarten?

H.

An Karl Gutzkow.

Mit wahrem Vergnügen, verehrtester Herr, teile ich Ihnen hiebei ein Exemplar meiner Judith mit. Es tut mir leid, daß Ihr Bote mich heut Nachmittag nicht zu Hause fand. Sie brauchen sich mit der Remittierung nicht zu beeilen und können das Stück gern acht Tage behalten; nur wünsche ich, daß Sie es nicht weiter geben. Ich machte das Nämliche allen anderen, denen ich es gab, zur Bedingung. Ich wollte Sie von meinem Vertrauen in bezug auf mein Werk gewiß nicht ausschließen; aber ich konnte Ihnen damit auch nicht unaufgefordert entgegen

kommen. Vielleicht regt die Judith Sie an, daß Sie mir einige Worte darüber schreiben; wie lieb mir dies sein würde, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, da Sie längst wissen, wie hoch ich Ihre kritischen Arbeiten stelle; Ihre „Götter, Helden usw." haben mir erst neuerdings wieder einen seltenen Genuß gewährt. Sie werden mich in der Hauptsache nicht mißverstehen, was mir noch bei manchem begegnen mag.

An Hitzig habe ich schon oft gedacht, eine neue dramatische Dichtung drängte die Rezension immer wieder zurück, aber Sie sollen sie nächstens erhalten. Verzeihen Sie den Aufschub!

Mit einem herzlichen Gruß

Ihr ergebenster

Hamburg, abends den 1. April 1840. Fr. Hebbel.

An Franz Dingelstedt.

Hamburg, 7. Oktober 1841.

Die freundliche Art, in der Sie sich mir nähern, lieber Herr Dingelstedt, kann mich nur veranlassen, Ihnen eben so freundlich und offen entgegen zu kommen. Sie haben recht, es kann niemand vom Diplomatisieren weiter entfernt sein, als ich es bin, und bei einem so warmen und kräftigen Gemüt, als mir aus Ihren Nachtwächterliedern entgegentrat, werde ich immer das Gleiche voraussetzen. Ich hätte Ihnen gern gleich geantwortet, aber ich war unwohl und habe es mir seit lange zum Gesetz gemacht, in unfreien körperlichen Zuständen, die bei mir immer unwillkürlich auf die Stimmung und die Gedankenentwickelung einwirken, nie einen Brief zu schreiben. Sie werden den Verzug mit dem Grunde, den ich anführte, entschuldigen.

Daß wir uns bei Ihrer Anwesenheit in Hamburg nicht kennen lernten, bedaure ich sehr, um so mehr, als ich keineswegs abwesend war. Vielleicht werden die Sterne es ein andermal günstiger fügen: Sie kommen noch einmal herüber und atmen See- oder Fleetluft, oder ich überrasche Sie in Cassel, wie der nächtliche Dieb im Evangelium. Doch, da fällt mir ein, daß Sie sich flügge gemacht haben und daß man kaum noch mit Sicherheit weiß, wo man Sie in kurzem wird finden können. Möge die Literatur Ihnen das Opfer, das Sie ihr brachten, nicht mit Undank lohnen, ich wünsche es Ihnen von Herzen! Wahr ist es, wer ihr leben will, muß frei sein, hier kann man weniger als irgendwo zween Herren dienen, aber auf der anderen

Seite ist die literarische unter allen Republiken die schrecklichste, weil in ihr die Gassenbuben leichter das Bürger- und das damit zusammenhängende Stimmrecht gewinnen, als Männer und Menschen.

Leider habe ich bis jetzt Ihren Salon noch nicht gesehen, obgleich er mir dem Namen nach längst bekannt ist. Man kommt in Hamburg zu mancher literarischen Erscheinung sehr schwer, besonders wenn man, wie ich, mehr in Familienkreisen als in den Pavillons lebt. Für das, was Sie über meine Judith geschrieben haben, danke ich Ihnen also einstweilen, ohne es zu kennen. Ich mag Ihnen nicht zumuten, daß Sie mir das Vergnügen, es zu lesen, verschaffen sollen, aber ich wollte, daß ich es gelesen hätte, denn wir hätten alsdann einen Berührungspunkt mehr.

Noch einmal, empfangen Sie meinen Dank — — —

F. Hebbel.

An Elise Lensing.

Kopenhagen, 31. Dezember 1842.

Gestern erhielt ich durch Jahnens Deinen letzten kleinen Brief. Die Freude war um so größer, je unerwarteter sie kam. Heute ist nun der letzte Tag im alten Jahre. Es hat was mich und Dich betrifft, dem neuen viel zu tun übrig gelassen. Sonst konnte ich doch immer auf irgend eine Arbeit, ein dichterisches Produkt, zurückschauen und mir sagen: wenn auch nichts für Deinen äußeren Frieden geschehen ist, so hast Du doch etwas für Deinen inneren getan. Diesmal verhält es sich anders. Außer 16 Gedichten, von dem ich keinem einzigen einen bedeutenden Rang einräumen kann, ist nicht das Geringste entstanden. Darüber kann man sich freilich trösten; ein Werk weniger — eine Gelegenheit weniger, gemißhandelt zu werden. Wer keinen Rücken hat, kann keine Prügel bekommen! Du siehst, daß ich scherze. In einem fort produzieren können nur die Handwerker, und zu denen gehöre ich nicht. — So weit kam ich gestern. Heute ist nun der erste Januar. Mir ist gar nicht feierlich zumute. Je älter man wird, je mehr schwindet die Poesie aus dem Leben. In der Jugend denkt man sich den Jahreswechsel als etwas Geheimnisvolles. Man glaubt, das große Räderwerk der Zeit sei abgelaufen, und werde nun von Gottes Hand wieder aufgewunden. Später lösen sich die schönen farbigen Bilder in

nüchterne Abstraktionen auf. Man weiß, daß der Mensch den Faden der Zeit selbst gesponnen hat, um die Erscheinungswelt daran zu knüpfen, und daß der Jahresknoten und die Tag- und Wochenknötchen, die er hineinschlägt, nichts weiter, als willkürliche Merkzeichen sind. Man weiß — ach, was weiß man nicht schon alles, wenn man, wie ich, bald 30 Jahr alt ist; und was wird man nicht alles wissen, wenn sich die 30 dereinst verdoppelt hat! Das sind triste Betrachtungen! Den gestrigen Abend, wie den Weihnachtsabend, brachte ich auf der Herberge aller Fremden, d. h. im Athenäum, zu. Gegen 10 Uhr ging ich zu Hause, trank meinen Tee und verzehrte einen Kuchen, den ich mir vorher zu 5 Schilling eingekauft hatte. Gestern Abend ging ich bald nach dem Essen zu Bette, Weihnachtsabend erfreute ich mich an Deinem Brief. Diesen laß' mich gleich beantworten. Ich las den Anfang nicht ohne Herzklopfen. — — — — — Gutzkows Rezension hätte ich freilich gern gehabt, ob ich sie aber, wenn Campe sie mir nicht von selbst schickt, fodern kann, ist die Frage. Ich werde am Schluß hierauf zurückkommen. Wenn Janens sie richtig aufgefaßt hat; wenn Gutzkow mein Werk wirklich mit steter Anerkennung meines Talents tadelt und mir verdeckt noch einmal die Hand bietet, so soll er dies nicht umsonst getan haben. Eine Auszeichnung, ja eine Ehrenhaftigkeit finde ich schon darin, daß er selbst hervorgetreten ist und die Sache nicht, wie bei den Gedichten, Herrn Schirges oder einem anderen übergeben hat. Dies hätte er tun können und tun dürfen. Man muß die Saiten nicht zu hoch spannen und von einem Mann, den man so stark reizte, nicht das Übermenschliche verlangen. Nicht den Tadel der Kritiker habe ich zu fürchten, sondern ihr Stillschweigen; Gutzkow gegenüber habe ich, wie ich nicht erst seit gestern einsehe, eine durchaus falsche Stellung, und wenn er mir — was ich aber, da Janens selten oder nie richtig sieht, wenn es auf concreta ankommt, erst aus der Rezension selbst ersehen werde — Gelegenheit gibt, sie zu verändern, so will ich die Gelegenheit ergreifen. Dies wird Janens nicht recht sein; ich kann's nicht ändern, ich kann nicht deswegen, weil Gutzkow ihn in einer Gesellschaft bei Georg Lotz etwas vornehm abgefertigt hat, meine ganze Zukunft aufs Spiel setzen. Hätte ich einen Freund gehabt, der, statt mich immerwährend aufzuhetzen und mich zu übereilten Schritten zu verleiten, meine Leidenschaften, wenn sie zu wild aufloderten, auszulöschen gesucht hätte, wie viel besser würde es um mich stehen! Ich kann sagen, daß ich Janens drei Jahre meines Lebens völlig geopfert habe; geopfert, indem ich seiner Grillen wegen Menschen, die mir mit Herzlichkeit und Anerkennung entgegentraten, zurück-

stieß; geopfert, indem ich im beständigen einseitigen Umgang mit ihm den Tod, Fäulnis und Verwesung, einsog. Ich tat es, weil ich ihn nicht fallen lassen konnte und wollte, so lange er selbst nur den geringsten Trieb verriet, sich geistig frisch zu erhalten, oder, als diese Periode vorüber war, sich wieder aufzuraffen. Zuletzt jedoch wurde es völlig unerträglich; er spottete aller Gesetze des Lebens, meine Freundschaft war ihm wie ein Napf, in den hinein man sich erbricht, mein Umgang regte ihn nur noch zum Gähnen und zum Anekdotenerzählen an. Du weißt, was ich in diesem Verhältnis gelitten habe. Ich kann meinem Freund im Kampf beistehen, ich kann ihm ein Grab mit meinen Nägeln aufwühlen, wenn's sein muß, ich kann mich mit ihm zugleich erschießen, aber ich kann nicht neben ihm verfaulen, und so weit soll er, wenn nicht mich, so doch die Freundschaft achten, daß er dies nicht verlangt. Ich habe hierin gewiß recht. Wer so störend in mein Leben eingreift, daß er mir das Weiterleben unmöglich macht, wer es mit Verdruß einsieht und es auf alle Weise zu hindern sucht, wenn ich neue Verhältnisse, die mich auffrischen und ermuntern können, anknüpfe, wer sich selbst aufgegeben hat und nun von mir fordert, daß auch ich mich aufgeben soll, den kann ich, da ich wohl weiß, daß es nicht absichtlich, sondern unbewußt geschieht, tief beklagen, aber ich kann mich ihm nicht fügen, der Gesunde kann vom Kranken, der junge Soldat kann von dem auf allen Gebieten zurückgeschlagenen Invaliden nicht Vorschrift und Gesetz annehmen. Es ist mir dies ein sehr schmerzlicher Punkt und ich werde mit der höchsten Schonung verfahren; ich werde mich lieber verkennen lassen, als auch nur die Gründe, die nur weh tun und doch keine Selbsterkenntnis herbeiführen würden, aussprechen, aber ich kann, wenn ich nach Hamburg zurückkomme, die Rücksicht auf meinen Freund nicht wieder so weit ausdehnen, daß ich Wienbarg, Wihl, Gutzkow und andere vernachlässige und beleidige, bloß weil sie ihm mißfallen. Sein Benehmen bei Dir, seine Antwort, daß er nicht wisse, ob er mir seine Ansicht über Gutzkow mitteilen solle oder nicht, ist mir ein Beweis, daß er dies noch immer verlangt. Ich hatte mich in meinem Brief an ihn nämlich über Gutzkows neueste Schrift so ausgesprochen, wie ich darüber denke. Das ist ihm gleich zu viel gewesen. — — — — — — — — — —

An Elise Lensing.

Kopenhagen, den 13. Januar 1843.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Endlich ist Öhlenschläger zurück, sein Sohn machte mir einen Besuch und ich ging zu ihm. Er hatte inzwischen Judith und die Gedichte gelesen und setzte am Genie nichts, an den Werken manches aus; es überraschte mich, daß auch er fragte, was das denn für eine Erscheinung gewesen sei, die den Manasse in der Hochzeitsnacht erschreckt habe. Imponiert hatten die Sachen ihm, das sah ich, die Kraft hat ihm gehörigen Respekt eingeflößt, aber die Früchte will er anders. Doch, das sind Nebendinge. Ich eröffnete ihm an jenem Morgen meine ganze Lage, er sprach mir Trost ein und meinte, der König werde mir auf jeden Fall ein Reisestipendium bewilligen, besonders jetzt, wo es ihm bei der zwischen Dänen und Schleswig-Holsteinern eingetretenen Spannung nur lieb sein könne, wenn er Gelegenheit erhalte, auch einmal für einen holsteinischen Dichter etwas zu tun; er selbst wolle sich in einem offenen Brief an den König auf das Wärmste und Anerkennendste über mich aussprechen, das sei seine Schuldigkeit; auch wolle er meinetwegen mit dem Konferenzrat Collin, der dem Stipendiumfonds vorgesetzt und sein langjähriger Freund ist, reden. Überhaupt bewies er mir die herzlichste, edelste Teilnahme und bot mir sogar, weil er mich in augenblicklicher Verlegenheit zu glauben schien, seine Börse an; ich wies sie natürlich mit dem Bemerken zurück, daß ich keiner Geldunterstützung bedürfe und in Kopenhagen hoffentlich auch keiner bedürfen werde, es ist aber doch ein höchst respektabler Zug. Ob ich seine Hoffnungen teilen darf, weiß ich nicht, obgleich ich nicht einsehe, wie Gott mir helfen will, wenn auch hieraus nichts wird; ich werde alles tun, was sich mit der Ehre verträgt und selbst schwere Schritte nicht scheuen, um dies Ziel zu erreichen. Gelingt es mir, so ist vielleicht für meine ganze Zukunft gesorgt, denn die Regierung läßt fast keinen, mit dem sie sich einmal befaßt hat, wieder fallen; auch liegt in der Sache selbst nichts Unmögliches, denn hier laufen wenigstens vier Poeten herum, die lebenslängliche Pensionen erhalten und mir wahrlich keine Szene der Judith nachschreiben; aber an einem Hof geschieht wenig oder nichts durch den König selbst oder auf geradem Wege, sondern alles durch den Schraubengang der Intrige, und wer setzt den für mich in Bewegung? Mein Gesuch ist fertig, Öhlenschlägers Empfehlung, die er schon aufgesetzt und mir vorgelesen hat, erhalte ich heute (wir schreiben den 21.) oder morgen, übermorgen,

Montag, mache ich mich wieder auf den Weg zum König, werde aber schwerlich wie das erstemal, gleich vorkommen, da der Hofmarschall mir die Steige nicht ebnet. Einen vergeblichen Weg oder ein paar würde ich nicht scheuen, wenn nur nicht so viel Zeit darüber verstriche, doch das läßt sich nicht ändern, denn ich muß den König persönlich sprechen; er kennt mich nun, vielleicht läßt er sich etwas näher mit mir ein, jedenfalls wird der Schritt eindringlicher, als wenn ich mein Kuvert im Kabinett abgäbe. Der Konferenzrat Dankwart hat mir auch allerlei Gutes versprochen, ich glaube aber, trotzdem, daß Öhlenschläger das Gegenteil versichert, der Mann füttert mich bloß mit schönen Reden. — — — — — — — — — — — — — — — —

Sonntag, den 22. Januar. Heute Morgen schickte mir Öhlenschläger durch seinen Bedienten die Empfehlung, sie ist dänisch abgefaßt und lautet übersetzt ungefähr folgendermaßen: „Allergnädigster König! — Der deutsche Dichter, Friedrich Hebbel, „welcher sich diesen Sommer hier aufhält und Ew. Majestät um „ein Reisestipendium ersucht, hat mich gebeten, dieses Gesuch mit „einer alleruntertänigsten Empfehlung zu begleiten, welche ich „ihm mit Freuden und von ganzem Herzen gebe. Herr Hebbel „ist gewiß ein Dichter mit seltenen Talenten, mit echtem Genie. „Dieses Zeugnis haben ihm auch bereits viele Kunstrichter ge„geben, sowohl für seine Tragödien Judith und Genoveva, wie „für seine lyrischen Gedichte. Sollte er in den angeführten „Dramen noch allzustark zu dem Gewaltsamen hingerissen sein, „so zeigen doch diese Werke zugleich den gesunden, kräftigen Keim „zur reifen Schönheit und Meisterschaft in künftigen Arbeiten. „Es würde daher jammerschade sein, wenn dies schöne Talent „nicht gedeihen und bei seinem Fürsten Hilfe und Unterstützung „finden sollte. Glücklicherweise ist Hebbel ein Untertan Christians „des Achten, und wird daher Beistand und Pflege gewiß so „wenig entbehren, wie seine dänischen Brüder im Apollo diesseits „der Ostsee. Es war schon lange der Ruhm dänischer Könige, „daß sie deutsche Dichter unterstützten, welche das große Ger„manien Not leiden ließ; Klopstock in dem reichen Hamburg, „Claudius in Wandsbeck dankten dänischen Königen ein sorgenfreies „Leben; der große Schiller in Weimar dänischen Adeligen die nötige „Hilfe und Trost in seiner Krankheit. Aber Hebbel ist als „Dithmarscher ein unter dem Zepter Ew. Majestät geborener „Untertan und hofft daher mit dem freudigen Mut eines „Sohnes, daß sein Landesvater, der königliche Freund der Poesie, „zum Wohl seiner und zum Gedeihen seiner Kunst etwas tun „wird. Alleruntertänigst Adam Öhlenschläger." Bist du zufrieden? Sag' es mir! Öhlenschläger meint, ich muß den König jedenfalls selbst sprechen. Morgen das Weitere.

Montag, den 23. Januar.

Dieser Tag ist der glücklichste, den ich bis jetzt in Kopenhagen erlebt habe. Wärst Du doch bei mir, teuerstes Wesen! Wie lange dauert es nun, daß Du erfährst, was sich ereignet hat! Laß Dir erzählen! Ich ging heute Morgen wieder zum König, machte aber zuvor dem Hofmarschall meine Aufwartung. Ich ward nicht vor ihn gelassen, das konnte ich denken, aber ich war nun doch bei ihm gewesen. Als er ins Vorgemach des Königs eintrat, machte ich ihm eine Verbeugung, er trat auf mich zu und entschuldigte sich, daß er mich nicht angenommen habe, er sei eben mit Ankleiden beschäftigt gewesen. Ich ersuchte ihn, mir noch einmal Audienz zu verschaffen, er stellte mich sogleich dem Adjutanten vor und als er aus dem Kabinett des Königs kam, sagte er mir, er habe dem König gesagt, daß ich dort sei und der König werde mich sehen. Nun mußte ich freilich noch von 11 bis 2 Uhr warten und war der allerletzte, der Zutritt erhielt, aber ich kam zum Ziel, während 50 bis 60 Personen auf nächsten Montag bestellt wurden. Die Audienz war kurz, aber, wenn ein Königliches Wort ein Wort ist, gewiß folgenreicher, wie die erste. Der König war sehr freundlich, als ich eintrat und rief mir zu: nun? wie steht's mit Ihrer Angelegenheit! Ich. Die habe ich aufgegeben, dagegen wage ich, Ew. Majestät ein Gesuch um ein Reisestipendium zu überreichen. Er (immer freundlich). Zu welchem Zweck wollen Sie denn reisen? Ich. Ew. Majestät werden aus einer Empfehlung, die mir Öhlenschläger gegeben hat, vielleicht das Nähere ersehen. Er (nachdem er die Empfehlung gelesen hatte). Die ist höchst vorteilhaft. Nun, das wird sich tun lassen. Aber augenblicklich kann ich die Entscheidung nicht gut abgeben. Ich. Das ist auch durchaus nicht nötig. Ich bleibe den Winter hier. Er. Es wollen freilich Viele reisen. Es handelt sich darum, auf wie lange Zeit Ihnen das Stipendium bewilligt werden kann. Ich. Wenn ich über einige Jahre hinaus bin, so werde ich ganz anders dastehen. Er. Dann haben Sie Namen und Ruf. Ich. Wenigstens so viel, um von meinen Arbeiten leben zu können. Er. (Mich mit einer Handbewegung entlassend.) Nun, gern werde ich unterstützen! — Dies ist nicht *alles*, aber es ist *viel*. Nun muß ich die nötigen Visiten machen. Ich werde auch die unangenehmste nicht scheuen. Als ich, in hohem Grade erfreut, zu Hause kam, brachte mir der Briefbote einen Brief von Campe. Der ist freundschaftlicher, wie er mir je geschrieben. Den Roman nimmt er, zahlt 40 L. und ist erbötig, *das ganze Honorar voraus*

zu geben; ich müsse ohne Sorge sein, um arbeiten zu können. Das ist doch höchst ehrenhaft. Nun kann ich für Dich und mich mit Ruhe in die Zukunft des nächsten Jahres schauen. Gott sei Dank! Ich bin vor Freude und Wehmut dem Weinen nah gewesen, denn ich habe die letzten Monate mehr Angst gelitten, als ich Dir merken ließ. Nun will ich ruhig aufatmen und schaffen. Über den neuen Plan mit der Reisebeschreibung äußert Campe sich so: „3 Werke verlegte ich von Ihnen, das 4. und 5. ist im Anzug. Sie schließen sich fest an mich — soll ich es nicht etwa erwidern? Noch ist an Ihnen kein Gewinn zu machen, aber die Zukunft bietet Aussichten, nicht allein für mich, auch für Sie. Sie kennen meine Ansichten; in solchen Voraussetzungen ist ja keine Frage nötig — es versteht sich von selbst, daß ich dasjenige drucke, was Sie mit Ihrem Namen der Literatur zu übergeben sich gedrungen fühlen!“ Was will ich mehr? Kann ich mehr Bereitwilligkeit und Liberalität verlangen? Nun laß' mir einer wieder über Campe losziehen! Wilibald Alexis liefert, wie Campe mir ebenfalls meldet, im Konversationsblatt eine Rezension meiner Gedichte, mit der wir, er und ich, zufrieden sein würden; auch das ist vortrefflich. — —

Kopenhagen, den 31. Januar 1843.

— — — — Von dem Dichten par force, worin es Öhlenschläger zu einer respektablen Meisterschaft gebracht hat, habe ich keinen Begriff und werde ich auch wohl nie einen Begriff bekommen; er meint freilich, es sei doch immer besser, sich auf die Gefahr hin, etwas Verunglücktes zustande zu bringen, zu beschäftigen, als die Hände in den Schoß zu legen; ich will es durchaus nicht bestreiten, ich weiß nur nicht, wie er das Ding treibt. Bei mir sprudeln die geistigen Quellen entweder in Fontänen, oder sie stehen ganz still, das Sickern und Tröpfeln kenne ich nicht, deswegen ist mein ganzes Dasein auch so zusammenhangslos, jetzt eine Springflut, die mich fast ersäuft, so daß ich nicht imstande bin, die Massen der Gedanken und Anschauungen festzuhalten, dann wieder die dürrste, sandigste Ebbe. Doch kann ich nicht sagen, daß ich mir Stunden wünsche, worin Hugo von Rheinsberg und ähnliche Stücke meines alten trefflichen Oehlenschläger entstanden sind; diese, ich leugne es nicht, haben mich mit einem wahren Entsetzen erfüllt, und ich beklage es, daß er auf den Gedanken kommen mußte, sie mir zu geben. Die Fischertochter, ein Märchen, habe ich mit großem Vergnügen gelesen, namentlich sind zwei Trunkenbolde darin mit köstlicher Laune ge-

zeichnet und das Ganze hat ein äußerst lebendiges Kolorit; auch hat sein Correggio mir in der Umarbeitung, der er ihn unterzogen hat, bedeutend besser, wie früher, gefallen und seinem Baldur, wie der Tragödie: Erich und Abel, liegen sogar Ideen zugrunde. Wahre Befriedigung können sie mir auf meinem Standpunkt freilich nicht gewähren, so wenig als Öhlenschläger diese in meinen Stücken finden kann; er waltet in der Sphäre des Lieblichen und beim tragischen Ungewitter scheinen ihm Donner und Blitz gewissermaßen überflüssig; in jener Sphäre aber hat er ganz unleugbar Achtungswertes geleistet, sonst wäre er seiner Nation auch nie geworden, was er ihr ist, denn niemand erhebt sich dadurch über sein Volk, daß er sich auf die Zehen stellt, jeder Ruhm, jeder gewonnene Name hat ein Fundament. — — Mittwoch Morgen. Die Kopenhagerinnen nehmen sich sehr gut aus, und besonders hat das dänische Nationalgesicht, d. h. das weibliche, für mich etwas Wunderbares, das nicht zu meiner Seele, aber gewaltig zu meiner Phantasie spricht. Ich darf Dich hiervon unterhalten, denn Du weißt, daß der Dichter redet, nicht der Mensch. Diese scharfgezackten stolzen Züge erinnern mich an Korallen, wie sie tief unten im Meeresgrunde wachsen; der blasse klare Teint scheint, wie ein Grenzdamm, die rote Lebensblume nach innen zurückgedrängt zu haben, um sie frisch und unvergänglich zu erhalten, aber auf den roten Lippen knospet sie in ihrer Fülle doch hervor, wie wohl eine einzelne naive Kirsche die unter dem Blätterschmuck des Baums verborgenen still gereiften Schwestern an den lüsternen Knaben verrät; das Auge dagegen nicht blau und nicht grau, hat einen seltsamen trockenen Glanz, es scheint darauf zu deuten, daß das Zauberwesen, dem es angehört, sich zuweilen in die Flut niedertauchen muß, wenn die Luft, die scharfe, schneidende, es nicht auszehren soll. Man sieht solche echtdänische Gesichter, die mich in frühester Jugend schon aus einer alten Chronik angeschaut haben, hier übrigens sehr selten, die meisten Weiber sind hübsch auf deutsche Weise, wenn ich aber eins erblicke, so fühle ich mich wirklich in eine phantastische, nächtliche Welt entrückt und der versiegelte Brunnen der Poesie sucht den Bann zu sprengen. Dies ist ein Gedicht in Prosa. Auf die eigentlichen Gedichte zurückzukommen, so bitte ich Dich, mir ganz aufrichtig den Eindruck mitzuteilen, den sie auf Dich machen, und zwar sollst Du mir von jedem einzelnen sagen, wie und ob es auf Dich wirkt. Bin ich der Alte? Bin ich es nicht? Sei offen und ehrlich, weitläufige Auseinandersetzungen verlange ich nicht, sie sind nicht Deine Sache, aber von niemand kann ich es sicherer erfahren, was die Dinge wert sind, als von Dir, denn Dein Gefühl sagt Dir immer das Richtige.

Wenn Du Jahnens siehst und Du magst ihm die Gedichte mitteilen, so tu' es gern, aber bei Schütze lies sie nicht vor, sie sind alle unempfänglich für Poesie, das habe ich gemerkt, als ich sie mit Uhland bekannt machte. Jahnens Märchen Rose und Drache habe ich Montag an Öhlenschläger gegeben, sage ihm aber nichts davon; wenn der Alte sich freundlich darüber äußert, soll er's erfahren, es wird ihn ja vermutlich erfreuen, wenn er es aber mit Gleichgültigkeit behandelt, so braucht er nichts davon zu wissen. Ich werde wahrscheinlich noch mehr Gedichte machen, aber meine Muse hat so lange geschlafen, daß ich jetzt ihren Gaben nur halb traue und erst von andern hören muß, ob sie mich reell bedient oder mich mit falscher Ware betrügt. Eine furchtbare Ballade schwebt mir vor — zu der hab' ich Vertrauen!

Sonntag abend, 5. Februar.

Dein Brief ist da. Er enthielt eine wahre Schreckensnachricht. Gott sei Lob und Preis, daß es so vorübergegangen ist. Du wirst es unter keiner Bedingung gestatten, daß etwas ähnliches wieder vorfällt. Verbrennen oder Ersticken — es ist mehr, als entsetzlich. In dem kleinen Häuschen wohnt ein guter Geist, der selbst seine Unarten zum besten lenkt. Märchens Genesung hat mich über seine Krankheit getröstet; es ist ein Vorteil der Entfernung, daß man oft das Schlimme und das Gute zugleich erfährt, ein Vorteil, auf den man jedoch gern Verzicht leistete. — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Was mein inneres Leben betrifft, so stockt es noch immer; das ist in einem Zustand beständiger Anspannung und Aufregung freilich natürlich, doch peinigt mich oft der Gedanke, ob nicht schon ein Stein über die Quelle gewälzt ist. Mein äußeres Leben ist auch nichts weniger, als angenehm, und ich weiß nicht, wie Du annehmen kannst, daß es minder einförmig sei, als in Hamburg. Ich kenne und sehe hier keinen Menschen, als Öhlenschläger; mit diesem kann ich aber doch nicht verkehren, wie zwei junge Leute miteinander. Ich sehe ihn die Woche in der Regel zweimal, Freitags, wo ich bei ihm esse und Montags oder Mittwochs, wo ich ihn auf ein Stündchen besuche. Öfterer kann ich nicht gut kommen, denn jedes Verhältnis hat sein Maß; er bleibt sich immer gleich und in geistiger Beziehung steigt mein Ansehen gewiß eher bei ihm, als es fällt, aber was er vergißt, darf ich darum nicht vergessen: er ist alt und gehört einer andern Welt, einem längst zersprungenen Ideenkreise an, daneben hat er in der bürgerlichen Welt Rang und Stand, ist Etatsrat und Professor, Ritter aller möglichen Orden usw. Außer ihm sehe und spreche ich aber die ganze Woche keine Seele, lebe also wie ein

Trappist, denn mit den Herren Möller und Holst hat sich kein Verhältnis ergeben und den Evers rechne ich nicht; die Einsamkeit ist nur sehr behaglich, wenn man mit Entwicklung großer Ideen und mit Ausbildung bedeutender Werke beschäftigt ist, bei innerer Untätigkeit aber ist sie unerträglich. Dagegen habe ich Bücher in Menge und die sind ein Ersatz für vieles, wenn auch nicht für alles. Von dieser Woche an wird meine Zeit und mein Studium ausschließlich der Dithmarsischen Geschichte angehören. Mit dem ersten Dampfschiff kehre ich nach Deutschland zurück, doch wird das wohl vor Anfang April nicht abgehen; bis dahin muß ich also ausharren. Das Schlimmste ist, daß ich mich auch in meiner Wohnung nicht wohl fühle; will ich's aber besser haben, so muß ich mehr zahlen. Auf der Reise sein und sparen — es verträgt sich schlecht miteinander, wer sein Geld zu Rate halten muß, der kommt ums Amüsement. Darin hast Du recht, daß die Reise für mein Verhältnis mit Campe gut gewesen ist. In den Blättern für literarische Unterhaltung stand neulich die Rezension meiner Gedichte von Wilibald Alexis; ich habe sie im Athenäum für Dich abgeschrieben und schließe sie bei. Sie ist anerkennend und ehrlich, nur ein wenig kurz. Sag' mir — vergiß es aber nicht! — wie sie Dir und, wenn Du ihn siehst, Jahnens gefällt. Campe hat ihm die Genoveva geschickt und ihn aufgefordert, sie nebst den Gedichten und der Judith in den Wiener Jahrbüchern zu beurteilen, falls er noch mit diesem Institut — woran ich aber zweifle, da ich seinen Namen dort nicht mehr finde — in Verbindung stände. Täte Alexis dies, so würde es von großem Nutzen für mich sein. Er hat in früheren Jahren Heine und Immermann darin rezensiert, was beiden, wie Campe mir öfter sagte, sehr förderlich gewesen ist. Ich habe die Rezensionen auf der Königlichen Bibliothek nachgeschlagen; sie sind äußerst scharf und erkennen, wie Gutzkow an mir, nichts an, als das Talent, sie zeugen aber zugleich von tiefster Kunstkenntnis und lassen mich auf sein Urteil über meine lyrischen Sachen ein um so größeres Gewicht legen. Mit Scham habe ich mich daran erinnert, daß ich seinen in so hohem Grade anerkennenden Brief über meine Judith, den mir die Crelinger schickte, mit Stillschweigen übergangen habe; ich kannte ihn damals noch nicht, und leider stand mir niemand zur Seite, der mir einen vernünftigen Rat gab. Nun, dies Eis ist vielleicht zur Hälfte wieder gebrochen. W. Alexis hat kürzlich einen Roman: der falsche Woldemar herausgegeben, der nach meiner Ansicht über alles zu stellen ist, was wir in dieser Gattung besitzen. Ich habe ihn auf dem Athenäum gelesen. Eine großartige und echt dichterische Schöpfung. Szenen darin, die dem

größten Meister Ehre machen würden. Heine hat, trotzdem, daß jene Rezension nichts weniger als schmeichelhaft war, Alexis dafür bis auf den heutigen Tag ein freundliches Andenken bewahrt. Wie habe ich mich gegen Gutzkow gestellt, der mir doch so sehr viel einräumte! Die Kritik der Genoveva mag enthalten, was sie will, sie wird mich nicht mit Bitterkeit erfüllen, sie wird mich, wenn sie zu weit geht, eher erleichtern. — Du erinnerst mich an Ansbach. Ja, liebste Elise, was sollte ich schreiben? Daß ich einen unüberlegten Streich begangen und nichts ausgerichtet hätte? Ich wußte keinen Brief zustande zu bringen, denn einen väterlichen Freund, wie der alte vortreffliche Rousseau mir ist, kann ich nicht mit Redensarten und Allgemeinheiten abspeisen, und klagen mochte ich noch weniger. Ich weiß auch noch nicht, ob ich nicht so lange schweige, bis ich hier zum Resultat gekommen bin. Der Konferenzrat Collin meinte, es würde nicht all zu lange dauern. Deine Träume und die Schilderung Deiner kleinen Glücksfälle haben mich innig erfreut und gerührt. Ach, Du bist so leicht zufrieden gestellt, daß das Glück, wenn es sein Maß schon auf andere ausgeschüttet hat, Dich mit dem Tropfen, der darin hängen blieb, noch immer beseligen kann! Auch ich bin genügsam, Gott ist mein Zeuge. Fast tut es mir leid, daß ich über den obigen Punkt nicht geschwiegen habe. Aber Du weißt, wie wenig ich der Zukunft vertraue, und Du erkennst gewiß, daß nur die Angst um Dich mir die Feder führte, denn von Tadel und Unzufriedenheit mit Dir wirst Du auch nicht die leiseste Spur entdecken. Freitag lese ich nach Tisch Öhlenschläger und einigen seiner Freunde mein Lustspiel: der Diamant vor. Heute sah ich auf der Königlichen Bibliothek eine uralte, ungedruckte dithmarsische Chronik, die bei Eroberung des Landes 1559 herübergebracht ist. Nächstens hoffe ich, aus dem Geheimen Archiv eine Masse Urkunden zu erhalten. Gefällig und zuvorkommend ist man hier im höchsten Grade gegen mich, das muß ich bekennen. Von Öhlenschläger habe ich jetzt die Übersetzung seiner Dina im Hause, die ich ihm durchkorrigiere; es ist wenig, fast nichts daran zu tun, denn er schreibt und spricht das Deutsche wie ein Eingeborener. Küsse den kleinen Max, verbiete es Deiner Mutter, daß sie ihn mit mir erschrecke und mich zum Knecht Ruprecht mache, grüße alles, was meiner gedenkt! — —

Kopenhagen, den 4. April 1843.

Victoria!

Wenig aber herzlich! Das war die Devise der Tasse, aus der ich den ersten Kaffee bei Dir trank.

Wenig, aber mehr, wie je! Das sei die Devise dieses Briefs. Gott hat in seiner Gnade heute ein Pfand für die Zukunft gegeben, das dreißigste Jahr, der neue Lebensabschnitt, beginnt unter den herrlichsten Auspizien. Der Rheumatismus war wirklich, wie ich Dir schrieb, der Wermut, nun haben wir auch den Honig.

Heute Nachmittag um 5 Uhr brachte mir der alte herrliche Öhlenschläger einen Brief von Collin an ihn, des Inhalts:

„Se. Majestät, der König, haben Hebbel allergnädigst ein Reisestipendium von 600 Reichstalern jährlich auf 2 Jahre bewilligt!"

Öhlenschläger las mir das Billet mit Tränen in den Augen vor, seine Freude ist so groß, wie die meinige.

Ich habe Gott aus tiefster Seele gedankt und zugleich beschämt die Hände vors Gesicht gehalten.

Der einzige Schmerz, der sich in diese Freude mischt, ist, daß ich Dir die Nachricht nicht über die Nordsee zurufen kann. Was möglich ist, soll wenigstens geschehen, dieser Brief geht gleich morgen zur Post.

Offiziell ist die Sache noch nicht, denn ich habe noch nicht die Anzeige aus dem Kabinett, aber unumstößlich gewiß. Öhlenschäger hatte nämlich Sonntag an Collin geschrieben und ihm gesagt, ich sei krank, es mangele mir freilich nicht an einem Arzt, aber an dem rechten und er glaube, daß er, Collin, den vorstellen könne, wenn er eine gute Nachricht für mich hätte. Nun hat dieser nicht gleich geantwortet, woraus Öhlenschläger schon gestern, wo er mich ebenfalls besuchte, den Schluß zog, daß er ihm etwas Entscheidendes mitteilen würde. Heute Morgen war er wieder bei mir und wußte noch von nichts, heute Nachmittag war dann der Brief eingelaufen.

Nun kann ich nur wünschen, daß Du meine teilnehmenden Freunde von meinem Glücke unterrichtest, ich will jedoch nicht, daß sie weiter davon sprechen. Die Sache ist sicher und fest abgemacht, es ist keine Möglichkeit, daß sie noch zurück geht, denn Collin kann die Nachricht nur aus dem Kabinett haben und vorsichtig, wie ein so hochgestellter Mann in seinen Äußerungen ist, hat er seinen Brief nur in genauer Übereinstimmung mit der vorhergegangenen Resolution des Königs geschrieben. Ob diese Resolution aber im Staatssekretariat morgen oder erst in 4 Wochen

schriftlich ausgefertigt wird, ist bei dem Drang der Geschäfte und den tausend Angelegenheiten, die zu erledigen sind, zweifelhaft, und erst, wenn ich die Urkunde in Händen habe, darf ich reden, und reden lassen.

Es ist das Höchste, was als jährliches Reisestipendium bewilligt wird, gewöhnlich sind es 400 Rtlr. Ich bin auf die ehrenvollste Weise behandelt worden, und muß im Finanzcollegio warme Fürsprecher gefunden haben. Welche? werde ich noch erfahren. Aus einer früheren mündlichen Äußerung Collins schließe ich, daß Graf Moltke mit darunter ist. Der Hauptmann ist und bleibt aber Oehlenschläger.

Es sind übrigens 600 Rtlr. dänisch, d. h. 1200 Taler Cour., nicht 1800 Taler, welches ich bemerke, da Du den hiesigen Geldfuß nicht kennst.

Sobald ich die Zufertigung aus dem Staatssekretariat habe, werde ich an Campe schreiben, damit es in die Zeitungen kommt; nicht meinetwegen, sondern des Königs wegen.

Nie hätte ich gedacht, daß es glücken würde; wohl mir, daß Rousseaus tiefes Wort nicht eingetroffen ist, daß mein Genius durch mein hartnäckiges Mißtrauen nicht beleidigt worden ist!

— — — — — — — — — — — — — —

Wenn Judith in Wien zur Aufführung käme, würde ich mich sehr freuen. Doch glaube ich dieser Mamsell kein Wort. Warum hätte sie Dir die Notiz nicht gezeigt? Daß mein Aufsatz über das Drama Berücksichtigung findet, ist mir lieb, auch ins Dänische wird (oder ist) er übersetzt. Wenn Janens aber immer wieder darauf kommt, daß ich öfter mit Aufsätzen in Journalen mich blicken lassen solle, so kann ein solcher Rat nur aus einem Irrtum über meine Natur hervorgehen. Ich kann dichten, aber nicht dozieren, ich kann wohl alle Jahre *einmal* einige Denkresultate zusammen stellen, aber wahrhaftig keine Aufsätze aus dem Ärmel schütteln. Ich wundere mich über dies Wort meines Freundes, denn Dichten und Denken sind verschiedene Prozesse, einer schließt den andern aus, wie ich mehr und mehr erkenne. Das sollte zwischen mir und denen, die mir näher stehen, ein für allemal abgemacht sein. Ich bedarf Freunde, die mir über meine Arbeiten hin und wieder öffentlich ein vernünftiges Wort sagen, aber es ist nicht nötig, daß ich den Katheder besteige.

An Eduard Duller.

Hamburg, den 17. Juni 1843.

Geehrtester Freund!

Ihr lieber Brief, der mich zu dieser Anrede berechtigt, hat mich in hohem Grade erfreut. Dies versteht sich freilich von selbst, denn meine Freude über den trefflichen Aufsatz in Ihrem Blatt konnte dadurch, daß Sie sich mir als Verfasser desselben nannten, nur verdoppelt werden, und mit einer Freude viel höherer Art mußte mich der Inhalt Ihres Briefes erfüllen. Das ist der höchste Lohn, der dem Dichter zuteil wird, daß sich edle Menschen ihm schneller anschließen, als es sonst wohl im Leben geschieht, und dies entschädigt ihn dafür, daß er sein Innerstes den Betastungen der rohen Menge preisgeben muß. Wer möchte die innere Flamme nicht vor Ekel und Ingrimm auslöschen und den letzten Funken in der Asche begraben, wenn er erkennt, daß der Philister sie nur danach beurteilt, ob er die Pfeife dabei anstecken kann oder nicht; aber wer wird sie nicht lodern und an sich zehren lassen, wenn er den Beweis erhält, daß der wilde Läuterungs- und Vernichtungsbrand doch von Zeit zu Zeit eine teilnehmende Seele herbeizieht. Sie werden es fühlen, ohne daß ich es erst zu sagen brauche, mit welcher Wärme ich Ihre Hand ergreife; mir ist, als hätten wir uns längst gekannt, als wären wir uns niemals fremd gewesen, und das ist natürlich, denn jeder neue Freund ist ein wieder erobertes Stück unserer selbst. Wir müssen viel Verwandtes miteinander haben, das zeigt schon die gleiche Richtung unserer Poesie, denn Sie sind, wie ich, in die geheimsten Geburtsstätten des Lebens, wo gemeine Augen nur den Greuel der Verwesung, und nicht die neuen Keime des Werdens wahrnehmen, aus innerster Nötigung hinabgezogen worden. Darin hat eine freundschaftliche Verbindung zwischen uns ihren Grund, und gewiß wird sie schnell erstarken und dauern.

Mein Brief wäre schon in Ihren Händen, wenn ich nicht gewünscht hätte, Ihnen auch als Schriftsteller ein kleines Zeichen meiner Liebe zu geben. Da ich fast ausschließlich mit größeren Arbeiten beschäftigt bin, so blieb mir nur zwischen wenigem die Wahl; aber ich hoffte auf die Gunst der Musen für eine angefangene, vielleicht geeignetere, Dichtung. Die Musen ließen sich vergebens erwarten, und so kann ich Ihnen nur einige in Kopenhagen entstandene Reisegedichte bieten. Wenn es Ihrem Verleger nicht auf die Exemplare ankommt, so wäre es mir lieb,

wenn ich zwei Abdrücke davon erhalten könnte; jedoch nur dann, ich weiß, daß diese Herren zuweilen eigensinnig sind.

Ich werde nicht mehr lange in Hamburg bleiben, sondern in etwa 1½ Monaten eine größere Reise (entweder nach Paris oder Rom, ich bin noch unentschieden, wohin zuerst) antreten; um so sichrer hoffe ich, daß Sie mich recht bald mit einer Antwort erfreuen werden.

Hochachtungsvoll

Ihr wahrer Freund

Fr. Hebbel.

An Elise Lensing.

Paris, den 3. Oktober 1843.

Endlich, seit Sonntag-Mittag, bin ich in Paris. Dies St. Germain wird mir unvergeßlich sein! Ohne Bücher, ohne Gesellschaft, ohne die Fähigkeit zu arbeiten, habe ich mich grenzenlos gelangweilt. Über meinen Tag war wirklich nichts weiter zu sagen, als daß er aus 24 Stunden bestand. Einen schlechteren Rat hätte Herr Schirges mir gar nicht geben können. In Wesselburen wäre ich ebenso gut aufgehoben gewesen. Die einzige Freude, die ich in dem Nest erlebte, war Dein Brief. Auch gespart habe ich nicht dabei, denn da das Zimmer vom 1. Sept. an für mich zurückgehalten war, so mußte ich für den ganzen Monat bezahlen. Ich lief, um nur müde zu werden 5 bis 6 Stunden in einem fort im Walde herum und pflückte Brombeeren. Dann aß ich Brot und Weintrauben oder ging in eine Restauration, um für sehr viel Geld ganz erbärmlich zu essen. Nun wieder fort, auf die Terrasse, oder sonst wohin. Zuletzt tat die Sonne mir den Gefallen und ging unter. Paris liegt 4 bis 5 Meilen von St. Germain. Ich machte mich einmal zu Fuß dahin auf den Weg, aber es gehörte wirklich eine Ausdauer im Gehen dazu, um nicht wieder umzukehren. Wie ich anlangte, war ich todmüde. Des Morgens um 8 Uhr war ich ausgegangen, nachmittags 3 Uhr war ich da. Denselben Tag zurück zu kehren, war unmöglich, da ich fürs Fahren keine 1½ Frank ausgeben wollte. In einem Hotel zu übernachten wäre noch teurer gewesen, ich hätte es nicht unter 3 Fr. gehabt. Was tat ich also? Ich legte mich auf die Straße schlafen. Zuerst auf einer Bank an den Boulevards. Aber es fing zu regnen an. Ich bettete mich

auf das Portal einer Kirche, d. h. auf die Schwelle desselben, wo ich durch das vorspringende Dach vor dem Regen geschützt war. Aber die Steine waren zu kalt. Ich stand nach einer halben Stunde wieder auf und suchte mir einen andern Platz. Endlich fand ich ein Haus, woran gebaut wurde. Ich kletterte hinein und setzte mich auf eine Leiter. Als es 4 schlug, machte ich mich wieder auf den Weg nach St. Germain. Mit blutenden Füßen kam ich dort an. Natürlich dachte ich nicht daran, die Tour zu wiederholen. Dagegen war ich in Versailles, das nur einige Stunden von St. Germain entfernt ist. Von der Pracht dieses Königsbaus kann man sich gar keinen Begriff machen. Das Grandiose des Schlosses, die unendliche Masse von Statuen und Gemälden, die unabsehbare Reihe von Galerien und Prunkgemächern, die Tausende von Fontainen im Garten, dies alles läßt kaum den Gedanken an eine menschliche Wohnung aufkommen. Es ist ein erdrückender Eindruck. Das Ganze läßt sich nicht bewältigen und bei dem einzelnen kann man nicht verweilen, man hat keine Ruhe, einem solchen Reichtum gegenüber. Man würde sich nicht wundern, zur Abwechselung auch einmal einen der Säle mit Goldstücken gepflastert zu finden, man würde sich gewiß keinen Augenblick bedenken, darauf zu treten. Wer bleibt denn noch stehen vor einer Statue, wenn er die Statuen regimentsweise aufgestellt sieht. Wer betrachtet ein Gemälde, wenn die Gemälde, wie Kartenblätter, umhergestreut sind! Das Höchste, das Schönste sinkt im Preis, wenn es nicht mehr das einzige ist. Aber ich wußte mich doch bald zu fassen, ich machte es, wie ich es schon öfter machte, wenn Sinne und Organe nicht mehr ausreichten, ich suchte das Verwandteste auf und klammerte mich an dieses an. Das Verwandteste auf diesem Boden ist mir aber das Historische. Mehr Portraits weltgeschichtlich bedeutender Personen, wie hier, findet man gewiß nirgends beisammen und für die Treue bürgt der Ort, wo sie hängen. Es ist eine ganze Galerie. Ich sah Maria Stuart, Christine von Schweden, die Tochter Gustav Adolphs, Don Karlos, mit einem schrecklich unbedeutenden Gesicht, Friedrich den Zweiten, alle französischen Könige, dazwischen die großen Künstler und Dichter. In einer anderen Reihe von Sälen trifft man Darstellungen der neueren Geschichte. Man sieht Napoleon in der Schlacht, man sieht ihn, wie er Josephine krönt, wie der Erzherzog Karl ihm Visite macht, wie er sich mit Marie Louise verheiratet, wie er in Fontainebleau von seinen Generalen Abschied nimmt. Dann tritt man in ein anderes Zimmer und erblickt Ludwig den Achtzehnten, wie er verdaut, oder Karl den Zehnten, wie er sich des schönen silbernen Sterns erfreut, der auf seiner Brust

schimmert. Dann kommt Louis Philipp, wie er den Eid ablegt; wie er ihn bricht, ist bis jetzt nicht dargestellt. Ich hätte diesen Bürgerkönig persönlich sehen können, wenn ich hätte warten wollen, denn er kam den Tag, wo ich draußen war, gerade nach Versailles. Einmal glaubte ich schon, daß mir dies seltene Glück zuteil würde, indem ich sechsspännige Hof-Equipagen erblickte, aber ein Franzose, dem ich es später erzählte, lachte mich aus; er erscheint nicht anders, als in einem kugeldichten Wagen, die Pferde mit Schaum bedeckt und von 100 bis 200 Musketieren umringt, wie Ludwig der Elfte aufzuziehen pflegte, wenn er nicht umhin konnte, sich seinen „lieben Getreuen" zu zeigen. Auch im Louvre war ich, gestern Vormittag, wie ich denn jetzt mit dem Besehen und Benutzen der hiesigen Kunst- und wissenschaftlichen Schätze alles Ernstes beginnen und fortfahren werde. Dort weiß man nun vollends nicht durchzufinden. Eine der Gemäldegalerien ist so groß, daß, wenn man oben eintritt, ich mit meinem scharfen Auge das Ende nicht absehen kann und es hängt kein Bild darin, das nicht ein Meisterstück ist, das nicht von einem Raphael, Rubens, Guido Reni, Murillo rc. herrührt. Ich wollte mir gestern nur eine flüchtige Übersicht dessen verschaffen, was denn im Louvre alles zu betrachten sei, aber schon dies überstieg bei weitem die Möglichkeit, es ist eine Reise, die Gemächer und Säle, die von Bilderwerken und den kostbarsten Altertümern voll sind, auch nur zu durchwandern, eine Reise, auf der ein Fußgänger, wie ich, vor dem Ziel ermüdet. Morgen gehe ich ins Pantheon. Dahin habe ich, von meiner Wohnung aus, die doch so ziemlich in der Mitte der Stadt liegt, über anderthalb Stunden. Hierin hast Du den Maßstab für die hiesigen Entfernungen.

Dem guten Schirges hat es beliebt, oder ist es begegnet, meine jetzige Lage mit seiner ehemaligen völlig zu identifizieren und darnach seine Anmeldungs- und Empfehlungsbriefe abzufassen. Ich weiß nicht, ist das Absicht oder Irrtum. Jedenfalls hat es große Verdrießlichkeiten mit sich geführt. Ich habe volle 14 Tage verloren und bin mit Menschen in Verbindung gekommen, die ich gewiß eher gemieden, als gesucht haben würde, wenn er mich nicht an sie adressiert hätte. Dieser Hagen, ein Hamburger Muttersöhnchen, dem es noch nie gefehlt hat, ist ein Gesell, wie mir noch keiner vorkam. Er geht mit mir um, wie mit Hinz und Kunz, denn er betrachtet, ohne das Geringste geleistet, ja, ohne auch nur Hoffnung gegeben zu haben, jemals etwas leisten zu können, die Ersten als seinesgleichen. Anfangs bildete ich mir ein, daß er eines geistigen Eindrucks fähig sei und daß es ihm wie dem Landjunker gehen würde, der er-

schrocken aufsprang, als er sah, daß er mit dem König zu Tisch saß. Weit gefehlt. Wir rütteln uns nur um so ärger, und stellen uns für die Krone blind, obgleich sie uns in die Augen blitzt, daß uns Hören und Sehen vergeht. Ich ärgere mich und finde es unverschämt von Herrn Schirges, daß er sich erlaubte, mich mit solchen Leuten zusammen zu führen. Man braucht Zeit, um einen Menschen kennen zu lernen, in der Zeit nimmt man von demselben in einer wildfremden Stadt allerlei kleine Dienste und Gefälligkeiten an und spricht sich gegen ihn aus, später muß man ihn notgedrungen links liegen lassen und dann hat man einen heimlichen Feind auf dem Nacken und die üble Nachrede obendrein. Herr Hagen hat, denke Dir! schon Brochüren für Gutzkow geschrieben! Das erfuhr ich, als er mich zu Heine führte, von Heine. Er behauptet jetzt allerdings, daß die Zeit, worin das geschehen konnte, längst vorbei sei, auch will ich es glauben, wenn ich nicht annehmen soll, daß er der ärgste Heuchler ist, aber es ist und bleibt doch auffallend. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Heine habe ich noch nicht wieder gesehen, da ich Sonntag erst in Paris wieder eingetroffen bin, ebensowenig Gathy. Ich werde beide in den nächsten Tagen besuchen, um ihnen meine Adresse mitzuteilen; in St. Germain hatte ich nicht das Recht, eine Gegenvisite zu erwarten. Heine hat, wie mir Dr. Bamberg sagt, sehr günstig über mich gesprochen; ich zweifle nicht an der Wahrheit, weiß aber nicht, ob es aus dem rechten Grunde oder aus Klugheit geschieht. Mein Name fängt an, was zu bedeuten, das merk' ich an allerlei Zeichen.

Öhlenschlägers Brief will mir nicht recht gefallen, es steht ein wenig viel zwischen den Zeilen. Ich bin überzeugt, der Punkt ist da, wo dies Verhältnis sich umbiegt. „Es wird schon kommen, wenn einmal ein genialer Kunstrichter eine Abhandlung über meine Werke schreibt!" Hast Du das nicht verstanden? Die Verehrung, die ich ihm als Menschen zolle, kann ich doch unmöglich auf den Dichter übertragen; noch weniger kann ich meine Dankbarkeit auf Kosten der Wahrheit darlegen, meine Schuld aus fremdem Beutel bezahlen. Gott weiß, was ich darum geben würde, wenn ich ihm einen Verleger zu verschaffen wüßte, aber ihn öffentlich vor ganz Deutschland als großen Tragiker proklamieren, das kann ich nicht! Eine Verständigung ist nicht möglich, es schmerzt mich tief, denn er mag sich in Zukunft gegen mich stellen, wie er will, ich werde ihn bis an meinen Tod lieben und hochschätzen. Es ist eine Schwäche von ihm, daß er in Deutschland ebensoviel Anerkennung verlangt, als in Dänemark, aber sie ist verzeihlich bei dem großen Erfolg,

den er im Norden gehabt hat. Der hat ihm das Urteil über sich selbst verrückt.

Mein geistiges Leben regt sich wieder, aber bis jetzt nur wenig. Ich habe ein Gedicht gemacht, das ich Dir nicht beischließe, da es nicht viel bedeutet, und eine schon in Hamburg angefangene Szene an Maria Magdalena geschlossen. Im Fahrwasser bin ich noch nicht, hoffentlich wird es bald kommen.

Gestern, Donnerstag, habe ich einen Tag erlebt, wie ein Feenmärchen. Was habe ich alles gesehen! Dr. Bamberg machte sich um 12 Uhr mit mir nach dem Pantheon auf den Weg. „Wir wollen aber alles mitnehmen — sagte er — was wir unterwegs treffen!“ Ich war es zufrieden. Wir sahen zuerst die Akademie der bildenden Künste, und kamen gerade zur rechten Zeit, weil die Ausstellung der von den Schülern zur Preisbewerbung eingereichten Gemälde, Basreliefs usw. gerade eröffnet wurde. Wer hat ein Urteil, wenn er durch einen Saal auf Sturmwindflügeln dahin eilt! Dann besichtigten wir das erste Hospital von Paris. Dort haben es die Kranken gut, wir durchwandelten ein paar große Säle und ich sah viele hübsche Mädchengesichter, mehr fast, wie auf den Straßen, denn die Weiber sind hier auffallend häßlich, es herrscht unter den Deutschen nur eine Stimme darüber. Nun standen wir auf einmal vor der Notre Dame de Paris. Ein wahrhaft mittelalterliches Gebäude, schwarz, finster, schnörkelhaft, das ungefähr wie eine Krähe aussieht, die sich verspätet hat und die mit blinden Augen in den rings umher aufgeblühten Mai hineinstiert. Nicht weit davon ist der in der Geschichte der Revolution so berühmte Justizpalast, den Robespierre zu Gefängnissen einrichten ließ. Jetzt werden die Assisen darin gehalten. Diesem benachbart das Gefängnis, worin Maria Antoinette weinte, bis sie ihre schönen Augen zugleich mit dem Kopf einbüßte. Hierauf kamen wir zur Kirche der heiligen Genoveva. Wir gingen hinein und sahen das Grab der Heiligen, das durfte ich unmöglich versäumen. Nun waren wir am Ziel, wir standen vor dem Pantheon. Welch ein Gebäude! Einen solchen Eindruck hat noch kein Werk der Architektur auf mich gemacht. Es verdient allein eine Reise nach Paris; wenn einer hierher käme, sich unmittelbar nach dem Pantheon fahren ließe und nachdem er ein Bild von diesem in den Schrein seiner Seele aufgenommen hätte, wieder abreiste, er würde belohnt sein! Von außen treten dem Auge die einfachsten, edelsten Verhältnisse entgegen; Säulen, wie Eichen, Wände, wie geglättete Felsen. Im Innern ein ungeheures, heiter-stilles Oval; die Kämpfe sind abgetan, die Kraft ist erprobt, hier darf die Größe in ungestörtem Frieden sich selbst genießen. In der

Mitte, wo eine Säulengruppe in dem großen Oval ein kleineres abschneidet, sind Tafeln angebracht, auf denen die Namen der in der Juli-Revolution Gefallenen verzeichnet stehen; oben erblickt man vier Fresken: die Göttinnen des Todes, des Vaterlandes, der Freiheit und des Ruhms, letztere, wie sie Napoleon umarmt. Ganz oben die Apotheose Ludwigs des Sechzehnten, die man glücklicherweise nicht deutlich genug sieht, die also auch nicht stört, was sie sonst bei dem wichtigen Gegenstand leicht könnte. Im Hintergrund steht eine kolossale Statue der Göttin des Ruhms, die die Spitze der Kuppel zieren soll. Nun wurden wir in die Gewölbe hinabgeführt, die, nicht ganz finster und nicht ganz hell, jene Dämmerung, worin man sich die Schatten der Abgeschiedenen immer unwillkürlich denkt, ergreifend vergegenwärtigen. Rechts beim Eintritt ruht Jean Jacques Rousseau, links Voltaire. Dann kommt das Monument des Baumeisters, dem der Platz wohl zu gönnen ist. Hierauf eine Masse untergeordneter militärischer oder Senatoren-Berühmtheiten; Kork auf den Wellen der Zeit. Nun unterbrach der Kastellan die ernste Stimmung, in der ich mich befand, durch — ein Echo, das wir bewundern sollten, dann sollten wir den Rückzug antreten. Ich fragte nach Mirabeau. „Der ist nicht mehr zu sehen!" Mirabeau nicht mehr zu sehen? Ich erstaunte. Der Kastellan führte uns jetzt an den Ort, wo seine Asche ruht. Der Name war überpinselt, man konnte ihn nicht mehr lesen! Denke Dir! Ich würde den Zeitungen dies Faktum nicht geglaubt haben, aber ich habe es gesehen. Das ist Louis Philipp! Nun bestiegen wir die Kuppel, bis in die höchste Spitze. Eine göttliche Aussicht! Hierauf gingen wir in den Jardin des plantes. Dort sah ich eine Zeder vom Libanon, zwei Giraffen, zwei Elefanten, Kamele, Renntiere, Bären, Löwen, Adler, genug alles, was aus dem Tierreich interessieren kann. Besonders imponierte mir der große Elefant; das ist kein Tier, sondern ein Chaos von vielen Tieren. Jetzt machten wir uns auf den Rückweg. Unterwegs sah ich noch das Stadthaus, wo Robespiere sich zu erschießen suchte, den Grèveplatz, wo die Guillotine gewirtschaftet, den speziellen Ort an der Seine, wo sie gestanden hat. Das war doch wohl genug für einen Tag? Dies war aber auch der erste Tag, den ich wirklich in Paris verlebte. Es ist eine fabelhafte Mannigfaltigkeit.

Heute morgen, es ist Freitag, ging ich zu Heine. Ich traf ihn in seiner Tür, im Begriff auszugehen. Er wollte umkehren, ich gab es nicht zu, wir gingen also auf den Boulevards miteinander spazieren. Er klagte über Campe und wieder über Campe und noch einmal über Campe. Der behandle ihn noch

immer, wie vor 15 Jahren; er werde sich gezwungen sehen, von ihm abzugehen usw. Nachdem er mir seine Verhältnisse mit Campe lang und breit auseinandergesetzt hatte, ersuchte er mich geradezu, den Vermittler zu machen und Campe über ihn und seine Lage zu schreiben. Ich sah nichts Verfängliches darin, und versprach es ihm, werde es auch tun, vielleicht noch heute, aber natürlich mit höchster Vorsicht. Besonders wurmte es ihn, daß das einzige Blatt, das Campe zu Gebote stehe, der Telegraph, nur dazu da sei, ihn herunter zu reißen. Ich sehe, Campe verfährt mit allen Autoren auf gleiche Weise; auch gegen Heine beklagt er sich über Mangel an Absatz, und druckt dabei Auflagen, die für die Ewigkeit ausreichen könnten. Heine wäre übrigens auch ohne meinen Besuch zu mir gekommen; er hatte sich gestern von Hagen meine Adresse geben lassen, wie er mir sagte. Bei alledem gefiel er mir heute weniger, als das erstemal, freilich klagte er über Kopfweh. Auch er fängt an, alt zu werden und deshalb die Welt für alt anzusehen; er meint, mit den großen Schriftstellern in Deutschland sei es wohl vorbei, ich erwiderte ihm: er möge sich hüten, ins feindliche Lager überzugehen und die sonstige Anschauung, die er sein Lebelang bekämpft habe, selbst zu gewinnen. Er bat mich, ihm die Judith zu schicken, ich werde es tun, und wenn er das Werk nicht auffaßt und aufnimmt, wie dasselbe es verdient, so wird unser Umgang aufhören. Ich weiß, was es wert ist.

Nun liebste Elise, lebe wohl und antworte mir bald. Mäxchens Krankheit hat hoffentlich nichts zu bedeuten gehabt; da er noch so viele Zähne bekommen soll, so sind Zufälle der Art nicht so beunruhigend, wie sie sonst sein würden.

Wenn ich eine Form finde für Reisedarstellungen, so werde ich Dir so ausführliche Briefe nicht immer schreiben, sondern solche Beschreibungen gleich ans Morgenblatt schicken. Bei etwas Überarbeitung wäre dieser Brief schon ganz dafür geeignet, wie ich glaube.

Wohl ist und wird es mir hier nicht; aber ich nehme viel in mich auf, und wenn der Himmel nur will, daß ich arbeiten kann, so muß ich schon zufrieden sein.

Meine jetzige Wohnung liegt in einer schönen Straße und ist doch recht elegant. Deine Briefe hast Du zu adressieren: Rue des petites écuries, N. 49; faubourg poissonière. Ich hoffe, Du antwortest umgehend. Grüße alles!

Ich küsse Dich!

An Elise Lensing.

Paris, den 23. Oktober 1843.

Gestern Mittag, als ich um 1 Uhr sorglos von einem Spaziergange zu Hause kam, fand ich Deinen Brief vor. Ich freute mich, als er so dick war. Wie ward mir zumute, als ich ihn öffnete und einen Blick hinein tat! Es war mir nicht möglich, ich konnte ihn nicht lesen. Ich setzte mich augenblicklich nieder, und schrieb Dir im ungeheuersten Schmerz einige Zeilen. Ich wußte nicht, was ich schrieb, ich sah es nicht, vor meinen strömenden Tränen konnte ich meine eigenen Buchstaben nicht sehen. Ich schrieb Dir nichts weiter, als die drei Worte: ich komme, Gott tröste Dich! Ich siegelte das Blatt ein und eilte damit auf die Post. Aber sie war schon geschlossen und ich mußte meinen Brief wieder zurücktragen. Es ist gut, daß Du dies Blatt nicht erhältst.

Ich sage Dir nichts davon, welch einen Tag ich verlebt habe. Ich irrte durch die Staßen der Stadt, ich sah die Steine an und freute mich, daß sie stumm sind. Erst spät um 5 Uhr hatte ich die Kraft, Deinen Brief zu lesen. Wohl kannst Du denken, daß es nicht in einer Folge geschah. Was ein Vater bei dem Tode seines Sohnes empfinden kann, das habe ich empfunden, das empfinde ich. Ich habe in die Luft gegriffen nach Deiner Hand, aber ich habe nicht das Bewußtsein in mir gehabt, sie zu erfassen, ich fühlte mich allein, schrecklich allein. O mein Max, mein holdes, lächelndes Kind! So bist Du dahin? Eins hast Du nun vor mir voraus: Dir kann kein Sohn sterben! Laß mir nur Deine Mutter! Umschwebe sie, flüstre ihr zu, daß ich sie jetzt nötiger brauche, als Du!

Nein, ich hatte keine Ahnung, nicht die geringste. Nur Sonnabend abend zwischen 8 und 9 Uhr überkam mich auf einmal eine tiefe Angst, meine Kniee fingen an zu schlottern, es überlief mich kalt. War das die Wirkung Deines Briefes, der sich Paris näherte? Oder war es — ich denke mir das Entsetzlichste, ich mag es nicht schreiben! Wenn Gott einen Funken Erbarmen für mich hat, so muß ich mich täuschen.

Ja, Elise, ich zittre jetzt für Dich. Die übermenschliche Kraft, die Du in und nach der Krankheit aufgeboten hast, die mich selbst in Deinem Brief noch mit Schauder erfüllt, läßt mich im Geist vor einem Verlust zittern, gegen den selbst dieser verschwindet. Wenn ich noch eine Antwort auf diesen meinen Brief von Dir erhalte, und wenn Du mir schreiben kannst, daß Du gesund bist, so will ich meine Hände falten und sprechen:

Gott hat mir meinen höchsten Wunsch gewährt, er ist mir nichts mehr schuldig.

O, erhalte Dich mir! Auf meinen Knieen flehe ich Dich an: bekämpfe Deinen Schmerz! Wenn Du es nicht tust, so bereitest Du mir ein Weh, welches das Deinige noch übertrifft. Dies bedenke! Du bist das einzige Band, das mich an das Leben noch fesselt, nicht das Leben hat Wert für mich, nur das Band. Du weißt, wie ich in Kopenhagen litt, als Dein Brief nur 3 Tage ausblieb. Darnach nimm das Maß für das, was ich jetzt leide. Aber fürchte nicht für meine Gesundheit; die wird dadurch nicht angegriffen, ich werde nur innerlich immer mehr getrübt. — — — — — — — — — — — — — —

Das Schreiben wird mir schwer, aber so tief ich den Verlust des Kindes empfinde, meine Angst um Dich überwiegt meinen Schmerz, ich werde schlimme Tage haben, bis Dein Brief kommt. Wenn er aber nur kommt, so werde ich reichlich belohnt. Innigsten, innigsten Dank allen Freunden! Über das Kind kann ich, darf ich jetzt nicht zu Dir sprechen, dazu bin ich nicht gefaßt genug. Ich zweifle nicht, daß er an der Gehirnentzündung gestorben ist, suche den Grund aber nicht in äußeren Dingen, sondern in seiner zu rasch vorschreitenden geistigen Entwickelung. Ach, der Grund gilt nun gleich. Sezieren haben sie ihn wollen und haben geglaubt, ich würde es gestatten! Die Hunde! Mit einer Ohrfeige hätte ich auf eine solche Frage geantwortet. Dank, Dank Deiner Mutter, Deinem Vater, allen, allen! Was mit Geld zu erstatten ist, das erstatte ich. Wenn nur Du mir bleibst, ist mir um die Zukunft nicht bange!

Du fragst nach Heines Urteil über Judith. Es ist das Günstigste, Anerkennendste. Er sprach, als er mir sie wieder brachte, von Bewundern und Anstaunen; er hat hinter meinem Rücken gesagt: ich sei der bedeutendste Dichter von allen, und zu mir selbst: er begreife nicht, wie ein solches Werk in uns'rer Zeit möglich sei. Vielleicht lächelst Du, indem Du es liesest. Nur darum schreib' ich's Dir — sonst ist mir jetzt alles gleich, was nicht mit Dir zusammenhängt. Übrigens ist Heine, zum Teil wohl auf meinen Rat, vor 3 Tagen nach Hamburg abgereist, doch darf dies, falls er noch nicht da ist, keiner wissen, denn er denkt zu überraschen. — Um Gottes willen nimm doch das fremde Kind nicht zu Dir! Bin ich Dir denn gar nichts? Willst Du Dich mit Gewalt aufreiben? Ich bitte, ich beschwöre Dich, schone Dich und prüfe Deine Kräfte wohl, ehe Du irgend einen Entschluß fassest. Ich komme mit Freuden zu Dir, sobald Du es willst. Nur Du! Nur Du sollst mir bleiben! Für den Fall, daß Du von dem Brief an Campe Gebrauch machst,

geht vielleicht einer der Freunde zu ihm oder Du schreibst ihm ein paar Zeilen!

Nun, allerteuerste Elise, befehle ich Dich Gott und schließe diesen Brief mit mehr Angst, als Hoffnung. Das Blatt Papier, was Du ergreifst, um mir zu antworten, sieh wohl an, es ist dasjenige, was mir, so lange ich lebe, die größte Freude bereiten wird.

Diesmal frankiere ich nicht, wegen größerer Sicherheit des Briefes, tu' Du es auch nicht!

An Elise Lensing.

Paris, den 26. Mai 1844.

Eben komme ich aus dem Palais royal zurück, dessen Inneres, nebst der Gemäldegalerie, ich heute Morgen zum erstenmal besichtigt habe, und finde bei der Concierge Deinen Brief vor. Diesmal wich ich natürlich von der Regel, ihn erst am Abend zu lesen, ab. Wenn Du mir weniger geschrieben hättest, so würde meine Freude größer gewesen sein, denn da ich weiß, wie gefährlich nach einer solchen Krisis für die weibliche Natur jede Anstrengung ist, so konnte ich nicht ohne Zittern sehen, daß Du die wichtigste Vorschrift des Arztes so früh übertreten hast. Verzeih, daß ich Dir dies sage, Du wirst den Grund nicht verkennen.

Willkommen sei das Kind, und doppelt willkommen der Knabe! Und dreifach preise ich mich glücklich, daß ich die Freudenbotschaft diesmal nicht erst durch Angst und marternde Erwartung habe erkaufen dürfen! Ich erwartete sie erst gegen Ende des Monats. — — — Es mag einer Mutter schwer fallen wenn sie sprechen soll: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit! Aber so wird sie gern sprechen: Der Herr hat genommen, der Herr hat gegeben, der Name des Herrn sei gebenedeit! Das erhabenste Wort, was in der Bibel steht! — — — —

Dieses Kind soll bis in sein viertes Jahr einen Fallhut tragen, es mag darunter transpirieren oder nicht, das habe ich längst bei mir fest gestellt. Und auch soll es von Deiner Mutter nicht wieder so in Beschlag genommen werden, daß man nicht mehr weiß, ob es einem noch angehört oder nicht. Denn wenn ich des engelschönen und guten Knaben, der so früh hingeschieden ist, so wenig froh geworden bin, so hatte daran eine durch die

gerechte Sorge um die Zukunft verdüsterte Stimmung, die mich gegen den Frieden und das Glück der Unschuld unempfindlich machte, freilich viele Schuld, aber doch nicht alle, dies ewige, spielpuppenmäßige Wandern von einem Arm zum andern, dies Verwöhnen des Kindes durch Nachgiebigkeit gegen alle seine Wünsche, das ich nicht billigen und teilen, aber ebensowenig verhindern konnte, trug ebenfalls dazu bei, und das soll nicht wiederkehren.

Eine Ahnung habe ich nicht gehabt; Ahnungen, und alles was damit zusammenhängt, existiert nur in der Poesie, deren eigentliche Aufgabe darin besteht, das verknöcherte All wieder flüssig zu machen und die vereinzelten Wesen, die in sich selbst erfrieren, durch geheime Fäden wieder zusammen zu knüpfen, um so die Wärme von dem einen zum andern hinüber zu leiten. Der Mensch ist unendlich beschränkt; ich bin überzeugt, er kann sanft und ruhig schlafen, während dicht neben ihm, im anstoßenden Zimmer sein liebster Freund ermordet wird. Dies ist auf der einen Seite schlimm, auf der anderen aber auch wieder gut. Mein Gott, wenn alles das, was wir sein, was wir tun und leisten, was wir genießen und aufnehmen könnten, wenn das Element sich etwas anders um uns zusammengesetzt hätte, auch nur von fern in den Kreis unseres Bewußtseins fiele, so würde unser Leben in Zeit und Ewigkeit nur ein ununterbrochen fortgesetzter Selbstmord sein, denn die Natur, oder wie man es nennen will, kann von zwei Gegensätzen immer nur einen verleihen, der eine, in die Existenz getretene sehnt sich aber beständig nach dem anderen, in den Kern zurück gesenkten, hinüber, und wenn er diesen im Geist wirklich *erfassen* und sich mit ihm *identifizieren*, wenn die Blume z. B. sich den Vogel wirklich *denken* könnte, so würde sie sich augenblicklich in ihn auflösen, die Blume würde Vogel werden, nun aber würde der Vogel in die Blume zurück wollen, es würde also kein Leben mehr, nur noch ein stetes Um- und Wiedergebären vorhanden sein, eine andere Art von Chaos. Zum Teil hat eine solche Stellung zum Weltall der Künstler, daher die ewige Unruhe in einem Dichter, alle Möglichkeiten treten so nah an ihn heran, daß sie ihm alle Wirklichkeit verleiden würden, wenn die Kraft die sie hervor beschwört, ihn nicht auch wieder von ihnen befreite, indem er ihnen dadurch, daß er ihnen Gestalt und Form gibt, selbst auf gewisse Weise zur Wirklichkeit verhilft und so ihren Zauber bricht; es gehört aber ungeheuer viel, und mehr, als irgend ein Mensch, der es nicht in sich selbst erlebt, ahnen kann, dazu, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, und Naturen, denen das wahre Formtalent abgeht, müssen durchaus in sich

gebrochen werden, woraus denn auch so viel Schmerz und Verrücktheit entspringt.

Hier ist seit 14 Tagen die große Industrieausstellung eröffnet, die nur alle fünf Jahre stattfindet. Von der Mannigfaltigkeit, der unendlichen Pracht und Schönheit der Gegenstände macht man sich keinen Begriff. Zunächst das Gebäude, ein ungeheurer hölzerner Bazar in den Champs elysées, hat Millionen gekostet, es wurde schon daran gebaut, als ich im vorigen Herbst in Paris ankam, und doch ist es nur errichtet worden, um in 6 oder 8 Wochen wieder abgerissen zu werden. Das ist nach meiner Ansicht keine Verschwendung, sondern es ziemt einem großen und freien Volk, es steht ihm gut, wie es den Römern gut stand, wenn sie für eine einzige Löwen- und Gladiatorenhetze Theater erbauten, die die Einkünfte ganzer Provinzen verschlangen und dann nie wieder benutzt wurden. Im Innern kann ein Mensch, wie ich, sich nur schwer orientieren, da es mir an allen Kenntnissen, die nötig sind, um das zu beurteilen, was hier im Maschinenbau, im Fabrik- und Manufakturwesen usw. geleistet ist, fehlt; auch gewinne ich dem Holz, der Pappe, dem Metall, der Seide und Wolle, dem Leder usw. ein für allemal kein wahres Interesse ab, sie mögen in noch so vollendeter Fasson, in noch so glänzendem Firnis erscheinen und noch so blendende Beweise für die mechanischen Geschicklichkeiten des Menschen ablegen, im Gegenteil, sie sind und bleiben mir zuwider; aber im allgemeinen ist der Eindruck imposant und im einzelnen sieht man manches, was einer höheren künstlerischen oder wissenschaftlichen Sphäre angehört. Um Dir eine Vorstellung vom Ganzen zu geben, will ich Dir meinen letzten Durchflug, und was ich auf diesem bemerkte, erzählen. Von Teppichen, in die die wunderbarsten Gemälde gewirkt sind und die 6000 Fr. kosten, spreche ich nicht, ebensowenig von golddurchwirkten Hofdamenkleidern, obgleich mich diese, von denen die Königin eins ausgewählt hatte, phantastisch und poetisch anregten, da sich doch nur Prinzessinnen und nicht jedes dicke Kaufmannsweib hinein hüllen können; dagegen interessierten mich ein paar Leuchttürme, nicht etwa en miniature, sondern so groß wie sie draußen im Meer stehen, und ich ließ mir den Mechanismus von Bamberg auseinandersetzen, noch mehr aber die wunderbaren Nachbildungen des menschlichen Körpers in Wachs, in denen man jede Nerven- und Aderwindung, das ganze innere und äußere Netz des Organismus wiederfindet. Auf einem neu erfundenen Instrument wurde God save the king gespielt; die Melodie war aber nicht halb zu Ende, als auf einmal eine Orgel, keine kleine, sondern eine größere, als man in Notre Dame de Paris

antrifft, zu stürmen begann und das Liedchen verschluckte, wie ein Orkan das Zwitschern eines Sperlings. Von Klavieren, Flöten, Hoboen rc. verlohnt es sich natürlich nicht der Rede, wohl aber wären die Meisterstücke der Juweliere und Goldarbeiter zu erwähnen, die unstreitig alles machen, was, so lange die Welt steht, in dieser Art gemacht worden ist. Soviel ist gewiß: Es gibt keinen Gegenstand auf Erden, keinen nützlichen oder überflüssigen, keinen schönen oder gleichgültigen, den man in diesem Bazar der Bazare vermißt, und da ich doch unmöglich alle auf Erden vorhandenen Gegenstände beschreiben kann, und also auf Vollständigkeit von vorn herein Verzicht geleistet werden muß, so kann ich eben so wohl jetzt, als später, aufhören, und tu' es, da Du mir ja leider meine Feuilletonartikel, wie den gegenwärtigen, nicht so gut bezahlst, wie das Journal des Debats dem Herrn Jules Janin die seinigen.

Meinen letzten Brief, die Antwort auf Deinen schrecklichen (denn er machte auf mich einen fürchterlichen Eindruck, noch fürchterlicher, als ich Dir sagen möchte, er zerschmetterte mich) hast Du doch erhalten? Ich schrieb Dir darin von einem zweiten Brief Oehlenschlägers und teilte Dir mit, daß er nicht bloß Deutschland, sondern auch Frankreich zu bereisen gedenkt. Daß er den Orden pour le mérite in Berlin erhalten hat, weiß ich, denn ich lese jeden Abend die Allgemeine Zeitung; da er auf solche Dinge Wert legt, so freut es mich seinetwegen. Daß er Zwecke, spezielle, literarische oder sonstige, mit seiner Reise verbindet, glaube ich nicht. Oehlenschläger ist ein Kind, wie ich eins bin und wie jeder Dichter eins ist; von einem Bezwecken, Abzwecken usw. ist nicht die Rede, denn woran gehen wir zugrunde, als eben daran, daß wir die äußeren Dinge nicht mit der nötigen Konsequenz verfolgen? Mäßen wir unsere Schritte so ab, wie die Schritte, die unsere Verse machen, ich meine die Versfüße, so würde es besser um uns stehen. Daß der Alte aber ergreifen wird, was sich ihm darbietet, ist natürlich. Mein Verhältnis zu ihm und überhaupt zu Kopenhagen beurteilt Ihr alle verkehrt. Es hängt durchaus an Spinnwebsfäden. Sie haben einmal die Last gehalten, als ich im Fallen nach ihnen griff; daraus ist aber nicht der Schluß zu ziehen, daß es auch zum zweitenmal geschehen wird. Dergleichen Beobachtungen wollen wir für heute beiseite liegen lassen.

Neulich war ich bei Heine. Ich führte ihm den Dr. Langberg aus Christiania zu. Er hat immer Kopfweh, aber in dem Sinn, wie man Visite hat. Ich war gerade sehr gut aufgelegt und trug die Kosten der Unterhaltung ganz allein. Ich glaube, das innere Leben ist in ihm so ziemlich erloschen und nun schützt

er beständig Krankheit vor, damit man nicht merke, daß er tot ist. Gestern traf ich ihn im Palais royal und wir gingen zusammen spazieren. Ich berührte den Punkt mit dem Telegraphen, aber nur ganz von fern. Er wurde augenblicklich Feuer und Flamme, und sagte: Sie müssen allerdings herab steigen, aber der Erfolg würde für Sie und, im schlimmen Sinn, auch für Herrn Gutzkow ein großer sein, und wenn Sie den Telegraphen haben wollen, so betrachten Sie ihn nur gleich so, als ob sie ihn hätten! — Ich weiß dies recht gut; wozu soll ich mich entschließen? Mich wundert, daß Jahnens, wie Du mir neulich schriebst, so unbedingt zur Annahme rät. Ich denke, der Dichter in mir ist doch auch etwas wert, und ob das Journal den nicht in zwei Jahren töten würde, ist die Frage. Was ist nicht alles zu erwägen! Ich kann nicht viel schreiben; lasse ich ihn aber durch die Mitarbeiter füllen, so gehen die auch mit dem ganzen Gelde davon. — — Selbst Heine! Niemand bilde sich ein, auch auf dem Schlachtfelde im Hohepriesterkleide wandeln zu können! Es ist unmöglich. Auf der anderen Seite freilich würde ich die Theater schnell erobern. Aber, wenn sie nun offen ständen: woher neue Stücke nehmen? Die Wage kommt nicht aus dem Schwanken, man halte sie, wie man wolle.

Nun, meine teure Elise, lebe wohl! Ich bitte Dich, wie ich es in meinem letzten Briefe schon tat, inständigst, Dich zu schonen und das Schreiben an mich, falls es Dich zu sehr angreifen sollte, Deiner Freundin zu überlassen. Der Brief von der Madame Raschke war sehr gut, lebendig und frisch, wie ich es liebe. Du kannst ihr sagen: sie habe mir den wichtigsten Brief geschrieben, den ich zeitlebens erhalten habe. — — —

Paris, den 5. Juni 1844.

Ich habe heute einmal ausführlich an Jahnens geschrieben, und es ist darüber so spät geworden, daß mir nur noch zu einem Gruß die Zeit bleibt. Doch auch dieser wird Dir willkommen sein. Ich sehe nächstens, da es sich hoffentlich mit Dir nicht verschlimmert, sondern gebessert hat, wieder einem Brief von Dir entgegen, den meinigen mußt Du längst haben. Vorgefallen ist inzwischen nichts, als daß ich das Gedicht auf Thorwaldsen vollendet und gestern nach Hamburg an Campe gesandt habe, damit er es in den Telegraphen, oder, falls dieser nicht in Kopenhagen gelesen werden sollte, in Wienbargs oder Willes Blatt gebe. Es kommt Dir wohl durch Jahnens oder sonst zu Gesicht,

zum Abschreiben ist es zu lang, denn es macht dreißig Strophen, jede von sechs Versen. Ich küsse Dich diesmal noch einmal so viel, wie sonst, und Du hast mit dem kleinen schwarzäugigen Narren zu teilen. Ich lese jetzt die Mystères de Paris par E. Sue, ein höchst bedeutendes Buch. Seinen neuesten Roman veröffentlicht er nächstens im Constitutionelle, ich werde ihn also ganz frisch lesen.

Paris, den 19. Juni 1844.

Es ist elf Uhr abends, ich komme eben aus dem Café, wo ich alle Abend ein paar Stunden zubringe, da ich sie nicht anders zuzubringen weiß, zurück, und will nun noch versuchen, ob ich Dir schreiben kann, d. h. ob meine Stimmung anhält. Seit ich das Gedicht auf Thorwaldsen geendigt und meine Abhandlung nach Erlangen abgesandt habe, fühle ich mich sehr abgespannt, was bei dieser brennenden Hitze, der ich, wie Du weißt, niemals gewachsen bin, kein Wunder ist. Das Gedicht befindet sich schon seit zehn Tagen in Hamburg, ich habe es an Campe geschickt und es ihm anheim gestellt, ob er es in dem Telegraphen oder an Wienbarg oder Wille geben will. Es ist wahrscheinlich schon gedruckt und Du hast es vielleicht vor Ankunft dieses Briefes schon gelesen. — — — — — — — — — — — Die Novellen, klein, wie sie sind (Matteo; Anna; die Nacht im Jägerhause; der Rubin; Pauls merkwürdigste Nacht; denn Schnock fällt weg) werden kaum ein Bändchen geben. Dabei eine Frage. Matteo und die Nacht im Jägerhause sind im Morgenblatt abgedruckt gewesen. Ersteren habe ich nur noch im Konzept, letztere besitze ich gar nicht mehr. Sollte Jahnens nicht den Jahrgang des Morgenblatts (Matteo wird im Jahrgang 1842, die Nacht im Jägerhause im Jahrgang 1843 stehen) worin sie sich befinden, in einer Leihbibliothek auftreiben und Du sie dann herausschreiben können? Die Nacht im Jägerhause hat auch im Hamburger Beobachter gestanden. Ich bitte Dich sehr, mir hierauf zu antworten. Das übrige Manuskript werde ich Campe von hier aus senden und nötigenfalls den Matteo noch einmal kopieren, aber die Nacht im Jägerhause befindet sich nicht unter meinen Papieren.

Das Stück werde ich dann dem König dedizieren, wenn er es erlaubt; die Novellen Oehlenschläger. Ersteres tue ich nicht gern, denn in einer Zeit, wo sich ein neues Verhältnis zwischen den Fürsten und den Völkern gestalten will, ist es für einen

Schriftsteller, dessen ganze Existenz denn doch von der Achtung seines Volkes abhängt, höchst bedenklich, Bücklinge gegen die Throne zu machen, und aus freiem Willen und wenn ich noch für mich allein da stünde, würde es nie geschehen, so wenig, als ich mich je entschließen werde, den Demos zu haranguieren. Ich werde es jedoch tun und meine Ehre durch die Dedikation selbst gegen Verleumdungen zu schützen wissen. Wenn Du jedoch, wie Du in einem Deiner früheren Briefe anzudeuten schienst, es für möglich hältst, daß ich noch einmal nach Kopenhagen reisen und noch einmal als Supplikant auftreten könnte, so hast Du Dir in dem Augenblick wohl nichts, als Deine und meine Bedürftigkeit, nicht aber meinen Charakter und die Pflichten, die ich als Mensch und Dichter der Welt gegenüber zu erfüllen habe, vorgestellt. Daran ist nicht zu denken, unter keinen Umständen. Um eine Professur kann ich mich nicht bewerben, ich habe nicht die dazu nötige Gelehrsamkeit; um eine Pension bewirbt man sich durch Werke, nicht durch Visiten! Man kann sie annehmen, aber sie nachsuchen? Nein, Elise, das kann kein Ehrenmann! Es geht hier das Gerücht, daß Ferdinand Freiligrath dem König von Preußen die seinige aus Anlaß des neuen Preßgesetzes zurück geschickt habe. Er ist arm und obendrein verheiratet, aber nur um so mehr gereicht es ihm zur Ehre, wenn es sich bestätigt.

Du wirst nun auf meinen Reiseplan neugierig sein. Er ist einfach. Ich gehe, sobald ich kann, und womöglich Anfang August, direkt nach Rom und auf geradestem Wege über Lyon und Marseille per Dampfschiff nach Civitavecchia, welches nur noch eine Tagesreise von Rom entfernt liegt. Diese Reiseroute ist nicht die angenehmste, denn man befindet sich drei Tage auf dem mittelländischen Meer, aber sie ist die billigste. Unterwegs werde ich die Insel Korsika sehen und die Insel Elba betreten, das Schiff legt hier an. Mit 200 Franks werde ich die Reisekosten jedenfalls bestreiten; dann bleiben mir für den Aufenthalt in Rom noch 700 Franks, und es handelt sich nur um die Rückreise. Man muß es wagen, in Rom habe ich weniger eine abschlägige Antwort zu fürchten, als in Paris, denn ich bin einmal da und muß doch wieder zurück. — — — Von Ruge werde ich einige Briefe nach Rom bekommen, er hat dort sieben Monate gelebt und Freunde in Menge. Das ist sehr gut, denn bei völliger Unkenntnis der Sprache hat der Fremde unter den abgefeimten Italienern einen harten Stand. Ruge warnt mich nicht, wie Du, vor der Eifersucht der römischen Männer, aber vor der Tücke des römischen Klimas. Er hat dort das kalte Fieber gehabt, so lange er dort war, man kann sich, wie er sagt, gar nicht so in acht nehmen, als nötig ist. In Frankreich war

ich immer gesund, ich hoffe, es soll mir in Italien nicht schlimmer ergehen. Ich bin vorsichtiger, wie die meisten, weil meine häufigen Anfälle von Krankheiten mich die Gesundheit nach Gebühr haben schätzen gelehrt, und mein Organismus scheint sich leicht zu acclimatisieren. Von dem früheren und späteren Eintreffen der Antwort Campes, und von ihrer Beschaffenheit, hängen nun meine weiteren Schritte ab. Wenn er das geforderte Honorar für das Stück bewilligt, so tut er sehr viel, denn es sind doch fast 600 Franks, und Heine hat für sein neuestes Werk nur tausend Mark gefordert, und zweifelt stark, ob er sie erhält. „Er wird sich den Hirnschädel einstoßen, wenn er meinen Brief liest — sagte Heine — denn er wird so hoch springen, daß er den Boden berührt." Ich gestehe, dies hat mich sehr bedenklich gemacht. Heine, der seit 1826 einer der gefeiertsten Autoren ist, dessen Reisebilder vier Auflagen erlebt haben, fordert noch nicht einmal so viel, wie ich, und glaubt, sich auf ein Nein gefaßt machen zu müssen.

Meine Zweifel hinsichtlich des Telegraphen hast Du ganz mißverstanden. Nicht um die Campen gegenüber zu beobachtende Politik handelt es sich; die versteht sich von selbst. Was könnte ich auch anders tun, als seinen Antrag abwarten! Es handelt sich darum, ob ich überhaupt Ja sagen kann. Ich kann über bedeutende Dinge gut, aber nicht über unbedeutende viel schreiben. Letzteres aber ist das Talent, das von einem Redakteur verlangt wird. Man kann einer der ersten Dichter und desungeachtet, ja eben deswegen, einer der letzten Journalisten sein. Ich brauche zu allem Stimmung, zu einem Brief, zu einer Notiz, ich habe Tage, ja Wochen, wo ich nicht imstande bin, eine Zeile zu schreiben. Das Blatt will aber gefüllt sein und ich bin ohne alle literarische Verbindungen. Hältst Du es für möglich, daß ich jede Woche vier halbe Druckbogen (etwa zwölf Schreibbogen) Telegraphenfutter liefere? Dann noch so viele andere Bedenklichkeiten! Ich erstaune, daß Dir, und selbst Jahnens, manches, was doch so nahe liegt und was ich lieber erraten sähe, als ich es selbst aussprechen mag, nicht in den Sinn kommt. Denkst Du z. B. nicht an Oehlenschläger und an die Prätensionen, die er bona fide, in gutem Recht zu sein, machen würde? — Es sind dies alles sehr, sehr ernste Fragen und Bedenken. Sie haben mich zum Teil den ganzen Winter beschäftigt, aber ich habe sie in meinen Briefen an Dich nie zu Worte kommen lassen. Aber jetzt, wo ich im Begriffe stehe, mich so weit von Hamburg zu entfernen, daß wir unseren Briefwechsel, des ungeheuren Portos wegen, notwendig beschränken müssen, lassen sie sich nicht länger unterdrücken.

Ich spüre große Neigung, Frankreich bis Marseille zu Fuße zu durchwandern, nur weiß ich nicht, wie ich es mit meinem Gepäck machen soll. Dann sähe ich das herrliche Land; im Wagen, in der Diligence ist es ja nur ein Durchfliegen, wie ein Traum. In Frankreich sind Fußreisen nicht gefährlicher, wie in Deutschland, in Italien verhält es sich freilich anders. Übrigens bewaffne ich mich auf jeden Fall, Dr. Bamberg hat mir schon einen schönen Dolch geschenkt. Bamberg würde vielleicht ein guter Mitarbeiter am Telegraphen; er hat sehr viel kritischen Geist. Gestern las er mir einen vierzig Seiten langen Aufsatz über die Genoveva vor, worin er höchst wichtige Punkte berührte. Leider hat er noch keinen Stil, drückt sich halb philosophisch, halb intuitiv aus, was denn keine Einheit aufkommen läßt. Er hat sich auf Hegel geworfen und dieser hat bis jetzt zwar allerdings auf sein Erkenntnisvermögen, aber nicht auf seinen Ausdruck, einen günstigen Einfluß ausgeübt. Zugleich ist dies ein so zarter Punkt, daß ich ihm darüber kaum etwas sagen kann. — — — — — — — — — — —

Heine habe ich in der letzten Zeit wieder öfter gesehen. Neulich war er bei mir und ergoß sich in guten Einfällen über Gutzkow, den er über alle Maßen, und mehr als er seiner Potenz nach verdient, zu hassen scheint. Glauben Sie mir, sagte er, der Mensch wird nicht wieder geboren, nur in Napoleons Zeitalter war er möglich, denn wie die Natur in Napoleon alles Gute, so faßte sie in Gutzkow alles Kleine zusammen. — — —

Oehlenschläger ist nach der Augsb. Allg. Zeitung in Dresden. Ich habe ihm nach Berlin geschrieben und den Brief an Kisting geschickt. Ob er ihn bekommen hat, ist zu bezweifeln, denn er wird wahrscheinlich, als der Brief eintraf, nicht mehr in Berlin gewesen sein. Sein neues Drama Christian IV. (er ist unglaublich fruchtbar, schon wieder ein Stück!) kommt in Berlin und Dresden zur Aufführung. Er liest es selbst vor und bei seiner liebenswürdigen Persönlichkeit ist der Erfolg immer günstig. Wenn dieser herzensgute und glückliche Mann doch nur eine Vorstellung davon hätte, wie es in Geistern hergeht, die nicht ihre Phantasiegebilde gestalten, sondern die Angst und das Sehnen ihres Herzens in Symbole kleiden! Das andere ist so leicht. Könnte ich nicht auch jede Stunde einen Karl den ersten, zweiten, dritten usw. anfangen? Und doch — könnte ich es? Würde der Ekel mich nicht zwingen, die Feder aus der Hand zu werfen? Ach, **ein bißchen zu wenig, und das perpetuum mobile ist fertig!** Wenigstens in der Kunst.

Dies alles klingt ein wenig melancholisch, ich fühle es selbst. Aber, wie sollen solche Stimmungen in einem zukunftslosen Leben,

wie das meinige ist, ausbleiben! Ich habe lange gezögert, Dir zu antworten, weil ich Dir lieber in Stunden schreibe, wo ich die Zukunft vergesse. Doch, ich würde Dich erschrecken, wenn ich noch länger zögern wollte.

Was Du mir über das Kind und seine Ähnlichkeit mit Max schreibst, rührt mich tief. Ich kann an Max nicht denken, ohne einen Stich durchs Herz zu fühlen. O, welch ein Fluch ist die Armut! Sie bringt den Menschen um alles. Die höchsten, schönsten Güter sind nicht für ihn da, er kann sie nicht genießen! Wer dies Gespenst einmal sah, und ich sah es in meiner frühsten Jugend, der sieht nichts anderes mehr! — — — — —

Nach dem Schluß der Ausstellung wird in dem Gebäude ein Konzert gegeben werden, worin 800 Musiker mitwirken. Ich werde es besuchen. Jetzt sind 30000 Fremde in Paris. Das gibt einen Maßstab für die Weltstadt! Auch die Julifeier werde ich erleben. Meine Reise ist gerade in einen sehr günstigen Moment gefallen. Nur Napoleons sterbliche Reste werde ich nicht sehen. — Vergib die düstere Färbung dieses Briefes, sie ist der Abdruck meiner Stimmung, der Spiegel kann kein anderes Gesicht zeigen, als hinein schaut, und morgen lächeln wir wieder!

An Elise Lensing.

Paris, den 7. August 1844.

Ich weiß nicht, wie es kommt, aber die Lust, mir auf dem Papier und in Briefen an Dich, Rechenschaft über meine Eindrücke zu geben, nimmt immer mehr ab. Ist die Zeit schon da, wo die Dinge anfangen, weniger lebhaft auf mich zu wirken, oder werden meine Forderungen hinsichtlich der inneren Resultate, die ich von ihnen verlange, immer strenger? Das mag schwer zu entscheiden sein, genug, ich lasse die besten Stimmungen ungenutzt vorüber gehen und setze mich erst hin, die Schmetterlinge zu malen, wenn ich den bunten Staub auf ihren Flügeln nicht mehr sehe. Aber ich habe Dir noch einen großen Brief aus Paris versprochen, und der kann, wie alle menschlichen Dinge, nicht fertig werden, wenn er nicht angefangen wird.

Den letzten Sonntag war ich in Versailles, um die großen Wasser springen zu sehen. Ich hatte mir längst vorgenommen, einmal wieder hinaus zu fahren, aber ich wäre diesmal vielleicht so wenig, wie früher, dazu gekommen, wenn ich des Morgens

nicht Ruge besucht hätte. Er machte mir den Vorschlag, die Partie zusammen zu machen, und ich willigte ein. Seine Frau war noch gar nicht dagewesen und begleitete uns; ich hatte keine Ursache, die Gesellschaft zu scheuen, denn Ruge, obgleich ein sehr reicher Mann, scheut die unnützen Ausgaben ebenso sehr, wie ich, er kauft sich, statt in ein Wirtshaus zu gehen und einen Genuß darin zu finden, dem Kellner zu imponieren, seine Erfrischungen, Brot und Früchte, auf der Straße ein. Dennoch kostet ein solcher Ausflug immer Geld, ihn zu Fuß zu machen, ist, wenn man denselben Abend nach Paris zurück will, unmöglich, und auf der Eisenbahn muß man doch 4 Frks., einen Taler Preußisch, zahlen. Ich hatte ein Billet für Trianon und wir fuhren erst zusammen nach meiner Wohnung, um es zu holen; wir hätten uns diese Mühe jedoch ersparen können, denn es galt nicht an den Festtagen und Versailles hatte diesen Sonntag gerade seine grande Fête, in einem Jahrmarkt und den damit verbundenen Volkslustbarkeiten bestehend. Leider erfuhren wir dies erst in Trianon selbst und mußten uns, nun wir einmal da waren, begnügen, in dem Park zu spazieren, statt die Gebäude, die alte Residenz der Pompadour und Maintenon, in Augenschein zu nehmen. Ich erinnerte mich Deines Wunsches und dachte, daß Dir eine Blume, in diesem Park gepflückt, vielleicht nicht unwillkommen sein würde, ich pflückte daher eine, die Professorin Ruge machte mich aber aufmerksam darauf, daß ich eine schlechte Wahl getroffen habe, indem Blumen mit dicken Kelchen sich in Büchern schlecht aufbewahren lassen, und pflückte für Dich eine andere, die ich Dir gleich in diesem Briefe mitschicke. Der Gang nach Trianon hinaus, an und für sich sehr belohnend, hatte so viel Zeit weggenommen, daß die Gemäldegalerien in Versailles bei unserer Zurückkunft geschlossen waren und uns nur noch das Schauspiel der Wasserkünste übrig blieb. Dieses war nun allerdings interessant genug, aber ich kann diesen Künsteleien wenig Geschmack abgewinnen und keiner wird es können, für den Kunst und Natur reine Gegensätze sind.

Den anderen Tag besuchte ich einmal wieder den Père la Chaise, den vornehmsten Kirchhof von Paris. Ich wollte Börnes Grab aufsuchen, welches mir von Ruge bezeichnet worden war, nicht mehr aus Enthusiasmus für den Schriftsteller, aber in Erinnerung an den starken Eindruck, den er vor Jahren, als ich erst aus Dithmarschen nach Hamburg kam, auf mich gemacht hatte. Ich fand sein Grab aber nicht, auch ist es so schwer, auf diesem Kirchhof, den Ort zu finden, wo jemand ruht, als in Paris das Haus, wo er wohnt. Statt dessen fand ich Talmas, des großen Schauspielers, einfache Ruhestätte, die mir eben deshalb, weil sie nicht prahlte, so gefiel, man sah nichts, als einen

Stein, der seinen Namen trug. Ein Italiener hatte mit Bleifeder darauf geschrieben: ricevì un vale da un Italiano; ich fügte hinzu: und auch eins von einem deutschen Dichter! Ich mache sonst, wie Du weißt, von meiner Dichterqualität nur selten Gebrauch und berufe mich öfter auf meinen Paß, als meine Judith; hier schien mir jedoch der Ort dazu zu sein. Blumen waren auf das Grab nicht gepflanzt, aber es war eine wilde, mißfarbige, von selbst aufgeschossene, die pflückte ich für Dich ab. Molières Grab habe ich seit lange schon gesucht, aber ohne Frucht; dagegen hat sich da eine russische Fürstin gelagert, der man gar nicht ausweichen kann. — — — Übrigens kann man sich einen schöneren Kirchhof, wie diesen, gar nicht denken; hochgelegen, bietet er die köstlichste Aussicht auf Paris dar, und die Gräber sind alle mit den lachendsten Blumen bedeckt. Das vorletzte Mal besuchte ich ihn im Frühling und freute mich, wie das Leben aus allen Büschen und Gesträuchern wieder hervor brach; ich machte damals die schönsten Verse meines Gedichts auf Thorwaldsen. Diesmal war ich nicht produktiv, ich legte mich vielmehr, auf der Terrasse vor der Betkapelle, ins Grüne, sah auf Paris mit seinen Kuppeln, Turmspitzen und Millionen Schornsteinen, wie auf ein großes Theater hinab und dachte: dort fällt vielleicht in jedem Augenblick jede Szene die überhaupt im Menschenleben vorkommt, vor, es werden Menschen geboren und es sterben welche, man küßt sich zum erstenmal, man stößt sich vielleicht den Dolch ins Herz! Ich fand ein Grab, dessen Inschrift anzeigte, daß in Zeit von 40 Tagen zwei junge Mädchen von 15 und 18 Jahren, die einzige Freude ihrer Eltern, kurz nacheinander gestorben seien; betet für ihre Seelen! hieß es und hinzugefügt war das höfliche s'il vous plaît der Franzosen, das man jeden Tag tausendmal hört und selbst ausspricht und das sich auf einem Grabstein gar seltsam ausnimmt, wenn man es nur aus dem Munde der garçons zu hören gewohnt ist. Ich ließ mich nicht umsonst zu diesem Liebesdienst auffordern und betete auf meine Weise für zwei unschuldige junge Mädchen, deren Andenken meine Seele trübte und deren Staub mich vielleicht schon im Sonnenschein umspielte. Nachher fand ich einen Grabstein, der mich mehr belustigte, als ein Harlekin mich hätte belustigen können. Er enthielt nachfolgende fünf Grabschriften, die ich treu aus meiner Brieftasche kopiere. 1. Tout est dans tout. (Alles ist in allem.) 2. Je crois, que Dieu a créé l'âme humaine capable, de s'instruire seul et sans maître. Langue maternelle. (Ich glaube, Gott hat die menschliche Seele so geschaffen, daß sie sich allein und ohne Meister belehren kann.) 3. Il faut apprendre quelque chose, et y rapporter tout le reste, d'après ce principe tous les hommes

ont une égale intelligence. Philosophie phantastique. (Man muß etwas lernen und alles übrige darauf beziehen, und nach diesem Prinzip haben alle Menschen eine gleiche Vernunft.) 4. Un père émancipé peut enseigner à ses enfants tout ce qu'il ignore. Mathematique. (Ein emanzipierter Vater kann seinen Kindern alles lehren, was er nicht weiß. Dies ist völliger Unsinn, es heißt: ich kann Dir alle Dukaten geben, die ich nicht habe.) 5. Celui qui ne se croit pas capable, d'enseigner à son fils ce qu'il ne sait pas, ne m'a pas encore compris. (Derjenige, der sich nicht fähig glaubt, seinem Sohn das zu lehren, was er nicht weiß, hat mich noch nicht verstanden.) Es ist Monsieur Jacotot, der diese erhabene Philosophie zum besten gibt. Damit er mich nicht einmal beschuldige, wie Schelling den Hegel, ich habe ihm seine Gedanken gestohlen, setze ich seinen Namen her.

Schwalbenschicksale sind gewiß noch selten beobachtet worden, am wenigsten solche, die sich bis zum Tragischen steigern. Da ich gestern Morgen einen Blick in eine Schwalbentragödie tat, so sei ihrer hier erwähnt. Ich wollte in mein Haus hinein treten, da sah ich zu meinen Füßen eine Schwalbe liegen, die eben aus der hellen Morgenluft herab gefallen sein mußte, denn man wußte nicht, ob man sie für tot oder lebendig ansprechen sollte. Ich hob sie auf, sie war noch ganz warm, ich nahm sie mit auf mein Zimmer und öffnete hier ihren Schnabel. Wie war sie gestorben? Sie hatte eine zu große Fliege verschluckt, die ihr im Hals sitzen geblieben war und ihr das Atmen unmöglich gemacht hatte. Das Merkwürdigste war nun aber wohl dies, daß ich, als ich einen ganzen halben Tag später noch einmal in ihren Mund hinein sah, bemerkte, daß die Fliege sich noch regte. Ich zog sie behutsam aus ihrem Gefängnis hervor und setzte sie auf eine Fensterscheibe: wenig Augenblicke der Erholung und sie war davon geflogen!

Vor kurzem sah ich im Théâtre de la Gaieté die Mademoiselle Georges, die ehemalige Geliebte Napoleons. — — — Sie ist trotz ihrer Jahre noch immer eine große Schauspielerin, obgleich sie jetzt Josephinens Eifersucht nicht mehr erregen würde, denn sie ist dick wie eine Kuh. Das Théâtre de la Gaieté ist eins der untergeordnetsten Boulevardtheater oberhalb der Porte St. Martin, wo sich deren 7 nebeneinander befinden; ein alter Franzose, der während der Darstellung neben mir saß, sagte: das ist nun die Mätresse von 2 Kaisern (auch Alexander soll zu ihren Füßen gelegen haben) und dennoch, wenn sie nicht heute hier spielte, so würde sie morgen im Schuldturm sitzen! Sie trat auf in der Lukrezia Borgia von Viktor Hugo und hatte be-

wunderungswürdige Momente; so wird mir die Szene mit ihrem Gemahl, wo sie um das Leben des Gennaro bittet, ewig unvergeßlich sein, obgleich das Publikum sie totaliter mißverstand, und lachte, wo sie mir durch ihr unheimliches Flüstern und dann wieder plötzliches Aufkreischen Grauen und Entsetzen einflößte. Das Publikum ist in der Gaieté freilich nicht der Extrakt von Paris, man sieht mehr Blousen, als Oberröcke. Aber, allmächtiger Gott, was für ein Stück! Welche Ungeheuer erzeugt die *Phantasie des Verstandes*. Ja, so muß ich mich ausdrücken, Phantasie des Verstandes, denn die rein dichterische Phantasie, auch wenn sie von der höheren Kunstvernunft nicht geleitet wird, die allerdings allein zum Wahren und Schönen führen kann, bringt nur das Wilde, Regellose, aber nicht das von vornherein mit aller Natur in Widerspruch stehende Absurde hervor, da sie doch immer noch selbst eine Äußerung der Natur ist, eine unmittelbare, ursprüngliche, dies letztere entsteht erst dann, wenn der den Effekt berechnende und sich von allen sittlichen Gesetzen entbindende Verstand mit ins Spiel tritt. So etwas muß man sehen, nicht bloß *sehen*, wenn man wissen will, was daran ist. Mir war, als sähe ich eine Kröte über die Bühne kriechen; es ist noch Leben da, wer will es leugnen, aber was für Leben! Häßliche, verrenkte Glieder, Augen, deren Blicke vergiften, alles in sein Gegenteil verkehrt! Welch ein triviales Scheusal, diese Lukrezia! Sie trägt ihre Liebe zu dem Sohn, den Alexander des VI. Tochter wahrlich früh genug aus der Welt geschafft hätte, um sich nicht in ihn verlieben zu können, denn nur vom *Verlieben*, nicht vom Lieben konnte bei ihr die Rede sein, gleichgültig, ob ihr Sohn oder ein anderer ihr gegenüber stand, sie trägt diese Liebe, sage ich, so wie eine Hyäne den Orden pour le mérite tragen würde, wenn der König von Preußen ihr denselben verliehe, oder eine Pantherin den Lilienkranz, der für ein unschuldiges Kind geflochten ist. Wie sie zu dieser Liebe kommt, wie sie in ihr entsteht und in ihr sich nährt, das zu veranschaulichen, kommt Herrn Hugo nicht in den Sinn, weil es über seine Kräfte geht, und weil er, wenn er diese Kraft besäße, auch so viel Erkenntnis besitzen würde, um einzusehen, daß damit noch gar nichts geleistet wäre; genug, er sagt: sie hat diese Liebe, wie die Kinder in ihren Spielen sagen: dies soll eine Uhr sein! Scheußlich und empörend ist der Schluß, wo Lukrezia, damit der moderne Orest doch ja fertig werde, erst, nachdem sie schon vom Dolch ihres Sohnes durchbohrt ist, ausruft: je suis ta mère! Es wäre lächerlich, einen solchen Dichter nach dem Wozu? und Warum? zu fragen; er würde auf sein Publikum deuten, dem die Haare zu Berge steigen. Einen wunderlichen Eindruck machte es auf

mich, als ich in dem ersten Zwischenakt auf den Boulevard hinausging. Da klingeln die Limonadiers, da schreien die Weiber ihre Früchte aus, die Kontermarkenhändler fragen, ob man seine Marke verkaufen wolle, genug, es wird ein Lärm und ein Spektakel verführt, daß man in die Welt der Verrückten einzutreten glaubt, und doch sind die Leute alle sehr vernünftig und spekulieren auf uns're Sous, wie im Théâtre français auf unsere Franken.

Auch in der Umgegend von Paris habe ich gestreift und Punkte aufgesucht, wo ich noch nicht gewesen bin. Sie ist sehr reizend, und man muß sich eigentlich schämen, sie nicht besser kennen gelernt zu haben. Ich war neulich in Vincennes, dem alten Schloß, wo Napoleon den Duc d'Enghien erschießen ließ. Es ist das mittelalterlichste Gebäude, das ich bis jetzt in Frankreich sah. Breite Gräben umher, die jetzt zu nichts mehr dienen, unheimliche Zwinger, und spitzige, zackige Türme, die so aussehen, wie die Zähne im Munde eines Greises, wenn sie ihre Symmetrie verloren haben und bald lang, bald kurz sind. Ein großer Park schließt es ein und der Weg ist äußerst angenehm. Auch Neuilly, wo Louis Philippe wohnt, habe ich besucht und den Bois de Boulogne, der in der Pariser Memoirenliteratur eine so große Rolle spielt, indem die Leute, die am Hofe Ludwigs XIV. oder XV. eifersüchtig aufeinander wurden, sich dort den Hals brachen. Das Wäldchen ist allerliebst und zum Blutvergießen wenig geeignet; der Wald von St. Germain en Laye ist schon ernsthafter und würde vorzuziehen gewesen sein, aber er liegt weiter von Paris und die Herren hatten Eile, sie mußten doch, wenn sie den Gegner niedergestreckt hatten, zuvor Toilette machen, ehe sie bei dem einen oder dem anderen „petit souper" wieder erscheinen konnten und darum wählte man den nächsten Ort, der ein paar Bäume darbot. Jetzt findet man beim Eingang in den Bois de Boulogne eine Menge kleine Mietpferde, die die Damen besteigen und dann à la héroine den Park durchreiten; ebenfalls an Eseln, die in Frankreich überhaupt alles Schöne tragen, Pfirsiche, Aprikosen, Trauben (zur Stadt), junge Mädchen und Frauen (wohin sie wollen) ist kein Mangel. Neuilly liegt sehr schön und besonders die große Brücke gewährt einen imposanten Anblick. Ich wandte mich, als ich sie passiert hatte, von der Straße ab und ging links an die Seine hinunter, um sie von unten zu betrachten. Ich setzte mich auf ein sich um den Fluß hinziehendes hölzernes Geländer und genoß an dem heißen Sonntagnachmittag, der mich aber an dem gewählten Platz gar nicht inkommodierte, einmal die so selten reine Freude am Dasein; Furcht und Angst, sonst so lebendig in meiner Seele, waren eingeschlafen, Begierden, un-

geduldige Wünsche, die jene gewöhnlich ablösen, waren noch nicht aufgewacht, die süße Ermattung meines ganzen Wesens hielt sie zurück, und mich bewegte nichts, als der stille Gedanke, daß mich nichts bewegte. Weiße Schmetterlinge flogen um mich herum, gelbliche Blumen wiegten sich im Winde, auf dem grünen Fluß schossen Boote, von raschen Ruderern gelenkt und von Herren und Damen angefüllt, vorüber, über die Brücke spazierte oder eilte, was von Paris kam oder nach Paris wollte, ein Fabrikschornstein blies seine dicke, schwarze Rauchwolke, dem Wind entgegen in die Luft hinaus und schloß den Prospekt. Hinter mir eine Häuserreihe mit Gärten, die sich unschuldig hervordrängten, vor mir am anderen Ufer der Seine ein waldähnlicher Park mit seinem bald helleren, bald dunkleren Laub, alles fromm und idyllisch, bis auf die famosen Anschlagszettel des Doktors Charles Albert, der sich „geheimen Kranken“ empfiehlt und dessen rote Annoncen mit ihren ellenlangen Buchstaben man nicht bloß in Paris und der Umgegend, sondern schon in Rouen, ja sogar in Havre, antrifft. Ich blieb lange sitzen, dann ging ich an den Gärten vorbei und lauschte hinein. Brennende Blumen nickten mir zu, aber die Gitter, die mich am Eintritt verhinderten, machten es mir unmöglich, sie zu pflücken, doch ich tröstete mich, denn es geht mit allen Blumen so, sogar mit den inneren, auch diese sieht man lange vorher, ehe man sie zum Kranz winden kann.

Neulich hatte ich ein allerliebstes kleines Abenteuer im Palais royal. Ich ging durch den Bazar, da lag auf einmal ein zierliches Briefchen zu meinen Füßen. Ich hob es auf und betrachtete es. Es war mit einer flammenden Sonne gesiegelt, und von einer zarten weiblichen Hand geschrieben; ich konnte nicht zweifeln, daß es ein Billet doux und also auch nicht, daß ich zum postillon d'amour bestellt sei. Es ist ein Postbureau in der Nähe, ich trug es augenblicklich hin, unterließ jedoch nicht, auf der Rückseite mit Bleifeder zu bemerken, daß ein Deutscher den Brief gefunden und sich das Verdienst der schnellsten Beförderung erworben habe.

Das Julifest sollte ich Dir auch beschreiben, aber was soll ich über eine solche Illumination sagen, als daß sie unbeschreiblich war? Von dem schrecklichen Nachspiel wirst Du wohl gehört oder gelesen haben, daß nämlich ungefähr 20 Menschen auf dem Place de la concorde erdrückt worden sind? Ich bin ganz dicht bei dem Ort auf dem Platz, wo das Unglück vorfiel, gewesen, habe aber den Abend nichts davon gehört oder gesehen, sondern es erst am nächsten Tag aus den Zeitungen erfahren. Sehr schreckliche Szenen sind vorgefallen. Mich drängte die unaufhaltsam fortgeschobene Menschenwoge in die Champs elysées

hinaus, hinter mir, bei den sogenannten Pferden von Marly fielen dem Tod seine Opfer, die sich so wenig selbst retten, als von anderen gerettet werden konnten, da sie, einmal zu Boden gestürzt, gleich zertreten wurden, weil die Menge, von nichts wissend, sich in ungeheurer Zahl aus dem Jardin des Tuileries auf den Place de la concorde ergoß, um in die Champs elysées zu gelangen und die Illumination zu bewundern. Die Zeitungen machten am folgenden Tag dem Polizeipräfekten starke Vorwürfe, die mir aber sehr unbegründet schienen, denn hier ist es ja nicht wie in Deutschland, wo die Soldaten Kolben gebrauchen dürfen, wenn Worte und Flüche nicht helfen; hier wird das Publikum geachtet, hier heißt es: meine Herren, seien Sie so gut! gleichgültig, ob man zu Leuten in der Bluse oder im Frack redet, hier kann die Straßenpolizei also auch nicht solche Wunder verrichten, wie bei uns, wo sie die Mittel anwenden darf, die bei Hunden und Ochsen und also auch bei Menschen anzuschlagen pflegen. Die Illumination war von einer Pracht, daß ich gewiß nichts ähnliches wieder sehen werde. Von dem Konkordienplatze an bis zum Triumphbogen hinunter war die ganze, fast unabsehbare Strecke nicht etwa bloß zauberisch erleuchtet, sondern man wandelte im eigentlichsten Verstande in einem wunderbaren Licht- und Flammengebäude; bis zur Mitte, dem Rondell, waren an beiden Seiten hohe Gerüste aufgeschlagen, an denen die Lampen von allen Farben zu Hunderttausenden hingen und über den Köpfen der hin und herwogenden Menge schwebten Kronleuchter; von der Mitte an bis zum Arc de Triomphe waren Obelisken, etwa 60 an der Zahl, errichtet und der Arc de Triomphe selbst war mit einer nur einfachen, aber sehr geschmackvollen Feuerlinie umwunden. An ein ruhiges Betrachten dieser Herrlichkeit war freilich nicht zu denken, doch eben dieser Tumult, dieses Sichabarbeitenmüssen im Strom gehörte mit zum Ganzen; ich hatte ein Gefühl, als ob ich meine Jugendträume, die tollen Phantasien namentlich, denen ich mich hingegeben hatte, als ich die Asiatische Banise, einen alten Roman voller Wunder und Seltsamkeiten, las, nicht bloß verwirklicht, sondern übertroffen, ausgezischt und verspottet sähe. Besonders diese 80 bis 90 Volkstheater am Quai d'Orsay mit ihren Zwergen und Riesen, ihren Wahrsagern und fetten Männern machten auf mich einen Eindruck, dessen ich mich vielleicht schämen müßte, wenn ich nicht ein Dichter wäre, vorzüglich am Abend, wo sie, zum Teil von bengalischen Flammen beleuchtet, hinter der grünen Allee, die sich am Quai hinunter zieht, ihr Wesen trieben, während ich ihnen gegenüber auf einem Stein an der Seine saß und, vom Vollmond beschienen, Feigen aß. Mit

Feigenessen feierte ich meinerseits nämlich das Julifest, ich verzehrte über 30 und redete mir ein, um die Unmäßigkeit bei mir selbst zu entschuldigen, das sei eine gute Vorbereitung für Italien. — — — —

den 2. September.

Sonnabend ging ich noch einmal nach Vincennes hinaus, aber wieder ohne Frucht, es bedurfte eines besonderen Billets, um dies Schloß zu besichtigen und das hatte ich nicht gewußt. Es war ein heißer, heißer Tag und ich war ein wenig verdrießlich, daß ich den Hof, wo Napoleon den Duc d'Enghien erschießen ließ, nicht zu sehen bekam; ich legte mich, ermüdet, wie ich mich fühlte, im Park nieder, verzehrte einige Äpfel und schlief dann ein Viertelstündchen. Darauf las ich Deinen Brief, den ich als noch nicht beantwortet betrachte, und machte mich wieder auf den Rückweg. Dieser Brief ist einer der schönsten, die Du mir je geschrieben hast. — — — — Gestern, Sonntag, ging ich zu Fuß nach St. Cloud, um die „Grandes eaux“ springen zu sehen; sie springen abwechselnd den einen Sonntag in Versailles und den andern in St. Cloud. Der Weg hinaus ist sehr schön, man befindet sich beständig im Walde, der selbst den Schneidergesellen keine Furcht einflößen würde, der mir aber freilich nicht so gut gefällt, als ein recht finsterer, wo jeder Busch verdächtig ist. St. Cloud liegt ganz, wie St. Germain en Layè, halb in einer Niederung, halb auf einer sanft ansteigenden Höhe; die beiden Hälften des Orts sind durch eine lange und wie alle Brücken in Frankreich, prächtige Brücke, die über einen Arm der Seine führt, zusammengeknüpft. Der Park ist grandios, gleich am Eingang bemerkte ich ein Wirtshaus, vor dem Rousseaus Büste, ob zum Andenken oder als Emblem, weiß ich nicht, aufgestellt war. Die Wasserkünste gefielen mir besser, als die in Versailles, obgleich sie weniger großartig sind; in Versailles sieht man zu viel Nymphen und Tritonen mit regelmäßigen Bildungen, die sich zu erbrechen scheinen, hier sind es lauter krokodilmäßige Ungeheuer, die das Element ausspritzen, es ist eine ganze Terrasse, stufenförmig aufgebaut, die Wasser speit. Auch das Innere des Schlosses besah ich; es ist enger, wie das von Versailles, heimlicher und gemütlicher; der Kustode führte uns, mich und die übrige Gesellschaft, aber nur durch die mir sehr gleichgültigen Appartements des Königs und der Königin, nicht durch die historisch denkwürdigen Napoleons. Auch in dem Park von St. Cloud habe ich geschlafen; als ich wieder erwachte und umher spazierte, hörte ich mich auf einmal von zwei Mädchen deutsch und bei Namen angesprochen. Es waren die Mädchen von Dr. Ruge, die ohne ein Wort Französisch zu verstehen,

wie ein Paar verschüchterte Hühner umher wanderten und den Bahnhof nicht wieder zu finden wußten. Damit mein Freund Ruge zu 7 Uhr etwas zu essen erhalte, bezeichnete ich ihnen den Weg; ich hatte sie übrigens nie mit Augen gesehen.

den 7. September.

So weit der Brief, wie ich immer Briefe schreiben möchte, nun zu den ernsten Lebensfragen und zur Antwort. — — — Ich habe noch immer nicht die Antwort aus Kopenhagen hinsichtlich der Annahme der Dedikation und ebensowenig aus Hamburg das Buch. Campe ist jedoch nicht Schuld an der Zögerung, denn alles ist schon gedruckt; aber man hat das Vorwort nicht lesen können und er hat mir daher die Korrektur desselben nach Paris schicken müssen. Vor 8 Tagen traf sie ein, ich habe sie gleich zurück gesandt und werde nun wohl zum 12. ein Exemplar haben. Die ersten 3 Bogen vom Stück habe ich schon, die Ausstattung ist sehr schön und die Druckfehler unbedeutend. Ich danke Dir für die Genauigkeit, womit Du die Änderungen und die Szeneneinteilung gemacht hast; die Änderungen zum Vorwort hat Campe selbst besorgt. Träfe nun doch nur aus Kopenhagen endlich die Resolution ein! Ich muß fort. Nicht, weil meine Sehnsucht nach dem Lande, wo die Zitronen blühen, so stark geworden wäre, nur, weil das Geld zu Ende geht. Ich habe Campe geschrieben, daß er alle Exemplare des Stücks an Dich schicken soll, weil sie hier zu spät eintreffen würden; Du mußt dann die nötigen nach Kopenhagen besorgen. Das Schönste muß für den König in Maroquin mit Goldschnitt gebunden werden, die übrigen gehen ungebunden ab. Alles geht durch den dänischen Konsul in Hamburg, dem Du gewiß nur zu sagen brauchst, daß es ein dem König dediziertes und von ihm angenommenes Werk sei, um ihn willfährig zu machen. — — Wenn ich das Buch zum 14. erhalte, woran ich nicht zweifle, und den Brief aus Kopenhagen, wie ich hoffe, so reise ich am 16. Eine Fußreise in Frankreich soll unmöglich sein, auch ist es jetzt zu spät, ich gehe also mit der Post über Lyon nach Marseille und von Marseille über das Meer nach Civitavecchia. Von Civitavecchia bin ich in einem Tage in Rom. Wegen der Reise ängstige Dich nicht. Ich werde glücklich ankommen. Diese Art Gefahren habe ich nicht zu fürchten, das sagt mir mein Geist, der mich noch nie betrog. Möchte er über meine Zukunft ebenso prophezeien! Ich bitte Dich sehr, Dir nicht eingebildete Bekümmernisse, die ohne allen Grund sind, zu machen. In Frankreich reist man sicher, das mittelländische Meer ist ruhig und verschlingt keine Poeten, von Civitavecchia nach Rom ist

eine Strecke, auf der einem gar nichts Übles begegnen kann. Es kann bis Anfang November dauern, bis Du einen Brief von mir erhältst. Die Entfernung ist zu groß, als daß ich ein inhaltloses Blatt absenden könnte, wir müssen uns jetzt überhaupt in der Korrespondenz sehr beschränken, denn das Porto ist schwer und Gelegenheiten gibt's nicht. Mache Deine Briefe ja immer einfach. Vielleicht muß ich hier sogar noch 8 Tage zugeben, dann bleibt mein römischer Brief noch 8 Tage länger aus. Ehe ich die Bewilligung vom König habe, kann das Buch in Hamburg nicht ausgegeben werden, mithin darfst Du die Exemplare auch nicht früher nach Kopenhagen schicken, doch darüber noch in dem Zettel, womit ich Dir die Begleitungsschreiben schicken werde. Wahrscheinlich erhältst Du diesen Zettel nur um einige Tage später, als dieses Blatt. — — — — — — — —

In Paris ist es mir wohl ergangen; die Hiobsposten aus Deutschland ausgenommen. In Rom wird es mir auch gut gehen, denn die Hitze ist vorüber, wenn ich ankomme, und nur die ist zu fürchten. Was weiter werden will, weiß Gott. Arbeiten werde ich etwas in Italien; vom Erfolg der M. M. hängt das Honorar des Moloch ab, beten wir also für sie zu allen deutschen Rezensenten. Das Vorwort kennst Du noch nicht, es ist gut, aber stark. Die Dedikation ist metaphysisch, also schlecht. Ich hatte nur 2 Tage Zeit, sie zu machen. Und nun, meine teuerste Elise, lebe wohl. Abschied nehme ich noch nicht, erst in dem Zettel. Wenn das Kind mir wirklich gleicht, wie Max, so wird es mir eine große Freude sein! Küsse es für mich.

Campe hat mir für Rom eine Adresse gegeben. Für den Fall einer alleräußersten Notwendigkeit teile ich sie Dir mit, damit Du dorthin einen Brief adressieren könntest, sie lautet:

Signor Federigo Hebbel, Dottore
al Caffè del Greco,
Roma.

An Elise Lensing.

Meine Adresse:
Al
Signore Federigo Hebbel
Dottore,
poste restante. Roma.

Rom, d. 14. Oktober 1844.

Felicissima notte! sagt meine Aufwärterin und stellt die messingne, dreizinkige Lampe auf meinen Tisch. Es ist 4 Uhr

nachts d. h. nach deutscher Rechnung 10 Uhr abends, ich komme von einem Spaziergang über den Korso zurück und setze mich nieder, um den Entschluß, mit dem ich heute früh schon aufstand, noch spät abends auszuführen und einen Brief für Dich anzufangen. Wann ich ihn schließen und absenden werde, weiß ich noch nicht, aber an Deinem Geburtstag muß ich Dir wenigstens einige Zeilen schreiben, und Dir Glück wünschen. Möge der Himmel ein Wunder tun, und Deinem Poeten, der kein Schriftsteller und kein Gelehrter, vielleicht nicht einmal mehr ein Dichter ist, eine Existenz geben! Dann hast Du auch eine! Was soll ich mehr sagen?

Meine Reise ist so glücklich und schön gewesen, wie je eine. Donnerstag, den 26. September, abends um 5 Uhr, fuhr ich aus Paris ab und Donnerstag, den 3. Oktober, abends zwischen 8 und 9 Uhr in Rom hinein. Die ganze große Strecke ist also in 8 Tagen zurückgelegt worden, die Kosten haben sich aber dennoch auf 200 Franken (132 Mk. Cour.) belaufen. Ich hatte das herrlichste Wetter und eine wahrhaft köstliche Meerfahrt, die mich mit der Seekrankheit, einen kurzen Moment ausgenommen, wo ich unmäßig gewesen war, völlig verschonte. Ich habe mit Bleifeder unterwegs ein Reisejournal von ungefähr 28 Seiten aufgesetzt, wovon ich nicht weiß, ob es etwas taugt, aber eine Stelle daraus setze ich Dir her; ich habe sie den ersten Morgen auf dem Meer in Erinnerung des Einschiffungsabends in Marseille niedergeschrieben und ihr Inhalt ist buchstäblich wahr.

„Auf dem Verdeck einherwandelnd, und während alles um mich arbeitete und die Abfahrt vorbereitete, die letzten Eindrücke in mir, wie zum Brennpunkt sammelnd und das in leisen Umrissen aufdämmernde Kommende ahnungsvoll im voraus genießend, empfand ich stundenlang eine solche Seligkeit des gesättigten Daseins, wie ich sie noch nie genossen habe und sie vielleicht auch nie wieder genießen werde. Es war 5 Uhr, die Sonne senkte sich ins Meer, es war noch hell, aber nicht mehr heiß, dann nahm auch das Licht ab, aber es wurde durch einen wunderbaren Duft, in dem alle Farben sich aufgelöst zu haben schienen, ersetzt, zuletzt verlor dieser sich in ein tiefes schönes Rot, das unten am Horizont anschoß und sich erst sehr spät, wie das Schiff den Hafen schon verlassen hatte und in die offene See hinaus eilte, verlor. Ich ging, ohne aufhören zu können, auf und nieder, ich hatte das Gefühl, daß ich den höchsten Augenblick meines Lebens genieße und daß seine längere oder kürzere Dauer sogar von der durch das Gehen bedingten Rhythmik meines Leibes abhänge!“

Ich fahre heute Morgen, den 16. fort. Es regnet, der Hamburger Himmel hängt über meiner schmalen Viale Vicolo della Frezza, der Tag wird mir nicht viel Angenehmes bringen. Darin hatte ich Recht; er brachte mir nicht einmal so viel Stimmung, um den Brief fortzusetzen, es geschieht erst jetzt, den 21. Ich weiß auch wohl warum, wenn ich diesen Brief geendigt habe, muß ich einen neuen für Campe anfangen, und das ist kein ermunternder Gedanke. Doch heute will ich ihn auf jeden Fall zu Ende bringen, damit er morgen die Reise nach Deutschland antrete und à la fin de ce mois bei Dir eintreffe. Geängstigt haben kann die Zögerung meines Schreibens Dich nicht, denn ich habe sie vorausgesehen und Dir erst zu Anfang November Nachricht versprochen.

Die ganze Reise habe ich in einer Klein-Kinder-Stimmung gemacht. Es war mir nämlich zumute, als ob ich ein Märchen erlebte. Zweiundzwanzig Jahre in Dithmarschen auf einem Fleck und nun doch auf dem Wege nach Rom! Das summte mir beständig im Kopf. So flog ich durch Lyon und Marseille hindurch, so kam ich in Rom an. Mein Reisejournal wirst Du später lesen, ich sehe jetzt, wie gut es ist, daß ich es geführt habe, denn ich wüßte mir von all den Gedankenblasen und Phantasiegebilden, die zu Tausenden in mir aufstiegen, jetzt nur noch wenige zurückzurufen und freue mich deshalb, daß das Beste auf dem Papier festgehalten steht. Dennoch nimmt meine Abneigung gegen die Mosaikarbeit des Schreibens immer zu, statt ab. Aus hundert und tausend vereinzelten Zügen, die eben ihrer Abgerissenheit wegen leblos sind, das Bild wieder zusammensetzen wollen, ist ein vergebliches Unternehmen. Ganz anders ist es mit inneren Vorgängen. Die erlebt man erst zu Ende, wenn man sie darstellt, wir erobern uns selbst nur durch das Wort. Auch wird mir das Sprechen immer mehr Bedürfnis, je mehr das Schreiben aufhört, ein solches zu sein. Ich kann sogar sagen, daß mich nichts so sehr zur Selbsterkenntnis führt, als das lebendige, sich aus den Tiefen des Geistes heraus gebärende Wort. Wenn all die inneren Ströme rauschen und brausen, wenn sie sich gegenseitig verschlucken und in einander wühlen, da hab' ich ein Bild meiner selbst, wie ich im Augenblick bin, und wie überhaupt, denn mir fehlt keineswegs die Kraft, einen solchen Wasserfall, wie von ganz unten herauf, zu betrachten.

In Rom selbst verließ mich jene Stimmung. Ich habe jetzt die Erfahrung gemacht, daß der Mensch zu einem Sprung nie die Kraft hat, daß er ganz, wie die Blume oder die anderen Gewächse ist, die, wenn sie in einen frischen Boden gepflanzt werden, immer einen Tag

lang die Blätter hängen lassen. Aber klüger war ich, wie in Paris, wo ich den dümmsten Eindruck für einen dauernden hielt und ihn in einem Brief an Dich einpökelte und nach Deutschland schickte. Das unterließ ich hier. Übrigens ist der Unterschied zwischen Paris und Rom auch in der Tat sehr groß. Paris ist ein Ozean, Rom das Bett eines Ozeans. In Paris kann man mitschwimmen, in Rom muß man untersuchen, wie andere vor Jahrtausenden geschwommen haben. Für mich ist nun aber das Leben die Hauptsache und selbst meine Träume werden durch das Leben, durch das wirkliche, gegenwärtige, angeregt. Zu der bildenden Kunst habe ich kein so inniges Verhältnis, wie z. B. Goethe. Nur ihre höchsten Meisterstücke wirken gewaltig auf mich, und auch die nicht immer. Was jetzt außerordentlich gut für mich wäre, weiß ich sehr wohl. Geistreiche und vornehme Gesellschaft. Doch dazu ist hier nicht zu gelangen, wenigstens nicht im Anfang. Da nun die gewaltige Springflut, die mich in Paris über das Gefühl einer beklemmenden Einsamkeit so weit erhob, wegfiel und kein entsprechender Ersatz eintrat, so brauche ich mich nicht zu schämen, daß ich mich in Rom nicht augenblicklich, wie im Himmel, fühlte. Seltsam genug trat mir auch der Geist der Geschichte nur langsam, erst nach und nach, nah. Das wüßte ich mir nicht zu erklären, in Paris war das Umgekehrte der Fall. Bei meiner Ankunft war ich freilich infolge der neunstündigen Fahrt im Interieur der Diligence vor Kopfweh dem Sterben nah.

Was habe ich nun nicht schon alles gesehen! Die Petrikirche ist ein Gebäude, worin die Menschen groß werden. Der Geist muß sich doch so weit erweitern, um den gewaltigen und doch nicht ungeheuerlichen Eindruck in sich aufzunehmen, er dehnt sich also aus, so weit er kann, und wenn er sich auch wieder zusammenzieht, so wird er doch nicht ganz so klein wieder, als er war. Der Vatikan enthält des Bedeutenden so viel, daß man keine Rettung weiß, als sich an das Allerbedeutendste zu halten und das sind der Apoll von Belvedere und Laokoon. Respekt! Ich habe sie jetzt auch gesehen und — befühlt! So kindisch das letztere ist, ich habe es zum Zeichen der geistigen Besitzergreifung gethan, und zur Strafe will ich es beichten. Apoll übertrifft alles, was man sehen kann. Der stammt aus einer Welt, wo selbst die Michel Angelo und die Thorwaldsen herausgewiesen würden. Und frisch, wie heute gemacht.

Um Dir von den Verhältnissen der Petrikirche einen Begriff zu geben: gestern ging ich mit einem Bekannten an dem Atelier eines Bildhauers vorüber, ich erblickte die riesenmäßige Statue eines Heiligen und mein Begleiter sagte mir, sie wäre für eine

der Nischen der Petrikirche bestimmt. Wir traten ein, um sie zu besehen, sie ist wenigstens dreimal so hoch, wie ich, ich reichte ihr mit dem Kopf kaum bis ans Knie! Und die sieht in der Kirche aus, als ob sie nur die gewöhnliche Menschengröße hätte! Vom Kapitol steht wenig mehr, wenn man nicht den Platz, wo es gestanden hat, mitrechnen will, und dann kann man ja nur gleich weiter gehen und die Erde, die diesen Platz trägt, auch mitrechnen; dagegen ist das Kolosseum, trotzdem, daß man die Steine zu ganzen Palästen daraus wegführte, nicht zu verwüsten gewesen, und auch das Pantheon, das schon vor Christus stand, war so wenig durch die Barbaren, die sich mit Äxten und Beilen an den mächtigen Pfeilern versucht zu haben scheinen, als durch die Zeit und die Elemente zu erschüttern. Im Pantheon liegt Raphael begraben.

Gleich bei meiner Ankunft habe ich mit den deutschen Künstlern Bekanntschaft gemacht. Ich ging in ihr Café am Korso und kenne jetzt eine unendliche Menge davon. Freilich führt das zu nichts, als daß man doch nicht immer allein herumzulaufen braucht, denn im Durchschnitt sind sie ohne Talent und Geist, wie ohne Bildung. Den Maler Widmer, an den Lotte Rousseau mir einen Brief verschafft hatte, traf ich nicht zu Hause, er ist in Genua; mit seiner Frau, die eine Stockwelsche ist, unterredete ich mich durch das Wörterbuch. Der Maler Wigand, Campes Freund, scheint ein sehr gebildeter Mann zu sein, auch seine Frau gefällt mir, doch sehe ich sie wenig. Ein junger Östreicher, Signore Roberto, wie er hier heißt, seinen kauderwelschen deutschen Namen habe ich wieder vergessen, scheint sich mir erschließen zu wollen und ist mir namentlich beim Aufsuchen eines Logis behilflich. Ich hatte und habe bisher noch keins, nur ein interimistisch auf 25 Tage gemietetes, das ich übermorgen einem andern abtreten muß. Doch werde ich wahrscheinlich morgen am Korso, in dessen nächster Nähe ich auch jetzt schon wohne, eins finden. Am Korso und den zunächst liegenden Straßen und Plätzen ist es teurer, wie anderwärts, aber man muß hier doch Logis nehmen, teils der Luft wegen, die nicht allenthalben gesund ist, teils auch, weil man sich nur hier gegen Straßenanfälle völlig gesichert halten darf. Bei Tage ist es natürlich in der ganzen Stadt sicher, aber keineswegs abends oder zur Nacht. Ich habe keine Furcht, wie Du weißt, aber eine Vorsicht, die einem jedermann anrät, muß doch einigen Grund haben. Gott, wie ist mir warm! Es ist 10 Uhr abends, und ich schwitze, als wär' es Mittag, und ich stiege die spanische Treppe hinauf. Heute Morgen hatten wir Tramontane (Nordwind) und ich zog Unterkleider an, jetzt weht ein Schirokko, der die Eier verderben

könnte! Übrigens befinde ich mich so wohl, wie jemals in meinem Leben. Mir scheint kein Klimawechsel etwas anhaben zu können! Nicht einmal einen Schnupfen brachte ich von der Reise mit. Doch habe ich auch gleich vom ersten Tage an auf italienische Weise gelebt. Viele Suppen, immer Makkaroni, die ich jetzt schon leidenschaftlich liebe, niemals Wein ohne Wasser. Auch darf ich an Ökonomiemachen in dem Sinne, daß ich nicht zu Mittag esse, nicht denken. Das geht hier nicht. Auch ist es nicht nötig, denn das Essen ist billig, billiger wie in Paris. Eine Tasse Kaffee 1¼ Schilling. Mittagessen 8 Schilling. Den Kaffee sich im Hause zu machen, ist hier teurer, wie ihn im Café zu nehmen. Dagegen werde ich wohl unter 25 bis 30 Franken monatlich nicht wohnen können. Der Artikel beläuft sich also eben so hoch wie in Frankreich.

Schlimm, sehr schlimm ist es, daß ich noch immer nichts arbeiten kann. Mein Kopf ist nicht dumpf, aber unfruchtbar. Kein Gedicht, geschweige ein Drama. Der Moloch scheint sich bis in die Fußzehen verkrochen zu haben. Einmal kommt die Zeit, wo das Talent mich verläßt. Wenn sie schon da wäre? Was bliebe übrig. Ein Mensch, der dessen ungeachtet nicht fett würde. Schon deshalb nicht, weil er nichts zu essen hätte. Dr. Bamberg schickte mir bei meiner Abreise von Paris eine Adlerfeder für den Moloch mit nachstehenden Versen, die ich sehr schön finde: „Der Klaue, wenn sie das Lebend'ge faßt, Nimmt selbst der Flügel halb nur ab die Last, Drum wenn sich schwer Geschaffnes auf Dich legt, Denk an den Adler, der die Beute trägt!" Der Kondukteur überreichte sie mir erst, als ich schon im Wagen saß. Die Feder scheint aber den Moloch so wenig hervorzulocken, als Rom.

An Elise Lensing.

Neapel, den 7. Juli 1845.

Seit dem 19. vorigen Monats bin ich in Neapel, und wenn die neuen Eindrücke, die mir hier werden, nicht alle Frische verlieren sollen, so muß ich endlich etwas darüber zu Papier bringen. Längst wäre es geschehen, wenn ich das Blatt, so wie ich es beschrieben hätte, nach Deutschland fliegen lassen dürfte; aber die jämmerliche Rücksicht auf das Porto, die man nehmen muß, erstickt die Lust zu schreiben. Der Mensch tut nun einmal heute nichts ab, wenn er weiß, daß er es morgen eben so gut tun

kann; jetzt will ich aber daran gehen. Ich kann Dir von der Atmosphäre, worin ich jetzt atme, vielleicht nicht besser einen Begriff geben, als durch die Schilderung meiner selbst, wie ich hier an meinem Tisch sitze. Ich bin, erschrick nicht, völlig im Hemde, und würde auch dieses ausgezogen haben, wenn ich nicht, als ich vom Essen in meine Locanda zurück kehrte, unten beim Portier die Karte eines Gelehrten vorgefunden hätte, der seinen Besuch wahrscheinlich in den Nachmittagsstunden wiederholen wird. So gehen alle Männer hier im Hause, im Zimmer nackt, auf dem Korridor im Hemde. Kein Gedanke, daß man sich, wenn man sich trifft, einer vor dem andern geniert. „Come sta, Signore?" „Non troppo bene, Signore, fa troppo caldo!" Dabei die zierlichsten Verbeugungen: vor kaum einer Viertelstunde habe ich mich über den ganzen Leib gewaschen, und dabei so viel Wasser verschüttet, daß das ganze Zimmer schwamm. Schon jetzt haben die Steine alles wieder eingesogen, und dennoch liegt mein Zimmer kühl und ist mit Jalousien verhängt. „Das bloße Dasein wird Arbeit!" sage ich in einem meiner Epigramme und nichts kann wahrer sein. Ich dachte, in Neapel arbeiten zu können, ich, den schon der deutsche Sommer auflöste. Daraus wird nichts; jene drei Männer, deren die Bibel gedenkt, sangen im feurigen Ofen, ein moderner Poet kann nur seufzen. Es geht allen so, nicht einmal die Gelehrten können etwas tun. Wollte man sich forcieren, so wäre ein Nervenfieber die unausbleibliche Folge davon. Sehr übel ist es, daß man hier, außer dem Eis, das im Unmaß genossen wird, so wenig Erfrischungen haben kann. Nie eine Fruchtsuppe, oder überhaupt nur eine kühle Speise; immer Bouillon und alles schrecklich fett. Von den Südfrüchten, den Orangen usw. darf man nur sehr wenig essen, sie sind für den Fremden unbedingt schädlich, was sich bei mir schon darin zeigt, daß sie mich gar nicht mehr reizen. Ich habe nie Appetit und esse nur, weil ich in meiner Jugend einmal gehört habe, daß man stirbt, wenn man nicht ißt. Nein, hier verschwindet der Mensch schon vor der Natur.

☛ Rom verließ ich den 16., des Morgens in der Früh. Der Abschied ward mir leicht, ich wußte ja, daß ich zurückkehren würde. Er wird mir aber auch nicht schwer werden, wenn ich für immer gehe, denn der Eindruck, den Rom auf den Beschauer macht, kommt nur durch Reflexion, es ist ja nicht mehr die Stadt der Zäsaren, man muß die Bruchstücke des großen antiken Daseins kümmerlich aus dem modernen Ameisenhaufen heraus suchen, und weiß auch dann noch nicht, was man damit anfangen soll. Mit uns, mir und Kolbenheyer, im Wagen war noch eine römische Familie, für die die Reise nach dem benach-

barten Neapel so viel war, wie für mich jetzt eine nach dem Nordpol sein würde; eine Frau mit mehreren Kindern und ein Schwager zur Begleitung. Es hatte einige Tage zuvor und noch die letzte Nacht geregnet, die Luft war daher abgekühlt, und wir hatten herrliches Reisewetter. Die erste Nacht brachten wir in Cisterna zu, wo uns der Vetturin ein schlechtes Abendessen durch die Versicherung würzte, daß wir den nächsten Abend in Mola di Gaeta vortrefflich speisen würden; die zweite in Mola di Gaeta, wo er uns ein noch schlechteres durch die Erinnerung an das bessere in Cisterna genießbar zu machen suchte, ganz wie es der Mensch selbst auf der Reise durchs Leben macht, der so lange hofft, bis er sich wieder zu erinnern anfängt. Am Morgen des zweiten Tages kamen wir in die Pontinischen Sümpfe. Über diese mußte ich erstaunen, da sie mir auch keine Spur von Sumpf zeigten. Kräftiger Boden, von Gras und Kräutern strotzend; am Wege eine dichte Allee, mit mächtigen Bäumen bepflanzt, die für das Mark des Erdreichs bürgen. Nur einen einzigen unheimlichen Fleck erblickte ich, ein großes Schierlingsfeld, das aussah, als ob es der Teufel bebaute. Diese Sümpfe wären in zehn Jahren durch den Fleiß der Menschenhand in eine Kornkammer zu verwandeln, jedoch müssen sie ihren ursprünglichen Charakter verloren haben, denn den Römern waren sie schrecklich und die unternahmen noch mehr, wie jetzt die Engländer. Mittags erreichten wir Terracina, wo wir einige Stunden blieben, weil die Pferde sich ausruhen mußten. Hier versuchte ich, die phantastischen, turmartig emporsteigenden Felsen zu erklettern, mußte aber darauf Verzicht leisten. Terracina liegt hart am Meer; ein Café, in das wir eintraten, bot auf dieses von einem Balkon aus die prachtvollste Aussicht dar, es war aber nicht möglich, auf dem Balkon zu verweilen, denn der edle Wirt hatte unter demselben einen, die greulichsten Gerüche verbreitenden Misthaufen angelegt, der der Abtritt für die Jugend des Orts zu sein schien, die während der Zeit, daß wir da waren, nicht aufhörte, ihn zu benutzen. Auch unsere Reisegesellschaft machte mir durch allerlei Naivetäten hin und wieder Vergnügen; so fragte mich in Terracina der Schwager, ob hier das Meer nun wirklich anfinge, und würde, wenn ich geantwortet hätte: nein, die Wäscherinnen haben hier nur ihre Tröge umgestürzt! mir vielleicht geglaubt haben; und einer der kleinen Knaben rief mit Verwunderung aus: così piccolo è il mare? so klein ist das Meer? Das letztere gefiel mir; ich mag es, daß der menschliche Geist ein Maß in die Welt mitbringt, dem sie nicht entspricht. In Terracina erblickten wir schon den Vesuv, an einer kleinen Rauchwolke erkennbar, die senkrecht von ihm aufstieg; ebenso Ischia,

Capri usw. Nun kamen wir ins Neapolitanische, wo sich sogleich eine ganz andere Agrikultur zeigte, als im römischen, d. h. apostolischen, Gebiet. Einen äußerst wohltuenden Anblick gewährt die campagna felice, der Segen quillt aus dem Boden hervor, es ist, wie ein Goldregen von unten herauf; Feigen, Öl, Wein, Korn, alles, was der Mensch bedarf, in unendlicher Menge. Abends in Mola di Gaeta hatten wir von unserem Zimmer aus bei dämmerndem Mondlicht eine wunderbar schöne Aussicht auf das Meer; ein Archäolog hätte auch noch ein wissenschaftliches Fest dort feiern können, denn die Ruinen der Villa des Cicero liegen da. Wir nahmen sie in Augenschein, aber für mich haben solche Dinge allen Reiz verloren, und ich erfreute mich mehr an dem frischen Duft der Orangen, die das Leben, wie eben so viele Standarten seines ewigen Triumphes über den Tod, dort aufgepflanzt hatte, als an dem wüsten Trümmerhaufen selbst. Ohnehin ist mir Cicero von jeher zuwider gewesen; ich interessiere mich mehr für Catilina, als für ihn. Am dritten Tage hatten wir schon mehr von Staub und Hitze zu leiden, der Kaktus fing an, wild zu wachsen und erreichte zuweilen eine unglaubliche Höhe, wir waren nun ganz im Süden. Abends gegen sechs Uhr gelangten wir an die Tore von Neapel; während die Douane unseren Wagen visitierte, betrachteten wir den Vesuv, den wir gerade vor uns sahen. Er hat bei Tage nichts Erhabenes, geschweige Schreckliches oder auch nur Furchtbares; es ist ein Berg von mäßiger Höhe, der gelinde dampft. Die Phantasie freilich sieht mehr, als das Auge; ihr schweben Herkulanum und Pompeji vor, die sich vertraulich an seine Brust gelegt hatten und es so teuer büßen mußten, und da sich das Gleiche jeden Moment wiederholen kann, so däucht er ihr ein Riese, der sich schlafend stellt, um desto sicherer zu berücken. Die Douane machte uns wenig Umstände, und wir fuhren nach einem kurzen Aufenthalte, währenddessen unsere Römerin sich mit ihrem Mann begrüßt, d. h., einige unwirsche Reden über zu bezahlende Rechnungen mit ihm gewechselt hatte, in die weite, helle Stadt hinein. Uns war in der Strada Lucia ein Quartier rekommandiert; der Vetturin machte unterwegs noch allerlei ab, es war Nacht als wir die Straße erreichten. Sie liegt in der allerschönsten Gegend, unmittelbar am Golf, wir erhielten in der Nr. 31 ein Zimmer, und hatten nun von unserem Balkon aus einen Anblick, der allerdings zu dem stolzen Wort: vedi Napoli e poi muori! berechtigt. Zu unseren Füßen wogte das Meer, über dem, ruhige und immer steigende Klarheit verbreitend, langsam der eben voll gewordene Mond aufstieg, und am anderen Ufer, uns gerade gegenüber, unten in Nacht gehüllt, erhob sich

der Versuv mit seiner Flammenkrone. Er trieb nicht bloß Funken, sondern er spie, was keineswegs immer der Fall ist und zuweilen im ganzen Jahre nicht vorkommt, wirkliche Lava, die in einem breiten Feuerstrom vom Krater niederfloß; der Ausdruck Speien ist außerordentlich bezeichnend, denn dies gewaltige Schauspiel macht weniger den Eindruck einer Erderruption, als eines bewußten Vernichtungsakts einer ungeheuren, dämonischen Macht, die sich Verderben brütend in die Schöpfung hineingestellt hat. Die zwischen die verschiedenen Ausbrüche fallenden regelmäßigen Pausen sind wie ein Sammeln des Atems, und das Ausstoßen und Heraufblasen des flammenden Elements ist, wie ein Entleeren der Lungen. Mittlerweile wurde auch der Golf belebt, Spazierenfahrende, Fischerbarken mit flackernden Feuerbündeln, ruderten hinaus, das Mondlicht badete sich in den Wellen, und auf der Straße, auf der ein Austern- und Eßmarkt etabliert ist, trieb alles sein Wesen, was den Tag scheut und die Nacht liebt; die Fremden genossen die kühlen und kräftigenden Seetiere, die Italiener ihre Maccheroni, und dazwischen wurde gejubelt und gesungen, letzteres auf eine ohrenzerreißende Weise, denn der Neapolitaner spricht seine schöne Sprache, wie ich die Flöte blase, und er singt, als ob er am Feuer gebraten würde und seinem Quäler aus Rache das Trommelfell sprengen wolle. Überhaupt hat Italien längst aufgehört, das Land der Musik und des Gesanges zu sein; wer z. B. in Neapel Volkslieder hören will, muß sie sich selbst singen.

An Felix Bamberg.

Neapel, den 10. Juli 1845.

Sie sehen, lieber Bamberg, daß es mit meiner Heimreise gute Weile hat. Ich bin jetzt seit drei Wochen in Neapel und werde hier wahrscheinlich bis zum Herbst bleiben. Ob ich dann nach Deutschland zurückkehre oder nach Rom gehe, weiß ich noch nicht; das Vaterland übt erstaunlich wenig Anziehungskraft auf mich aus, aber mit dem Arbeiten geht es dort besser, und freilich ist das Tun die Hauptsache, da selbst der Genuß davon abhängt.

Ich beabsichtige mit diesen Zeilen nichts, als die Übersendung des Liebeszaubers, die Sie wünschten. Das Gedicht wäre längst in Ihren Händen, wenn ich nicht geglaubt hätte,

es nebst dem auf Thorwaldsen durch Gelegenheit an Sie befördern zu können. Aber Herr Hauser, ein junger Maler, halb Franzose, halb Deutscher, der sich jetzt in Paris befindet, reiste so plötzlich, daß es mir unmöglich war, mich seiner zu bedienen. Hiermit erfolgt es, in so deutlicher Abschrift, als ich mit vor Hitze zitternder Hand zustande bringen konnte. Ich darf wohl den Wunsch dabei aussprechen, daß Sie es niemand weiter mitteilen.

Meine Krankheit hat mich doch um die Winterfrucht, die Tragödie, gebracht. Dagegen bin ich im Frühling lyrisch angeregt gewesen, und habe namentlich ein Gedicht: das Opfer des Frühlings! gemacht, das ich in mancher Beziehung an die Spitze meiner lyrischen Sachen stellen möchte. Italien ist der Gegenstand. Ich stellte mir darin die Aufgabe, auf dem Instrument der deutschen Sprache nicht bloß möglichst gut zu spielen, sondern das Instrument selbst reiner zu stimmen, und ich glaube nicht, daß man an den Vers strengere Ansprüche stellen kann. In Deutschland hat noch keiner so strenge an ihn gestellt, selbst Platen nicht, der sich in größeren Stücken wenigstens die Wiederkehr gleicher Klänge gestattete. Ich bin übrigens weit entfernt, dies durch die Gunst der Götter trotz meines vermessenen Eigensinns gelungene Gedicht als maßgebend auch nur für meine eigene Praxis zu betrachten, denn wenn ich auch nicht einsehe, daß die Kunst, der Pfuscher wegen, leicht sein müsse, so ist doch das Maß des zu erstrebenden Wohlklangs nach dem allgemeinen Vermögen der Sprache zu bemessen, und die deutsche ist zu innerlich, als daß man ihr, ohne sie ihrer höchsten Vorzüge zu berauben, diese Richtung geben dürfte, außer in einem speziellen Fall, wie dem meinigen, wo die Eigentümlichkeit des Stoffes es erlaubte, wo nicht notwendig machte. Außerdem habe ich 100 Epigramme, natürlich im antiken Sinne des Wortes, also zum Teil sehr scharf, geschrieben und werde wahrscheinlich nächstens einen zweiten Band Gedichte erscheinen lassen. Bald hoffe ich, mich einer vierten Tragödie zu entledigen, jedoch nicht des Moloch, nur ist die Hitze jetzt zu groß, es ist kaum eine mechanische Arbeit möglich.

Daß die Maria Magdalena bereits über die deutschen Bühnen zu ziehen beginnt und entschiedenste Anerkennung findet, hören Sie, wenn Sie es noch nicht wissen, gewiß nicht ungern. Ich möchte fast glauben, daß meine Zeit schon kommt, selbst hier, in Italien, habe ich davon viele Proben, die jungen Gelehrten, die in Massen durch Rom und Neapel ziehen, suchen mich alle auf und schließen sich mir mit Wärme an, und was sie mir über die Wirkung meiner Arbeiten auf den frischen Sinn der Jugend

zum Teil in sich selbst zeigen, zum Teil berichten, erfüllt mich mit der Hoffnung, daß ich nicht bis an mein Ende Prophet in der Wüste bleiben werde. Kann man Besseres ersehnen?

Wie steht es denn mit Ihren Arbeiten? Zögern Sie nicht zu lange; glauben Sie mir, es ist die Zeit der Krisis. Mit vielem Interesse las ich Vischers kritische Gänge, die mir ein junger Doktor brachte. Ein sehr tüchtiger Ästhetiker, der freilich hin und wieder noch ein rein äußerliches Moment mit dem inneren verwechselt, z. B. wenn er aus der Unmöglichkeit, eine politische Komödie auf unseren Hoftheatern dargestellt zu sehen, die Unmöglichkeit einer solchen ableitet. — Ihr Brief ist mir augenblicklich nicht zur Hand, doch enthielt er, so weit ich erinnere, ja auch keine Specialissima. Meine Bücher haben Sie jetzt wohl abgesandt; die Buchhandlung auf dem linken Ufer der Seine, erbot sich gegen mich zur Vermittlung, wie ich Ihnen wohl gesagt habe, vielleicht haben Sie sich ihrer bedient. — Der Vesuv ist sehr unruhig, ich will nicht sanguinisch einen Ausbruch hoffen, aber ich sehe doch nun, was man oft in Jahren nicht sieht, fließende Lava. Leben Sie wohl, lieber Bamberg, und lassen Sie mich ja von Sich hören. Doch müßte das, wenn überhaupt in Neapel, sehr bald sein bei der Unbestimmtheit meines Aufenthalts.

Sichere Adresse bis Mitte August:

Signore Fleischer, Console danese, via fiorentini, a Napoli.

An Elise Lensing.*)

Neapel, den 22. Juli 1845.

Dies wären für diesmal der Beschreibungen wohl genug. Über Neapel selbst ist nichts Weiteres zu sagen. Es ist eine Stadt, wie Paris, nur natürlich nicht so groß. Reichtum und Armut scheinen sich noch schneidender gegenüber zu stehen, wie dort; wenn ich des Abends im Café di Europa, dem ersten Café, wo ich gewöhnlich frühstücke und soupiere, bei meinem Glas Eis sitze, und die blassen hungrigen Gesichter von draußen hineinstieren sehe, habe ich oft ein Gefühl, als ob die Mordschlacht zwischen den Besitzenden und den Proletariern jeden Augenblick be-

*) Der Anfang des Briefes ist von Hebbel zu den Aufsatz „Der Vesuv" (Band 8 unserer Ausgabe S. 298) verwendet worden.

ginnen könne. Die Tausende von Lazzaronis, die hier auf den Straßen herumliegen sollen, kann ich jedoch ebensowenig gewahr werden, wie Goethe. Alles arbeitet, was Arbeit finden kann, freilich nicht, wie die Nordländer, denn das ist unter diesem Himmelsstrich nicht bloß unnötig, wie Goethe meint, sondern auch, und noch mehr, unmöglich, aber doch nach Kräften und Bedürfnis. Der Übelstand liegt hier, wie allenthalben darin, daß mehr Hände vorhanden sind, als beschäftigt werden können. Was aus der Welt werden soll, weiß man nicht; wie hat Napoleon aufgeräumt, wie die Cholera, dennoch der schreckliche Überfluß an Menschen! Übrigens ist der hiesige Volksschlag ein gründlich niederträchtiger, und verrufen in ganz Italien; als das Ärgste, was der Kaiser Napoleon der Stadt Rom zugefügt habe, führte mein dortiger Hauswirt an, daß er die Neapolitaner habe kommen lassen. Sie wissen selbst, was sie sind, und sollen, wenn man sie über eine Betrügerei zur Rede stellt, antworten: che voleto, Signore, noi siamo Napoletani! Mich kümmert dies wenig, denn sie sind feig, wie die Hunde, und man wird leicht mit ihnen fertig. Auch schön sind sie nicht; die Bildungen der Natur, die sich in Rom bis zu ewigen Formen erheben, sinken hier schon wieder zum Lieblichen herab, und dabei bin ich weit mehr beteiligt, denn die Schönheit wird mir in Kunst und Leben immer mehr Bedürfnis. Dennoch sieht man auch in Neapel noch Gestalten und Züge, vor denen man mit Golo ausrufen möchte: o, sei gewiß, die bildende Natur hat sich bisher im Schaffen nur versucht usw. So wohnt ein Mädchen neben mir an, das ich nicht sehen kann, ohne mich glücklich zu fühlen. Gerade in diesem Augenblicke steht sie unter ihren Blumen auf dem Balkon; quanto é bella, quanto é carina! Verzeih dies, Elise, ich flechte zuweilen ein paar italienische Worte ein, weil ich denke, daß sie mir, wenn ich einmal diese Briefe lese, eine angenehme Erinnerung sein werden. Dies Mädchen hat eines meiner besten italienischen Gedichte hervorgerufen.

25. Juli.

Wie die Zeit vergeht! Nun bin ich in der Locanda la bella Venezia schon einen Monat, denn soeben habe ich die Miete bezahlt, und also in Neapel schon fünf Wochen, da ich in der Strada Lucia acht Tage logierte, die ich mitrechnen muß. Was habe ich darin getan? Nichts! Ein paar Gedichte sind entstanden, an die Tragödie ist nicht zu denken. O, wer jemals Lebendiges geboren hat, der kann nichts Totes erzeugen, und welch ein Zwischenraum zwischen dem ersten Entstehen der Idee und dem Hervortreten derselben in gesättigter Form! Das

Pfuschenkönnen und Nichtkönnen bezeichnet den Unterschied der Geister, leider aber auch des irdischen Glücks. Ideen haben viele, zur Form bringen es wenige, zur höchsten Form die allerwenigsten. Meine Lebensweise ist denn jetzt die vernünftigste, die ein Baron führen kann. Ich esse, trinke, amüsiere mich und schlafe. Nichts ist übel dabei, als daß ich kein Baron bin. Aber merkwürdig genug, nun alles zu Ende geht, fängt das Sparen mich zu langweilen an, und ich gebe mehr aus, wie früher. Wie es mit meiner Gesundheit steht, mag Gott wissen. Der Knoten, den ich in der Seite hatte, sitzt noch immer da; er geniert mich jetzt nicht, was er später tun wird, muß die Zukunft lehren. Ich nehme hier die Woche mehrere Male Seebäder; eins kostet aber fast so viel, als das Diner. Was ich in Deutschland schon immer sagte, weil ich es fühlte, das weiß ich jetzt gewiß: es haben sich in meinem Körper so viele Übel gesammelt, daß nur eine ernste und lange Kur unter Leitung eines bedeutenden Arztes mich wieder davon befreien könnte. Dazu ist kein Geld vorhanden und die Folgen werden schrecklich sein. Schon jetzt spüre ich sie in der fürchterlichen Abspannung, womit ich fortwährend zu kämpfen habe; ich würde ganz anders arbeiten können, wenn ich gesund wäre. Halte dies nicht für Einbildung, ich weiß, was ich sage, wie ich es früher wußte.

Im übrigen verstreichen mir die Tage angenehm genug. An Gesellschaft und Umgang fehlt es mir nicht. Ich habe durch Gurlitt eine deutsche Familie kennen gelernt, den Maler Götzlof nebst seiner sehr angenehmen Frau und wohlgezogenen Kindern, die ich öfters besuche. Der Mann ist ein Freund des Grafen Platen, von dem er mir manches erzählt hat. Dann hat sich ein junger Doktor an mich angeschlossen, den ich schon in Rom gesehen, aber nicht kennen gelernt habe; ein sehr tüchtiger junger Mann, mit dem ich die tiefsten Kunst- und wissenschaftlichen Gespräche führen kann. Er ist in Berlin bei der ersten Aufführung der Judith anwesend gewesen und hat sich jetzt in die Genoveva vertieft, von der er meint, daß sie von der Bühne herabwirken müsse, wie kein anderes Stück eines deutschen Dichters.

Von der Hitze habe nur im Anfange gelitten. Einige Tage voll Schirokko lagen mir hart auf, aber sehr bald wurde es leidlicher und jetzt ist es, etwa die Mittagsstunden ausgenommen, vielleicht angenehmer in Neapel, als in Deutschland. Denn stets weht hier ein erfrischender Seewind. Auch mein Appetit ist zurückgekehrt und ich genieße jetzt mit vieler Freude die zuerst verschmähten Südfrüchte. Namentlich in Aprikosen, deren eine unzählige Menge vorhanden ist, habe ich geschwelgt, und nun treten die Pfirsiche in ihre Stelle. Um die Feigen kümmere ich

mich nicht, sie sind mir zu süß, ebenso die Weintrauben, die natürlich noch nicht da sind, die ich aber in Rom im vorigen Herbst schon genoß. Die Apfelsinen habt ihr ebenso gut und fast auch ebenso billig, wie wir; ich liebe sie nicht, sie erinnern ans Krankenbett. Köstliche Abende verlebe ich in der Villa reale, von Murat angelegt; dreimal die Woche ist dort Militärmusik, die schöne Welt versammelt sich, die Straußischen Walzer ertönen, das Meer braust dazwischen und der Vesuv leuchtet rot herüber. Nichts fehlt mir, als das Bewußtsein, die Labung des Abends durch die Tätigkeit des Tags verdient zu haben, ein Bewußtsein, das den Handwerker immer beseligt und das der Künstler so oft entbehrt.

Nun zu Deinem Brief. Deinen Plan, nach Dresden zu gehen, verstehe ich nicht recht. Dem müßte ja jedenfalls eine Heirat vorhergehen, von der ich nicht begreife, wie Du auch nur an die Möglichkeit denken kannst. Von dem unendlich Vielen abgesehen, das hier noch sonst zu berücksichtigen ist: ohne Geld, ohne Sicherheit für die Zukunft geht das nun und nimmermehr. Ich presse alle Gedanken und Empfindungen, die solche Äußerungen in mir erwecken, in meine Brust zurück. Tragen wir, was das Schicksal uns auferlegt hat, aber vergrößern wir nicht mutwillig die Last. Wenn Du einzelne meiner Briefe liesest und dabei übersiehst, unter welchen Umständen sie geschrieben sind, so kann es Dir vorkommen, als ob ich mich im Widerspruch mit mir selbst befände; wenn Du Dir aber alles in die Erinnerung zurückrufst, was ich Dir über diesen Punkt jemals gesagt und geschrieben habe, so wirst Du eingestehen müssen, daß dies nicht der Fall ist.

An Felix Bamberg.

Rom, den 18. Oktober 1845.

Gester Nachmittag, lieber Bamberg, erhielt ich hier in Rom Ihren Brief, für den die Post nicht mehr wie 7 Franken verlangte. Das Porto ist in Italien so enorm hoch und wird, was noch schlimmer ist, so abgeschmackt berechnet, daß nur fürstliche Personen und Engländer weitläufige Korrespondenzen führen können. Jeder Brief mit einem Kuvert wird als ein doppelter betrachtet, denn die Briefe zu wägen ist den Italienern zu unbequem, sie begnügen sich mit dem Betasten. Für den Fall also, daß Sie noch einmal wieder nach Italien zu schreiben

hätten, versehen Sie Ihren Brief ja nicht mit einem Kuvert, Sie ersparen Ihrem Korrespondenten dadurch die Hälfte des Postgeldes. Ich sage das nicht in meinem Interesse, denn ich reise nächstens ab, will Ihnen aber noch zuvor ein Lebenszeichen geben.

Am 13. bin ich von Neapel zurückgekehrt, nachdem ich dort volle vier Wochen verweilt hatte. Diese Zeit gehört zu der glücklichsten meines Lebens. Es kam so manches zusammen, was sich selbst in Neapel nicht immer trifft. Ich kann nicht darüber schreiben, um so weniger, als ich den schönsten der gehabten vielen schönen Momente in meinen neueren Gedichten schon Denkmäler gesetzt habe. Nicht ohne tiefe Wehmut blicke ich zurück, nicht ohne einiges Grauen vorwärts. Schon höre ich die wohllautendste Sprache der Welt nicht mehr von dem lieblichsten Munde, bald werde ich sie gar nicht mehr hören. Dennoch verbanne ich mich selbst, denn nichts hindert mich, noch hier zu bleiben, aber mir däucht, der Silberblick ist vorüber. Auch den hätte ich festhalten können, doch das erlaubten meine Verhältnisse nicht, und ich glaube eine schwere Probe nicht gar zu schlecht bestanden zu haben. Also, es geht zurück nach Deutschland, statt vorwärts nach Sizilien. Dies steht fest, aber es steht nicht weniger fest, daß ich wiederkehre. Über Paris gehe ich nicht, dort war ich für die geringen Resultate meines Aufenthalts nur zu lange, auch hat Frankreichs Hauptstadt den größten Teil ihrer Reize für mich verloren, seit ich Italien kenne. Ich werde den Weg über Wien, Prag, Berlin, Leipzig wählen und weiß noch selbst nicht, wo ich zunächst anhalte; vielleicht schon in Wien, gewiß wohl in Berlin, denn in Hamburg habe ich nichts zu tun, wenigstens als Dichter nicht. Ehrlich gestanden, ich zittre vor der deutschen Atmosphäre, nicht, weil ich etwa nach Art manches anderen albernen Gesellen behaupte, daß man nur unter azurblauem Himmel atmen könne, einzig und allein, weil mir die nächste Frucht der an und für sich höchst bedeutenden und wünschenswerten politischen Bewegungen in einer jede künstlerische Regung erstickenden barbarischen Gleichgültigkeit gegen die höchsten Prozesse des menschlichen Geistes zu bestehen scheint. Wäre das metallne Fundament meines Lebens so wohl gegründet, wie das geistige, ich würde Deutschland nicht wieder betreten, sondern meinen Anteil an dem nationalen Entwickelungsgeschäft nach dem Maß meiner Kraft ruhig und gelassen aus der Ferne besorgen und es den Göttern anheim stellen, wann und wie sie von meinen Arbeiten Gebrauch machen wollen. Nun muß ich in den Kampf hinein und mir für Todeswunden — **Kommißbrot kaufen!**

Was Sie mir über Campe schreiben, sollte mich nicht überraschen und überrascht mich doch. Ich weiß gar nichts von ihm, doch ist das meine eigene Schuld, denn da ich ein Jahr verstreichen ließ, ehe ich ihm schrieb, so glaubt er es natürlich seiner Ehre schuldig zu sein, mir auch die Antwort ein Jahr vorzuenthalten. Schreiben Sie ihm jedenfalls noch einmal, und wenden Sie sich dann ohne weiteres an einen anderen, z. B. an K. in Hannover, von dem ich hier viel Gutes hörte. — — — Es kann mich nur freuen, daß Sie sich mehr und mehr zu meiner Ansicht über die Schwierigkeiten des Schreibens, d. h. in Ihrem Kreise so gut, wie in meinem, des Darstellens, herüber gezogen fühlen, aber ich leite diese Schwierigkeit nicht, wie Sie zu tun scheinen, aus dem ewig wechselnden Verhältnis des Menschen, gegenüber den allgemeinen Objekten, ab, sondern ich finde sie ganz einfach in dem Akt selbst. Der Mensch erlebt jedem Objekt gegenüber ein Jünglings-, Mannes- und Greisenalter, und die Kunst der Darstellung besteht nicht darin, in dem ersteren das letztere schon mit vorweg zu nehmen, sondern umgekehrt darin, ein jedes so wieder zu geben, als ob es das einzige wäre. Dies aber ist unermeßlich schwer. Streben Sie um Gottes willen nichts anderes an, und glauben Sie nicht, der Naturnotwendigkeit, sich satt zu fühlen, wenn Sie gegessen haben, entfliehen zu können; seien Sie aber auch überzeugt, daß es selten gelingt, den reinen Gehalt einer Bildungsstufe in gediegener Form heraus zu scheiden. Ich teile Ihnen diese Entwickelung mit, weil Sie, wenn Sie sich nicht mehr durch das Schwankende in Ihrem Verhältnis zu den Denkproblemen, als durch die Sprödigkeit des formenden Vermögens beunruhigt fühlten, nicht ausrufen könnten: wie wird mir das, was ich heute schreibe, einst vorkommen! Ganz vortrefflich wird es Ihnen vorkommen, wenn sich nur wirklich Ihr Ich darin spiegelt. Ihr Ich ist Ihnen gewiß, für das Universum werden Sie den Rahmen schwerlich finden. Und da ich Ihr Ringen und Kämpfen mit angesehen und Ihre Fortschritte beobachtet habe, so wüßte ich nicht, wem ich mit größerem Recht ein Vorwärts! zurufen sollte, als gerade Ihnen! In Ihnen liegt ein so echter Abscheu gegen die Sucht unserer Zeit, sich in Einfälle, statt in Gedanken zu verlieren, daß schon dies mir für Gesundheit und Gehalt Ihrer Arbeiten bürgt.

Daß Sie sich in Ihrem Werk auch mit mir und meinen Dramen beschäftigt haben, weiß ich um so mehr zu schätzen, als es Ihnen eher schaden als nützen wird. Empfangen Sie dafür meinen besten Dank. Ich darf diesen ruhig aussprechen, obgleich ich mir dadurch Ihre Teilnahme, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, auch Ihr Lob, aneigne, denn ich glaube allerdings Auf-

merksamkeit für meine Richtung und Anerkennung für meinen Ernst und die Opfer, die ich ihm bringe, zu verdienen, und ich wüßte nicht, warum ich diese gerade aus der Hand eines Freundes, der es doch eben nur durch meine Arbeiten geworden ist, zurückweisen müßte. Übrigens werden Sie, wenn ich mir auch nur bei sehr wenigen ein so tiefes Eingehen in meine Ideen, wie bei Ihnen, versprechen darf, nicht allein auf meiner Seite stehen, das kann ich Sie versichern; es ist unglaublich, wie meine Maria Magdalena in Deutschland gezündet hat und wie sie auf Judith und Genoveva zurück wirkt. Fast täglich erhalte ich hier in Italien davon Beweise, denn die Deutschen passieren massenweise durch Rom und Neapel, und ich kann nicht mehr in einem Café sitzen, ohne daß ein Student, bald ein Beamter, ein Professor usw. mich mit einem: „Erlauben Sie ec." aufstört. Mit Vergnügen sah ich in Neapel den alten Thiersch, so wie meinen Lehrer Mittermeyer, die zum Gelehrtenkongreß hinüber gekommen waren, von dem auch ich ein Mitglied bildete.

Von meinem Moloch habe ich den ersten Akt fertig und bin zufrieden. Es wird ein Stück von schrecklicher Gewalt. Ich fürchte aber, daß bei diesem Drama zwischen den einzelnen Akten so große Zwischenräume verstreichen werden, wie sonst zwischen ganzen Stücken lagen. Bei der Natur dieses Gebildes, in dem die desparatesten Elemente sich mischen sollen, wird Sie dies nicht befremden. Die Julia ist wieder in den Hintergrund getreten, doch ist schon viel davon heraus. Ich kann über die noch weniger schreiben, wie über anderes, weil hier Bild und Idee fast ganz ineinander aufgehen. Kein übles Zeichen!

Es ist ein wunderschöner Tag, ich denke, Sie werden mir Dank wissen, daß ich an Sie schreibe, statt auf dem Montepincio zu spazieren. Leben Sie wohl! Ich kann Ihnen jetzt noch keine Adresse für Deutschland geben, aber im äußersten Fall gelangen Briefe, die Sie nach Hamburg (H. & C.) senden, immer an mich!

An Elise Lensing.

Wien, den 19. November 1845.

Meine Briefe an Dich sind mein Tagebuch, ich lasse daher auf den letzten sogleich einen neuen folgen, und fange ihn wenigstens gleich an, denn Erlebnisse müssen gleich aufgeschrieben

werden, oder gar nicht. Was sind dies nur für Menschen, mit denen ich hier zusammen geraten bin? lernte ich eine neue Spezies der alten Gattung kennen, oder kannte ich die Gattung selbst noch nicht? Doch, das sind Reflexionen, und ich will bloß Tatsachen niederschreiben. Also, im Stil des Cäsar. Dieser wackre Deinhardstein, der von meinen Werken bis in den dritten Himmel entzückt schien, der sich unaufgefordert gegen mich erbot, alles dafür zu tun, daß sie aufgeführt würden, und der ja doch auch wirklich nicht weniger als viermal aus eigener Bewegung über mich geschrieben hat, läßt nichts von sich hören und sehen, ignoriert mich völlig, gibt nicht einmal seine Karte bei mir ab! Ich hatte die Wiener Jahrbücher von ihm geliehen und brachte sie ihm vorgestern persönlich zurück — er war nicht zu Hause! Als ich das erstemal bei ihm war, fragte er mich, wie lange ich bleibe; ich antwortete: 14 Tage! „Das ist zu kurz!" erwiderte seine Frau. „O — rief er aus — er muß länger bleiben, er muß noch das Doppelte zugeben!" Ferner sagte er: 362 Tage danke ich Gott, daß ich nicht mehr Theaterdirektor bin, aber 3 Tage wünschte ich es zu sein, um Judith, Genoveva und Maria Magdalena aufführen zu lassen! Weiter im Stil des Cäsar. Ich besuchte Grillparzer. Er gefiel mir, denn er war gegen mich aufrichtig, fast aufrichtiger, als es seine Verhältnisse gestatten, und ich gewann ihn in der ersten Viertelstunde. Es ist ein Mann, der tief leidet, und der einen Teil seines Leidens der beklommenen Atmosphäre, in der er atmet, zuschreiben darf, der aber aus dieser Atmosphäre selbst auch wieder seinen Trost ziehen mag, indem er, wie es so mancher tut, innere Unzulänglichkeit auf äußere Umstände schieben und sich einbilden kann, daß sein Holunderstrauch in besserem Boden eine Palme geworden wäre. Grillparzer kam auch von selbst auf die Aufführung meiner Stücke und sagte mir, der Baron Münch, Friedrich Halm, sei ein leidenschaftlicher Verehrer meiner Werke, der bei jeder Gelegenheit mit Enthusiasmus von mir spreche und sich gewiß glücklich preisen würde, meine persönliche Bekanntschaft zu machen, zugleich sei dieser Mann der vertrauteste Freund und Ratgeber des Intendanten, Grafen Dietrichstein, der als vollkommener Schwachkopf jedes selbständigen Urteils entbehre, dafür aber auf das Urteil anderer Personen mit beiden Ohren höre, und namentlich auf Halm und seine Ansichten alles gebe; ich müsse diesem also meine Wünsche mitteilen, er werde sie gewiß zu realisieren suchen. Ich ging zu Halm auf die Bibliothek, wo er angestellt ist, fand einen Menschen mit einem Kanzleigesicht, der mich freilich freundlichst willkommen hieß und mir über meine Arbeiten nicht bloß das

Schmeichelhafteste sagte, sondern mir auch durch Zitate, sogar aus meinen Aufsätzen über das Drama zeigte, wie ernstlich er sich mit mir beschäftigt habe, der aber nichtsdestoweniger die bedenklichsten Eröffnungen hinzufügte. „Ich bin überzeugt — sagte er — daß Ihre Stücke nach zwanzig Jahren auf allen deutschen Bühnen so populär sein werden, wie es je Stücke gewesen sind, denn wie weit lassen Sie an dramatischer Kraft und Poesie alle übrigen hinter sich zurück, ich weiß, daß Ihre Genoveva auf dem hiesigen Theater eine ganz gewaltige Wirkung haben würde, nur, mit wem wollen Sie hier anknüpfen? Der Intendant ist stumpfsinnig, Holbein ohne Einfluß, die Schauspieler, die für Sie schwärmen, sind nicht Direktoren, mit einem Wort: es fehlt Ihnen am Organ. Warten Sie noch einige Monate, die Verhältnisse werden sich ändern, dann schreiben Sie einem von uns, mir z. B., ich werde Ihre Sache führen, wie meine eig'ne!" Wie soll ich dies nun nehmen? Ist Grillparzer, für dessen Ehrlichkeit ich Bürgschaft habe, so schlecht von dem Stand der Dinge unterrichtet, daß er von einem nahe bevorstehenden Intendanturwechsel nichts weiß? Irrte er sich in Halm, als er glaubte, daß er mir gegenüber, wie er ausdrücklich aussprach, ohne Neid sein werde? Ich antwortete Halm: am jüngsten Tage werden alle Stühle gerückt und alle Plätze anders besetzt, aber ein Narr, der darauf wartet! Wir gaben uns für die Zeit meines Aufenthalts Rendezvous im Café Daum; gestern war ich nicht da, heute er nicht. In der Bibliothek stellte er mir noch einen alten Bibliothekar vor, der wirklich eine außerordentliche Freude hatte, mich zu sehen, und sie auf eine Weise an den Tag legte, die mich rührte. Grillparzer nannte mir als Verehrer meiner Poesie auch noch den Baron Zedlitz; natürlich habe ich an den Früchten meiner bisherigen Besuche genug und werde mich hüten, neue zu machen. Einen Teil dieser mißglückten Erfolge erklärt der Umstand, daß ich nicht im Erzherzog Carl, sondern in einem Privathause wohne, daß ich zu Fuß gehe und ein wenig gar zu einfach gekleidet bin; auch nehme ich der Welt es nicht mehr so übel, wie ehemals, daß sie auf diese Dinge sieht, und habe nur bitter lachen können, als Du mir einmal bei Gelegenheit der Signora Gajotti nach Rom schriebst, sie werde sich um meine Toilette nicht kümmern, denn, da es in den meisten Fällen unmöglich ist, zu ermessen, was ein Mensch innerlich bedeutet, so muß man sich an das Maß seiner äußeren Geltung halten und das abstrahiert man am richtigsten von dem, was er sich errang und in Kleidern und Wohnung zeigt. Aber, wenn eine vertraute geistige Verwandtschaft vorher ging, so sollte ein unmoderner Frack doch nicht allzuschwer ins Gewicht fallen und

das ist bei Mad^me Deinhardstein doch offenbar der Fall gewesen. Lachen würde ich zu diesen Dingen, wenn sie sich nicht auf eine so schreckliche Weise mit der Sorge für meine Existenz verknüpften. Übrigens habe ich hier in Wien eine sehr bedeutende Szene meiner Julia geschrieben. Dies Stück wird wieder in Form und Gehalt etwas ganz Neues, was niemand erwarten, wofür also auch niemand ein Maß mitbringen wird. Wollte man von mir etwas spielen, man will nicht, das habe ich durch die Maria Magdalena erfahren, so würde der Erfolg auf der Bühne nicht zweifelhaft sein, denn wie bisher bei mir Akt nach Akt, so wird hier Szene nach Szene eine Katastrophe bringen, gleich die erste schließt auf eine Weise, daß Herr Gutzkow Shakespeare herausfordern würde, wenn er je ein Stück so schließen könnte. Moloch dagegen ist nicht das Werk eines Jahres, sondern eines Menschenlebens; es wird zwischen den einzelnen Akten so viel Zeit verstreichen, wie sonst bei mir zwischen ganzen Dramen. Der erste Akt, der fertig ist, kommt mir selbst ganz fremdartig vor, als ob er mir diktiert wäre; unerhörte Schwierigkeiten habe ich noch im Fortgang zu überwinden, aber das Resultat wird auch ein glänzendes sein. Gott Lob, noch immer sind die Kräfte frisch, und jede Schlacht will ich bestehen, nur das Gespenst der Not muß mir nicht nahe kommen, das vernichtet mich. Dürftig lebe ich jetzt, ich ertrag' es, alle Ehren, die mir gebühren, gehen an meinem Haupte vorüber, ich lache dazu, aber der wirklichen Misere würde ich erliegen, es ist Lebensbedingung für mich, daß sie mir fern bleibt. — — — — Gestern empfingst Du meinen Brief, heute schreibst Du mir vielleicht, daß Du mir von Herrn Campe nichts zu sagen hast. Mag's! Ich entdecke gewiß morgen die Kunst, aus Kartoffeln Gold zu machen. — Finiamo für heute! Ein französischer Roman von George Sand liegt auf dem Tisch. Leggiamo! — Doch vorher noch. Alle meine Magenbeschwerden und Fieberübel sind in deutscher Luft verschwunden, ich esse und trinke wieder mit dem größten Appetit und fühle mich leiblich ganz wohl. Du wirst es gern hören. Ich lese jetzt manches, vorzüglich Neues aus der deutschen Literatur. Vor ein paar Tagen endigte ich die schon vor meiner Abreise angefangenen Memoiren von Steffens. In diesen fand ich etwas Tröstliches. Steffens erzählt, daß er nie so weit gekommen sei, das Französische und überhaupt eine neuere Sprache, zu verstehen, wenn sie gesprochen ward. So geht es auch mir und es freut mich, daß es mir nicht allein so geht. Ein französisches Buch und ein deutsches ist mir im Lesen jetzt völlig gleich; dagegen verstehe ich jeden Franzosen nur halb. Weit besser, als das Französische verstehe und spreche ich Italienisch, ich lasse

mich keck in jede Unterhaltung ein, und habe z. B. noch auf der Reise mit einem Freund von Manzoni, einem alten Conte, den ich in Foligno traf, dermaßen disputiert, daß er zuletzt ausrief: voi siete il più spirituoso Tedesco, qui è mai venuto in Italia! Dies kommt daher, weil die Italiener, wie wir, alle Silben der Wörter aussprechen, was die Franzosen nicht tun. Ein kleiner Gewinn ist es doch immer, zwei Sprachen mehr, wenn auch nur notdürftig, erlernt zu haben. —

Den 24. November.

Mein Gott, was ist aus George Sand geworden! Das tut mir weh! Ich habe heute ihre Jeanne geendigt oder vielmehr aus der Hand geworfen und bin erstaunt über die Ideenlosigkeit. Daß die darstellende Kraft einen Menschen verläßt, kann ich begreifen, und daß er es nicht merkt, allenfalls auch. Aber daß er ohne Ideen zu schreiben fortfahren kann, begreife ich nicht, denn was setzt ihn dann in Bewegung? Ich traf einen Franzosen im Café und sprach mit ihm über die Schlechtigkeit des Buches; er bestritt sie nicht, aber wollte von mir ein gründliches Warum. Als er mit seinem pourquoi gar nicht zu bohren aufhörte, antwortete ich: ein elend gebautes Haus kann ich Ihnen beschreiben und sein Verhältnis zur Architektur entwickeln, aber bei einem Haufen Steine ist das unmöglich! Dies ist richtig und entscheidend. Mit großem Interesse lese ich Thiers Histoire du Consulat et de l'Empire. Es ist allerdings nur eine Advokatenschrift und ich würde Napoleon nicht so, sondern immer nur a priori verteidigen, aber das Buch ist reich an Tatsachen, wenn sie auch nur einseitig dargestellt werden. Auf viel höherer Stufe steht Dahlmanns Geschichte der französischen Revolution, ein Meisterstück, dem wohl nicht viele ansehen, wie schwer es zu liefern war, einiges, z. B. das Porträt Mirabeaus, ingleichen das Ludwigs XVI., höchst vortrefflich.

Den 29. November.

Wie lange verzögert sich Dein Brief! Ich muß abreisen, wenn ich nicht noch für einen ganzen Monat das Logis behalten will, und Du lässest mich warten! Doch gibt mir in diesem Augenblick nicht der Verdruß die Feder in die Hand, sondern die Freude. Es ist Abend und ich lese ein Stück von Grillparzer, König Ottokars Glück und Ende. Eben schließe ich den zweiten Akt, und wenn die übrigen sind, was die beiden ersten waren, so ist dies das vortrefflichste historische Trauerspiel, das in unserer

Literatur existiert. Bis jetzt ist es meisterhaft in jeder Beziehung, es setzt mich in Wallung und ich schäme mich, es nicht gekannt zu haben. Ich schreibe dies nieder, weil ich fürchte, den Schluß nicht so zu finden, wie ich ihn zu finden wünsche, und weil ich vielleicht die Teile nicht mehr loben werde, wenn ich mich überzeugt habe, daß ich das Ganze nicht loben darf. Jedenfalls besuche ich den Dichter, zu dem ich das erstemal nur aus Langeweile und Neugier ging, nun noch einmal aus wahrer Hochachtung. Mein dänischer Freund Möller hat doch viel Einsicht in der Kunst. Ich erinnere mich wohl, daß er Grillparzer sehr hoch schätzte. Zwischen mir und Grillparzers Werken stand immer die Ahnfrau. Doch verzieh ich ihm diese neulich schon der Sappho wegen, die viel Reizendes enthält. Aber der Ottokar ist freilich noch von ganz anderem Kaliber. Der Dichter kann, als er sein Werk schuf, nicht sehnlicher gewünscht haben, daß es gelungen sein möge. Es tut meinem armen Herzen, das sich vor all diesen Handwerkereien Jungdeutschlands bei dem besten Willen verschließen muß, gar zu wohl, auch einmal ein entgegengesetztes Gefühl zu empfinden. Morgen das Resultat, ich gehe zum dritten Akt über. — Die letzten drei Akte entsprechen den ersten nicht, sie bringen auch noch einzelne höchst bedeutende Züge, aber stehen im ganzen weit hinter jenen zurück. Ich begreife Geister dieser Art nicht. Bei mir tritt am Schluß erst die ganze Schönheit in die Blume. Es tut mir wirklich leid. —

Den 6. Dezember.

Danke Gott, liebe Elise, daß ich Deinen Brief nicht gleich am Tag des Empfangs beantwortete, es würde Dir wenig Freude gemacht haben. Wer war auf solche Dinge gefaßt! — — — Wie Du glauben konntest, daß ich unter solchen Umständen nach Hamburg gehen, ja fliegen könne, geht über meine Fassungskraft. Freilich weiß ich längst, daß die Liebe die höchste Spitze des Egoismus ist und daß ihre Opfer die des Gärtners sind, der einen Baum düngt, weil er die Früchte heraus locken will. Darüber kein Wort mehr. Nach meiner Ansicht habe ich nichts Angelegentlicheres zu tun, als mir um jeden Preis eine Existenz zu gründen. In Hamburg ist das unmöglich, wie das geringste Nachdenken Dir zeigen sollte. Daß ich nach diesem Benehmen Campe laufen lassen muß, leuchtet Dir doch wohl ein. Was also dort machen, wo es außer ihm keinen einzigen Buchhändler für mich gibt? Herrn Campe werde ich schriftlich meine Meinung über ihn mitteilen, aber erst in einiger Zeit. Ich sage nicht: bei kaltem Blut. Das Beste ist: es scheinen sich hier Aussichten zu eröffnen

und ich werde alles tun, um sie zu realisieren. Ich war schon im Begriff, abzureisen und ging eben auf die Post, als mir ein Herr, der mich ein wenig kannte, begegnete und mir sagte, es seien ein paar Barone aus Galizien hier, die sehnlichst wünschten, meine Bekanntschaft zu machen, sie hätten sich schon an Deinhardstein um meine Adresse gewandt, aber dieser habe ihnen geantwortet, er wisse sie nicht, ich hätte ihm eine verkehrte gegeben, er hätte mich schon fünfmal gesucht, ohne mich zu finden. Natürlich war ich augenblicklich geneigt, diesem Wunsch zu willfahren und bestimmte ein Café zum Rendezvous, unterließ aber auch, mich auf der Post einzuschreiben, da mir über Deinhardstein ein neues Licht aufging und ich den nächsten Tag noch Zeit genug hatte. Ein merkwürdiger Abend erfolgte, einzig in seiner Art. Im Café erhielt ich durch jenen Herrn eine Einladung, die Barone zu besuchen und einige Stunden bei ihnen zu verbringen. Ich tat's und wurde auf eine Weise empfangen, die mir fast peinlich war. Von einem solchen Enthusiasmus hatte ich noch keine Vorstellung gehabt, und es waren nicht junge Leute, sondern Männer, die dem Greise näher standen, als dem Jüngling. Zunächst erfuhr ich, daß Deinhardstein sie dringend ersucht habe, auch ihm meine Adresse mitzuteilen, falls sie sie auftreiben sollten, und entschloß mich, gleich den folgenden Tag zu ihm zu gehen. Dann gab's eine wilde Nacht, kostbares Essen, Fasanen und Rebhühner, Champagner, Toaste, auf den Knieen vor mir ausgebracht, und, weil dritte Personen hinzukamen, fortwährendes leidenschaftliches Rezitieren und Interpretieren der Judith und der Genoveva. Ich konnte der Sache keinen Einhalt tun, so wenig durch Ernst als durch Spaß; ich mußte mich daher benehmen, als ob ich meine eigne Bildsäule wäre, d. h. stillschweigend. Doch würzte ich mir, die für mein Gefühl viel zu übertriebene, wenn auch wohlgemeinte Situation durch Torteessen und Weintrinken. Auch die Nacht mußte ich da bleiben, mein kostbares Leben durfte der Gefahr einer Erkältung nicht ausgesetzt werden und ich schlief unter damastenen Decken mit goldenen Franzen. Mir war, als ob mir ein Märchen passierte, halb ungereimt, halb tiefsinnig, aber im ganzen angenehm. Diese Herren sind seitdem in ihrem Eifer nicht erkaltet, sondern sie tun für mich, was sie mir nur an den Augen absehen können und das ist ein noch größeres Wunder, als das erste; sie können mir, da sie hier mit den ersten Familien verwandt sind, von großem Nutzen sein. Sie heißen von Zerboni. Folgenden Tags in der Früh ging ich zu Deinhardstein und nahm meinen Diamant mit. Er freute sich sehr, mich zu sehen und zeigte mir die Karte, die ich bei ihm zurückgelassen hatte; allerdings stand eine falsche Adresse darauf. Ich

sagte ihm, ich sei entschlossen, noch denselben Tag abzureisen, wenn nicht die höchste Wahrscheinlichkeit dafür spreche, daß man etwas von mir aufführen werde; er antwortete, diese spreche dafür, er wolle das Lustspiel lesen und mir dann sagen, ob mit diesem oder mit M. M. zu beginnen sei. Zugleich brachte er die Wiener Jahrbücher wieder in Anregung, ich erbot mich, die letzten Bände von Gervinus Literaturgeschichte zu rezensieren, er versetzte, das sei ihm sehr lieb, und je länger die Rezension ausfalle, um so willkommener werde sie ihm sein. Ich denke denn nun, auf vier Bogen loszuarbeiten, das würden über 100 Gulden geben und davon kann ich zweiundeinhalb Monat in Wien leben. Du begreifst, daß unter diesen Umständen meine Abreise eine Torheit wäre. Es sind alle Aussichten da, auf die Bühne zu kommen, und selbst wenn die Hoffnung täuschte, würden die Kosten des Aufenthalts gedeckt sein: was wäre mehr zu verlangen? Mein Zimmer war schon aufgesagt, ich habe ein anderes genommen und wohne jetzt billiger und doch recht gut; Adresse: Alser-Vorstadt, Quergasse Nr. 317, erster Stock, Tür Nr. 9. Heute morgen ging ich auf die Kaiserliche Bibliothek, um mir den Gervinus zu holen, er ist verboten und wird nicht weggegeben, aber der Bibliothekar, Herr Wolf, eben jener, mit dem Baron Münch mich bekannt machte, erbot sich auf der Stelle, mir sein eigenes Exemplar zu leihen und schon liegen die 5 Bände vor mir auf dem Tisch. Ich besuchte ihn heute Abend, er ist ein sehr liebenswürdiger und äußerst gelehrter Mann, der die Poesie, und speziell die meinige, hoch zu verehren scheint; er lud mich auf nächsten Donnerstag ein und ich sagte zu. Ich werde Halm dann bei ihm treffen, dem vielleicht etwas schwül zumute ist, denn ich habe mich gar nicht weiter um ihn bekümmert und selbst auf der Bibliothek nicht die geringste Notiz von ihm genommen; besuchen konnte er mich nicht, denn ich sagte, ich sei nie zu Hause, im Café aber habe ich ihn nie getroffen. Unstreitig wünscht er eine Annäherung, auch bin ich bereit, aber nur, wenn er sich meiner Sache annehmen will, sonst werde ich ihm zeigen, was schöne Worte mir gelten. Du siehst, es ist viel im Werke. Ich werde alles für meinen Zweck tun, was nicht unehrenhaft ist. Recht gut ist es auch, daß die hiesigen Journale aus eigner Bewegung sich viel mit mir zu schaffen machen. Fast alle haben meine Ankunft gemeldet, einige bringen große Artikel über mich, zu den Männern von Ruf und Namen gehöre ich jetzt doch schon entschieden. Eins dieser Blätter, nebst Gebrauchszettel, lege ich bei, der Verfasser der mich betreffenden Skizze hat mir Visite machen wollen, mich aber nicht getroffen, ich werde zu ihm gehen, denn eine

liebevolle Aufmerksamkeit verdient immer einen Dank. Ich hoffe, diese Mitteilungen werden Dir willkommener sein, als wenn ich selbst, an Leib und Seele zerschlagen, angelangt wäre; das mußt Du doch fühlen, daß die Verhältnisse von ehemals jetzt unmöglich sind und daß mein Leben entweder einen höheren Schwung oder — ein Ende nehmen muß. So steht die Sache, täusche Dich nicht. Alle meine Gedanken sind jetzt auf Wirkung gerichtet, von allen Arten der Sehnsucht kenne ich nur noch die eine nach Taten, und nichts kann Pflicht für mich sein, was diese verhindert, weil es mich und alle meine Kräfte vernichtet. Ich will jetzt in viele saure Äpfel hinein beißen, sogar mit dem Morgenblatt will ich wieder in Verbindung treten und 4 Gedichte: Liebeszauber, Opfer des Frühlings, Max an seine Mutter und das Venerabile darin abdrucken lassen, es gibt doch, da sie alle lang sind, ein kleines Sümmchen. Liebeszauber ist himmlisch-schön.

Heute habe ich die M. M. bar gekauft. Sollte es nicht möglich sein, mir durch eine dortige Buchhandlung Exemplare von allen meinen Sachen zu senden, von jedem 2, von M. M. 3 oder 4? Aber es dürfte nicht viel kosten, und müßte bald geschehen. Natürlich nur eine Anfrage. Von großem Nutzen wäre mir's gewiß.

Wien, den 18. Dezember 1845.

Vielleicht hast Du, wie ich den Gedanken, mir zu Weihnacht zu schreiben, und wenn auch nicht: ich habe jetzt der frohen Stunden so viele, daß es Unrecht wäre, wollte ich Dich nicht daran teilnehmen lassen. Zur vorigen Weihnacht hast Du einen solchen Brief nicht bekommen, wie hätte er auch ausfallen sollen von einem kranken Menschen? Groß kann er freilich auch diesmal nicht werden, heute muß er abgehen und, da ich hier viel Besuch erhalte, so muß ich alle Augenblicke auf Unterbrechungen gefaßt sein. Der Inhalt wird Dich entschädigen. Noch nie in meinem Leben habe ich mich von dem Element der Welt so getragen und gehoben gefühlt, wie hier, und wie das endliche Resultat auch ausfallen möge, die moralische Kräftigung, die ich in dieser Atmosphäre der Liebe und des Wohlwollens in mich ziehe, wird mich stärken fürs Schlimmste. Ich sehe denn doch, daß im deutschen Volk noch nicht aller Sinn für das Wahre und Feste erstorben ist und daß es sich nach und nach Bahn bricht. Es ist unglaublich, wie man sich hier in Wien jetzt für meine Tragödien interessiert. Alle Buchhandlungen lassen sich Massen von Exemplaren kommen und Monf. Campe setzt vielleicht in

vier Wochen so viel ab, wie sonst in Jahren. Jeder, der mich persönlich kennen lernte, will sie haben, und wer lernte mich nicht persönlich kennen. Dabei kommen artige Irrtümer vor. Neulich sagte mir ein Dr. juris im Leseverein, wo ich eingeführt bin, er habe sich mein Rheinisches Schatzkästlein gekauft. Er verwechselte mich mit dem Dichter der Allemannischen Lieder, mit Hebel. Ich antwortete: Sie haben recht getan, dies Schatzkästlein enthält manche Perle, aber Sie tun mir zu viel Ehre an, wenn Sie mich für den Juwelier halten, der es gefaßt hat! Meine Reisen haben mir, was ich jetzt erst erfahre, einen großen, unschätzbaren Gewinn gebracht, ich weiß jetzt mit Menschen umzugehen, was ich früher nicht wußte. Wie hätte ich's in der Einsamkeit, zu der ich mich selbst verdammte, lernen sollen? Auf Deinem Sofa ruhte sich's ganz bequem, ich war gegen jeden rauhen Luftzug geschützt, aber ich hatte dafür auch gleich den Schnupfen, sowie ich ins Freie trat. Dies zurückgezogene Leben war für einen Menschen, der, wie ich, der Welt bedarf, der nur im Sprechen aufgeht, höchst unnatürlich. Wohl mir, daß die Reise mich heraus riß! Wenn ich glücklich sein soll, so muß ich in der Mitte einer empfänglichen Umgebung stehen, auf die ich wirken kann, denn in mir ist Gott Lob der Mensch noch mehr, als der Künstler. Wie prächtig geht's jetzt? All dies verschüchterte Wesen hat sich verloren, ich mache Dutzende von Bekanntschaften, und das Interesse, was man an meiner Person nimmt, die Teilnahme, die meine von Gedanken und Einfällen, dummen und klugen, blitzende Unterhaltung einflößt, weckt Interesse und Teilnahme für meine Arbeiten. Und so soll's sein. Einer Liederseele, wie Uhland, mag das in sich gekehrte Schweigen geziemen, aber ein dramatischer Dichter muß auch persönlich etwas von einem Feldherrn haben. Freilich kommt mir auch das zustatten, daß mir die Ansprüche, die ich früher im stillen machte, aber nicht laut und offen auszusprechen wagte, jetzt unaufgefordert bewilligt werden, daß die Jugend den König der Literatur in mir sieht und das Alter wenigstens den Kronprinzen. Alle Blätter sind hier voll von mir, Artikel drängt Artikel und der Graf Dietrichstein, der Intendant, ist Stadtgespräch geworden, weil es ausgekommen ist, daß er mich nicht gekannt hat. „Er ist höchst brüskiert gegen Sie!“ sagte Halm mir neulich. „Aber ich bitte Sie, versetzte ich, was kann ich davor, daß die Exzellenz mich nicht kannte?“ Auch im übrigen Deutschland hat die Maria Magdalena mächtig gezündet. In Gotha, in Oldenburg, in Königsberg, ist sie schon gegeben und unstreitig wird sie den Weg über alle Bühnen machen. Die Kölnische Zeitung brachte neulich einen Artikel, der sich über die Berliner Opernver-

schwendungen ausließ und dann sagte: was tut man für einen Mann, wie F. Hebbel? Was tut man, um ihn in eine Lage zu versetzen, wo er sich klären und läutern kann? Nichts, und wieder nichts? Und dennoch liegt mehr Kunst und Poesie, mehr Ewiges und Unvergängliches, in einem seiner Dramen, als in der ganzen Berliner Oper. Der Artikel war aus der Europa genommen und stand gestern auch im Frankfurter Konversationsblatt. Die Blätter für lit. Unterhaltung brachten eine gründliche Beurteilung der M. M., worin es hieß: Hebbel weiß sehr gut, daß es für den Wert eines Dramas nichts entscheidet, ob es aufgeführt wird oder nicht, aber es wäre eine Maulschelle mehr, die die Theaterdirektionen sich gäben, wenn sie dies Stück liegen ließen, denn es ist ein Werk von bleibendem, ewigem Wert und stellt unsere gegenwärtige Welt besser dar, als alle Handbücher der Weltgeschichte und des Staatslebens! Solche Stimmen müssen doch im Publikum zünden! Hier würde man alle meine Dramen spielen, wenn es nach den Schauspielern ginge. Deinhardstein wirkt für die M. M., aber man sagt mir von allen Seiten, daß die Zensur sie unter keiner Bedingung passieren lassen würde und Halm meint, Deinhardstein wolle die Theaterdirektion nur in Verlegenheit setzen. Das ist — sehr möglich. Halm hält die Genoveva für geeigneter, als die übrigen, aber es werden Änderungen verlangt, wovor mir die Haare zu Berge stehen. Er hat neulich abends einige Akte mit mir durchgegangen, ich schauderte! Löwe und die Enghaus sind leidenschaftlich für die Judith. Sie hatten schon vor meiner Ankunft den Dichter Prechtler aufgefordert, die nötigen Veränderungen zu machen, er stellte sich mir in der Konkordia vor und forderte mich auf, das Geschäft selbst zu übernehmen. Ich ließ mich von ihm zur Enghaus und zu Löwe führen; sie werden sich alle beide mehr ärgern, als ich selbst, wenn's nicht geht, denn die Enghaus ist für Judith, Löwe für den Holofernes geboren. Schwer, sehr schwer wird es halten, um so schwerer, als die Rettig, die sonst meine gute Freundin ist, aus Neid gegen die Enghaus alles tun wird, um es zu verhindern. Löwe wird heute mit dem Grafen, bei dem er sehr viel gilt, sprechen und die Judith dann zu seinem Benefiz wählen. Er sagte mir gestern, als ich bei ihm war: nie hat ein deutsches Dichterwerk auf mich gewirkt, wie Ihre Judith, und was irgend in Menschenkräften steht, werde ich tun, um die Vorurteile, die diesem gewaltigen Gedicht bei uns im Wege stehen, zu vernichten. Die Enghaus trägt sich mit der Judith schon so lange sie da ist; sie sagte mir: es würde mir der größte Schmerz sein, wenn ich den Gedanken, sie zu spielen, endlich aufgeben müßte! Wie Du siehst, die

Menschen sind willig aber — die hiesigen Verhältnisse! Wer sollte es denken, daß z. B. die Ausdrücke: Heilige, Kruzifix usw., nicht auf dem Theater vorkommen dürfen? Und doch darf es nicht geschehen, vielleicht nicht einmal, wenn Metternich selbst ein Stück schriebe.

Heute Abend werde ich bei Rettig meinen Diamant vorlesen Es ist etwas gewagt, aber man drang so in mich, daß ich schon Ja sagen mußte. Vielleicht geht der. Jch allgemeinen aber habe ich, trotz der Unterstützung, die ich bei Schauspielern und Journalisten finde, nur geringe Hoffnung. Und wenn alles nichts ist? wirst Du denken! Dann gehe ich mit Herrn von Zerboni auf seine Güter in Galizien und schreibe dort etwas Neues. Denke Dir, er ist der Besitzer des Schlosses, worauf der falsche Demetrius, der Dir aus Schiller bekannt sein wird, auferzogen wurde. Er hat mich wohl zehnmal schon eingeladen, einige Zeit bei ihm zuzubringen, und was kann ich besseres tun, wenn der Erfolg aller meiner Bemühungen schlecht ausfällt? Als Du mich nach Hamburg riefst, hast Du doch gewiß nicht bedacht, was Du sagtest. Eine Folterkammer ist doch kein Asyl! Du kannst mich nicht mißverstehen. Doch wünsche ich nicht, Wien verlassen zu müssen. Wenn sie nur ein Stück geben, so bringt es schon genug ein. Und mit einem einzigen fasse ich Wurzel für alle übrigen. Nächstens kommt die Dina von Öhlenschläger. Mit Entsetzen gehen die Schauspieler daran. Sie sind überzeugt, daß sie durchfallen wird, und ich bin's auch. Man legte es mir nahe, ihm dies mitzuteilen. Unstreitig erzeigte ich ihm einen wesentlichen Dienst dadurch, aber weit entfernt, sein Stück zurück zu nehmen, würde er mein Todfeind werden. Jch fragte den Baron Löwenstern, unseren Gesandten, ob er den Mut hätte, es zu tun. „Nicht den schlechtesten Ausdruck würde ich zu tadeln wagen — versetzte er, denn er ist zu eitel!“ Jch muß es also gehen lassen, wie es will, obgleich es mich sehr schmerzen wird, wenn er, der auf eine Freude gefaßt ist, bitteren Verdruß erlebt. Jch kenne jetzt alle hiesigen Schriftsteller. Jch ward in die Konkordia, eine Gesellschaft, wo sie Sonnabends alle zusammen kommen, eingeführt. Es ward den Abend, wo ich dort war, dem böhmischen Dichter Karl Egon Egert, durch Goethe empfohlen, ein Fest gegeben. Er gefiel mir recht wohl, trotz seines starken Oberkörpers, der auf dünnen Beinen ruhend, ihm ein seltsames Ansehen gab. Der erste Toast galt, wie natürlich, ihm. Als zum zweiten geläutet wurde, erhob sich stürmisch die Jugend und brachte mir einen Toast. Hierauf erhob sich Bauernfeld und erklärte, er habe nur ums Wort gebeten, um es selbst zu tun. Dort stellten sich mir auch Prechtler, Castelli und andere

vor. Ich hatte nur zu tun, daß ich die Jüngeren in Ordnung hielt. Sie scharten sich um mich, als ihren Bannerherrn, und konnten es nicht ertragen, daß ich nicht allein gefeiert wurde. Napoleon hat recht, der Enthusiasmus der Jugend ist es, der die Welt neu gebiert. Ich werde Dir, wie ich hoffe, nicht eitel vorkommen, ich erzähle Dir diese Dinge nur deshalb, weil sie mir als Zeichen einer bessern Zukunft erscheinen. Im übrigen sind sie mir schon darum gleichgültig, weil ich ein Recht auf sie zu haben glaube. Das gehört zu meiner Existenz, dies Wort mag nun so stolz klingen, als es will, ich werde so wenig davon überrascht, wie der Nackende von dem Kleide, das er endlich findet und das er nie hätte entbehren sollen. So gefährlich es ist, sich Hoffnungen hinzugeben, so möchte ich es jetzt fast wagen, ich möchte fast glauben, daß mein Leben jetzt eine bessere Wendung nehmen wird, wenn ich auch über das Wie nichts zu vermuten wage. Warum? Weil ich weiß, daß es geschehen muß, wenn ich nicht zugrunde gehen soll. Jeder Lebensmut war in Italien in mir erstickt, ich trug mich mit den finstersten Gedanken, nie hätten meine Nerven sich ohne dies Bad wieder gespannt! Und ich bin hier in Wien doch wirklich durch ein Wunder festgehalten worden! Die Herren von Zerboni bleiben sich gleich. Fast täglich werde ich gepreßt, mit ihnen zu essen; ich habe in dieser kurzen Zeit mehr Champagner getrunken, wie in meinem ganzen übrigen Leben. Ich kann nicht widerstreben, ohne zu verletzen. Der ältere hat einen Aufsatz über mich geschrieben, worin er mich alles Ernstes einen Propheten nennt. Gebe der Himmel, daß er ihn nicht drucken lasse! Es ist ein wunderbarer Mann, fast nur Seele. „Wissen Sie, sagte er, wie ich dazu kam, Ihre Judith zu lesen? Ich hatte von Ihnen gehört und hielt Sie für einen Großprahler, aber —“ Nun sorgt er denn bei mir für alles, für Essen und Trinken, für Equipage, für Amüsement. Der berühmte Hammer-Purgstall, der Orientalist, wünscht meine Bekanntschaft zu machen, nächstens wird Dr. Frankl mich zu ihm bringen. Noch eins. Man sagt mir hier, daß Menzel im Literaturblatt meine Judith höchst günstig beurteilt habe. Es scheint mir unmöglich, aber ich möchte es wissen. Könntest Du nicht in Hamburg den Jahrgang 1841 einmal durchsehen? Und nun leb wohl, liebe Elise, grüße, was mich liebt, küsse den kleinen Engel, von dem ich schon mehrmals träumte, und atme auf, wie ich, nur nicht zu hoch. Wenn Weihnacht ein Brief von Dir eingeht, so schreibe ich zuerst wieder, sonst wart' ich den Deinigen ab!

Alservorstadt, Quergasse Nr. 317, I. Stock, Tür Nr. 9.

An Hermann Hettner.

Wien, den 25. Februar 1846.

Lieber Hettner!

Sie haben mir durch Ihren Brief eine wahre Freude gemacht. Ich wollte Ihnen dies durch die schnellste Antwort beweisen, aber ich bin hier in einen solchen Wirbel von Zerstreuungen hineingeraten, daß ich nicht dazu kam. Glauben Sie mir, die zwischen uns eingetretene Irrung war auch mir sehr schmerzlich, aber, wie ich Ihren, so werden Sie auch meinen Motiven Gerechtigkeit widerfahren lassen. Hätten wir uns jenen Abend in Rom gesprochen, so hätten Sie sie aus meinem Munde erfahren und alles wäre vor meiner Abreise beigelegt gewesen. Der Zufall kam dazwischen und die Wolke blieb an unserem Horizonte noch ein paar Monate länger stehen.

Ich habe seit Jahren das Prinzip, keine halben Verhältnisse in meinem Leben zu dulden. Bittre Erfahrungen, die mein Ich zu sehr ins Gedränge brachten, als daß ich mir die Kraft zutrauen dürfte, sie zum zweiten Male zu ertragen, haben mir dies Prinzip aufgedrungen. So wie es mir vorkommt, daß ein Verhältnis nicht mehr aus dem Vollen geht, ziehe ich mich von jedermann zurück. Dies ist kein Egoismus, denn Menschen können nur in ihrer Totalität füreinander Bedeutung haben. Ich achte jeden zu sehr, um ihn zu einem Lückenbüßer meines Daseins zu machen, mich selbst aber auch genug, um mich nicht von jemand dazu machen zu lassen. So wie ich mich noch nie in eine Hand, in einen Fuß, in schwarze Haare, oder dergleichen verliebt habe, sondern immer in ein ganzes Mädchen auf einmal, so interessiert mich auch an einem Menschen das ganze Konglomerat, und dessen Zug zu mir, oder gar nichts. Mein Zurückziehen gilt daher immer nur dem Verhältnis einer Person zu mir, nie ihr selbst. Es kann die vollste Achtung, es kann sogar die Liebe dabei bestehen. Der Mensch darf, ja er muß sich die Atmosphäre, in der er atmen soll, selbst abstecken, und daraus, daß die wenigsten dies im rechten Moment tun, daß sie die daraus entspringenden augenblicklichen Verlegenheiten scheuen und sich lieber den größeren zukünftigen aussetzen, geht viel Unheil hervor.

Hieraus die Konsequenz für unsern Fall. Sie haben ganz recht in Ihrer Vermutung. Es kam mir vor, als ob Sie sich von mir entfernten, als ob ein wahlverwandtschaftlicher Prozeß ein-

getreten sei, darum entfernte ich mich von Ihnen. Ich sah darin, was sich von selbst versteht, nichts Unnatürliches und noch weniger eine Sünde, ich sah darin nicht einmal, wie Sie nach Ihrem Brief angenommen zu haben scheinen, ein Zeichen, daß Sie Ihre ästhetischen Ansichten modifiziert hätten. Sie verloren nicht das Geringste in meinen Augen, ich glaubte nur zu bemerken, daß Ihr geistiges Leben sich nicht mehr so gern wie sonst, gegen mich ergösse, und ich tat, was ich immer zu tun pflege, ich zog mich zurück. Glauben Sie mir, ich freue mich sehr, daß ich mich irrte! Es wird Ihnen nach dieser Auseinandersetzung wohl nichts in meinem Benehmen mehr unklar oder ungerechtfertigt sein. Knüpfen wir denn für die Zukunft wieder unmittelbar an die Abende in der Villa reale an!

Sie werden Italien, wenn es bei Ihren alten Plänen bleibt, wohl im nächsten Sommer wieder verlassen und nach Deutschland zurückkehren. Dringend rate ich Ihnen dazu, ich weiß aus eigener Erfahrung, daß etwas Kräftigendes in der vaterländischen Luft liegt, was man selbst im Paradiese entbehren würde. Sollten Sie über Wien kommen, so würden Sie mich jedenfalls bis Juni, und wiederum in der Mitte August hier antreffen; im Juli dagegen werde ich eine Reise nach Hamburg und Berlin machen. Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich mich in Wien auf längere Zeit zu fixieren gedenke. Es geschieht nicht allein des allgemeinen Aufenthalts wegen und noch weniger wegen des Theaters, sondern weil ich hier ein Verhältnis angeknüpft habe, das vielleicht für mein ganzes Leben von Entscheidung sein wird. Mündlich, so Gott will, mehr darüber. Übrigens hätte mir in Deutschland kein freundlicherer Empfang zuteil werden können, als mir hier zuteil geworden ist. Man hat mir hier in allen Kreisen der Gesellschaft und der Literatur unendlich viel Liebes und Gutes erwiesen; es sind z. B. über mich von den hiesigen Schriftstellern mehr Artikel geschrieben worden, als über alle übrige Fremde zusammengenommen, und ich leugne nicht, daß dies auf mich einen um so angenehmeren Eindruck gemacht hat, als ich bei meiner völligen Isoliertheit nichts weniger erwartete, als so viel Aufmerksamkeit zu erregen. Infolgedessen bin ich denn eine Art von Lion geworden, den man suchte, und habe Gelegenheit gehabt, Wien und die österreichische Aristokratie besser kennen zu lernen, als die meisten, die hierher kommen; es sind interessante Persönlichkeiten darunter, z. B. der Fürst Friedrich Schwarzenberg, Sohn des Feldmarschalls, den ich sehr oft sehe. Metternich kenne ich noch nicht, werde ihm jedoch nächstens vorgestellt werden.

Nehmen Sie mir, lieber Hettner, meine späte Antwort ja

nicht übel, und zeigen Sie mir es dadurch, daß Sie mir recht schnell wieder schreiben.

Ganz der Ihrige

Friedrich Hebbel.

An Felix Bamberg.

Wien, den 27. Juni 1846.

Ihren letzten Brief vom 18. März erhielt ich um vier Wochen später, als ich ihn hätte erhalten sollen; meine Schuld ist daher nicht so groß, als sie scheint. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber die Feindschaft zwischen mir und einer Schreibfeder wird immer größer, ich habe hier so viel Gelegenheit, meinen Gedankenüberfluß in persönlichem Verkehr mit empfänglichen Personen abzusetzen, daß meine Korrespondenz und meine Tagebücher fast leer ausgehen, und ich befinde mich wohl dabei. Könnte ich mich nur zur Beschwichtigung meines noch nicht ganz verhärteten Gewissens auf eine größere Arbeit berufen! Doch auch das ist nicht der Fall.

Ihnen wollte ich gleich antworten, doch ich wollte Ihnen über eine Lebenskrisis schreiben und das erfordert Stimmung. Ich fürchte nicht, daß Sie meinem Stillschweigen eine verkehrte Deutung gegeben haben. Die Fragen, die Sie mir vorlegen, sind mir nichts, als ein Beweis der Aufrichtigkeit Ihrer Teilnahme, der die meinige für Sie nur erhöhen konnte. Sie sind Ihnen aus dem Herzen gekommen und aus dem Herzen will ich Ihnen Antwort geben. Es ist mir sogar lieb, mich gegen Sie über einen Schritt auszusprechen, den jeder, der mich nicht ganz kennt, mißdeuten wird.

Sie werden schon wissen, daß ich mich am 26. v. M. verheiratet habe, wenn Sie noch, wie ehemals, die Allgemeine Zeitung lesen. Die Tatsache steht also fest. Hier die Gründe. Schon in Rom war ich fest entschlossen, das in Hamburg bestehende Verhältnis auf ein rein freundschaftliches, was es für mich immer gewesen war, faktisch zurückzuführen und ich richtete darnach meine Briefe ein. Ich führe dies an, um Ihnen zu zeigen, daß nicht erst der überwiegend-mächtige Eindruck einer weiblichen Bekanntschaft den Wendepunkt herbeigeführt hat, was freilich bedenklich gewesen wäre. Ich schauderte vor dem Gedanken, mein Leben an der Seite einer Frau zu Ende bringen zu müssen, die ich nie

geliebt und die dies immer gewußt hatte, ich fühlte, daß sie mich unglücklich machen und dadurch selbst unglücklich werden mußte, unglücklicher, als bei der Aufhebung einer Verbindung, die bei ihr freilich im Naturgrund wurzelte, die sie aber bei ihrer unbedingten Kenntnis meiner Empfindungen nie hätte suchen sollen, und die mich für ewig von einer gesunden menschlichen Existenz ausschloß. Jedes Opfer darf man bringen, nur nicht das eines ganzen Lebens, wenn dies Leben einen Zweck hat, außer dem, zu Ende geführt zu werden. Das Leben erhält sich nur durch den Reiz; die völligste Abspannung ist die Folge davon, wenn dieser fehlt und wenn statt seiner die Pflicht eintritt, ihn zu meiden. Ein Weib, was einen Mann in seinen Armen verwesen sehen könnte und in dem Bewußtsein, ihn zu besitzen, wie man jede andere Sache besitzt, Ersatz fände, würde das Opfer des Mannes nicht verdienen, und ein anderes Weib würde ein solches Opfer nicht verlangen. Es gibt keine zweite Alternative. Ich entwickle nur den allgemeinen Gesichtspunkt und lasse die Spezialissima unberührt, kann aber sagen, daß diese noch entschiedener für mich sprechen, wie jener.

Ich kam nach Wien, wahrlich nicht mit dem Gedanken, hier längere Zeit zu verweilen, geschweige, mir hier eine Frau zu suchen. Noch weniger jedoch dachte ich daran, nach Hamburg zurückzukehren, obgleich ich mit einer Leidenschaftlichkeit dahin berufen wurde, die, ich leugne es nicht, mich bei ihrer gänzlichen Rücksichtslosigkeit auf das, was ich empfand, indignierte. Ich wollte nach Berlin gehen. Wie es mir in Wien ging, wissen Sie. Durch eine Kette der wunderbarsten Zufälle wurde ich festgehalten, denn es ist doch wohl wunderbar, wenn man schon auf die Post geht, um ein Billet zur Abreise zu lösen und auf dem Wege dahin durch einen Dampfschiffsgefährten, der seit drei Tagen für eine dritte Person den Verfasser der Judith sucht, arretiert wird. Infolgedessen in einen literarischen Zirkel eingeführt, sprach mir ein hiesiger Dichter*) von Fräulein Enghaus, von ihren jahrelangen Bemühungen, meine Judith hier auf die Bühne zu bringen, von ihrem Wunsch, mich kennen zu lernen. Ich sah dies sehr schöne Mädchen mit dem edlen Herzen, das sich in jedem Blick, jedem Wort ausspricht, keine dreimal, als mir der volle Inhalt des Lebens, den nur die Liebe heraufbeschwört, wieder nah trat. Ich kämpfte mit mir, ob ich fliehen solle, aber nicht aus Rücksicht auf mein Hamburger Verhältnis, denn dieses war für mich abgetan, sondern weil mir das neue eine bittere Pflicht auflegte. — — — — —

*) Otto Prechtler

Meine Hamburger Freundin hat mir hundertundtausend Mal gesagt und geschrieben — noch nach Rom, noch nach Wien, aber vor der Katastrophe — daß ich frei sei, daß ich jede Verbindung eingehen könne, wenn ich dadurch glücklich würde, daß sie sich auf eine endliche Trennung gefaßt mache. Gerade, weil sie dies tat, verehrte ich sie; gerade, weil sie mich frei sprach, fühlte ich mich gebunden, denn sonst hätte ich ihr bei der dem Weibe in Lebensverhältnissen angebornen Klugheit und bei den zehn Jahren, die sie vor mir voraus hatte, das Unnatürliche in unsrer Situation ganz anders zur Last gelegt. — — — — — — — — — — — — Ich teilte ihr meine Neigung mit. Seit diesem Moment lernte ich eine ganz neue Seite ihrer Natur kennen; keine Idee, daß ihre Handlungen auch nur im entferntesten ihren Versicherungen glichen, keine Spur, daß sie sich mit einiger Würde in das Notwendige fände. — — — — — — — — Natürlich fühle ich mich innerlich jetzt viel freier, als ich getan haben würde, wenn sie sich entgegengesetzt benommen hätte, aber ich gestehe Ihnen, daß mir diese Erfahrung sehr bitter ist, denn ich weiß nicht, soll ich sagen: so ist sie? oder: so ist der Mensch!

Hier ist in wenig Worten eine vollständige Darstellung der wichtigsten Krisis meines Lebens. Bewahren Sie diesen Brief auf; ich werde keinen zweiten dieser Art schreiben.

Campe hat mir Ihr Büchlein geschickt und gerade gestern habe ich ihm geantwortet. Ich kann Ihnen nur meinen Dank für Ihre liebevolle Beschäftigung mit meinen Arbeiten und diesen öffentlichen Beweis derselben aussprechen, denn da ich im Begriff stehe, mit meiner Frau eine Reise anzutreten, mangelt es mir an Zeit, auf etwas Spezielles einzugehen, ohnehin wissen Sie selbst, wo wir übereinstimmen und wo nicht. — — — — Einen sehr aufmerksamen Leser haben Sie in dem Grafen Ficquelmont, dem designierten Nachfolger Metternichs, wie man sagt, gehabt. Ich machte seine Bekanntschaft an meinem Hochzeitstage bei dem Baron Hügel. Mit Campe habe ich mich ausgesöhnt, er hat mir einen Entschuldigungsbrief geschrieben und ich habe den Faden wieder aufgenommen. Ich habe ihm Ihren Vorschlag gethan, getan, alle zusammen zu schweißen, unstreitig wird er ihn annehmen. Julia und Moloch ruhen. Zu viel Zerstreuungen und der Sommer sind schuld daran. Sonst ist mein Verstummen jetzt sehr am unrechten Ort, denn die Aufmerksamkeit auf mich ist groß. Judith und M. M. sind ins Italienische übersetzt, letztere wird allenthalben gespielt. Wer ist Mons. Schmidt, rue Richelieu N. 95, Editeur von „Archives et Inscriptions historiques“, der mich mit gestriger Post um

meine Biographie für sein Werk ersuchte? Natürlich ein Spekulant, vermutlich derselbe, von dem mir Fritz Schwarzenberg erzählte, daß er 700 Franks von ihm verlangt habe, wenn er wolle, daß sein Vater, der Feldmarschall, nicht herunter gerissen werde; aber wie komme ich unschuldiger Mensch dazu, Gegenstand der Spekulation zu werden? Meine Frau ruft zum drittenmal, es sind Damen da, die mich sehen wollen, leben Sie wohl, lieber Bamberg. Ich gehe auf vierzehn Tage nach Pesth und dann auf drei Wochen nach Berlin, mit meiner Frau natürlich. Briefe werden mir nachgeschickt. Antworten Sie mir bald.

Bleibende Adresse: Josephstadt, Quergasse Nr. 227, 2. Stock, T. 7.

An Robert Schumann.

Wien, den 26. Mai 1847.

Geehrtester Herr!

Was Sie von mir verlangen, ist so wenig, daß Sie der Gewährung unbedingt sicher sein konnten. Mir kann es ja nur zur Freude gereichen, wenn ein Mann, wie Sie, sich durch meine Produktion zum musikalischen Schaffen angeregt fühlt, da mir das beweist, daß ihr ein lebendiger Hauch nicht ganz abgehn kann, und es versteht sich von selbst, daß ich Ihnen dabei gern, soweit ich es vermag, hilfreiche Hand leiste. Ich sage: soweit ich es vermag, denn ich weiß, daß der Komponist, durch seine selbständige Kunst gezwungen, einige Anforderungen an die Poesie stellt, die diese als solche sich nicht von selbst auflegt, und von denen ich schon darum, weil ich sie nicht anders, als von Hörensagen kenne, nicht im voraus bestimmen kann, wie weit ich imstande sein werde, ihnen zu entsprechen. Doch wird das im vorliegenden Fall wo ich ein Libretto bloß überarbeiten, nicht schreiben soll, wohl leichter gehen, wie es sonst ginge, da Sie das Gerippe ja doch approbiert haben. Senden Sie es mir also zu, sobald Sie wollen und teilen Sie mir zu meiner Richtschnur Ihre etwaigen Spezialbemerkungen mit; ich werde dann so viel daran tun, als mir möglich ist und es Ihnen entweder in der mir von Ihnen zu bestimmenden längsten Frist remittieren oder es Ihnen in der letzten Hälfte des Julimonates, wo ich nach Leipzig und also auch nach Dresden komme, persönlich mitbringen. Sie werden nicht mehr und nicht weniger verlangen, als was

Zeit, Stimmung und Kräfte gestatten; dessen können Sie aber auch gewiß sein.

Übrigens trauten Sie mir gegen Ihre schöne, der meinigen so nah verwandte Kunst eine große Gleichgültigkeit zu, wenn Sie es für möglich hielten, daß Sie mir unbekannt seien. Ich weiß sehr wohl, was Ihr Name in der musikalischen Welt bedeutet, ich habe Ihre Frau Gemahlin schon vor Jahren in Hamburg mit großem Genuß gehört und freue mich aufrichtigst, Ihnen auch meinerseits die Versicherung der größten Hochachtung aussprechen zu können, womit ich bin

Ihr ganz ergebenster

Dr. Friedrich Hebbel

Adr. Josephstadt, Johannisgasse Nr. 209.

An Fr. Th. Rötscher.

Wien, den 17. Mai 1848.

Verehrtester Freund!

Ich verschob die Antwort auf Ihren lieben Brief und meinen Dank nur deshalb so lange, weil auch hier die Aufführung meiner Maria Magdalena nahe bevorstand und weil ich Ihnen über das Resultat Bericht erstatten wollte. Die Aufführung, samt den ersten beiden Wiederholungen ist nun vorüber, die vierte Repräsentation findet morgen statt und das Schicksal des Stücks auf dem Hofburgtheater ist dahin entschieden, daß es sich ohne allen Zweifel auf dem Repertoire erhalten und, wenn ich mich nicht sehr irre, sich mehr und mehr im Publikum festsetzen wird. Was nun zunächst die Gestalt betrifft, worin das Stück erschien, so ist kaum hin und wieder ein Wort darin gestrichen worden; nur die Flöhe, die der Teufel aus dem Ärmel schüttet, sind weggeblieben, aber nicht einmal Evas Feigenblatt, obgleich ich es von Herzen gern preisgegeben hätte. Wenn man weiß, wie es hier vor dem 13. März stand und wie unmöglich es damals gewesen wäre, auch nur den an die Bibel erinnernden Titel des Stücks durch die Zensur zu bringen, so hat man schon darin einen schlagenden Beweis, um wie viel weiter wir vorwärts gekommen sind. Was nun weiter die beiden Mächte anlangt, die über ein Stück entscheiden, Publikum und Kritik nämlich, so standen und stehen sie sich fast feindlich gegenüber, nicht im

Schauspielhause, wo eine wirksame Opposition unmöglich war und deshalb auch kaum versucht wurde, sondern außer demselben. Die Kritik, was man hier so nennt, ist gegen das Stück; sie findet es unsittlich, nicht idealisch genug, zu lebenswahr usw. Das hat nun freilich größtenteils persönliche Gründe, denn die Subjekte, die hier über das Schöne, nicht „im Schweiß ihres Angesichts“ sondern leider sogar ohne denselben zu richten wagen, fühlen sich durch Kraft und Einsicht beschwerlich inkommodiert und sie haben, da sie natürlich nebenbei auch Produzenten werden wollen, allerdings auch ihre eigene Existenz zu verteidigen. Dennoch hat es mich überrascht und ist mir, von meinem persönlichen Fall abgesehen, ein trauriges Zeichen der Zeit, da dies freche Ignorieren bedeutender Instanzen, vor denen ehemals keine Appellation möglich gewesen wäre und die das Stück bereits seit Jahren in der Literatur festgestellt haben, den Grad der bei uns eintretenden Barbarei, vor der Niebuhr schon 1830 zu zittern anfing, deutlicher, wie irgend etwas anderes anzeigt. Ganz anders benimmt sich das Publikum. Man hatte den Leuten seit Jahren vor dem Stück bange gemacht und nun erstaunten sie, ganz das Gegenteil von dem zu finden, was sie erwartet hatten; man hörte Urteile, wie: Das soll unmoralisch sein? Das ist nur zu moralisch! So wurde denn auch, zum Ärger der Wiener Kritikaster, der Sieg aufs vollständigste erfochten und das einzige, was die Masse noch nicht verdauen kann, die Versöhnungslosigkeit vom trivialen Standpunkt aus, für den die Einsicht in die Notwendigkeit keine ist, wird ihr schon besser eingehen, wenn sie sich nur erst wieder vom Rührstück erholt und sich an die Tragödie gewöhnt hat. Ich machte übrigens bei dieser Gelegenheit neben manchen angenehmen auch die unangenehme Erfahrung, daß man unter Umständen als vernünftiger Mensch nachmachen muß, was ein Schock Affen einem vormachten; ich wurde nämlich am Schluß jedes Akts gerufen und mußte, als der dritte zu Ende ging, erscheinen, trotzdem, daß ich über diese Unsitte ganz so denke und empfinde, wie Lessing, und mich sträubte bis zum letzten Moment. Die Darstellung war eine meisterhafte und ließ mir nichts zu wünschen übrig; Anschütz, als Meister Anton, stellte ein Bild hin, das Zug um Zug in Stein gehauen zu werden verdiente und meine Frau als Klara löste eine Aufgabe, die ich für unlösbar gehalten hätte; sie war die schon halb mit Asche bestreute Kohle, die sich in sich selbst verzehrt und die doch noch hin und wieder Funken sprüht. Mir war diese erste Aufführung des Stücks, der ich beiwohnte, in mancher Beziehung belehrend. Ich werde mir niemals vom Virtuosen in meine Kunst hineinreden lassen, aber wenn ich seinem Interesse dienen

kann, ohne mein eigenes, höheres zu opfern, so muß ich es tun, und davon, daß es solche Fälle gibt, habe ich mich überzeugt. — Nun zu Ihrem lieben Brief. Für alles, was Sie meinem Stück in Berlin Liebes erzeigt haben, noch einmal meinen wärmsten Dank. Daß die Aufführung einzig und allein Ihr Werk war, ist mir wohl bekannt und Sie konnten mir keinen größeren Beweis Ihrer Teilnahme geben, als dadurch, daß Sie trotz so vieler Hindernisse doch nicht abließen. Ich hätte es Ihnen wahrlich nicht verdacht, wenn Sie müde geworden wären, denn es gibt auf Erden nichts Widerwärtigeres, als mit dem Unverstand kämpfen zu müssen. Der Kampf mit der Bosheit ist nichts dagegen. Ihre Kritik hat mir große Freude gemacht und der weiteren Entwicklung Ihrer Idee in den Jahrbüchern sehe ich mit höchster Spannung entgegen. In bezug auf die Jahrbücher muß ich Ihnen noch einen Wink geben. Der frühere Verleger, Hirschfeldt, sucht seine Fortsetzung überall statt der Ihrigen einzuschwärzen; so z. B. in dem hiesigen juridisch-politischen Leseverein, wo ich ihm natürlich augenblicklich das Schlupfloch verstopft habe. Aber es wäre vielleicht gut, wenn Sie den jetzigen Buchhändler auf das saubere Manöver aufmerksam machten. Ihnen müssen die Abonnentenlisten ja doch zugekommen sein. Im ersten Heft hat mich Ihre Abhandlung über die zu errichtende Theaterschule sehr interessiert. Wenn eine solche bestehen soll, so muß Ihr Plan zugrunde gelegt werden, das ist gewiß. Ich habe nur ein allgemeines Bedenken, das Bedenken nämlich, ob nicht ein solches Institut, wie es z. B. bei den Malerakademien entschieden der Fall ist, die Mittelmäßigkeit zu sehr anlocken würde, diejenigen Subjekte, die zu viel Begabung haben, um zurückgewiesen werden zu können, und zu wenig, um der Kunst wahrhaft ersprießlich zu werden. Die gehen, nach meiner Erfahrung, den Kampf mit der Not nicht ein, denn den besteht nur das wahre Talent oder die eben so selt'ne vollendete Mannheit; wohl aber wagen sie's mit den Examinatoren und dürften auch schwer abzuschütteln sein. — Kühne in Leipzig hatte Ihnen einen Tagebuchaufsatz von mir zu senden; ich hoffe, er hat es getan. Sobald ich irgend so viel Ruhe erhalte, will ich wieder ernstlich an die Jahrbücher denken, aber einstweilen komm' ich kaum zum Aufatmen. Vorgestern hatten wir wieder eine Revolution. Nationalgarde und akademische Legion überreichten dem Kaiser eine Petition mit geladenen Musketen. Das Resultat war, daß das zum Teil Unmögliche bewilligt, daß also das Gouvernement gezwungen wurde, sich mit eigener Hand zu brandmarken. Alles jubelte, ich hätte fluchen mögen. Und von welchen Lümmeln diese Revolutionsherde geleitet wird! Es ist unglaub-

sich! Ich bewundre Napoleon nicht um die Hälfte mehr, wie sonst; sein Spiel war viel leichter, als ich dachte! Auch bei Ihnen geht's her, wie vierundzwanzig Stunden vor'm jüngsten Tag! Küstner schrieb mir bereits vor längerer Zeit um die Julia und ich schickte sie ihm gleich. Wenn Sie doch auf Besetzung und Einstudierung einigen Einfluß nehmen könnten und möchten! Denn das Stück kommt ohne einen tüchtigen Steuermann schwerlich in den Hafen! — — — — — — — — — — — —

An Christine Hebbel.

Auf der Donau, am 26. Mai 1848, 3 Uhr nachmittags.

Eben komm' ich vom Verdeck herunter, die Sonne brennt mächtig, in der Kajüte ist es kühl und ich will versuchen, wie es sich auf einem Dampfschiff schreiben läßt. An wen sollte ich aber wohl schreiben, als an Dich, meine liebe, teure Frau? Uns ist bis jetzt nichts, als alles Gute, begegnet; da aber, wie wir gleich heute Morgen erfuhren, die akademische Legion, bei der ich gestern noch Hauptmann werden sollte, über Nacht von Gouvernements wegen aufgelöst worden ist, so sind wir denn in Sorge, ob die Ruhe der letzten acht Tage in Wien noch fortdauert, oder nicht. Ich will es hoffen, werde aber vor unserer Ankunft in Linz, die morgen in der Frühe erfolgen wird, nichts Bestimmtes darüber hören, und vielleicht auch dort noch nicht. Unser Dampfschiff fährt, obgleich es stromaufwärts geht, unglaublich rasch, die Gegend wird immer schöner und bietet jeden Augenblick einen interessanten Punkt dar; so kamen wir vor einer halben Stunde an dem alten Bergschloß vorbei, auf dem Richard Löwenherz gefangen gesessen und der treue Blondel seine Probe abgelegt hat. Auch finden wir Deputations-Mitglieder, so verschiedenartig wir auch gemischt sind, uns ganz gut ineinander; Saphir reißt Witze, gute und schlechte, wie es eben kommt, Prechtler erzählt seine Reiseabenteuer aus früheren Zeiten, Doktor Wildauer, der heute Vormittag mit Bleistift einen Brief an seine Frau schrieb, macht aufmerksam auf die historischen Merkwürdigkeiten des Donauufers und ich werfe dazwischen, was mir einfällt. Dennoch kann ich nicht sagen, daß die Reise mir Freude macht, ich habe für alles nur ein halbes Herz, die zweite Hälfte ist bei Dir. Eben rief Prechtler mich ab, um mir die Ruine Aggstein zu zeigen; sie ist vortrefflich im echten Raubrittergeist angelegt, hoch

auf einem Felsen, und würde auch jetzt noch schwer zu stürmen sein. Unser Schiff war heute Morgen fast überladen von Menschen, nun hat es sich schon bedeutend geleert; auch ein Jesuitengeneral war, wie es hieß, unter uns, ob man dem frommen Vater, den man dafür hielt, aber nicht zu viel Ehre erwies, möchte ich nicht entscheiden. Unsere Reise scheint, dem Anfang nach zu urteilen, rascher vonstatten zu gehen, als ich gedacht hätte; dennoch ist es mir noch unmöglich, über die Zeit der Zurückkunft etwas fest zu setzen. In Linz wird Saphir das Volk haranguieren, wenn man uns, wie wir es erwarten dürfen, freundschaftlich entgegen kommt. Er ist dort bekannt und hat es durch einen Aufsatz in seinem Humoristen schon vorbereitet; übrigens ist das, was er zu sprechen hat, das Resultat einer gemeinschaftlichen Beratung. In Innsbruck werde ich dagegen das Wort nehmen und demnächst wahrscheinlich gleich von dort aus einen Artikel in die Allgemeine Zeitung schicken, da unsere Mission, mag sie nun einen Erfolg haben, wie sie immer will, doch eine historische ist. Aus Innsbruck werde ich Dir, meine teure Christine, ebenfalls gleich schreiben, und wenn ich dort auf der Post einige Zeilen von Dir vorfände, würde es mich sehr glücklich machen. Wie bringst Du den heutigen Tag wohl zu? — Der Himmel gebe nur, daß in Wien nichts vorfalle, was mich für Dich zittern macht! Bin ich selbst dabei, so mag kommen, was soll!

Linz, nachmittags.

Fürchterliche Nachrichten aus Wien. Barrikaden. Keine Post angekommen! Wir zittern und bleiben bis wir Näheres wissen, hier. Es reist eben jemand ab. Dem gebe ich dies, vom Tische aufstehend, mit. Gebe der Himmel, daß wenigstens Dich, mein teuerstes Weib, mein einziger Schatz, kein Unheil betroffen habe! Ob wir weitergehen, oder nicht, hängt von den Nachrichten ab, die wir bekommen. Saphir will augenblicklich zurück. Das erlaubt mir mein Begriff von Pflicht nicht. Dennoch siehst Du mich vielleicht eher wieder, als wir dachten! In Linz wurden wir aufgenommen, wie ehemals die Könige. Ich kann nicht mehr schreiben, der Hauptmann, der uns die Abfahrt einer Extrapost anzeigte, wartet auf den Brief. Geh um Gottes willen nicht aus, wird oder ist es draußen unsicher, so laß alles im Stich und rette Dich und die Kinder.

In größter Eile.

Die Beischlüsse von Prechtler und Saphir laß besorgen, so schnell es geht. Ich zittre für Dich! Nun schnell auf die Reise!

An Christine Hebbel.

Linz, den 28. Mai 1848.

Meine teuerste Christine!

Die Zuschrift von gestern und vorgestern wirst Du empfangen haben. In welch einer Angst um Dich ich mich befand, hast Du daraus ersehen. Jetzt ist es zwölf Uhr nachts, der Postwagen, der gestern ausblieb, ist heute eingetroffen, die Wiener Zeitung ist da, Dr. Löhnert, ein Bekannter aus dem Leseverein ebenfalls. Wir wissen, was vorgefallen ist und haben unsern Entschluß gefaßt. Er besteht darin, daß wir mit Ausnahme Saphirs, den seine Unpäßlichkeit in Linz zurückhält, mit Tagesanbruch nach Innsbruck abgehen. Wir müssen unsere Mission um so eher auszurichten suchen, je gefährlicher sie geworden ist. Der Erfolg hängt nicht von uns ab, wir sind daher auch für den Erfolg nicht verantwortlich. Was an uns liegt, müssen wir aber redlich tun, und wenn es uns nur gelingt, an die Person des Kaisers zu gelangen, so werde ich ihm nicht bloß die Petition überreichen, sondern ihn auch an seine Pflicht erinnern und ihm auseinandersetzen, daß die letzten Ereignisse nur die Folge seiner Abreise gewesen sind und darob nicht als Beweise ihrer Notwendigkeit geltend gemacht werden dürfen. Morgen um 6 Uhr reisen wir, Dr. Wildauer, Prechtler und ich ab. Nirgends werden wir uns aufhalten und Innsbruck gleich nach ausgerichtetem Auftrag wieder verlassen. — Feierlich begrüßen, wie die Linzer, die uns Ehrenwache vor die Tür gaben, werden die Tiroler uns wohl nicht. Erschießen werden sie uns aber auch nicht; um sie ja nicht zu reizen, haben wir hier Pässe angenommen und reisen nicht als Wiener-Deputierte, sondern als einzelne Privatpersonen. Sobald als möglich erhältst Du Nachricht. Möchtest Du mir einige Worte nach Innsbruck gesandt haben!

Dr. Löhnert versichert mir, daß es bis jetzt in den Vorstädten ruhig blieb. Wie lange aber, kann niemand wissen. Ohne Dich ist die Welt mir nichts; hab' ich Dich, so kümmert es mich nicht, ob wir unsern Bettel verlieren oder behalten. Darum beschwöre ich Dich, gleich, sobald die Sachen sich noch schlimmer stellen oder, sobald sie auch nur bleiben, wie sie jetzt sind — wer weiß, wie es schon in diesem Augenblicke steht — sicher zu kommen. 100 Fl. O. W. befinden sich in dem Beutel in meinem Schreibtisch. In der Schublade in der Mitte, in dem Kästchen, ist auch noch etwas. Meine Papiere packst Du ebenfalls mit ein. Von dem übrigen nimmst Du mit, was Du kannst. Und wenn sie Dich nicht mit zwei Kleidern aus dem Tor lassen, so nimmst

Du nur eins mit. Prechtlers Frau wird sich mit Dir ins Einvernehmen setzen. Auf das Hofburgtheater nimm weiter keine Rücksicht, als daß Du Deine Abreise anzeigst, mündlich oder schriftlich. Mir liegt nur an Dir, nicht an dem übrigen. Die Kinder und Elise nimmst Du mit, die Mägde lohnst Du ab. Raten kann ich Dir nichts, als nicht zu lange zu zögern. Wer weiß, wie blutig die nächste Zukunft sein wird. Jedenfalls bitte ich Dich, mir gleich nach Empfang dieses Briefes nach Innsbruck einige Zeilen zu schreiben; poste restante. Tust Du's gleich, so erhalte ich ihn sicher noch. Nun, mein edles, herrliches Weib, ein herzliches Lebewohl! Befolge meinen Rat aufs treulichste; ich gebe ihn nicht ohne Gründe. Saphir läßt seine Frau auch kommen.

Ewig

Dein

Fr. Hebbel.

An Christine Hebbel.

Linz, den 5. Juni 1848.

Heute Morgen um 6 Uhr bin ich wieder in Linz angekommen. Jetzt ist es halb 10 Uhr, so lange ist Dein Friedrich mit einem Briefe für die Wiener über den Erfolg unserer Sendung an den Kaiser beschäftigt gewesen. In diesem Augenblicke schreibt Prechtler ihn ab, und ich benutze die Zeit, für Dich ein kleines Brieschen fertig zu machen. Morgen kehren wir endlich, endlich zurück, jedoch, wenn uns nicht alles täuscht, nicht, ohne unseren Zweck erreicht zu haben. Der Kaiser, sowie die Erzherzöge Franz Carl und Johann, haben die bestimmtesten Versicherungen abgegeben, daß sie sich sogleich nach Wien zurückverfügen wollen, sobald Ordnung, Ruhe und Sicherheit wieder hergestellt sind. Ordnung, Ruhe und Sicherheit sind wieder hergestellt, sie müssen also Wort halten und werden es auch ohne Zweifel tun. Das Nähere mündlich. Die Reise ist für mich von größerer Wichtigkeit gewesen, als ich ahnte; ich habe in gewisse Verhältnisse leichter hinein geschaut, wie jemals, und bin erfreut über das, was ich bemerkte. Beim Kaiser und beim Erzherzog Franz Carl führte ich das Wort. Den Kaiser braucht man nur zu sehen, um zu wissen, was man mit ihm sprechen kann. Dort war alles leere Formalität. Der Erzherzog Franz Carl dagegen ist ein Mann, eine Capacität, und ihm habe ich sehr, sehr vieles

gesagt. Z. B. „der Kaiser will nach Wien zurückkehren, wenn Ruhe, Ordnung und Sicherheit wieder hergestellt sind. Wien ist aber überzeugt, daß der Kaiser zurückgekehrt sein muß, ehe Ruhe, Ordnung und Sicherheit völlig wieder hergestellt werden können. So liegt die Sache und da die Stadt Wien Recht hat, so muß der Kaiser unter jeder Bedingung kommen!" Ferner „Kaiserliche Hoheit, es ist ein grenzenloses Mißtrauen vorhanden, aber nicht gegen das Kaiserliche Haus, sondern gegen die Umgebung des Kaiserlichen Hauses, gegen die Leute, die sich zum Teil gerade jetzt in Ihrem Vorzimmer befinden! Auf diese Leute sind alle Pfeilschüsse des Volkes gerichtet, sie stellen sich, um selbst geschützt zu sein, vor den Kaiser und behaupten, sie schützen ihn, ja, sie sagen, die Schüsse seien auf den Kaiser gerichtet!" Buchstäblich. Er errötete, erwiderte aber: ich verstehe. — Die Uhr schlägt zehn, wir müssen zur Post.

Also, morgen komm' ich. Ist es Dir möglich, so sei um 3 Uhr in Nußdorf mit einem Wagen. Nehmen müßt' ich ja doch einen. Dich zu treffen, würde mich natürlich unendlich freuen. — — — — — — — — — — — —

An F. Gustav Kühne.

Wien, den 16. Juni 1848.

Sie haben mich, lieber Kühne, ohne Zweifel schon für den undankbarsten der Sterblichen erklärt und ich kann es Ihnen nicht verdenken. Ein so schöner und gewichtiger Aufsatz, wie der Ihrige über mich, hätte mich augenblicklich drängen sollen, Ihnen meinen Dank auszusprechen. Aber wahrlich, an diesem Drang fehlte es auch nicht, nur an einem ruhigen Moment, ihm zu genügen. Es ist unglaublich, bis auf welchen Grad der einzelne von der allgemeinen Bewegung in Anspruch genommen wird, wenn er sich nicht wie ein Gott oder ein Narr, der sich für einen Gott hält, in eine Mauernische zurückziehen will. Man erfährt jetzt, warum die Natur das Atemholen nicht zu einem willkürlichen Akt gemacht hat; in Zeiten, wie die jetzigen, würde man es vergessen. Ich war nicht einmal immer in Wien, sondern 14 Tage mit einer Deputation in Tirol. Sie werden mich daher gewiß wieder lossprechen und aufhören, diesen Nachzügler von Brief, den Sie schwerlich mit einem freundlichen Gesicht in die Hand genommen haben, mit finsteren Blicken zu betrachten.

Trotzdem aber, daß mein Handel schlecht steht, muß ich zu Anfang mit Ihnen hadern. Wer war es, der den Vorschlag machte, unsere Briefe der größeren Sicherheit halber unfrankiert abzuschicken und der sich darnach, nachdem ich in die Falle gegangen war, unterstand, das Frankieren fortzusetzen? Schlagen Sie reuig an Ihre Brust! Wer war es weiter, der mich auf etwas ganz anderes, als die Europa brachte, auf eine Art von jüngsten Tag vorbereitete, so daß mir's wie ein Schauer aus dem Tale Josaphat kam, als die Nr. 18 endlich erschien, und ich mich nach einem Glas Wasser umsah, einer möglichen Ohnmacht wegen? Und siehe da, der Odem des HERRN war lindes Frühlingsgesäusel, vor dem der Schnee zerschmolz und die Blüten aufsprangen! War es aber recht, mir erst eine geballte Faust zu zeigen, und mich dann mit Blumen zu bewerfen?

Ihre Abhandlung hat mir innig wohlgetan, und nicht deswegen, weil sie doch ganz anders lobt, als sie tadelt, sondern weil sie auf die Totalität meines Wesens eingeht und die Fäden prüft, bevor sie ein Urteil über das Gewebe feststellt. Bei diesem Verfahren mag herauskommen, was da will, es wird dabei eine über alle willkürliche Modifikation hinaus liegende, mit dem Individuum selbst unmittelbar gesetzte Notwendigkeit aufgedeckt und ich finde mich leicht ins Resultat. Das umgekehrte bringt mich dagegen immer zur Verzweiflung, denn es behandelt ein unergründliches Mysterium der Natur wie ein Rechenexempel und kann dem Mißgeschick, Handwerkerfabrikate und natürliche Gewächse alle Augenblick miteinander zu verwechseln, ja erstere ihrer logischen Zweckmäßigkeit den letzteren vorzuziehen, darum auf keine Weise entgehen. Auf diesem Standpunkt ist ein wahres Wort nur zufällig möglich; auf dem von Ihnen gewählten bei hinreichend scharfen Augen ein Irrtum nur in dem Sinn nicht unmöglich, daß die beurteilte Erscheinung noch nicht alle ihre Entwickelungsphasen hinter sich hat und das Verhältnis der in ihr wirkenden Faktoren sich noch verändert. Dies ist, wie ich hoffen zu dürfen glaube, mein Fall; die Schönheit wird in mir noch, wenn auch keinen vollständigen, so doch einen höheren Triumph feiern, wie bisher. Ich kann jedoch keine andere gelten lassen, als die aus dem unbedingt aufgenommenen Kampf und der Überwindung aller untergeordneten Momente hervorgehende. Diejenige, die sich an den Dissonanzen vorbeischleicht, verschmähe ich und darum kann ich manches an Goethe nicht bewundern, wenn ich die Bewunderung anderer auch sehr wohl begreife. Aber es lichtet sich jetzt schon bedeutend in mir, besonders seit die Konflikte, aus denen meine bisherigen Dramen hervorgingen,

auf den Gassen verhandelt und geschichtlich gelöst werden, denn der morsche Weltzustand hat auf mir gelastet, als ob ich allein unter ihm zu leiden hätte und es schien mir der Kunst nicht unwürdig, seine Unhaltbarkeit durch ihre Mittel zur Anschauung zu bringen. Dies tat ich, natürlich, ohne mir einen Augenblick zu verhehlen, in welchem Mißverhältnis mein Wollen zu meinem Vollbringen stand. Jetzt halte ich mich für abgelöst; ich werde das alte Gefängnis ohne Rauchfang und Fenster nicht weiter malen, denn es stürzt ein und man darf an einen neuen Bau denken. Schon in meiner Julia werden Sie das versöhnende Element nicht vermissen, das der Maria Magdalena fehlt, wenn man es nicht, was ich freilich tue, in die tabula rasa setzt. Was auf diese folgt, wenn in dieser Zeit der geladenen Musketen und der erhobenen Knittel überhaupt noch etwas folgen wird und kann, wird aus noch helleren Augen sehen. Und so ergebe ich mich denn, vorausgesetzt, daß mein Schädel noch einige Jahre unzerschlagen bleibt, der Hoffnung, daß meine neuen Dramen hinter den besten meiner neuen Gedichte nicht zurück bleiben, und daß Sie mir das noch einmal bestätigen sollen. Es wäre mir jetzt, nach Ihrem Aufsatz, ordentlich lieb, wenn wir uns einmal mündlich gegeneinander aussprechen könnten. Wir würden uns sehr leicht über das allgemeine verständigen, denn nun liegen die Ausgangspunkte klar auf beiden Seiten vor. Das Symbolische z. B. das jedem Kunstwerk zugrunde liegt, fasse ich schwerlich anders, wie Sie selbst; es ist mir niemals ein absichtlich zu Erreichendes, sondern immer nur ein vermöge des bloßen Individualisierungsgesetzes, das doch stets die politische, sittliche und religiöse Atmosphäre mit umfaßt und ihr die feinsten Unterscheidungslinien entlehnt, im echten, zur Spitze gediehenen Gestaltungsprozeß notwendig ohne alle Über-Tendenz mit Erreichtes und die höchste Probe dieses Prozesses, ohne den es keine Kunst gibt. Und so mehreres.

Noch einmal, lieber Kühne, meinen besten Dank für Ihre liebevolle Beschäftigung mit meiner etwas unzugänglichen Individualität, die jedenfalls bis dato einem Tannzapfen noch immer ähnlicher ist, als einer Ananas!

Hier in Wien sieht es schlimm aus, sehr schlimm, denn alles Maß ist verloren gegangen und was aus einem solchen Zustand hervorgehen muß, erweist sich von selbst.

Meine Frau grüßt Sie und die lieben Ihrigen von Herzen; ich tu' es desgleichen. An Reisen dürfen wir nicht denken und Sie werden, wenn Sie auch einen Ausflug machen, gewiß nicht hieher kommen. Ein Wiedersehen steht also ferner, als ich vor 4 Monaten dachte. Geben Sie mir wenigstens bald einmal

wieder ein Lebenszeichen! Sie können's eher als ich, denn bei Ihnen fallen doch nur die Häuser ein; bei uns bebt die Erde!

An Felix Bamberg.

Sie haben mir, lieber Bamberg, auf den Brief, den ich vor vielen Monaten an Sie richtete, nicht geantwortet. Ich mache Ihnen, wie sich von selbst versteht, kein Verbrechen daraus, denn ich weiß aus eigener Erfahrung nur zu gut, wie leicht bei bestem Willen solche Störungen eintreten können. Da ich aber inzwischen meine Wohnung verändert habe, so will ich Ihnen zuerst wieder ein Lebenszeichen geben, damit mich das mir von Ihnen etwa zugedachte nicht verfehle.

Was sich in Wien ereignet hat, seit wir uns zum letztenmal schrieben, wissen Sie. Ich habe alles mit durchgemacht: Studenten- und Pöbelherrschaft, Belagerung, Bombardement und Einnahme der Stadt. Meine Frau und mein Töchterlein ebenfalls. Auf welcher Seite ich mich befand, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, eher würde ich mich noch dem russischen Zaren anschließen, als der scham- und sittenlosen Brutalität, die hier für die Trägerin der Freiheit galt. Ich stand eigentlich allein und tu' es jetzt, nun das Heft in andere Hände gekommen ist, schon wieder.

Um mich von dem Widerwärtigen, das in den unvernünftigen Zuständen für mich lag, zu befreien, flüchtete ich mich in die Kunst. Mein Talent hat mir nie größere Dienste geleistet, es war die Schwimmblase, die mich über dem Wasser erhielt. Während der schlimmsten Zeit schrieb ich die Hauptsachen des fünften Akts meiner Mariamne. Acht Tage nach Einnahme der Stadt schloß ich das Stück. Es ist ohne Zweifel mein bestes und ich beklage sehr, es Ihnen noch nicht mitteilen zu können. In Rötschers Händen befindet es sich längst und er hat mir viel Schönes darüber gesagt. Doch, er hat auch eine Tiphonia warm gelobt und schwärmt jetzt für einen Judas Ischariot, der eigentlich doch nur ein Bastard meiner Judith ist. Die Judith dagegen erwähnt er nicht einmal und auch für den Diamant hat er kein Wort der Kritik. Nun, jedem seine Weise. Rötscher ist und bleibt für Kunstwerke, die die Geschichte bereits gestempelt hat, der erste Kritiker und leistet das Außerordentlichste, wo es sich um die Zergliederung derselben handelt. Der Gegenwart gegenüber

scheint er den rechten Standpunkt schwerer zu finden und das rührt, wie ich glaube, daher, daß er es bis jetzt unterließ, sich in die Geheimnisse des Gestaltungs- und Verlebendigungsprozesses zu vertiefen.

Am 1. d. M. ist meine Judith zum erstenmal über das Hofburgtheater geschritten, natürlich in der Hamburger Umarbeitung, was den 5. Akt betrifft. Seit Jahren fand ein solcher Zudrang zu einer Vorstellung nicht mehr statt; schon um 11 Uhr morgens waren alle Plätze vergeben. Die Aufnahme war so günstig, wie möglich; das Stück griff noch tiefer ein, wie Maria Magdalena. Freilich wurde die Judith aber auch von meiner Frau auf eine Weise dargestellt, die schwerlich wieder erreicht, nie überboten werden wird. Bei jedem Schritt, jeder Bewegung ein neues Bild und immer ein antik-statuarisches. Es ist ein Verlust für Sie, ein unersetzlicher, diese größte und jetzt einzige tragische Künstlerin Deutschlands nicht sehen zu können. — — Hammer-Purgstall schrieb mir den Morgen nach der Vorstellung: „Ihre Frau Gemahlin war wahrhaft antik, klassisch wie die Tragödie selbst." Bauernfeld äußerte sich ebenso. Es ist nur eine Stimme. Der taube Landesmann*) (einer unserer besten Köpfe) schickte mir noch eben einen Brief und sagt darin, daß er trotz seiner Taubheit den erschütterndsten Eindruck mit sich fort genommen habe. Die Maler möchten Szene nach Szene auf ihre Leinwand bringen und zwei sind wirklich schon mit Bildern beschäftigt. Bei einer so ganz außerordentlichen Wirkung glaube ich nicht zu viel zu hoffen, wenn ich annehme, daß der verstümmelten Judith im nächsten Winter die unverstümmelte wird folgen können. Ich werde das Werk übrigens einer Durcharbeitung unterziehen und glaube, daß ich ihm noch eine befriedigende Gestalt geben kann, wenn ich beim Holofernes die Linien bald verengere, bald erweitere. Er ist mir wieder näher getreten. Hammer, der viele Jahre Gesandter in Konstantinopel war und den Orient kennt, ist freilich auch mit dem jetzigen Holofernes schon zufrieden.

Mariamne wird, wie ich hoffe, die Spannung zwischen mir und dem Publikum völlig beseitigen; sie ist schön, wie Judith erhaben. Nun kommt Moloch daran. Kennen Sie aus der Europa die erste Szene? Ich fragte Sie schon einmal.

Ich lege mein neuestes Produkt bei, welches von einer Clique, in der auch Ihr trivialer Mosenthal steckt, hart angefochten wird, wie ich höre. Ich kümmere mich nicht um die Subjektlein. Antworten Sie mir bald.

Wien, den 3. Februar 1849.

---

*) Hieronymus Lorm.

An Karl Werner.

Geehrtester Herr!

Sie haben mir eine Freude gemacht und glauben, sich deshalb entschuldigen zu müssen. Ich danke Ihnen aufrichtig für Ihren Aufsatz über meinen Schnock, der eine neue Probe Ihres schönen Darstellungstalentes ist und mir gleich, wie ich ihn las, was gestern Abend geschah und also früher, als ich Sie als Verfasser kannte, ein warmes Interesse abgewann. Sie sind ganz in meine Intentionen eingegangen und es ist mir namentlich lieb gewesen, daß Sie die politischen Deuteleien zurückgewiesen haben, die selbst meine Erklärung in der Vorrede nicht abzuschneiden scheint.

Machen Sie mir recht bald das Vergnügen, mich einmal wieder zu besuchen; dann wollen wir auch über Ihre Novelle reden.

Ihr
hochachtungsvoll ergebenster

den 13. Januar 1840. Fr. H.

An Franz Dingelstedt.

Berlin, den 19. April 1851.

Lieber Dingelstedt!

Ihren sehr werten Brief vom 9. d. M. empfing ich gestern Abend in der Metropole „deutscher“ Intelligenz, in der ich mich seit acht Tagen herumtreibe. Es ist heute Morgen mein erstes, Ihnen für die Liebe, die Sie meinem ungezogenen Erstlingskinde in so reichem Maße erwiesen haben, meinen herzlichsten Dank zu sagen. Glauben Sie mir, ich weiß den „bescheidenen“ Teil, den Sie an dem Erfolg dieser Judith hatten, zu würdigen. Ein mit solch naiver Unbekümmertheit um alle und jede Theater der Welt im Furor gelaichtes Stück kann sich nur durch die treueste Teilnahme und die sorgfältigste Pflege vor den Lampen behaupten. Das weiß ich gar wohl, und fühle mich Ihnen eben darum zu doppeltem und dreifachem Danke verpflichtet. Übrigens gratuliere ich, wie mir selbst, so auch Ihnen aus voller Seele. Die Judith war in München, nach meiner Kenntnis der dortigen Verhältnisse, noch schwerer durchzusetzen, wie in Wien, und nach diesem Ihrem Triumph dürfen Sie das Eis gewiß unbedingt

als gebrochen betrachten. Das freut mich, und wahrlich nicht bloß meinetwegen. Denn eine Regeneration der Bühne, woher soll sie kommen, wenn man sich an allen Ecken und Enden der Aufnahme neuer und frischer Elemente mit Hartnäckigkeit widersetzt? Da kann der beste Wille des Intendanten, der regste Eifer der Schauspieler nichts ausrichten. Das Kunstwerk ist, wie der Mensch, verloren, wenn man ihm nicht mit Liebe entgegenkommt. Nun, es mag in Bayern, wie in meinem geliebten Österreich, noch ein gut Stück Naivetät stecken, und wie viel ist die wert. Das empfind' ich so recht in dem kalten, windigen Berlin, wo man ohne Kritik kaum noch ein Glas Wein trinken kann; hier sag' ich auch, merkwürdig genug, zum erstenmal: geliebtes Österreich! und bin selbst darüber ganz erstaunt, denn in Wien fällt's mir gar nicht ein. Ich sollte dies Lied eigentlich nicht singen; sind die Menschen hier doch freundlich und herzlich gegen mich und tun alles mögliche, um mir den Aufenthalt angenehm zu machen. Aber es gilt ja auch nur der Atmosphäre, und diese ist dadurch nicht besser geworden, daß Schelling, Tieck, Cornelius usw. darin atmen. Ich fühle mich hier oft unwillkürlich an Ihr miserere im Nachtwächter erinnert; die Lichter, die man München und Dresden entzog, sollten leuchten, aber sie gehen nur aus, und es gibt wohl kein eindringlicheres Bild der Vergänglichkeit, als das Licht in seinem letzten Stadium, besonders das, das sich nicht vom Wachs oder Unschlitt, sondern von dem geheimnisvollen Saft der Gehirnfibern ernährt. Gutzkow ist hier gewesen und ungefähr zu derselben Zeit abgereist, wo ich angekommen bin, wie ich von Freund Mundt höre. Es hat mir leid getan, daß ich ihn nicht mehr getroffen habe, denn gern wäre ich ihm im Leben einmal wieder begegnet. Wir hatten das Unglück, zu früh zusammenzutreffen; seine Natur ist mir seitdem durchsichtiger geworden und ich habe schon vor Jahren meine Anschauungen über ihn in einer Kritik seines „Urbildes" niedergelegt.

Sagen Sie den Herrn und Damen, die auf Ihrem illustrierten Theaterzettel fungieren, meinen Dank, auch denen, die Sie mit der Note: schlecht! bedenken mußten, denn sie hätten ja noch schlechter sein können. Fräulein Damböck hat in Berlin ein gutes Andenken hinterlassen, Herrn Jost kenne ich von Hamburg her, als Louis onze; ein vortrefflicher Charakterdarsteller. Für diesen wäre vielleicht mein Michel Angelo; mein Neuestes, ein kleines, zweiaktiges Drama in himmelblauem Stil, d. h. so voll von Versöhnung, wie man's nur wünschen kann. Ich sage: vielleicht! denn ich weiß nicht, ob er Innerlichkeit hat, und die gehört dazu. Davon ein andermal. Wie gern hätte ich der Vorstellung

beigewohnt! Es liegt längst in meinen Wünschen, München einmal wiederzusehen, und wer weiß, was geschieht. Sie, die Judith in einer ganz neuen Gestalt, der Englische Garten, in dem ich Hegel und Schelling so lange studierte, bis ich sie (buchstäblich) mit Füßen trat, weil sie mich verrückt machten; was ist da nicht alles beisammen!

Verzeihen Sie meine Redseligkeit, lieber Freund, lassen Sie sich noch einmal danken und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, die nun bei Ihnen sein wird, da die Lerchen sogar in Berlin eingetroffen sind, aufs allerbeste. Auch Mundt, der eben kommt, grüßt Sie herzlich; er hat nicht vergessen, daß er Ihnen noch einen französischen Brief zu beantworten hat!

Von Herzen

Ihr

Fr. Hebbel.

An Franz Dingelstedt.

Penzing bei Wien, den 21. Mai 1851.

Lieber Dingelstedt!

Den Danksagungsbrief, den ich Ihnen aus Berlin schrieb, werden Sie richtig empfangen und daraus ersehen haben, mit welcher Freude ich durch Ihre Darstellung der Judith erfüllt und wie nah mir das alte, liebe, nie vergessene München dadurch wieder gerückt wurde. Ich trug mich damals mit dem Gedanken, gleich Knall und Fall einmal hinüberzurutschen, und mich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob der „Harmlos“ am Eingang des Englischen Gartens im Jahre 1848 auch Schaden genommen habe und wie der Tilly sich im Rondell der Ludwigsstraße, die ich anlegen sah, präsentiere. Gerne hätte ich ihn ausgeführt, aber es ging nicht, ich mußte nach Wien zurück. Dagegen ließe sich die Sache vielleicht im Juli realisieren, und ich erlaube mir, Ihnen zu dem Ende einen Vorschlag zu machen, der Ihnen konvenieren dürfte, falls Sie nicht schon Verbindlichkeiten eingegangen sind.

Meine Frau gibt in der ersten Hälfte des Julimonats auf der Königlichen Bühne zu Berlin fünf Gastrollen, und tritt unter anderem auch in der Judith auf, die dort neu in Szene gesetzt wird. Über die zweite Hälfte haben wir noch zu verfügen, und wohin sollen wir uns lieber wenden, als nach München, wenn

wir dort willkommen wären? Meine Frau war niemals dort und wäre dem Publikum deshalb ohne Zweifel eine doppelt interessante künstlerische Erscheinung; sie könnte etwa in der Judith, der Maria Stuart, der Iphigenie, und falls die Dreizahl überschritten werden sollte, was ganz bei Ihnen stände, auch im Werner, im Uriel Akosta oder in der Griseldis usw. auftreten. Ich mache Ihnen meinen Vorschlag zu spät, als daß ich nicht ebenso gut auf ein Nein, wie auf ein Ja gefaßt sein müßte; erzeigen Sie mir nur die Freundschaft, mir das Nein recht bald zukommen zu lassen!

Wir sind jetzt auf dem Lande und unsre plaisir's champètres bestehen in Wolkenbrüchen, Überschwemmungen, Stürmen, welche die Bäume entwurzeln usw. Einen solchen Mai habe ich noch nicht erlebt, wohl dem, der einen warmen Ofen hat! Wenn Sie sich nun einen Menschen hinzudenken, der ohnehin die Stadt vorzieht und jedesmal ein Opfer bringt, sobald er sie mit Geßners Paradies vertauscht, so haben Sie den Barometer meiner Stimmung. Mit den freundlichsten Grüßen und Empfehlungen von uns beiden an Sie und Ihre Frau Gemahlin, die jetzt, wie alle Nachtigallen, längst bei Ihnen eingetroffen sein wird

Ihr herzlich ergebener

Fr. Hebbel.

Penzing, Pfarrgasse Nr. 63.

An Franz Dingelstedt.

Wien, den 26. Januar 1852.

Liebster Freund!

Es ist sieben Uhr abends und eben lege ich den Melchior Meyr aus der Hand. Wie glücklich fühl' ich mich bei dem Gedanken, daß mein Stück bereits auf dem Wege zu Ihnen ist, denn nun kann ich doch kein Plagiat mehr begehen, und bin auch nicht der Gefahr mehr ausgesetzt, eines solchen bezüchtigt zu werden; Ihr Zeugnis wird mich decken. Im Ernst: stände diese Bernauerin nur um einen Finger breit höher, wäre die Mache nur ein klein wenig besser, gehörte ein Theatererfolg nur zu den möglichen Dingen, so würde ich Anstand nehmen, mich darüber zu äußern. Aber ich habe nichts zu besorgen, ich brauche

nicht vor mir selbst auf der Hut zu sein, Neid und Mißgunst können gar nicht aus mir sprechen! Nein, wahrlich nicht, denn Sie haben in zwei Worten alles gesagt; es ist von Anfang bis Ende „eine Komödie im Phrasengange alter Zeit“, eine Hopfenstange, die der Verfasser mit welkem Laub vom vergangenen Jahr aufgeputzt hat. Mit meinem Versuch werden Sie das Ding vergleichen; ich halte es gegen die Arbeit des alten Törring und bin der Meinung, daß es dieser nicht das Wasser reicht. Ja, ich beleidige den wackeren Vorgänger schon durch die bloße Zusammenstellung, er ist ein Shakespeare gegen den, der nach ihm kam. Seine Auffassung des Gegenstandes ist nicht die tiefste, er übersieht den Hauptpunkt, aber sie ist doch verständig und steht in vollkommenem Einklang mit den Mitteln, die er aufzubieten hatte. Darum stellt er das Liebesverhältnis, für das ihm die Farben fehlten, nebst dem Abschluß in der Heirat, gleich in der ersten Szene fertig hin und entwickelt nun in klaren schlagenden Situationen die Folgen, so daß man ihm bis zu Ende gern das Geleite gibt und erst ganz zuletzt den Kopf zu schütteln anfängt. Herr Meyr wagt sich, ohne die Beschaffenheit seiner Palette irgend zu untersuchen, ruhig an die Genesis und hat nun nicht einmal Reißkohle zur Verfügung; da kommen denn Schemen zum Vorschein, gegen die Wolkenbilder noch Konsistenz haben, und die werden mit Redensarten von Tromlitz und Blumenhagen aufgefüttert; sein Schluß aber, die Ausstellung eines einbalsamierten Leichnams, der vorher stundenlang von der Donau herumgewälzt wurde, dürfte das scheußlichste sein, was jemals in einem Drama vorkam. Törrings Prosa ist knorrig, zuweilen plump, immer unbeholfen; aber es steckt doch Kern darin, und mitunter kommen ganz vortreffliche Sachen vor. Herr Meyr reitet einen wahren Maulesel von Jambus, der nach der störrischen Art dieser Bastardtiere verweilt, wenn Eile not täte, und eilt, wenn verweilt werden sollte; es ist der Stil des heiligen römischen Reiches, auf Verse gezogen, wie Bier auf Flaschen, man wundert sich ordentlich, daß nicht irgendwo ein „in Rechnung legen“ vorkommt. Dabei eine vollständige Unkenntnis des Handwerks und ein Mangel an ästhetischem Sinn, welcher bei diesem grimmigen Feinde von uns jungen Deutschen, der schon in ganzen Broschüren gegen uns zu Felde zog, doppelt und dreifach auffällt. Was in der einen Szene geschieht, wird in der nächsten „nach der Meldung von Augenzeugen“ (Ernst, pag: 130) wieder erzählt und die Erzählung nimmt immer noch einmal so viel Zeit weg, wie die Handlung selbst. Und Dinge, die mit Nacht bedeckt werden sollten, weil sie nur Ekel und Abscheu erregen können, ohne irgend notwendig zu sein, werden

mit beleidigender Breite ausgemalt, wie der greuliche Zug von dem Henker, der freilich historisch ist, den aber doch gewiß nur ein mit Spieß und Kramer verwandtes Gemüt auf Nadeln stecken kann. Anderes dagegen, z. B. der Umstand, daß Agnes gleich nach ihrer Krönung in Straubing ihre Totenkapelle zu bauen anfing, wird verschmäht, obgleich der ganze Charakter darin liegt. Von einer Veranschaulichung der wilden, gewaltigen Zeit ist ebenso wenig die Rede, sie wird nicht einmal versucht, ja der Herr Dichterkritiker läßt seine Ritter sich über sich selbst skandalisieren. Ich möchte sogar behaupten, dieser Herold des historischen Dramas, der den Egmont so ungenügend fand und Rötschers Jahrbücher durch lange und langweilige Abhandlungen mit ruinieren half, hat jene Zeit, ohne die das Ereignis doch undenkbar ist, gar nicht im Detail gekannt, er hat höchstens im Falkenhain, vielleicht nur im Mannert geblättert, gewiß aber nicht die Quellen gelesen, denn ein wenig Fleisch und Blut hätte sich doch ansetzen müssen, darum fürchte ich, er hat „sich selbst zum Gericht" gesprochen, als er (Seite 72) ausrief:

„Und das Gebäude väterlicher Liebe,
Das schon zu prangen schien im Sonnenlicht,
Versinkt in Nacht, gleich einem Traumgesicht!"

Ich halte es für absolut unmöglich, daß irgend ein Publikum der Welt auch nur zwei Akte aushält. Und so etwas wird von den sieben Weisen Griechenlands empfohlen, von Leuten, die mit Schiller und Goethe doch wenigstens l'hombre spielten.

Liebster Freund, es muß doch schrecklich sein, bei lebendigem Leibe überholt und in den Hintergrund gedrängt zu werden, denn nur durch den Verdruß über dies Schicksal kann ich mir einen so tiefen Fall der Philosophie erklären. Das ärgert sich, daß die Welt nicht still steht, weil sie herausgehen und schiebt uns nur noch ganz zuletzt aus Schabernack die liebe Mittelmäßigkeit zwischen die Beine, damit wir stolpern. Oder haben Sie einen anderen Schlüssel? Übrigens seien Sie überzeugt, daß alles, was Sie mir mitteilten, strengstes Geheimnis zwischen uns beiden bleibt, wogegen Sie hinsichtlich meines Stücks natürlich an diese Bedingung nicht mehr gebunden sind, da ich bewandten Umständen nach jetzt jedenfalls damit zu operieren anfangen muß.

Was Sie mir in Ihrem ersten Briefe (beide kamen an demselben Tage) gegen den Stoff einwandten, finde ich sehr gegründet. Das Publikum, wie es ist, will überall zum Gedichte auch eine Geschichte haben; es entschließt sich ungern, bei einem neuen

Stück auf einen Reiz Verzicht zu leisten, der jedem alten, oft wiederholten fehlt. Aber ich hoffe, dies Defizit soll durch die Charaktere und durch die ganz neue, nach meiner Meinung unmittelbar durch den Gegenstand selbst gebotene Auffassung gedeckt werden. Ich schrieb Ihnen schon darüber und jetzt werden Sie selbst prüfen. Mein Vorgänger ist unter der Aufgabe geblieben, sein Werk mußte darum auch notwendig zum Schluß verpuffen. Denn jedem Vorwurf soll man das Eigentümliche abzugewinnen suchen; man soll Napoleon nicht als Tänzer, Vestris nicht als Soldaten malen, obgleich der eine zuweilen getanzt, der andere vielleicht auch einmal Kriegsdienste getan hat. An der Agnes Bernauer kann nun in diesem Sinne nichts interessieren, als das Verhältnis, worin ein menschliches Individuum, das zu schön ist, um nicht die glühendsten Leidenschaften hervorzurufen, und doch zu niedrig gestellt, um auf einen Thron zu passen, zum Staat und zum Vertreter desselben gerät, wenn es höher erhoben wird, als die Ordnung derselben es verträgt. Daß sie in eine Situation hinein gerät, in der sie vernichtet werden muß, wenn sie nicht zurück kann, das ist an ihrem Schicksal einzig und stempelt sie, indem doch auch hier ein Zusammenstoß des absoluten und des positiven Rechts vorliegt, zur Antigone der modernen Zeit; daß sie zugrunde geht, weil (bei Törring wie bei Meyr) untergeordnete Beamte aus Rachsucht oder Grille die gemessenen Befehle ihres Gebieters überschreiten, teilt sie mit vielen Tausenden und setzt im speziellen Fall die Tragödie zur Tragikomödie herab. Mein Augenmerk war, in dem Mädchen eine Lilie hinzustellen, der man es auf jedem Blatt noch ansieht, daß sie sich durch den Boden hindurch q u ä l e n mußte, und in dem Fürsten, der sie opfert, einen durchaus sittlichen Repräsentanten der höchsten Gewalt, der eben darum auch, obgleich der Groll der Massen sich gegen ihn erklärt, am Schluß durch einfache Entfaltung des erhabenen Pflichtbegriffs die ihm in wilder Ungebändigtheit entgegentobende Leidenschaft niederschmettert. Von Ihnen werde ich erfahren, ob es mir einigermaßen gelungen ist.

Genug und übergenug, nicht wahr? Ich schreibe Ihnen jetzt nach München einen Brief, wie ich deren aus München zur schönen Universitätszeit Dutzende geschrieben habe, lang, wie das Nibelungenlied, das für mich kein Ende hat, weil ich noch nie zu Ende kam. Machen Sie nun mit dem Stück, was Sie wollen; streichen Sie heraus, fügen Sie hinzu, was Sie angemessen finden; lassen Sie es vor- oder nachtanzen: Sie haben plein pouvoir, wie Louis Napoleon. Freilich wär' es mir sehr lieb, wenn Sie diese Agnes ein bißchen liebenswürdig fänden und sie zu Ende

Februar vor die Lampen führten, denn nur dadurch wird sie für Deutschland gerettet; kommt Melchior Meyr in Berlin zuerst, so wird man sich zehn Jahre lang bei dem bloßen Titel kreuzigen und segnen, das will ich dem guten, wirklich wackern Hülsen, der hinter's Licht geführt worden sein muß, verbürgen. Aber, da Genoveva doch auch mein Kind ist, so wage ich, um nicht Lears Schicksal heraus zu fordern, mich nicht geradezu für die Agnes zu entscheiden, sondern lege alles in Ihre großmütige Hand. Daß ich's nicht vergesse: wegen Genoveva kommt gewiß nichts in die Blätter, die Sache ist einstweilen wieder vergessen. Ach, wie gerne käme meine Frau im Februar! Wie würde Sie sich freuen, sich einmal wieder auszuspielen! Aber es ist rund abgeschlagen beim ersten Anticken. Auch kann man nichts einwenden, denn es ist allerdings allgemeines Prinzip. Löwe erhielt nur Urlaub, weil sich seinetwegen die eine Majestät an die andere wandte. Vielleicht aber „ermögliche" (Meyr) ich die Herüberkunft, nämlich die meinige. Sie jedenfalls im Sommer zu sehen, würde mich von Herzen freuen, so oder so. Ich wollte, Sie wären hier und ich nicht allein. Noch einmal meinen wärmsten Dank für das freundschaftliche Interesse, das Sie mir bei dieser Angelegenheit wieder dargelegt haben und von uns beiden die besten Grüße an Sie und Ihre Frau Gemahlin.

Der Ihrige

Fr. Hebbel.

An Christine Hebbel.

München, den 23. Februar 1852.

— — — — — — — — — — — — — —

Gleich nachdem ich den Brief an Dich geschlossen hatte, trug ich ihn auf die Post und ging zu Dingelstedt. Ich traf ihn nicht mehr zu Hause, aber in der Theaterkanzlei, und ward aufs herzlichste von ihm empfangen, erfuhr jedoch zugleich, daß er die Agnes nicht so rasch bringen könne, wie er im ersten Enthusiasmus gedacht habe. Darauf war ich vorbereitet, es handelt sich ja auch weniger um das Wann, als um das Ob, und dies steht fest. Ich blieb ziemlich lange bei ihm und erfuhr unter anderen wichtigen Neuigkeiten auch die ganz unerhebliche, aus bekannten

Gründen aber nicht uninteressante, daß der treue, anhängliche, redliche Franz von Braunau sich schon sehr warmer Empfehlungen erfreut. Dann aß ich im Hotel und brachte die Stunden bis zur Theaterzeit damit zu, daß ich meine sämtlichen alten Wohnungen wieder aufsuchte und von der Straße aus die Fenster betrachtete, die einst die meinigen gewesen sind. Natürlich kam es mir nicht in den Sinn, hinein zu gehen, da ich ja lauter fremde Menschen getroffen haben würde, aber ich konnte dem Zuge meines Herzens nicht widerstehen, diese unblutigen und doch an Wunden und Schmerzen so schrecklich reichen Schlachtfelder meiner Jugend wenigstens von außen einmal wieder anzusehen. Sag dies niemand; es ist nur für Dich. Um halb sieben ging ich ins Theater und sah mir, anfangs von einem Sperrsitz aus, dann in Dingelstedts Loge, eine Oper an. Die beiden Majestäten, König Ludwig und König Max, waren auch dort, und es machte mir einen ganz eigenen Eindruck, sie einander gegenüber zu erblicken, den einen links von der Bühne, den andern rechts. Dingelstedt machte mich mit einem Grafen Tascher bekannt, der hier den Ton angibt und der noch ganz voll von der Judith war. Er meinte, all' unsere neueren Dramendichter, bis auf mich, schickten nur immer verkappte Deutsche aufs Theater, denen man glauben sollte, daß sie etwas ganz anderes wären; meine Assyrier und Juden hätten's ihm aber angetan, und er erinnere sich gar keines gewaltigeren Eindrucks. Es ist eigen, wie dies übermütig wilde Jugendwerk wirkt. — — —
— — — — — — —

München, den 25. Februar 1852.

— — — — — — — — — — — — — —

So viel ist gewiß, man hat hier ernstliche Absichten auf uns, auf mich, wie auf Dich; es ist eine Krisis für uns da. Überleg' Du Dir alles, wie ich mir. Zu übereilen brauchen wir uns nicht, aber entscheiden werden wir uns müssen, und ich dächte mit Ausnahme unserer Freunde, hätten wir an Wien, wo Du so unwürdig behandelt wirst, und wo man mir jede Existenzquelle zu verschütten sucht, wenig zu verlieren. Erwäge beide Seiten, aber sprich zu niemand, absolut zu niemand. Hier wirst Du das ganze große Rollenfach der Schröder haben, und wie vieles wird bloß deinetwegen in Szene gehen. Hier brauche ich bloß zu dichten, für Dich zu dichten und ich bin der Darstellung

sicher. Dazu können wir alles vorher ordentlich aufs Genaueste punktieren. Dort — — mein Gott, wir gehen ja nicht leichtsinnig, wie undankbare Menschen, die Lust am Wechseln finden; wir werden ja durch diesen neuen Direktor mit Gewalt vertrieben! Wie ernstlich ich mich als einen Wiener betrachtete, habe ich im Jahre 1848 wohl durch meine Handlungsweise bewiesen; ich würde mein Leben gewiß nicht eingesetzt haben, wenn ich mich für einen Fremden, einen bloßen Zuschauer gehalten hätte! Wer wird von der schönen Stadt, an die uns so viele Jahre knüpfen, ohne Schmerz scheiden, aber was hilft's uns, im Paradiese zu wohnen, wenn wir darin gemartert werden. Davon weiß das Kaiserliche Haus nichts, das versteht sich von selbst, aber das ist eben das Schlimme. Also — denke, schreib mir und schweige, denn nächstens stehe ich vor dem König, wenn mich nicht alles täuscht. Kaulbach empfing mich gleich mit den Worten: nun, Sie bleiben doch hier? Und Dingelstedt sagte darauf: der schwatzt aus der Schule! Unter diesen Umständen finde ich es nicht ratsam, Briefe für den Wanderer oder die Abendpost über München zu schreiben. Los wirst Du ja kommen können in Wien, denn mit Gewalt darf's freilich nicht gehen. Aber wenn sie Dich halten wollen, so müßten sie Dich auch anders stellen. Die Antwort aus Berlin ist ausgefallen, wie ich dachte. Die Tür steht auch dort noch halb offen. Das Manöver mit Hamburg wäre so übel nicht; nur weiß ich nicht, wie sich's ausführen läßt. Die Darstellung in München, wenn sie ausfällt, wie sie soll, wird hinreichen, Hülsen noch jetzt zur Besinnung zu bringen und ihn zu bestimmen, Herrn Meyr das Honorar zu schenken, sich selbst aber ein Fiasko. Der Zufall begünstigt mich auch ein wenig.
— — — — — — — — — — — — — —

München, den 3. März 1852.

Morgen mehr! schloß ich meinen gestrigen Brief. Es ist morgen und ich setze mich nieder, um Dir über den gestrigen Tag Rechenschaft abzulegen. Er war recht bunt. Vormittags besah ich allerlei, z. B. die berühmten Rottmannschen Landschaften, die allerdings ein Höchstes in ihrer Art sind. Auch machte ich dem Sekretär der k. k. österreichischen Gesandtschaft, einem sehr artigen Mann, eine Visite; den Gesandten, Grafen Esterhazy, sah ich längst. Um halb drei Uhr fuhr ich in die Residenz. Es waren außer mir noch drei Personen da, in Uniformen, mit Orden behängt, ich wurde aber zuerst gerufen. Der

König, ein noch junger Mann mit noch frischem Gesicht und sehr wohl gebaut, empfing mich mit der größten Liebenswürdigkeit und behielt mich für eine erste Audienz sehr lange bei sich. Ich kann das Gespräch natürlich nicht im Detail wiedergeben, aber es war höchst interessant. Er sprach zunächst über die Judith. „Das Stück ist eins der merkwürdigsten, die mir jemals vorgekommen sind; die Wirkung, die es hat, ist eine gewaltige; ich habe sehr viel darüber nachgedacht und möchte wohl von Ihnen selbst entwickelt hören, welche Ideen Sie zugrunde legten." Ich tat das, charakterisierte dann das Stück als ein nach Art aller Jugendwerke ein wenig auf die Spitze gestelltes und bemerkte, daß ich längst beschäftigt sei, es im einzelnen umzuarbeiten. „Das tun Sie ja, das Stück ist in Gehalt und Form so bedeutend, wenn Sie es auch als ein Jugendwerk bezeichnen, daß es gewiß verdient, so viel, wie möglich, hergestellt zu werden." Ich nahm nun eine Wendung und sagte, daß es mich nicht bloß meiner selbst wegen freue, über ein solches, doch immer sehr leicht mißzuverstehendes Stück aus Königlichem Munde dies Urteil zu vernehmen, sondern daß ich für die ganze Literatur eine Hoffnung daran knüpfe, indem die dramatische Kunst, die jetzt überall wieder durch die überstrengen politischen Maßregeln in ihrer Entwickelung gehemmt sei, bei einem solchen Eingehen des Monarchen auf die schwierigsten Probleme mit Mut und Zuversicht auf München blicken dürfe. „Mein Vater hat die bildenden Künste zu heben versucht, ich wünsche für die Literatur das Gleiche zu tun, das scheint mir noch wichtiger. Vor allem aber ist das Drama meine Passion. (In diesem Augenblicke erhalte ich vom Oberst-Hofmeister der Königin, dem Grafen Vaublanc eine schriftliche Anzeige, daß Ihre Majestät mich heute Morgen um 11¾ empfangen will; da ich mich noch gar nicht gemeldet, sondern nur gegen den Flügeladjutanten des Königs gestern den Wunsch ausgesprochen hatte, daß ich mich melden möchte, so ist das äußerst liebenswürdig. Du leidest aber darunter, denn nun kann ich nicht fortfahren, und du erhältst den Brief einen Tag später. — Doch nicht, es ist halb, eben komme ich zurück und will noch schließen.) Darauf kam er auf die Agnes Bernauer, und ich skizzierte ihm das Stück und die Punkte, worin es von dem Törringschen Volksschauspiel abweicht. „Ist es nicht gefährlich, an den Traditionen, wie sie nun einmal im Volke leben, zu ändern?" Ich erwiderte, daß ich diese Meinung sehr begründet finde, daß der Gegenstand aber nur dann tragisch gefaßt werde, wenn der Dichter sie als die moderne Antigone hinstelle und daß ich dies getan habe. „Ihr Vergleich mit der Antigone ist sehr treffend, und wer Ihre Kraft besitzt, darf auch ruhig viel wagen!"

Ich entwickelte meinen Gedanken näher und schloß, indem ich sagte, daß ich streng historisch sei, mein Vorgänger aber nicht. „Ich kam noch nie dazu, das geschichtliche Fundament näher zu prüfen und es freut mich, dies zu hören; haben Sie sich außer den Chroniken auch der Reichsarchive bedient? Ich versetzte, daß ich zu denen schwerlich den Weg offen gefunden hätte. „Ich hätte Ihnen dieselben sogleich öffnen lassen." Dann kam er auf die Genoveva. „Diese alte Geschichte gehört zu meinen ersten Kindereindrücken und meinen liebsten Erinnerungen, ich selbst habe in meinen Jünglingsjahren sie einmal dramatisch zu bearbeiten begonnen; kann denn ihr Stück nicht aufgeführt werden?" Ich erzählte die Historie des Stücks, namentlich des Epilogs und sagte, daß der Darstellung nun gewiß nichts Vernünftiges mehr im Wege stehe. „Das freut mich, ich will noch heute Abend mit meinem Intendanten reden." Nun noch manches über allerlei, politische Dinge nicht ausgeschlossen, worüber mündlich mehr. Er entließ mich mit den Worten: ich wünsche, daß es Ihnen noch länger bei uns gefallen möge, und hoffe, Sie nicht zum letztenmal gesehen zu haben. Später hat er sich gegen Dingelstedt, der ihn beständig ins Theater begleitet, dahin ausgesprochen er sei seit lange von einem Manne nicht so angeregt worden, wie von mir, und mein Freund hat geantwortet: nun sollten Ew. Majestät erst die Frau kennen! Jetzt gleich ein Sprung zur Königin, von der ich in diesem Augenblicke komme; ich schreibe Dir noch in der weißen Kravatte. Sie wohnt prachtvoller, wie ihr Gemahl, hat eine wunderbare Antichambre in den sogenannten Dichterzimmern und ist eine äußerst liebenswürdige Frau, wie ein weibliches Wesen mit einem ganz eigentümlichen Gesichtsausdruck, in dem sich sehr wenig Bewußtsein ihrer hohen Stellung ausspricht, sondern eher eine Art Ängstlichkeit. Sie sagte mir ebenfalls über die Judith viel Schönes, und über das, was sie von der Agnes erwarte, viel Schmeichelhaftes, aber ihr Terrain scheint doch ein anderes zu sein. Ich machte daher auch gleich eine Schwenkung, sagte, ich sei zu einer Schlacht herüber gekommen und bäte, darin keinen Beweis meiner Zuversichtlichkeit aufs Gelingen zu erblicken, sondern ein Zeichen meiner Anhänglichkeit an München. Das nahm sie sehr gut auf, nun kam ich auf Berlin, auf unsern dortigen Aufenthalt usw., auf den Künstlerball, genug auf Tausenderlei. Sie entließ mich ebenfalls sehr freundlich, empfing mich übrigens nicht allein, wie der König, sondern in Anwesenheit des Obersthofmeisters und einer Hofdame. Da wäre der Bericht über die Majestäten, nun noch über die Soiree bei Vogl's. Sie hatten es äußerst glänzend gemacht und über sechzig Personen zusammen gebeten, ich sah jedoch erst die ersten

drei Akte der Adrienne Lecouvreur an; die Damböck machte diesmal noch entschiedener den Eindruck eines verkleideten Mannes auf mich. Es war also alles längst versammelt; Minister, Geheim- und Hofräte, Künstler und Professoren bunt durcheinander. Ich ward auf eine Weise empfangen, daß ich hätte verlegen werden können, wenn das nicht Gottlob längst hinter mir läge. Zunächst bemächtigte sich meiner der Justizminister, Herr von Kleinschrod, dessen Frau ich später zu Tisch führte, und sprach mit Enthusiasmus, und, was mehr heißt, mit Verstand, über die Judith. Dann ging ich von Hand zu Hand und alte Herren, die sehr oft in meiner Studentenzeit vornehm auf mich herab geschaut hatten und mich natürlich nicht wieder erkannten, priesen sich glücklich, mich kennen zu lernen. Hofrat Martius, der berühmte Botaniker, brachte bei Tisch in einer Rede meine Gesundheit aus. Der Alte gefiel mir überhaupt recht wohl, und ich versprach ihm gern, seinen Donnerstagstee zu besuchen. Die Hofrätin Thiersch und die Frau von Kleinschrod waren meine Tischnachbarinnen; mit der letzteren wurde ich so vertraut, daß sie mir (ich natürlich auch ihr) ihre Heiratsgeschichte erzählte. Die Frau ist tief gebildet und beurteilte mich sehr richtig; sie sagte: manchen bedeutenden Dichter habe ich Freund genannt, mit Platen bin ich auferzogen worden, aber Ihr Herz ist viel größer, wie an allen, und das Herz ist an Ihnen auch das Größte! Sie brachte Deine Gesundheit aus und allgemein wurde auf den Tag getrunken, wo auch Du nach München kommen würdest. Auch in Professor Marggraff lernte ich einen tief in meine Sachen eingedrungenen Mann kennen, und mußte ihm versprechen, einmal bei ihm zu essen. Erst um 1 Uhr war ich wieder im Hotel. Du siehst, mein teures Herz, überall in Deutschland weiß man zwischen dem Verfasser der Judith und anderen zu unterscheiden; nur in Wien nicht. Aber sie sollen ihre Subjekte nur einmal auf Reisen schicken. Ich lege, wie Du weißt, auf die Äußerlichkeiten keinen Wert, doch mögen die guten Wiener sich daran spiegeln. — — — — — — — — —

München, den 8. März 1852.

— — — — — — — — — — — — — —

Nachmittags um fünf war ich bei König Ludwig. Er ist noch sehr kräftig, hört jedoch etwas schwer, was die Unterhaltung mit ihm einigermaßen schwierig macht. Mein Gespräch mit ihm war merkwürdig. Er begann mit einer Entschuldigung, daß er

mich habe warten lassen müssen; das hatte keine zehn Minuten gedauert. Dann kam er auf die Agnes und fragte mich, ob ich mich treu an die Geschichte und das alte Volksstück gehalten habe. Ich antwortete: an die Geschichte unbedingt, aber darum eben nicht an das Volksstück und erzählte ihm das Faktum, wie es in den Chroniken aufgezeichnet steht. Er war darüber sehr verwundert und noch mehr, als ich ihm meine Ansichten über die Tat seines Vorgängers auseinander setzte, wie ich sie dem Drama zugrunde gelegt habe. Er sträubte sich mit Hand und Fuß, daß sie notwendig gewesen sei und rief aus, als ich ihm dieses bewiesen hatte: nein, nein, das hätte ich nicht gekonnt, dazu hätte mir die Kraft gefehlt! Ich erwiderte lächelnd: und doch hätten Ew. Majestät müssen, wenn Sie am Regiment gewesen wären! — Er behielt mich lange bei sich und teilte mir einige merkwürdige Züge mit, die ich nirgends aufgezeichnet fand, z. B. daß die Familie Notthafft bis auf den gegenwärtigen Tag schwarz siegeln muß. Näheres mündlich.

Wenn sich's irgend machen läßt, so übersiedeln wir nach München; die Leute hätten uns hier gar zu gern und ich glaube nicht, daß wir's je bereuen würden, obgleich wir dann weit mehr ins gesellschaftliche Leben hinein müßten, wie bisher. Freilich geht so etwas immer schwerer, als es im Anfang scheint, aber unmöglich ist es sicher nicht. Die Hauptsache ist der Ausfall des Stücks und ich bin nicht ganz so angstfrei, wie Dingelstedt, da die Kräfte nicht zulänglich sind. Später kommt alles darauf an, daß wir in der Gegenwart (an Gage) und in der Zukunft (an Pension) nicht verlieren. Dingelstedt denkt: was Du etwa einbüßen mußt, soll ich, als Professor oder Bibliothekar bekommen und wenn die Summe nur dieselbe bleibt, so ist es ja gleich, ob sie auf einen oder auf zwei Namen geht. Du hast doch nicht neue Schlechtigkeiten erlebt? — Es tut mir sehr leid, daß Du schon jetzt nach Preßburg mußt; so kommen wir wohl so ziemlich zu gleicher Zeit wieder nach Wien, denn hoffentlich bringen wir die Agnes am 19. heraus! O, wie freue ich mich aufs Wiedersehen! — — — — — — — — — — —

München, den 12. März 1852.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich würde hypochondrisch werden, wenn nicht eine Menge von Zerstreuungen, denen ich mich nicht entziehen darf, weil es im Grunde, ich möchte sagen, nur vergoldete Arbeiten sind, mich

unerbittlich meinen trüben Stimmungen wieder entrisse. Neulich ging ich, an unserem ersten schönen Tage, dem gestern gleich wieder einer voll Nebel und Schnee folgte, allein in den Englischen Garten, in dem ich vor dreizehn Jahren immer spazierte. Niemand war da, als der König, der spazieren ritt; ringsum alles weiß und gefroren. Wie ich so fortschlenderte, stieß ich auf eine Baumgruppe, unter der ich einst, bei einem plötzlichen Regenguß aus blauer Luft herab, den ersten Gedanken zum Diamant gefaßt hatte. Nun führte mich die Erinnerung weiter und weiter. Dort entstand der junge Jäger, hier kam mir die Idee zur Maria Magdalena, hier zeigte mir Genoveva zum erstenmal ihr Gesicht.*) Als ich wieder in den Hofgarten zurückkehrte, bezog das Militär gerade die Wache und marschierte mit klingendem Spiel von seiner Kaserne bis zur Residenz. Das geschah früher auch um dieselbe Stunde und, wie früher als Student, schloß ich mich an. — — — — — — — — — — — —

Augsburg, den 23. März 1852.

Der gestrige Tag war der bunteste von allen. Des Morgens machte ich fünf Besuche, zum Abschied natürlich. Um eins kam ich erst zu Dingelstedt, bis halb drei gingen wir spazieren, dann aß ich und tat noch eine Visite ab, um vier sollte die Agnes-Probe beginnen. Ich kehrte vorher noch einmal in meine Wohnung zurück und fand eine Einladung von der Königin vor, um acht zum Tee bei ihr zu erscheinen. Dieselbe Bestellung war, damit sie mich ja nicht verfehle, auch im Theater gemacht worden, wie ich erfuhr, als ich hinkam. Ich wohnte nun der Probe bis halb acht bei und überließ meinem Freunde das weitere; der vierte Akt war erst halb vorüber. Nun kleidete ich mich rasch an und begab mich aufs Schloß. Daß ich Dir und Deinem Titele vorher immer einen Kuß gebe, versteht sich von selbst.

Es versammelten sich bei Ihrer Majestät zwölf Personen, mir alle unbekannt bis auf Dönniges und Thiersch, ich aber allen bekannt. Ich fand mich sehr bald heimisch in diesen Räumen, die wirklich so geschmackvoll als prächtig sind. Es gab zwischen mir und dem Hofmarschall bis zum Eintritt der Königin ein recht interessantes Gespräch, an dem auch ein paar Hofdamen, naive Mädchen, warmen Anteil nahmen; die Judith hat wieder alles hingerissen. Als die Königin erschien, machte sie erst die

---

*) Vergleiche das Gedicht: „Ein Geburtstag auf der Reise“ Bd. VI, S. 97 dieser Ausgabe.

Runde, sprach mit jedermann, auch mit mir, und ließ dann den Tee servieren. Mir wurde mein Platz ihr vis-à-vis angewiesen und sie konversierte fast mit mir allein. Sie ist unendlich liebenswürdig, bei weitem die liebenswürdigste und schönste aller Frauen, die mir hier vorkam, und brauchte — eine Königin darf ich doch loben, nicht wahr? — nicht auf dem Thron zu sitzen, um hoch hervor zu ragen. Es war für mich ein höchst eigentümlicher Eindruck, dies anmutige Gemisch von Schüchternheit, die der Grundzug ihres Wesens zu sein scheint, und Würde, die der hohe Stand ihr einimpfte, am Teetisch mir so nah gegenüber zu haben.

Nach dem Tee kam der König, der auch augenblicklich von der Judith begann. Er ist ganz voll davon und sprach mit wahrer Begeisterung darüber zu mir, wie zu Thiersch. Ich erhielt Gelegenheit, meine Idee über das Drama überhaupt, über seinen Zusammenhang mit den Weltkrisen, über den Produktionsprozeß usw. zu entwickeln, was ihn außerordentlich interessierte, da er gar nicht müde wurde, weiter zu fragen. Als ich ihm erzählte, in wie kurzer Zeit die Judith entstanden sei, erstaunte er, kam dann auf die Agnes und sagte, er könne den Tag der Aufführung kaum erwarten. „Da muß ich zittern, Ew. Majestät!" erwiderte ich und er versetzte: „Sie haben Ursache!" Nun wurde ich zum Lesen aufgefordert und las nacheinander, natürlich bei jeder schicklichen Pause inne haltend und den Befehl zum Fortsetzen abwartend, fast den ganzen ersten Akt der Genoveva, und aus meinen älteren Gedichten, die sich in der Privatbibliothek der Königin befinden, das Kind am Brunnen, den Sonnenjüngling und das alte Haus; alles mit dem größten Beifall und ersichtlich tiefem Eindruck. Dann ging der König, der sich regelmäßig um 10 schlafen legt und es wurde soupiert. Ich ward der Königin abermals vis-à-vis gesetzt und erzählte von Frankreich, Italien usw. Um elf erhob sie sich und wir zerstreuten uns, ich durfte aber noch nicht nach Hause, sondern mußte Dönniges in seine Montagsgesellschaft begleiten. Erst um 1 Uhr war ich in meinen vier Pfählen; das übrige hat Dir der Anfang schon gesagt. Bist Du zufrieden mit einem Manne, welcher anstatt sich auszuruhen oder in der Bernauerstadt herum zu laufen, Dir diesen langen Brief schreibt? Kolb hab' ich gleich meine Karte geschickt. Er läßt mich auf 10 zu sich einladen und gleichfalls zum Essen bitten. Nun will ich sehen, ob ich den auch ein wenig magnetisieren kann; Gott geb's! — — —

An Franz Dingelstedt.

Wien, den 1. April 1852.

Mein teuerster Freund!

Gestern Nachmittag zwischen zwei und drei langte ich in Wien wieder an und wurde von Frau und Töchterlein auf dem alten Fleischmarkt empfangen. Klopstock würde auf den Moment gleich eine Ode gemacht haben, wenn er ihn erlebt hätte; Leute uns'rer Art begnügen sich zu sagen: er war schön! Das war er aber auch wirklich, ein Wiedersehn wird mit einer Trennung nicht zu teuer bezahlt. Dies soll uns auch trösten, denn ich habe mich, trotz dessen, was mich erwartete, von Euch nur schwer losgerissen. Nun, im Juli bin ich wieder da!

Wie soll ich Dir und Deiner lieben Frau all die Güte und Liebe danken, womit Ihr mich aufgenommen und bis zum letzten Augenblick überschüttet habt! Ich saß wirklich unter dem Wunderbaum, der durch Gaben reicher wird und für eine Blüte, die er auf den Wanderer zu seinen Füßen fallen läßt, zwei neue aus sich erzeugt, die er ihm ebenfalls herunter wirft! Und ich bedarf dessen so sehr, daß die Wohltat, mir erwiesen, eine zweifache ist, wenn ich's mir auch nur selten merken lasse. Nicht ohne die tiefste Rührung verließ ich die letzte Nacht Dein Haus, und nicht ohne Euch aus vollster Seele gewünscht zu haben, was ich mir selbst wünsche, überschritt ich die Schwelle. Ich glaube, ein wahrer Wunsch ist ein Segen! Genug davon! Das Wort, das nicht schon einmal entweiht wäre, ist ja nicht mehr zu finden!

Meine Reise ging so gut vonstatten, als sie nur konnte, bis auf einige körperliche Anwandlungen, die mir zeigten, daß ich mich doch ein wenig zu stark im Wirbel herum gedreht hatte. Das Wetter war schön, der ganze Frühling guckte schon hie und da aus einem Baum mit springenden Knospen hervor und ich erblickte unterwegs nicht bloß ganze Veilchenbeete, ich sah schon einen Schmetterling, einen glänzend-bunten, was mir eine ganz besondere Freude machte. Du prophezeitest ganz richtig, die lyrische Stimmung stellte sich von selbst ein und das Gedicht wurde fertig, das bis dahin zwischen Sein und Nichtsein schwebte. Als sie wieder verschwand, erhielt ich in jener humoristischen, aus der nach meiner Erfahrung das Drama erwächst, ein Surrogat. Ich sah mich nämlich, von Linz an, wo man zu vieren ins Interieur des k. k. Eilwagens gepackt wird, von lauter menschlichen Karikaturen umgeben, und solch eine Gesellschaft zu genießen bin ich, wie gemacht. Wenn ich mitten in der

treibenden und schwellenden Unendlichkeit, der ungeschaffene Welten, wie aus den Poren spritzen, solche Käfer herumkriechen sehe, welche in dem ganzen Blumenflor nur ihr Futter erblicken und in dem Meer von Sonnenstrahlen eine unentgeltliche Heizungsanstalt, so ärgere ich mich nicht darüber, sondern es gereicht mir zum Vergnügen, und ich suche mich eben so klein zu machen, wie sie, damit sie ein rechtes Vertrauen zu mir fassen und sich ganz in naturalibus zeigen. Sie alle zu verstehen, mach' ich mich anheischig; sie zu lieben, geht über meine Kräfte, wie manche andere christliche Forderung auch. Ich traf unter anderen einen Kerl, der einen Mißwachs und ein Hungerjahr wünschte, vermutlich, weil er in Korn spekuliert hatte; war das nicht ein prächtiges Exemplar, das eine Daguerrotypierung von Jean Paul oder seinem Apostel Börne verdient hätte?

Als Hütteldorf (Du kennst den Ort doch, wo Friedrich Halms Muse thront?) erreicht war, fühlte ich mich schon, wie zu Hause; Penzing und Hitzing wurde förmlich genossen, der Stephansturm, wie ein Großvater begrüßt. Auf dem Posthof — nun, das weißt Du schon! Mein kleines Mädchen ist ordentlich größer geworden, sie hat so etwas Mädchenhaft-Verschämtes bekommen, das ihr (wenigstens in ihres Vaters Affenaugen) allerliebst steht! Aber nach der ersten Aufregung spürte ich's doch, daß der Mensch sich nur durchs Sterben das Leben fristet, und tat einen gesunden Schlaf, der mich wirklich recht erfrischte und stärkte.

Heute Morgen war es mein erstes, den Doktor Berger aufzusuchen, den ich auch sogleich traf. Er schreibt Dir morgen selbst; wenn es nicht gleich geschah, so lag der Grund in seiner Abwesenheit. Du kannst keinen besseren Advokaten finden und wenn Du etwas bei ihm ausgerichtet haben willst, so brauchst Du es mir nur zu sagen. Von Teichmann aus Berlin fand ich ein Blättchen vor, das ich beischließe. Du magst daraus entnehmen, wie leicht und *ungesucht* wir dort, sobald wir wollen, zu unserem Zweck kommen werden; ich antworte ihm morgen. Barneveldt liegt schon auf meinem Tisch: ich gehe gleich daran.

Deiner lieben Frau, die ich außerordentlich hochschätzen gelernt habe, bitte ich, zu sagen, daß die meinige ihren Kranz gleich am frühen Morgen über meinem Bilde aufgehangen hat. Dönniges und Gemahlin bitte ich mich ebenfalls freundlichst in Erinnerung zu bringen; ich hoffe, der Sturm soll sich schon verzogen haben. Auch Schmidt und Kugler grüße freundlichst von mir; es tat mir leid die wackeren Männer nicht noch zu sehen. **Meine Frau hat in meiner Abwesenheit sehr viel ge-**

spielt! (Telegraphische Depesche, die entziffert werden will). Morgen schicke ich Dir meine „sämtlichen Werke“ für Kolb; ich muß mein eigenes Exemplar nehmen, aber es liegt mir viel daran, daß er sie im Zusammenhang kennen lernt und Du weißt aus eigener Erfahrung, daß die „neuen Poeten“ sich nicht selbst lesen. Verzeih meinem dumpfen Kopf dies Quodlibet!

Mit den wärmsten Grüßen von uns an Euch

Dein

Fr. Hebbel.

An Adolf Pichler.

Wien, den 12. November 1852.

Recht sehr hat mich das Heft der historisch-politischen Blätter der Herren Philipps und Görres, was sich mit Ihren beiden Brochüren*) beschäftigt, interessiert. Der Verfasser ist ohne Zweifel Herr Jarcke; er liefert, wie ich durch Zufall weiß, seit Jahren solche Artikel, auch schließe ich es aus dem Stil, der gedrungener und markiger ist, wie gewöhnlich. Wenn ich mich nicht irre, so lief dieser Mann nebst seiner ganzen Schar davon, Kaiser und Reich ihrem eigenen Schicksal überlassend und nicht einmal Zunge und Feder mehr brauchend, als Sie sich an die Spitze Ihrer Landsmannschaft stellten und mit dem Schwert auszogen, um die Grenzen Tirols gegen welsche Übergriffe nach Mannesart verteidigen zu helfen, und als ich der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ mit meines Namens Unterschrift eine Reihe von Artikeln lieferte, um die immer steigende Wiener Anarchie in ihre Grenzen zurück zu weisen.

Sie setzten ihr Leben ein und müssen sich wacker gehalten haben, denn ein Militärorden schmückt Ihre Brust; auch mein Posten war nicht ungefährlich, denn nicht allein mit Galgen und Rad wurde ich in anonymen Briefen bedroht, so daß die Meinigen mich beschworen, die Stadt zu verlassen, sondern in den letzten Tagen wurde auf offener Straße nach mir geschossen, so daß die Kugel mir hart am Ohre vorbeipfiff. Es mag für die Davonläufer, die sich feig und charakterlos an jeder Tat vorbei drängten, jetzt recht bequem sein, unsere Handlungen zu verdrehen und zu verdächtigen, um doch auch ihre eigene werte

*) Aus den März- und Oktobertagen 1848.

Existenz einmal wieder in Erinnerung zu bringen; man braucht ja bloß um zu reüssieren von den Umständen und Verhältnissen, die überall die menschliche Tätigkeit bedingen, abzusehen und uns statt des Revolutionsschauplatzes einen Hörsaal als Terrain unterzuschieben. Vertrauen wir aber, daß die Männer, die das Staatsruder lenken, zwischen Worten und Taten zu unterscheiden wissen! Wenn ich übrigens erstaunt war, solche Diatriben an Ihre ebenso besonnenen, als maßvollen Brochüren geknüpft zu sehen, so werden Sie sich ebenfalls nicht wenig wundern, wenn Sie dereinst meine „Agnes Bernauer" kennen lernen und sich dabei erinnern, das dasselbe Journal über diese den Stab brach! Von irgend einer Erwiderung oder irgend einer öffentlichen Notiznahme darf und kann natürlich nicht die Rede sein; schlimm müßte es stehen, wenn es nötig wäre.

Diese Kritik, als ein Zeichen der Zeit hat ihre relative Wichtigkeit; ebenso der Brief des Beamten, der dem „Phönix" einen Vorwurf daraus machte, daß er keine Fortsetzung der Juliakritik folgen ließ. Dagegen wollen wir die Wiener Literaten ein für allemal in unserer Korrespondenz begraben; sie sind zu armselig und es wächst schon ein neues Geschlecht heran, das ihnen bald über den Kopf gucken wird. Ich kann fast von jedem sagen, daß er vor mir gekrochen ist, natürlich mit Manuskripten unterm Arm, denen ich den Stempel der Meisterhaftigkeit aufdrücken sollte. Der gute alte Grillparzer und seine Kollegen entlassen keinen ungetröstet; wer als bloßer Aspirant zweifelnd über die Schwelle tritt, geht gewiß als Heros von dannen, denn das Diplom der Vortrefflichkeit wird nie verweigert. Da fehlt's denn natürlich nicht an Leuten, die den Weihrauchkessel schwingen; die eigene Existenz ist ja von der Gottes abhängig. Ich meinerseits kenne dies Mittel, sich den Rücken warm zu halten, auch recht gut; ich bin aber der Meinung, daß ästhetische Urteile so gut, wie jedes andere, die ethische Verantwortlichkeit in sich schließen, ich schaud're bei dem Gedanken, daß auf meinen Ausspruch hin irgend ein unreifer Mensch seine Zukunft auf ein Talent gründen könnte, das er nicht besitzt, und lobe nur, was löblich ist. Das macht mich verhaßt und es ist eine einfache Folge, daß man mich zu diskreditieren sucht, denn wenn ich nichts mehr gelte, wird meine Meinung natürlich auch nicht mehr schaden. Es wäre zum Lachen, wenn es nicht seine tragische Seite hätte. Übrigens blamieren die guten Freunde sich bei jeder Gelegenheit. So posaunten sie eine Nachahmung meines Herodes, „Die Makkabäer", drei Monate lang als ein nie dagewesenes Meisterstück aus, und wie der Tag der Aufführung kommt, fällt es durch, am eigenen Bombast erstickend. Dagegen wurde die

lange zurückgesetzte „Judith“ in vierzehn Tagen zweimal wiederholt und es war jedesmal voll, wie bei einem neuen Stück. Kuh wollte dem „Phönix“ ein Referat über den Vorgang liefern, ich weiß nicht, ob er Wort hielt.

An G. G. Gervinus.

Hochgeehrter Herr!

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen als ein Zeichen meiner Hochachtung ein Exemplar meines Trauerspiels Agnes Bernauer übersende.

Der Geschichtsschreiber der Deutschen Nationalliteratur wundert sich vielleicht einen Augenblick über diese Annäherung eines neueren Dichters; aber ich hoffe, auch nur einen Augenblick. Denn wenn auch alles, was Sie über die Ungunst der gegenwärtigen Zeit und der Weltlage für die Weiterentwicklung unserer Poesie sagen, wahr ist, so unbedingt wahr, daß ich es mir lange vor Erscheinung Ihres Werkes in der entscheidenden Krisis meines Lebens selbst sagte, so fällt doch auch das psychologische Moment, der nun einmal so und nicht anders beschaffene Mensch, der die ihm angeborene Richtung nicht verändern kann, schwer in die Wagschale, und das Individuum, das die unwiderstehliche Naturnötigung abwartete und sich auch dann noch in gebührender Anerkennung der historischen Situation mit seiner Tätigkeit im Hintergrund hielt, dürfte seine Pflicht erfüllt haben.

Das Stück, was ich Ihnen vorlege, ist im eigentlichsten Sinne eine Schmerzensgeburt. Längst fühlte ich den Drang, dem alten Deutschen Reich einmal ein Denkmal zu setzen; die letzten vier Jahre, wohl die furchtbarsten unserer ganzen Geschichte, haben ihn krampfhaft gesteigert und der Tod der Agnes Bernauer, in welchem die allgemein menschlichen und die höchsten gesellschaftlichen Interessen auf entschieden tragische Weise zum unentwirrbaren Knoten zusammenlaufen, bot mir für mein Gebilde den lange umsonst gesuchten natürlichen Mittelpunkt. Die Empfindung, aus welcher das Stück hervorging, teilen Sie ganz gewiß.

Ihr Urteil wäre mir von großem Wert; von um so größerem, als eine Gesamtausgabe meiner dramatischen Schriften bevorsteht, bei welcher ich jedes Wort wahrer Kritik in meinem

Nutzen verwenden werde, so weit ich kann. Jedenfalls befriedigte ich, Sie mögen es mir glauben, ein aufrichtiges Herzensbedürfnis, wenn ich diese Gelegenheit ergriff, Ihnen, als Schriftsteller, für Ihre seltenen literarischen Verdienste, die durch Ihren Shakespeare noch unendlich erhöht, ja popularisiert wurden, meine Verehrung und als Schleswig-Holsteiner — ich bin ein geborner Dithmarscher — für Ihre treuen Bemühungen um mein Vaterland meinen Dank auszudrücken.

Mit der größten Hochachtung

Ihr wahrhaft ergebener

Wien, den 11. Dezember 1852. Dr. Fr. Hebbel.

An Saint René Taillandier.

Hochverehrter Herr!

Sie müssen unwillig, wenigstens in hohem Grade befremdet sein, daß ich Ihnen bis jetzt den Dank für Ihre ausgezeichnete Abhandlung schuldig blieb. Aber Sie werden mir verzeihen, wenn Sie erfahren, daß ich Ihre schöne Gabe erst vor acht Tagen empfing. Die Revue des deux Mondes ist in Deutschland freilich sehr stark verbreitet, aber sie wird doch noch stärker gelesen, und da ich kein Mitglied irgend eines Lesekabinetts bin, so gehöre ich leider immer zu den letzten, in deren Hände sie gelangt.

Selten habe ich eine so große literarische Freude gehabt, wie Ihre Charakteristik mir gewährte. Lassen Sie mich Ihnen hierbei ein Geständnis machen. Je höher ich eine kritische Instanz achte, je mehr enthalte ich mich der persönlichen Annäherung. Ich setze mich lieber der Gefahr aus, ganz ignoriert zu werden, als den unmittelbaren Eindruck meiner Arbeiten, sei er mir auch noch so ungünstig, durch einen Schritt zu stören, welcher doch in der Regel zu Modifikationen führt. Damit entschuldigen Sie es, wenn ich Ihnen die Versuche, denen Sie jetzt eine so wohlwollende Teilnahme zuwandten, nicht selbst zusandte. Jetzt aber bitte ich Sie um die Erlaubnis, Ihnen übersenden zu dürfen, was mir noch beschieden sein mag, denn den großen Vorteil, an so gediegener Bildung, wie die Ihrige, welche die Elemente zweier Nationen in innigster Durchdringung umfaßt, meine individuelle Entwicklung zu prüfen, möchte ich nicht gern

wieder aus der Hand geben. Ich bin daher so frei, gleich jetzt meine Agnes Bernauer, die ich kürzlich als Manuskript drucken ließ, beizufügen, und würde mich glücklich schätzen, wenn sie nicht gar zu weit hinter Ihren Erwartungen zurückbliebe. Auf dem Theater behauptet sie nicht bloß ihren Platz, sondern erobert sich wirklich von Monat zu Monat mehr Terrain; so wurde sie zuletzt in Stuttgart so stürmisch aufgenommen, daß der Intendant sie augenblicklich als Repertoire- und Kassenstück bezeichnete.

Glauben Sie nicht, hochverehrter Herr, daß meine Freude über Ihre Charakteristik daher rührt, weil ich mir das Lob, das Sie über einige meiner Dramen aussprachen, anzueignen wagte. Nein, so kühn bin ich nicht. Die unverkennbare Liebe, womit sie geschrieben ist und die auf Erden immer selt'ner wird, hat mich so tief bewegt. Wenn ich das große Ziel ins Auge fasse, das mir vorschwebt, so muß ich mir sagen: Du hast nichts erreicht, gar nichts; und solche Stimmungen sind bei mir die gewöhnlicheren, wie meine näheren Freunde recht gut wissen. Wenn ich aber auf meinen Anfang zurückschaue, und mir dann vergegenwärtige, daß Männer, die sich ausschließlich mit dem Vortrefflichen beschäftigen, mich nicht ganz verwerfen, so wage ich wieder aufzuatmen und meinen Weg fortzusetzen. Meinen Dank für die Ermunterung, die Sie in meine Seele strömten, kann ich nur durch Fortschritte abtragen. Ich habe nicht den Mut, sie zu versprechen, denn der Mensch soll sich nicht anmaßen, das zu versprechen, was er nicht ohne den Beistand der Götter zu halten vermag. Aber am ernstesten Streben soll es nicht fehlen, das mögen Sie glauben, denn ich gehe seit lange streng mit mir selber um.

Lassen Sie sich von mir nach altem deutschen Brauch zum Jahreswechsel Heil und Segen wünschen!

Wien, den 31. Dezember 1852.

An Franz Dingelstedt.

Wien, den 18. Januar 1853.

Daß ich, mein teurer Freund, gleich nach Empfang Deines Barneveldt an Hofrat Teichmann geschrieben und ihm Dein Kind warm ans Herz gelegt habe, brauche ich Dir nicht zu sagen. Es machte sich um so besser, als ich ihm noch eine Antwort schuldig war, der Anlaß also nicht vom Zaune gebrochen zu werden brauchte. Es wird nun gewiß das Seinige tun, Hülsen wird

Dir schon als Kollege treu und gewärtig sein und wenn die darstellenden Kräfte nicht gar zu tief unter Null stehen, wirst Du in Berlin auslaufen. Von diesen entwarf mir Teichmann freilich in seiner letzten Epistel ein trauriges Bild und ich kann es aus eigener Anschauung nur bestätigen. Er meinte, sie könnten bis auf die ordinärste bürgerliche Misere, aus Mangel an Frauen, gar nichts mehr geben und müßten selbst die Stücke von Schiller und Goethe eins nach dem andern fallen lassen; der Faust hielt sich z. B. nur noch durch die Hexenküche und den übrigen Spektakel. Ich glaub's, denn die alten Lichter sind nach und nach ausgegangen, neue nicht angezündet worden und für Kienspanflämmchen geht die Zugluft zu stark.

Was nun Dein Drama selbst betrifft, so hat es meines Erachtens durch die Umarbeitung unbedingt gewonnen. Ich möchte mich eines entschiedenen Erfolgs vollkommen sicher halten, wenn die Schauspieler auch nur notdürftig das ihrige tun. Wien wäre ganz der Platz. Aber hier stehen die Sachen noch immer wunderlich und ich getraue mich nicht mehr, zu entscheiden, was von den Personen ausgeht und was in den Verhältnissen liegt. Mir ist alles rätselhaft, nur das eine weiß ich mit Bestimmtheit, daß eher der letzte Tertianer sämtlicher Kaiserlich Königlicher Gymnasien seine Stücke aufs Burgtheater bringt, als ich. Meine letzte persönliche Erfahrung war, daß für die Agnes Bernauer anfangs Änderungen verlangt wurden und daß ich dann, als ich sie gemacht hatte, den Bescheid erhielt, der Gegenstand passe überhaupt nicht. Dies letztere hätte man wenigstens gleich wissen können. Doch, wie gesagt, ich weiß nicht, ob ich mit den Dingen oder mit den Personen zu tun habe und noch weniger, mit welcher Person im einzelnen Fall. Die Judith wurde im November zweimal wieder gegeben, unter so ungeheurem Zulauf, daß die Tantiemen größer ausfielen, wie selbst bei den ersten Vorstellungen. Die Makkabäer dagegen ließen sich trotz der A. A. Zeitung nicht durchbringen. Der Nachahmer glaubt das Original oft dadurch zu überbieten, daß er es im innersten Lebensnerv verletzt, muß es aber auch damit büßen, daß die erwarteten Wirkungen ausbleiben. Es kann darüber gestritten werden, ob die alten jüdischen Mythen, ungeheuerlich, wie sie sind, überhaupt dramatisch brauchbar sind. Aber darüber kann nicht gestritten werden, daß das Bestreben, sie zu vermenschlichen, nicht gelingen kann. Zum Simson gehört der Eselskinnbacken und wer wollte die mit diesem erfochtene Viktoria auf ein einfaches Naturgesetz reduzieren? Das ist eitel Torheit!

Ich arbeite diesen Winter nichts, der Trieb hat sich nicht gemeldet und es wird mir lieb sein, wenn er sich gar nicht

wieder einstellt, ich werde sicher nichts tun, ihn zu wecken. Werke, wie Agnes Bernauer und Michel Angelo kann ich nicht überbieten, auch habe ich die Satisfaktion, von Männern ersten Ranges (z. B. von dem strengen Gervinus) die anerkennendsten Urteile zu erhalten. Aber sie schützen mich nicht vor der unwürdigsten öffentlichen Behandlung und wenn mir der völlig gleich bleibende Ton auch schlagender, wie alles, beweist, daß es von jeher mit dem Krieg gegen mich nicht besonders ehrlich gemeint war, so wird man das Spießrutenlaufen doch am Ende müde. Also: der Dämon muß mir hart zusetzen, wenn er mich wieder aufstören will. Ich habe in den letzten vier Wochen meine Charakteristik Feuchterslebens vollendet und darin manches literarische Urteil niedergelegt, z. B. über die Dorfpoeten, über die Ritter vom Geist, über Deinen Nachtwächter usw. Das mag befremdlich klingen, aber der gute Feuchtersleben war, wie ich mit Staunen aus seinen Papieren ersah, ein grimmiger Feind der ganzen modernen Literatur, und wenn ich auf der einen Seite seine Ansichten nicht unterdrücken durfte, so konnte ich sie auf der anderen doch noch weniger ohne Gegengewicht in die Welt schicken. Ordentlich wohltuend war es mir übrigens, mich mit Gutzkow einmal auseinander zu setzen; er gab mir bei Gelegenheit der Judith einen schönen Vorschuß und sein Roman setzte mich in den Stand, diesen zurückzuzahlen, denn es ist ein höchst bedeutendes Buch, das nicht genug empfohlen werden kann.

Die hiesigen Journale werden über Deine dramaturgische Tätigkeit berichten; sie nehmen sich freilich Zeit. Genoveva, überhaupt mein ganzes Drama, ist für mich nur noch eine Tantiemenfrage; in literarischer Beziehung bin ich gänzlich disgustiert und würde, wenn ich so reich wäre, wie Lord Byron, jede Aufführung meiner Arbeiten, wie er, verhindern. Aber ich habe keine „alte Abtei“ und man verbraucht in Wien, wenn man für zwei Familien sorgen soll, Geld, viel Geld. Kannst Du mir also auch ein paar Theaterabende herausschlagen, so verdienst Du Dir an mir ein Gotteslohn. — Meine Frau ruft: ich bin fertig, nun muß ich mich auch in den Frack werfen, es ist halb zehn, der Juristenball beginnt. Mit den herzlichsten Grüßen von uns.

Dein

treu anhänglicher

Fr. Hebbel.

An Robert Schumann.

Wien, den 10. Mai 1853.

Verehrtester Herr!

Sie haben nicht aufgehört, mir von Zeit zu Zeit die schönsten Proben Ihrer fortgesetzten Teilnahme zu geben und ihre Güte durch Komposition meines Nachtliedes und deren Widmung auf eine mich wahrhaft beschämende Weise gekrönt. Längst hätte ich Ihnen dafür wenigstens meinen Dank gesagt, wenn unser junger Freund Debrois mir nicht Hoffnung gemacht hätte, daß ich vielleicht einen Abdruck erhalten würde; jetzt, da er Ihnen gerade schreibt, muß ich aber durchaus mein Gewissen erleichtern. Ihre Werke, soweit sie mir zugänglich waren, sind schon seit Jahren eine Quelle hohen Genusses für mich gewesen, denn Sie erweitern den Kreis der Musik, ohne ihn zu zersprengen, und zwar, wie ich es in meiner Kunst ebenfalls versuche, auf dem Wege größerer Vertiefung in die gegebenen Elemente. Dieser Genuß steigt mir natürlich noch um ein Unendliches wenn Ihre Schöpfung, um mich so auszudrücken, eine Wiedergeburt der meinigen ist und mich in meine eigensten früheren Zustände zurückversetzt, ja, mir dieselben erst recht eigentlich aufschließt. So ist es mir besonders mit dem Nachtliede ergangen, obgleich ich es bis jetzt nur sehr unvollständig vernahm; ich habe das Gedicht immer lieb gehabt und es bis auf den heutigen Tag lieb behalten, bin aber erst durch Ihre Musik, die mich in die Heidelberger Dämmernacht, in der es entstand, ganz zurückführte, zu der Erkenntnis gekommen, daß der Dichter so ahnungsreichen Natur- und Seelenmomenten doch nur die äußersten Umrisse abgewinnt und das Leben durch die verwandte Kunst hinzugethan werden muß. Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für die Auferstehungsfeier einer vergangenen Zeit, die mir durch Sie zuteil wurde, und lassen Sie sich denselben durch die Zusendung meines Michel Angelo ausdrücken, den wohl (leider!) niemand besser verstehen wird als Sie. Er hat mir gute Dienste getan und mich nicht bloß momentan, sondern für immer der widerwärtigen Misere, mit der wir in unserem eigenen Kreise kämpfen müssen, entrückt; möge er Ihnen gelegentlich auch einmal als Hausmittel zustatten kommen! Darf ich bitten, mich Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen?

An G. G. Gervinus.

Nehmen Sie es nicht für Zudringlichkeit, hochgeehrter Herr, wenn ich der Agnes Bernauer jetzt meinen Michel Angelo nachfolgen lasse. Beide Stücke supplieren sich gegenseitig in höherem Sinn und waren Ihnen zugleich bestimmt; ich hatte aber gerade von dem einen kein Exemplar zur Verfügung, als ich Ihnen schrieb.

Ihre Bemerkungen über die Agnes Bernauer sind mir wichtig und ich werde sie vor Herausgabe des Werks zu nutzen suchen, so weit ich kann. Ich bin freilich der Überzeugung, daß der Staat in einer Situation, wie ich sie darstellte und wie sie in aller Form darstellbar möglich ist, das Recht auf ein Opfer hat, wie es ihm in meinem Stück gebracht wird. Aber wohl mag mich die wahnsinnige Emanzipationssucht des Individuums, die sich in unseren Tagen bei Demokraten und Konservativen gleichmäßig äußert, verführt haben, das Gesetz zu scharf zu betonen und ich hoffe, noch einige Mitteltinten zu finden.

Zu Ihrem Prozeß wünsche ich Ihnen Glück; nicht zum Ausfall, sondern zum Prozeß selbst, der allerdings in den Annalen seinesgleichen sucht. Er hat Ihnen die allgemeine Teilnahme nur noch in höherem Grade zugewendet.

Nehmen Sie die persönliche Annäherung eines Mannes, der sparsam damit zu sein pflegt, so auf, wie sie sich bietet. Sie geht aus dem Gefühl hervor, daß alle geistigen Kräfte der Nation jetzt mehr, wie jemals, aufs Zusammenhalten angewiesen sind, und rechnet bei Ihnen auf die Überzeugung, daß auch der letzte Posten, als den Sie die degenerierte Deutsche Bühne gern betrachten mögen, nicht in schlechten Händen sein sollte.

Hochachtungsvoll

Wien, den 13. Juni 1853. Ihr ergebenster

Dr. Fr. **Hebbel.**

An Robert Schumann.

Sie haben mir, verehrtester Herr, durch den jungen Debrois so wertvolle Gaben zukommen lassen, daß es längst meine Pflicht gewesen wäre, Ihnen zu danken. Aber Sie zweifeln gewiß nicht, daß es im Herzen redlich geschehen ist und als äußeres Zeichen

bitte ich Sie jetzt, ein Exemplar meiner Agnes Bernauer entgegen zu nehmen, welches hierbei unter Kreuzband erfolgt. Dies Stück ist mir unter den meinigen fast das liebste; nicht als politische Demonstration, wie es leider in gründlichster Mißkennung der dem Dichter durch die Geschichte aufgelegten Gesetze von den Parteien des Tags aufgefaßt wird, sondern als eine, wie ich wenigstens hoffe und glaube, eigentümliche Darstellung des Tragischen, das sich an die bloße Erscheinung des Menschen knüpfen kann.

Debrois hat eine Ouvertüre dazu geschrieben, und des bringt mich auf den jungen Mann zurück. Sie glauben nicht, wie er an der Kunst und an Ihnen, dem Meister, denn beides ist für die Jugend identisch, hängt. Auch möchte ich einen berechtigten Zug seiner Natur darin erblicken, da er wahrhaft begabt zu sein scheint und sich also nicht in einen Kreis hineindrängt, der ihm absolut verschlossen ist. Nur zählt er bereits 25 Jahre und Beethoven in seinen Studien meint sogar von Weber, daß er zu spät angefangen habe, um ganz über den Dilettantismus hinaus zu kommen. Entschieden geht er damit um, sich der Musik ausschließlich zu widmen, ist aber ohne Vermögen, wenn gleich, so lange sein Vater lebt, versorgt. Ich bin nun zwar der Meinung, daß der Mensch, der das Beste, was in ihm liegt, in sich ausbilden und aus sich entwickeln darf, sei es auch im Kampf mit Not und Sorge, immer noch glücklicher sein kann, als derjenige, der es ersticken muß und dafür einen wohlbesetzten Tisch zur Entschädigung erhält. Aber bedenklich bleibt ein solcher Kampf doch immer, und vor allem deshalb, weil niemand weiß, ob die inneren Quellen ewig fließen werden. Debrois gab neulich ein kleines Privatkonzert, das recht gut ausfiel und wodurch er, wie es scheint, seinen Vater, der seinem Lebensplan bisher widerstrebte, halb und halb zu sich herübergezogen hat. Ihr Wort über seine neuen Sachen, dem er mit ängstlicher Spannung entgegen sieht, wird nun als letztes und schwerstes Gewicht in die Wagschale fallen. Jedenfalls wird er nicht streng genug zum Arbeiten angehalten werden können, wenn ich ihn richtig beurteile, denn alles Produzieren außerhalb der Formen ist doch im Grunde eine Schwelgerei und führt zur Verwechselung des allgemeinen Elements mit dem individuellen Eigentum.

Ihr „Schön Hedwig" ist außerordentlich schön, weit schöner als das meinige, das, wie ich jetzt sehe, dem Käthchen von Heilbronn seinen besten Putz abgeborgt hat. Vieles hätte ich Ihnen in bezug auf Poesie und Musik mitzuteilen, gehörte nur nicht leider eine Reihe von Gesprächen oder eine ganze Abhandlung dazu. Ohne Richard Wagners Buch im ganzen oder im einzelnen

irgend akzeptieren zu können, schwebt doch auch mir, und zwar von meinem ersten Auftreten an, die Möglichkeit einer Verschmelzung von Oper und Drama in ganz speziellen Fällen vor, und meinen Moloch, an dem ich seit zehn Jahren arbeite, habe ich mir immer in bezug auf die Musik gedacht. Aber freilich läßt sich das Wie nicht in Kürze auseinander setzen. Nun vielleicht begegnen wir uns noch einmal im Leben und können Versäumtes nachholen.

Empfangen Sie noch einmal meinen besten Dank und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin zu geneigtem Andenken

Wien, 21. Juni 1853.

An Adolf Pichler.

Wien, den 24. Juli 1853.

— — — Ihre beiden Briefe enthalten des Wichtigen sehr viel, aber meine Antwort versteht sich fast von selbst. Es ist im eigentlichen Verstande eine Selbstzerstörungssucht über die Welt gekommen, die sich in allen Kreisen auf gleiche Weise äußert und die, so sehr sie auch alle Grenzen überschreitet, doch nur die gesunde Folge unserer kranken Zustände ist. Alles wütet in den eigenen Eingeweiden und die Literatur, in der sich die sämtlichen Lebenprozesse konzentrieren, am meisten und freilich auch am widerwärtigsten. Man muß eben durch, und was zusammen gehört, muß sich zusammenschließen, nicht bloß zum Schutz, sondern auch zum Trutz. Es ist die Periode der Koalitionen gekommen, denn wenn die Götter nichts mehr für den Künstler tun, wenn sie ihm sogar Licht und Luft entziehen, die sie ihm schuldig sind, bleibt ihm nur die Selbsthilfe übrig. Ein halbes Menschenleben lang habe ich mich gegen diese Wahrheit gesträubt; jetzt muß ich sie anerkennen, wenn ich auch stark bezweifle, daß ich sie meinerseits praktisch werden lassen kann. Das Theater *soll* eine Arena der Nullität sein, und was die Leiter in unseren Augen herabsetzt, erhöht sie in denen ihrer Vorstände. Die Journalistik *soll* den Chor von hunderttausend Narren, deren Faust gedenkt, vorstellen und der Grund liegt auf der Hand. Das Buch *soll* um seinen Kredit gebracht werden, daher die Begünstigung der Feuilletonschreiberei. Das hängt alles zusammen, und die Rückwirkung äußert sich in der Literatur, die sich gemißbraucht und erniedrigt fühlt, ohne sich wehren zu können, als Ekel vor sich selbst, der zuletzt, wie bei körperlich

verwahrlosten Individuen von Geist und Charakter in Selbst-verspottung umschlägt. So entsteht ein Julian Schmidt, der freche Ausläufer Bruno Bauers.

Mit meiner Gesamtausgabe stand es eine Zeitlang sehr schlecht. Die sächsischen Juristen meinten, ich müßte mich mit meinem früheren Verleger verständigen; das hieß nun, mit dem Teufel paktieren, ohne die Seele los zu werden. Die österreichischen Rechtsmänner gaben mir einen besseren Trost, und so hoffe ich, sie doch noch zustande zu bringen. Seit ich Ihnen zuletzt schrieb, habe ich meine schon 1846 angefangene Selbst-Biographie um ein gutes Stück weiter gefördert; ich hatte das Bedürfnis, in meine Wurzeln zurück zu kriechen, um mit Golo zu reden. Es ist dies wirklich eine der schwersten Aufgaben, die man sich stellen kann, vorausgesetzt, daß man nicht bloß über sich selbst räsonnieren will; Zustände und Personen treten, wenn man weiter ins Leben hineinkommt, so sehr zurück, daß man kaum mehr begreift, wie sie einst bestimmend und maßgebend sein konnten, und sie wollen dargestellt sein, als ob sie noch in voller Schwere auf einem lasteten. Da braucht man denn noch mehr, als die poetische Stimmung, denn man soll sie zugleich haben und nicht haben. An eine Veröffentlichung bei Lebzeiten denk ich natürlich nicht, aber ich habe selbst eine solche Vorliebe für Biographien, daß ich glaube, kein Mensch, der in meinem Sinne eine schreibt, kann etwas Unnützes tun..

Mein „Feuchtersleben" ist schon ausgegeben oder wird es nächstens werden. Ich war, als ich mich der Sache unterzog, mit der Vorliebe des Mannes für die Trivialitäten, die mit ihm jung gewesen waren und mit seiner Abneigung gegen alles spätere nicht bekannt und hatte in meiner Skizze eine kritische Parentation zu schreiben. Das war nicht besonders angenehm und auch nicht leicht, es legte mir unter anderem die Verpflichtung auf, Tugend zu üben und auf den Häuptern meiner Gegner feurige Kohlen zu sammeln, da ich mich doch nicht dem Verdacht aus-setzen konnte, als ob ich mit Feuchtersleben mittelmäßige Geister den ersten Repräsentanten der neueren Literatur vorzöge. — — — — — — — — — — — — — — —

An Robert Schumann.

Wien, den 30. November 1853.

Ich kann, verehrtester Herr, unseren jungen Freund seine Danksagung an Sie nicht abschicken lassen, ohne auch die meinige

für Ihre schöne Gabe hinzuzufügen. Der Zufall fügte es, daß ich an demselben Tage, wo ich Ihre Balladen empfing, die Musik zu hören bekam, weil ich mit meiner Frau in ein musikalisches Haus eingeladen war, und ich wurde von der Gewalt Ihrer Töne namentlich da erschüttert, wo im Heideknaben die Erzählung des Traumes eintritt. Wundern werden Sie sich, wenn ich Ihnen gestehe, daß diese Ihnen eigentümliche neue Form in mir die Hoffnung gemeinschaftlicher Verständigung zwischen Ihnen und mir über ein Problem, das mich seit langen Jahren beschäftigt, erregt hat. Was würden Sie zu einem Drama sagen, das sich, seines ungeheuren Umfanges wegen, bis auf wenige Partien, ganz im allgemeinen hielte und deshalb durchgehend von der Musik so zu begleiten wäre, wie z. B. die Ballade, die Sie melo-dramatisch behandelten? Ein solches Werk wird mein Moloch, an dem ich nun schon zehn Jahre arbeite, und der nichts Geringeres darstellt, als den Eintritt der Kultur in eine barbarische Welt. Doch darüber läßt sich nicht schreiben, nur reden und Sie stellen uns ja einen Besuch in Wien in Aussicht. Geben Sie den Gedanken ja nicht auf; es sind hier doch noch immer viele echt musikalische Elemente beisammen: wer weiß, ob diese nicht durch Sie das ihnen gebrechende geistige Band erhielten? Mit Sicherheit kann man unter'm wandelbaren Mond freilich auf nichts rechnen, aber oft machte ich schon die Erfahrung, daß das persönliche Auftreten Wunder wirkt. Hier kommt von mir jetzt die Genoveva zur Aufführung, aber wie? Zerfetzt, zerstückt, zerrissen, zerschlissen und unter dem Namen: Magellone, weil keine Heilige auf die Bretter kommen darf!

An Adolf Pichler.

Wien, den 13. Januar 1854.

Ich war die letzten vier Wochen auf äußerst unerfreuliche Weise durch ein Gallenfieber, das eine starke Gelbsucht im Gefolge hatte und noch jetzt nicht ganz gewichen ist, in Anspruch genommen. Sonst hätte ich Ihnen früher geantwortet, denn ich habe Ihnen zu erklären, woher es kam, daß mein Aufsatz über moderne Lyrik nicht Ihren und Reinholds Namen an der Stirn trug, wie sich's gebührte. An mir lag das nicht, ich hatte die Titel der beiden Sammlungen, auf die ich in der Nutzanwendung kommen wollte, samt dem Verlagsort und dem Erscheinungsjahr an die Spitze gestellt und war nicht wenig verwundert, als sie beim Abdruck fehlten. Ob das aus der Marotte der Redaktion

oder aus einem Versehen des Setzers hervorging, weiß ich nicht, ich schrieb aber auf der Stelle um Berichtigung in der nächsten Nummer und die wird auch nicht ausgeblieben sein. Das hilft einstweilen zwar wenig, doch findet ein solcher Aufsatz ja später auch noch einen anderen Platz. Übrigens hat mich die Sache um so mehr verdrossen, als kein Mensch begreifen wird, wie ich zum Schluß auf einmal auf zwei Namen kam, die gar nicht vorbereitet waren. Für Ihre liebevolle Beschäftigung mit Agnes Bernauer danke ich Ihnen von Herzen; Prof. Eitelberger bringt die Abhandlung sicher, denn er hatte sie bei mir bestellt und nicht einmal, sondern zehnmal. Ob er nicht hie und da einen gar zu scharfen Ausdruck ein wenig mildern wird, möchte ich nicht verbürgen, da alle Redakteure der Welt das tun, wenn es sich um Persönlichkeiten handelt; an Sachen wird er gewiß nicht rücken. Wegen meiner betrübten Leibeslage konnte ich ihm so wenig schreiben, als mit ihm sprechen, sondern mußte mich einer Mittelsperson bedienen, doch hörte ich, daß Sie ihm selbst geschrieben hätten. Jedenfalls ist er einer der besten. Am nächsten Freitag geht hier meine Magellona, d. h. die verkappte Genoveva, über die Bühne, seit drei Jahren das erste Stück. Ich habe, der Geistlichen wegen, große Konzessionen machen müssen, jedoch nicht so große, wie bei der Judith, denn die Tragödie ist wenigstens gerettet, wenn auch vielfach an die Stellen der Farben bloße Linien traten. Auf den Ausfall bin ich sehr begierig. Wenn mich die Leber nicht bald wieder in Ruhe läßt, so komm' ich diesmal um die Winterfrucht und ich hatte etwas so Kühnes vor, ich wollte — ein griechisches Stück schreiben! Leben Sie wohl und empfangen Sie den besten Gruß zum neuen Jahr!

An Karl Werner.

Wien, den 19. Januar 1855.

Sie wollen mir einen Dienst erweisen und halten es für nötig, sich dazu erst die Erlaubnis von mir auszubitten; das heißt in der Bescheidenheit zu weit gehen! Es kann mir nur eine Freude und eine Ehre sein, wenn Sie meine Agnes Bernauer einer öffentlichen Vorlesung würdigen und ich sage Ihnen im voraus meinen besten Dank dafür. Begierig bin ich, ob das herbe Stück sich bei Ihrem Publikum einschmeicheln wird, und Sie werden mich durch eine Schilderung des Abends, an dem

Sie für mich ins Gefecht gehen, sehr verbinden. Von den kritischen Schöppenstühlen wird es bis jetzt meines Wissens vollständig ignoriert; man hat vermutlich nicht Lust, es zu loben und wagt doch nicht, es anzugreifen.

Der Fürst Schwarzenberg, der des Abends oft zu mir herauf kommt und seinen Tee oder sein Bier bei uns trinkt, erzählte mir gestern eine Geschichte die eine wahre Devise unserer Zeit ist. Als Venedig aufhörte, Republik zu sein und alle Patrizier sich flüchteten, die keine Dienste bei Bonaparte nehmen wollten, ging einer derselben noch vorher zu einem Bürger, der ihm immer seine Geschäfte geführt hatte, um ihm noch einige Aufträge zu erteilen. Der Mann, der sonst immer äußerst unterwürfig gewesen war, nahm ihn sehr kühl auf und machte auch beim Abschied wenig Umstände. Nach vielen Jahren kehrte der Patrizier alt und grau zurück, und der nämliche Mann eilt zu ihm, und macht mit früherer Untertänigkeit seine Aufwartung ohne irgend einen Grund dazu zu haben. Der Patrizier ist erstaunt und fragt ihn, warum er jetzt, nun die letzten Spuren der alten Verhältnisse verschwunden seien, zu den alten Gewohnheiten zurückkehre, während er ihnen in einem Moment untreu geworden sei, wo man noch gar wohl an eine Wiederherstellung habe denken können. Der Mann erwidert: damals glaubte ich, dasselbe geworden zu sein, was Eure Exzellenz ehemals waren und das hielt ich mit Recht für einen schönen Gewinn; jetzt aber sehe ich ein, daß E. Exz. bloß geworden sind, was ich war, und dabei kommt nichts für mich heraus!

Vielleicht kommt auch noch einmal der eine oder der andere citoyen de la république littéraire zu der nämlichen Einsicht; bis dahin muß man die Leute gewähren lassen. — — — — —

An Karl Gutzkow.

Sie werden, verehrtester Freund, erstaunt darüber sein, daß ich Ihren lieben Brief so lange unbeantwortet liegen lassen konnte. Aber wenn Sie wissen, was ein Gallenfieber für ein Ding ist und wenn ich Ihnen sage, daß ich fünf Wochen lang eins abzuwarten gehabt habe, so werden Sie mir verzeihen. Ich konnte im buchstäblichsten Sinne keine Feder anfassen, so sehr Sie sich auch darüber wundern mögen, daß im „gemütlichen“ Wien neben süßen Trauerspielen und patriotischen Gedichten auch ein Leberleiden entstehen, ja sogar eine Gelbsucht sich ausbilden kann.

Sonst hätte ich zu Neujahr auf Ihrem häuslichen Herd jedenfalls ein Strohfeuerchen anzuzünden gesucht.

Ihr Brief erfreute mich zunächst schon dadurch, daß er mir eine Sorge vom Herzen nahm; es wäre mir wirklich sehr fatal gewesen, wenn der meinige in fremde Hände gefallen wäre. Es war mir Ernst mit diesem Brief und mit allem, was er enthielt, denn wohin soll es kommen mit unserer Literatur, wenn die wenigen Produzenten, die vorhanden sind, sich der nihilistischen, Hohn sprechenden Kritik gegenüber, nicht zusammen schließen, um den gemeinschaftlichen Boden zu verteidigen, sondern statt dessen die Sommersprossen und Warzen aneinander zählen. Ich habe mich, wie Sie wissen, zur Zeit meiner Entwicklung ganz für mich gehalten, weil ich das Bedürfnis fühlte, den reinen Widerklang der Welt zu vernehmen, um zur Selbsterkenntnis und zur richtigen Schätzung meiner Kräfte zu gelangen. Daran mag ein gewisser Stolz und Dünkel, der von der Jugend wohl unzertrennlich ist, seinen Anteil gehabt haben, aber ich bereue es noch jetzt nicht, weil ich mir nun sagen darf, daß sich die zweiunddreißig Winde an meinem Ehrenkranz bereits alle versuchten und daß die Blätter, die sitzen blieben, mögen es auch noch so wenige sein, fest sitzen müssen. Doch diese Zeit ist vorüber und mit der neuen sind neue Gesetze in ihr Recht eingetreten.

Es ist mir sehr leid, daß Sie selbst nicht die Muße finden, sich über Feuchtersleben zu äußern; möge Ihr Mitarbeiter sich denn nur wenigsten beeilen. Auf Sie wartet man gern, aber nicht auf einen anderen. Daß Sie mehr, wie ich, zum raschen Schreiben gedrängt sind, glaube ich Ihnen gern, aber dennoch erblicken Sie meine Lebenssituation jedenfalls in einem zu günstigen und die Ihrige vielleicht, ich will es zum mindesten hoffen und wünschen, in einem zu ungünstigen Licht. Übrigens weiß ich recht gut, wie sehr man vor sieben Bänden zittert, wenn sie auf einmal an die Tür klopfen.

Meine Anfrage wegen des Gastspiels war anders gemeint. Ich wollte wissen, ob die fremde Künstlerin nicht als fremde eo ipso im Publikum und in der Kritik eine Partei gegen sich haben werde oder ob sie auf Unbefangenheit und einige Freundlichkeit rechnen könne. Daran dachte ich nicht, daß die Unterhandlungen mit der Intendanz direkt oder indirekt durch Sie gehen sollten, denn wohl weiß ich, welche Sympathien man bei einer Exzellenz hervorruft, wenn man, wie Sie, von ihr Abschied nimmt und es kann Sie in meinen Augen nur ehren, wenn Sie niemand mehr empfehlen können. Über den ersten Punkt sucht man gern ins klare zu kommen, ehe man die Sache überall anfängt und darüber wünschte ich noch jetzt recht sehr Ihre Meinung. Was

die Judith betrifft, so wird das ein leeres Gerede sein. Löbliche Intendanz hatte schon im vorigen Winter die Courage, sich von mir eine Abschrift des Stücks auszubitten und mir diese nach monatelangem Zögern unter dem Vorwand zurückzuschicken, daß sie den Holofernes nicht besetzen könne.

Hier ist am letzten Freitag von mir die Genoveva unter dem Namen Magellona (weil Kirchenheilige wohl auf dem Theater an der Wien, wo Raupachs Genoveva alle Jahre einmal knixt, aber nicht auf dem Burgtheater, erscheinen dürfen) zur Darstellung gekommen, seit drei Jahren das erste Stück. Unendlich verkürzt und zugestutzt, war der eben so nachhaltige, als glänzende Erfolg für mich noch mehr überraschend, als erfreulich, denn ich wurde nach jedem Akt und am Schluß zweimal gerufen und die Teilnahme steigerte sich bei den folgenden Darstellungen (Sonntag ist die vierte) noch mehr, weil doch zum Behagen am Detail einige Einsicht ins Ganze hinzu kam. Ich schreibe Ihnen das, weil Sie das Stück kennen und mir beistimmen werden, daß es für unser Publikum eine Feuerprobe war, besonders im Fasching. — Uhl hat bis jetzt über Ihren Antonio Perez noch nicht geschrieben, obgleich vielfach in Notizen auf ihn hingewiesen; er will Ihnen das Warum selbst auseinander setzen. Meine Frau läßt Sie herzlichst grüßen und ich schließe meinen Brief diesmal, wie Sie das letztemal den Ihrigen: beweisen Sie mir durch ein baldiges Lebenszeichen, daß Sie mir mein Schweigen nicht verübelten.

Ihr

Wien, den 26. Jan. 1854. Fr. Hebbel.

An Julius Glaser.

Marienbad, den 1. August 1854.

Ich danke Ihnen, lieber Glaser, für Ihren Brief und für die Nachrichten über mein Töchterlein. Ungefähr eine Woche werden wir hier noch bleiben, um dann langsam über Prag nach Wien zurückzukehren. Dann werde ich mit Ausnahme unseres Komponisten, alles, was ich zurückließ, gewachsen finden; Titele braucht größere Kleider, wie sie uns gestern eigenhändig meldete, und ist also mathematisch avanciert, Kuh ist Beamter geworden und Sie sind designierter Professor. Glück zu!

Ihren Brief erhielt ich, als ich gerade im Begriffe stand, ins Bett zu steigen, schließen Sie daraus aber nicht, daß es

schon spät war. Wir legen uns hier mit den Hühnern nieder, stehen aber freilich auch wieder mit ihnen auf und sind des Morgens um fünf Uhr schon am Brunnen. Das muß man, wenn man nicht aus dem Takt kommen will, den alles hier einhält, und dies wäre ebenso bedenklich und undurchführbar, als wenn einer mit einem Regiment marschieren und doch den Tambour nicht respektieren wollte. Ich hoffe, daß die fünf Wochen, die wir den Mineralquellen opferten, gute Früchte tragen werden, an uns wird die Schuld wenigstens nicht liegen, wenn der Segen ausbleibt, denn wir haben in jeder Beziehung das unsrige getan.

Die Natur hat mir in Marienbad zum erstenmal Beschäftigung und Genuß zugleich gegeben. Ich bin ihr in ihrem Kleinleben auf Schritt und Tritt nachgegangen und sie hat mich dankbar in ihre Ökonomie hinein schauen lassen. Aber ich war auch in der Beziehung glücklich, daß ich hier Menschen fand, mit denen ich ein tieferes Gespräch führen konnte. Putlitz und Uechtritz, beides bekannte Namen, sind für den Umgang wie gemacht. Mancher andere gesellte sich, ab- und zugehend, hinzu. Ebenfalls sah ich den Fürsten Metternich auf seinem Stammgut Königswart in Gesellschaft Uechtritz's und meiner Frau, er unterhielt sich ziemlich lange mit uns und ich hatte Gelegenheit, mich über seine körperliche Rüstigkeit und seine geistige Frische gleichmäßig zu verwundern.

Kuh ist ein Glücklicher; er hat erreicht, was er wollte, und was lag ihm mehr am Herzen als eine Anstellung; aber er singt seinen Jubelhymnus mit einem Stockschnupfen ab und bläst sein te deum auf einer verstimmten Posaune. Ich habe von hier aus diesen Schnupfen durch einen Brief zu vertreiben gesucht, lassen Sie sich den Brief einmal zeigen und kommentieren Sie ihn, damit auch die Posaune heller ertöne, wenn ich wieder komme.

Daß Sie Ihr Heft vor Anfang Ihrer Vorlesungen vollständig vor sich liegen sehen wollen, ist nur zu billigen. Sie werden Ihre Wissenschaft immer aus der Vogelperspektive als eine links und rechts mit allen anderen verflochtene betrachten. Machen Sie es Ihren Zuhörern recht einleuchtend, daß Sie in der Jurisprudenz ein Festes und ein Flüssiges zugleich vor sich haben: ein Festes, insofern sie nicht von jedem Dezennium mit seinen Gelüsten und Experimenten einen Druck entgegennehmen soll und ein Flüssiges, insofern sie dem großen Umbildungsprozeß der Jahrhunderte nicht trotzen darf.

An Friedrich von Uechtritz.

Wien, den 3. November 1854.

Wohl dürften Sie, mein sehr verehrter Freund, mich schmählichen Undanks anklagen, weil ich Ihren schönen Brief bis jetzt ohne Antwort ließ. Aber die ersten vierzehn Tage nach Empfang desselben durfte ich Sie noch nicht zu Hause erwarten, und wie es seitdem bei uns in Wien aussieht, wissen Sie ohne Zweifel aus den Zeitungen. Die Cholera ist seit vier Wochen hier, und sie ist an meiner Tür nicht vorbeigegangen, wenn sie auch nicht in der allerbedenklichsten Form auftrat. Meine arme Frau, die sich den mit dem Theater untrennbar verbundenen und jetzt so gefährlichen Erkältungen nicht entziehen kann, wurde befallen und ich hatte acht Tage lang ernstlich für sie zu zittern. Jetzt ist die Gefahr freilich vorüber, aber sie fühlt sich noch unendlich schwach, und muß sich sehr in acht nehmen, denn gar oft hat die Entkräftung, welche die Krankheit zurückläßt, einen Typhus zur Folge. Das sind denn Zustände, die auch den regsten Mitteilungstrieb ersticken und ganz einsam abgetan sein wollen. Rechnen Sie noch hinzu, daß man gerade am Krankenbett den schneidenden Dualismus der Zeit am bittersten empfindet, weil man nicht weiß, welcher der beiden ärztlichen Schulen, die mit einander ringen und kämpfen, man vertrauen soll, wenn man sie in ihren Prinzipien und Resultaten etwas näher kennt! Hier hat die Homöopathie, die sich zweifelhafter und, wie Liebig behauptet, gar nicht existierender Kräfte bedient, sich nach den öffentlich vorliegenden Ausweisen besserer Erfolge zu rühmen wie die Allopathie, die mit unberechenbaren Mitteln wirkt. Dennoch blieb ich nicht lange bei meinem homöopathischen Hausarzt, den ich sonst sehr schätze, sondern rief meinen Freund, Prof. Brücke, unsern berühmten Physiologen, in meiner Herzensangst herbei, der eigentlich nicht ordiniert, der aber mir zu Liebe doch wieder zum Handwerkszeuge griff und auch rasch, in einer einzigen Nacht, eine günstige Wendung herbeiführte. Sie mögen sich denken, wie dankbar ich ihm bin! Was mich selbst betrifft, so bin ich, bis auf das allgemeine Mißbehagen, das sich immer einstellt, wo der unheimliche Gast einspricht, verschont geblieben, und hoffe auch ferner verschont zu bleiben. Ich vertiefe mich bei dergleichen Welt-, Stadt- oder Landkalamitäten immer, so lange sie meine eigene Schwelle noch nicht überschritten haben, mit aller Energie des Geistes in irgend eine Arbeit und habe in dieser meiner Taucherglocke schon mehrere Cholerabesuche und nebenbei auch die deutsche Revolution, während deren mein Herodes entstand,

ohne sonderlichen Nachteil an mir vorüber gehen sehen. Diesmal ging das freilich nicht, wenigstens bis jetzt nicht, aber nun tut die Freude über die Genesung schon das ihrige, auch steigt das griechische Stück, von dem ich Ihnen sprach, schon wieder vor mir auf, so daß ich auf baldige Tätigkeit rechnen darf. Nach meiner Erfahrung aber sollte man sich, was die Ärzte auch sagen mögen, vor nichts mehr hüten, als vor Abspannung und Müßiggang.

Lassen Sie sich nun zunächst für den Genuß danken, den mir Ihr Roman Albrecht Holm verschafft hat. Sie hatten ganz recht, er ist in Wien wenig bekannt geworden, was ich auch vollkommen begreife, nun ich ihn kenne, denn es ging mir mit Ihrem Werk nicht viel besser, wie Ihnen mit meinen Sachen, es kostete mir große Mühe, es aufzutreiben. Aber ich wurde auch dafür belohnt, als ich mich nun endlich hinsetzen und an Ihrer Hand das religiöse Labyrinth des sechzehnten Jahrhunderts durchwandern konnte. Sie hatten sich die Aufgabe wahrlich nicht leicht gestellt, als Sie sich entschlossen, den Dualismus der weit auseinander geklafften Gegensätze in ein und dasselbe Individuum hinein zu legen und um dieses herum eine auf- und absteigende Linie einseitiger Naturen zu gruppieren, die eine um so mächtigere Anziehungs- oder Abstoßungskraft auf den Mittelpunkt ausüben mußten, als sie das Gesetz der Polarität nicht einmal ahnen. Die Gefahr, bei der Lösung entweder ins Sprunghafte oder Nebulöse, oder ins Abstrakte und Doktrinäre zu geraten, lag gewiß sehr nah, aber Sie haben sie so gänzlich vermieden, daß Ihr Werk nach meiner innersten Überzeugung in vielen seiner Partien zu dem Vorzüglichsten gehört, was unsere Literatur im Gebiet des psychologischen Romans besitzt. Anfangs, um es Ihnen nicht zu verhehlen, war ich nicht ohne alle Besorgnis, daß es Ihnen gehen möchte, wie Tieck in seinem Cevennenkrieg, der in den Krisen doch viel öfterer das Horn des Oberon bläst, um neue Verhältnisse zustande zu bringen, als er sie aus dem innersten Kern seiner Charaktere hervorwachsen läßt. Aber diese Angst verlor sich sehr bald, und wie man zu dem Zauberer, der das erste Wunderschloß augenblicklich zu öffnen weiß, rasch Vertrauen faßt und nicht mehr zweifelt, daß es ihm auch mit dem zweiten und dritten gelingen werde, so ging ich, nachdem ich Ihren ersten Band hinter mir hatte, dem zweiten und dritten mit der größten Zuversicht entgegen. Ich glaube nicht, daß Ihrem großen Kirchengemälde im allgemeinen irgend eine Phase fehlt, die hätte vertreten werden müssen, und wenn im besonderen einzelne Gestaltungen auch hie und da ans Begriffmäßige, vielleicht sogar an die Karikatur, ein wenig streifen,

so tut das der reinen Wirkung der Totalität keinen Eintrag, weil sich dem minus immer wieder ein plus in anderen Figuren gegenübergestellt. So sind z. B. Tebaldi und Lukrezia wahre Meisterstücke; Agnes ist es wohl weniger und am Schluß würde ich überhaupt einiges tadeln, wenn ich mich nicht erinnerte, daß der Roman keine ganz reine Form ist und dies irgendwo bezahlen muß.

Ihrer Rosamunde dagegen bin ich nicht habhaft geworden und die Direktion des Hofburgtheaters mag und kann ich nicht darum begrüßen. Da sie schwerlich im neufranzösischen Stil gehalten sein wird, so wäre der Liebe Mühe auch jedenfalls umsonst. Sie wundern sich vielleicht und fragen: aber Shakespeare wird doch protegiert! Das ist ganz richtig, ich bin jedoch sehr in Zweifel, ob er es nicht vorzöge, vollständig ignoriert zu werden. Oder sollte es ihn z. B. freuen, den Heinrich IV. in fünf Akte zusammen gedrängt zu sehen, bloß damit die Galerie, die nachgerade freilich auch in Logen und Parterre Terrain gewinnt, sich an der Karikatur des Falstaff ergötze? Ich glaube nicht und Sie stimmen mir wahrscheinlich bei. Dem Vernehmen nach wird im nächsten Monat mein Michel Angelo, ein bis jetzt nur als Mspt. gedrucktes kleines Drama, das ich vorzugsweise als ein ethisches bezeichnen möchte, hier zur Aufführung gelangen. Ich kümmere mich gar nicht darum, denn es wird sein, als ob Glockengeläute in den Jahrmarktslärm hinein schallt. Wozu die Mahnung von oben? Sie stört nur das allgemeine Behagen, denn sie paßt nicht zu Kinderknarren und Weihnachtsflöten. Über dem deutschen Drama waltet nun einmal ein schlimmer Stern; wehe dem, dessen Wesen absolut an diese Form gebunden ist! Hier in Wien werden jetzt Hunderttausende verschwendet, damit eine Bühne, die noch vor sieben Jahren in wunderbarem Zusammenspiel und maßvoller Naturtreue in ganz Europa ihresgleichen suchte, der Oper möglichst nah komme. Sie trauen mir zu, daß ich nicht aus persönlicher Gereiztheit, wozu nicht einmal besonderer Grund vorhanden wäre, so spreche; aber schon haben wir Illustrationen zu Schillers Glocke und ein Publikum, das sich die Worte, der Bilder wegen, höchstens noch gefallen läßt.

Ich brauche Ihnen, mein teurer Uechtritz, wohl nicht erst zu sagen, wie innig Ihr Wort über meine Tätigkeit mich erquickt hat. Sie haben mir im ganzen und großen so viel zuerkannt, daß ich mich schämen würde, das Detail zu verteidigen, selbst da, wo ich anders akzentuiere, wie Sie, was allerdings wohl hie und da der Fall sein dürfte, namentlich in der Julia und der Maria Magdalena. Ihre Einwendungen gegen die Genoveva finde ich durchaus begründet, auch bezeichnen Sie den

Punkt, wo überhaupt für mich die Gefahr liegt, sehr richtig; es ist wahr, mich hat das Seltsame, weit vom Wege Abliegende, bisher mehr als billig gereizt, und die Entschuldigung, die sich daraus vielleicht hernehmen läßt, daß bereits allzuviel Stoffliches verbraucht ist, um das Schweifen nicht als eine halbe Notwendigkeit erscheinen zu lassen, reicht nicht aus. Nur die Anschauung, aus welcher die Judith hervorging, möchte ich retten, weil ich sie als die Grundwurzel meiner Natur betrachten muß und weil ich glauben möchte, daß Sie sie weniger aus ästhetischen, als aus religiösen Gründen anfechten. Von meinem Standpunkte aus muß ich selbst Jesus Christus für das Drama reklamieren, und er würde doch nur so weit Gegenstand desselben sein können, als er einen ähnlichen Prozeß, natürlich ganz anderen Mächten gegenüber durchmachte, wie die Judith. Viele Hyperbolien des Holofernes, obgleich historisch vorgebildet in Alexander und den römischen Imperatoren, teilweise sogar repetiert in Napoleon, gebe ich Ihnen natürlich willig preis, wie ich denn selbst an dem Werk eigentlich nur noch die Stimmung und am Detail nur den Propheten und die Volksszenen schätze. Diese wirken aber von der Bühne herab auch ganz unglaublich; wir hatten im Oktober die siebenundzwanzigste Vorstellung und ich hatte, da bald darauf Julius Cäsar folgte, Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß Judäa nach der Seite hin Rom nicht nachsteht. Begierig wäre ich nur, was Sie zu meinen drei Komödien sagten; sie haben mit dem, was man seit Molière, diesen selbst mit einbegriffen, Komödie nennt, nicht die geringste Ähnlichkeit. Auch wäre es mir lieb, wenn der Zufall Ihnen meine Gedichte einmal zuführte. Sie werden von vielen über die Dramen gestellt und ich selbst bin zweifelhaft, wohin ich mein Gewicht werfen soll. Leider sind sie in zwei verschiedenen Sammlungen bei zwei verschiedenen Verlegern erschienen, und gleichen nun einer zerschnittenen Silhouette. Die eine ist fast vergriffen, die andere nicht, und ich kann mich nun nicht entschließen, jene ohne diese neu auflegen zu lassen. Neben diesem Brief erlaubt sich meine Agnes Bernauer, die eben aus der Presse kommt, sich Ihnen zu präsentieren. Vielleicht hat sie schon einige Unarten ihrer Schwestern abgestreift. Empfangen Sie sie, des Vaters wegen, mit einem freundlichen Gesicht.

Daß Ihnen Ihr schöner Reiseplan durch das asiatische Ungeheuer so zerstört wurde, muß Ihnen äußerst unangenehm gewesen sein. Wir gingen direkt nach Prag und es war mir eine große Freude, diese herrliche Stadt kennen zu lernen und mich in sie zu vertiefen. Ich denke dann immer: wie würdest du geworden sein, wenn du hier aufgewachsen wärst? und träume mich

in alle mögliche Existenzformen hinein. Leider wurde ich früher, als mir lieb war, geweckt und nach Dresden gesprengt, um dort zu erfahren, daß mittlerweile der König gestorben und ich umsonst gekommen sei. In Wien fanden wir bei der Zurückkunft alles, wie wir es verlassen hatten, und zu meinen ersten Beschäftigungen gehörte es, mein kleines Mädchen zu messen und zu wiegen. Es hatte an Leibeslänge und an Gewicht zugenommen und das bewies, daß es ihm gut gegangen war. Da Ihr „Holm“ sich nicht gleich auftreiben ließ, indem auch die hiesigen Buchhandlungen in einem Bäckerladen, der aufs „Frische“ hält, das nachahmungswürdigste Vorbild erblicken, so ließ ich mir vorläufig auf unserer Hofbibliothek das mir von Ihnen empfohlene Leben Perthes geben. Ich habe mich sehr daran erbaut, und wünsche nur, daß es bald vollständig abgeschlossen werden möge.

Glauben Sie mir, mein teurer Freund, Sie können unserer gar nicht so oft gedenken, wie wir Ihrer; mir konnte in Marienbad kein größeres Glück zuteil werden, als das Zusammentreffen mit Ihnen. Der Blumenstrauß, den Ihre Frau Gemahlin uns noch am letzten Morgen aus dem Fenster zuwarf, wird länger blühen, als hundert andere, die seitdem gepflückt wurden. Erhalten Sie uns beide Ihre freundschaftliche Teilnahme und erfreuen Sie mich bald wieder mit einem Lebenszeichen. Über den Erfolg Ihrer Kur schreiben Sie nichts; ich schließe aus Ihrem Stillschweigen auf den besten. Meine Frau litt und leidet sehr an Schwindel; sie verlor einmal auf der Bühne als Lady Milford die Besinnung, doch die Ärzte geben Trost. — — — —

Ihr

Fr. Hebbel.

An Fr. v. Uechtritz.

Wien, den 14. Dezember 1854.

Die Rosamunde, die Sie mir in Aussicht stellten, mein verehrtester Freund, zögert doch zu lange, als daß ich meine Antwort von ihrem Eintreffen abhängig machen könne. Vielleicht hat sie sich's vorgenommen, mich in den Feiertagen zu überraschen; das wäre recht liebenswürdig von ihr und würde mir die angenehmste Beschäftigung gewähren. Sie kann es mir aber nicht verdenken, wenn ich bis dahin nicht mit leeren Händen, ja als ein Stummer, vor Ihnen dastehen will.

Empfangen Sie zunächst meinen Dank für Ihre treue Teilnahme an meinem häuslichen Mißgeschick. Es geht meiner Frau wieder besser, nur ist sie ganz erstaunlich mager geworden, und das Leberleiden will auch nicht weichen, obgleich es sich verringert hat und nur noch in gewissen Zeiten stärker hervortritt. Der Schwindel dagegen hat sie ganz verlassen, und so will ich Ihrer Worte eingedenk sein, daß das Resultat einer Brunnenkur erst im neuen Jahre zu beurteilen ist. Übrigens haben wir die Cholera noch immer hier, und das wirkt mehr, als man glauben sollte, auf die gesellschaftlichen Zustände ein. Der naive Trost, den die Ärzte uns darbieten, scheint bei den wenigsten Leuten zu verfangen; sie sollen sich vor der Cholera, meinen die medizinischen Journale, nicht mehr fürchten, weil der Typhus und die Blattern bereits eingerückt seien, aber das kommt ihnen so vor, als ob sie den Löwen für einen friedlichen Nachbar halten sollten, weil Tiger und Schakal nicht mehr fern sind. Es ist das Eigentümliche einer großen Stadt, daß alles auf einmal in ihr geschicht, was kleinere Örter nach und nach in Schrecken setzt. Das stumpft aber auch gewaltig ab, und mehr, als heilsam ist. —

Auch ich bin jetzt körperlich nicht, wie ich sein sollte, oder doch sein möchte, aber das ist, wie ich wenigstens glaube, die einfache Folge einer großen Aufregung, die nun vorüber ist. Ich habe die Tragödie, von der ich Ihnen in Marienbad sprach, vollendet, und wenn ich ein solches Werk endlich von der Seele los bin, fühle ich mich eine Zeitlang, wie ohne Kopf und Eingeweide. Das Produzieren ist bei mir eine Art Nachtwandeln, und greift mich an, wie im Physischen ein Aderlaß; es würde mich aufreiben, wenn nicht zwischen meinen einzelnen Arbeiten immer große Pausen lägen, in die ich mich nicht ohne Widerwillen ergebe, die aber am Ende doch so notwendig sind, wie der Schlaf. Seit der Agnes Bernauer sind volle drei Jahre verflossen. Ich glaube, mit meinem Gyges zufrieden sein zu dürfen, obgleich ich mit großem Mißtrauen an dies Werk ging und es noch für einen gebornen Torso hielt, als schon drei Akte fertig waren. Griechisch will das Stück natürlich nur in dem Sinne sein, worin Troilus und Kressida oder Iphigenie es sind; ich halte nicht viel von dem Auffüllen neuer Weine in alten Schläuchen und finde auch nicht, daß das Experiment ein einziges Mal geglückt ist. Aber ich hoffe, den Durchschnittspunkt, in dem die antike und die moderne Atmosphäre ineinander übergehen, nicht verfehlt und einen Konflikt, wie er nur in jener Zeit entstehen konnte und der in den entsprechenden Farben hingestellt wird, auf eine allgemein menschliche, allen Zeiten zugängliche Weise gelöst zu haben. Auch machte ich bei diesem Stück eine

merkwürdige Erfahrung. Ich war mir sonst bei meinen Arbeiten immer eines gewissen Ideenhintergrundes bewußt, wegen dessen ich keineswegs, wie man mir auf eine mißverstandene Vorrede hin wohl schuld gab, produzierte, der aber doch, wie eine Gebirgskette zu betrachten war, welche die Landschaft abschloß. Daran mangelte es diesmal ganz, mich reizte nur die Anekdote, die mir etwas modifiziert, außerordentlich für die tragische Form geeignet schien, und nun das Stück fertig ist, steigt plötzlich zu meiner eigenen Überraschung wie eine Insel aus dem Ozean die Idee der Sitte als die alles bedingende und bindende daraus hervor. Ich gestehe, daß ich dies kaum begreifen kann, es bestärkt mich aber nur um so mehr in meiner freilich längst gehegten Überzeugung, daß der Künstler, wenn er von einem Gegenstand mächtig ergriffen wird, sich um den Gehalt desselben gar nicht ängstlich zu kümmern braucht, sondern daß dieser ganz von selbst hinzutritt, wie der Saft in die Bäume, vorausgesetzt allerdings, daß er ihn in der Brust trägt.

Was Ihnen Ihr Verwandter über Ihren Roman und sein Schicksal in Wien geschrieben hat, kann ebenso richtig sein, als das, was ich Ihnen schrieb. Er hatte die höchsten Gesellschaftskreise, die hier aus den Erzherzögen und der „crême de la crême" gebildet werden, im Auge und ich die anderen. Es liegt aber, ich muß es ausdrücklich wiederholen, durchaus nicht an Ihrem Werk, wenn es bis jetzt nicht allgemein gelesen wurde, denn der religiöse und der theologische Stoff, der Ihnen, wie Sie sagen, Hauptsache war, macht sich, bis auf Anfang und Ende, wo er vielleicht etwas zu selbständig hervortritt, überall nur als Element neben anderen Elementen geltend und kann keinen ästhetisch Gebildeten stören. Meinen Freunden habe ich Ihren Holm längst empfohlen und um gleiche Gunst möchte ich Sie in dortiger Gegend für die Agnes Bernauer bitten.

Da ist sie genannt und nun muß ich sie verteidigen. Sie haben ganz recht, daß der Verfasser selbst auf der Seite des alten Herzogs steht und zwar so entschieden, daß nur dieser ihn für den ganzen Gegenstand entzündet hat. Ich glaube, daß es Momente gibt, wo das positive Recht zurücktreten muß, weil das Fundament erschüttert ist, auf dem es selbst beruht. Nageln Sie mich nicht an diese meine Worte, ich bin nicht der Mann der Definitionen, der Philosoph Jacobi drückt sich einmal, wenn ich nicht irre im Allwill, vortrefflich darüber aus, und den Kommentar meines Gedankens bildet mein Gedicht. Dann aber ist eben so wenig, wie beim Krieg von einem Mord, sondern von einem Opfer die Rede, und die Ausgleichung der individuellen Verletzung muß, wie bei jenem, in das religiöse Moment, in die

höhere Lebenssphäre, der wir alle mit schüchterner Hoffnung oder mit zuversichtlichem Vertrauen entgegen sehen, gesetzt werden. Ich glaube, man kann dieser Anschauung der Dinge beitreten, ohne einen Mißbrauch besorgen zu dürfen, denn sie kommt überhaupt nur für eine ganz ungeheure Situation in Betracht, und muß dann jedesmal, das ist die unerläßliche Probe, mit der Macht selbst, die sie in Anwendung bringt, bezahlt werden, was wohl alle bloße Gewaltinhaber hinreichend abschreckt, sich auf sie zu berufen, oder sie, wenn sie es doch tun, auf der Stelle als Lügner und Heuchler erscheinen läßt. Darum kann der Sohn zum Schluß auch wohl nicht anders, als gebeugt und zerschmettert dastehen; bis zum Versuch des Vatermords geht er ja und ihn wirklich zu vollbringen, ist doch gewiß auch der blindesten Leidenschaftlichkeit nicht mehr möglich, wenn der Vater zum Beweis, daß nichts als das Pflichtgefühl in ihm tätig war, freiwillig alle Waffen streckt und sie selbst zum Gericht über sich aufruft. Übrigens werden Sie in der Bayrischen Geschichte, die des ganzen Faktums ohnehin nur höchst flüchtig gedenkt, das Rechtsgutachten meines Stücks nicht finden; es würde mir aber auch wenig helfen und ich hätte mein Drama schwerlich darauf gebaut, da die Adoption eines fremden Irrtums sich in dieser Sphäre von einem selbst in die Welt gesetzten wohl kaum wesentlich unterscheidet. Für Ihr liebevolles Eingehen ins Detail danke ich Ihnen herzlich und brauche nicht hinzuzufügen, daß meine Verteidigung weit weniger meiner Produktion, als meiner Weltanschauung gilt, deren Ausfluß sie ist. Sie geben mir die Erlaubnis, Ihnen auch noch den Michel Angelo zu übersenden und ich mache Gebrauch davon; er trifft unter Kreuzband neben diesem Brief bei Ihnen ein. Er ist noch um ein Jahr älter, wie die Agnes Bernauer. Es tut mir eigentlich leid, daß Sie sich auch nach den Gedichten umgetan haben; nicht, weil ich aus den beiden Sammlungen Erhebliches — Kleinigkeiten allerdings — weg zu nehmen, nur weil ich vieles hinzuzufügen hätte und die eine ohne die andere nicht zum zweitenmal auflegen, noch weniger aber eine dritte folgen lassen mag. Echt Lyrisches freilich habe ich kaum noch zu bieten, aber an Reflexionsgedichten fehlt es nicht; so z. B. könnte ich die Epigramme um Hunderte vermehren. Da Sie auch diesen Sachen Ihre Aufmerksamkeit schenken wollen, so bin ich so frei, dem Michel Angelo einen Aufsatz über Lyrik beizuschließen, dessen ich bei Gelegenheit Uhlands schon in Marienbad erwähnte. Auch einen Goethe-Prolog nehmen Sie gütig auf.

Und nun, mein teurer Freund, empfangen Sie, wie Ihre verehrte Frau Gemahlin, von mir und den Meinigen die herzlichsten

Glückwünsche, sowohl zu den bevorstehenden Festtagen, als auch, und vor allem, zum Neuen Jahr. Möge es für Sie ein gesegnetes werden, möge Europa die Barbaren des Nordens in ihre Schranken zurückgewiesen, England und Frankreich aber zum erstenmal (sie waren es nie!) dankbar gegen Deutschland sehen! Alles aus vollem Herzen!

An Wilhelm Jordan.

Längst, verehrtester Herr, bin ich in Ihrer Schuld, freilich ohne es selbst gewußt zu haben. Obgleich in der größten deutschen Stadt lebend, kommen mir die neueren Erzeugnisse unserer Literatur doch immer erst spät in die Hände, weil mich wissenschaftliche Studien vielfach in Anspruch nehmen und ich keine Journale lese. So ist es mir auch mit Ihrem Demiurgos ergangen, und nun sehe ich denn nicht ohne Beschämung, daß mir nicht bloß ein an Geist und Poesie reiches Buch fremd geblieben ist, sondern daß ich Ihnen auch für ein mich hoch ehrendes Wort bis jetzt den Dank vorenthalten habe.*) Lassen Sie sich diesen Dank noch jetzt gefallen, und sein Sie überzeugt, daß mich Ihre Anerkennung um so mehr erfreut hat, als ich die Lösung des ungeheuren gesellschaftlichen Problems, an dem die Welt sich nun fast schon ein Jahrhundert abarbeitet, mit Ihnen auf gleichem Wege suche. Der flache Rationalismus unserer Tage mit seiner abstrakten Konsequenzmacherei hat keinen entschiedeneren Feind, als mich, und wenn man aus meinen Arbeiten mitunter wohl das Gegenteil ableiten zu können glaubte, so war das in meinen Augen nur ein Beweis mehr für die allgemeine Oberflächlichkeit, womit man Personen und Dinge betrachtet. Meine vor kurzem erschienene Agnes Bernauer und der nächstens folgende Michel Angelo wird jedoch wohl auch den letzten enttäuschen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr wahrhaft ergebener

Wien, den 12. März 1855. Dr. Fr. Hebbel.

---

*) „Beim Singturnier, bei dem Gedankenblöße
Gefordert wird und Kunstvollendung heißt,
Beneid' ich keinem die Posaunenstöße,
Mit welchen man die Mondscheinsänger preist.
Ich lobe mir die still bewußte Größe
Von Friedrich Hebbels tiefem Dichtergeist;
Man lehrt ihn keck und lernt ihn kaum begreifen,
Der Sprosser singt — und läßt die Gimpel pfeifen."
Jordan, Demiurgos.

An Emil Kuh.

Gmunden, den 14. Juli 1855.

Lieber Kuh!

Nicht der Respekt, den ich Ihnen als gründlichem Reformator des Bahnstils schuldig bin, gibt mir jetzt die Feder in die Hand, auch nicht meine persönliche Zuneigung zu Ihnen, sondern die Langeweile. Nicht zwar, als ob ich Sie um jenen Respekt zu verkürzen gedächte; im Gegenteil, ich weiß es vollkommen zu würdigen, was es heißt, ein Sintemalen und Alldieweil auszurotten und ich schätze denjenigen, der solche Disteln und Dornen der Sprache vertilgt, höher, als den, der auf Schlangen und Nattern Jagd macht. Auch nicht, als ob meine persönliche Zuneigung irgend abgenommen hätte. Sie werden mich ganz so grob finden, wie früher, und ich verspreche Ihnen, um Ihnen das zu beweisen, gleich für den ersten Abend, falls Sie es wünschen sollten, einen gelinden Zank, Sie wissen es aber längst, daß ich erst erkalte, wenn ich höflich werde. Allein —

So weit hatte ich an einem trüben Nachmittag geschrieben, als das Wetter sich plötzlich aufklärte und meine Jeremiade in der Geburt erstickte. Sie schließen von selbst daraus, daß unser Entrée in Gmunden nicht das freundlichste war. Bei strömendem, eiskalten Regen kamen wir an, und bis auf wenige Sonnenblicke, die uns hämisch an das erinnerten, was uns mangelte, prasselte und rieselte es den ganzen folgenden Tag fort. Solch ein Zustand ist für jedermann zum Verzweifeln und für mich doppelt. Doch ist er Gottlob jetzt vorüber und heute, den 17., kann ich Ihnen schon von einer Partie im Hochgebirg berichten, die ich gestern in Gesellschaft der beiden ersten Bergsteiger der Gegend, nämlich des Barons von Wönningen-Ingelheim und des Grafen Schmiedegg, gemacht habe. Es ist die schwierigste, die hier unternommen werden kann und eine der schwierigsten überhaupt; wir waren an 1000 Fuß über dem Traunstein und ich unterzog mich ihr, wie Sie mich kennen, mehr gezwungen, als freiwillig, weil ich an ein rasch gegebenes unüberlegtes Wort festgenagelt wurde. Nun, ich bereue es nicht, oben gewesen zu sein, wenn ich auch schwerlich noch einmal hinaufklettre, denn wir waren von vier Uhr morgens bis sieben Uhr abends bis aufs äußerste angestrengt und legten die letzten drei Stunden bei Gewitter und Wolkenbruch zurück, so daß selbst die Führer, nervigte Männer mit eisernen Sehnen, kaum mehr weiter konnten. Wir versammelten uns am Abend vorher in der sogenannten

Großalm, einer einsamen Maierei, wo wir übernachteten; meine aristokratischen Freunde hoch zu Roß voran, ich bescheiden zu Fuß hinterdrein. Der Weg dahin über Orth, Altmünster und Neukirchen war höchst interessant, da aber ein Wetter aufkam, beeilte ich meine Schritte und flog mehr, als ich ging. Es machte einen eigenen Eindruck auf mich, zu sehen, wie alles aus Berg und Wald ins umfriedete Dorf heimkehrte, während ich mich immer mehr in die Wildnis vertiefte; Schnitter und Schnitterinnen kamen in Massen an mir vorbei, Schafe und Ziegen, die auf der Weide waren, wurden rasch und ängstlich losgebunden und in die Ställe getrieben, während der Wind sich immer gewaltiger erhob und ich jeden Begegnenden fragte, ob ich auf dem rechten Pfade sei. Der Abend verstrich bei Bier und Kaffee sehr angenehm, ich erfuhr viel Gründliches über hiesige Zustände, auch wurde manche lustige Geschichte erzählt; der Graf Schmiedegg schenkt bei einer Bergpartie einem Berliner Regierungsrat einmal Edelweiß, dieser drückt ihm mit gnädiger Miene dafür einen Sechser in die Hand und erschrickt zu Tode, wie er ihm nun durch einen Dritten als ungarischer Magnat vorgestellt wird, entschuldigt sich aber gleich darauf sehr glücklich damit, daß er die Herren für eine Gesellschaft Führer gehalten habe. Die Nacht brachte nicht viel Schlaf; altväterische Betten, mit Figuren bemalte Schränke versetzten mich in ein früheres Jahrhundert zurück. Ganz in der Frühe ging's fort, die Griesalm hinauf und, nachdem wir das ganze sogenannte Höhlengebirge durchkrochen hatten, die Sattelalm wieder herunter, nicht ohne Gefahr, von dem hinter uns aufsteigenden Nebel überholt und gezwungen zu werden, auf dem ersten besten Fleck zu übernachten. Auf der Griesalm, die schon hoch genug ist, jedoch noch unter dem Schnee liegt, lernte ich die erste Sennenhütte kennen; ich hätte nicht geglaubt, daß es einen so schmutzigen Alten, einen so blöden Hansel und eine so schmierige Dirne in der Welt gäbe, als ich da beisammen fand. Die Bauern schicken, wie ich bei der Gelegenheit erfuhr, die garstigsten Mägde hinauf, um ihre Gastfreundschaft nicht durch die Jäger, denen sie Milch und Brot schuldig sind, alle Tage in Anspruch genommen zu sehen. Als Kuriosum wurde mir ein Basilisk gezeigt, ein blankes, schwarzes, ekelhaft-niedliches Tier, das gutes Wetter prophezeit, wenn es aufwärts kriecht. Nun kamen wir in die Schneeregion und es war keine Kleinigkeit, die gefrornen schiefen Flächen zu überschreiten, besonders für mich, der ich ohne Bergschuhe war; einmal, am Rande, brach ich ein, erwischte aber glücklicherweise noch einen Felsblock, an dem ich mich hielt, sonst wäre ich viele Klafter hinabgestürzt. Ich hörte dafür aber freilich auch Lawinen

donnern und sah, wozu selbst die Eingeborenen selten gelangen, die Gemsen in ganzen Rudeln, weit über hundert, wie sie bald über den Schnee dahin hüpften, bald die Felsen hinan und hinunter kletterten, ja sich uns sogar auf Schußweite näherten. Doch mußte ich mich anstrengen bis zur völligen Erschöpfung und war dabei von einem Durst geplagt, daß ich, über und über vom Schweiß triefend, den gefrornen Schnee Handvoll nach Handvoll mit der größten Begierde verschlang, um den Gaumen nur zu netzen. Wie wir abends um sieben Uhr in Ebensee anlangten, durchnäßt bis auf die Haut, ich fast ohne Stiefel, sprachen meine Begleiter mich gewissermaßen frei, indem sie erklärten, daß ich als Alpengänger jetzt die Weihe erhalten hätte und mich überall, sowohl hier, als in Tirol und in der Schweiz, mit Ruhe an jeder Partie beteiligen dürfe. Dabei versicherten sie mir, daß ich keineswegs, wie ich geglaubt hatte, am Schwindel litte, denn ich hätte Strecken zurückgelegt, vor denen ein Schwindliger unbedingt zurückschaudere, und da die Führer dies bekräftigten, so muß etwas Wahres daran sein.

Ihr Brief kam gestern, den dreizehnten, in meine Hände; ich erwarte den nächsten mit Ungeduld. Wir befinden uns leidlich und grüßen herzlichst.

An Emil Kuh.

Gmunden, den 18. August 1855.

Lieber Kuh!

Mit Recht dürfen Sie verwundert sein, daß ich Ihnen meinen Dank für rasche Besorgung des Geldes noch nicht ausgesprochen habe. Aber ich wollte Ihnen gern zugleich schreiben, wie es mit unserm Bleiben oder Kommen bestellt sei. Das kann ich nun zwar noch nicht, denn der kleine Urlaub meiner Frau ist von Wien aus noch immer nicht bewilligt. — — — —

Mein Kontrakt ist abgeschlossen, ich bin souveräner Herr des Hauses Nr. 31 in Orth und werde es noch auf ein paar Tage beziehen. Titele hat sich gestern schon einen Aprikosenbaum ausgesucht, der ihr feierlichst versprochen wurde, als sie neulich an einem Fieberchen darnieder lag, für Sie lege ich eine Blume aus dem Garten bei, und zum Herbst wird köstliches Winterobst eintreffen. Die Umschreibung findet dieser Tage statt, und als

gestern ein Auflauf entstand, der einen Feuerlärm zu bedeuten schien, sah ich keineswegs so ruhig zu, wie sonst wohl der Fall war, denn der neue Besitzer sieht schon das Risiko. Der Hofrat Nordberg hat mir das alles geordnet, und da vor dem ehemaligen Polizeidirektor in Wien noch immer alle Türen auffliegen, so ging es so schnell. Sagen Sie den Herren Fromme und Pötzelberger meinen besten Dank und überreichen Sie ihnen den beiliegenden Empfangschein.

Meine Frau hat sich von ihrem Freudensprung noch nicht erholt, ihr Fuß ist noch sehr schwach und sie liegt mehr, als sie geht. Dabei haben wir fast unaufhörlich Regen und Kälte, so daß wir uns mehr um die Leihbibliothek, die glücklicherweise vorhanden ist, als um die Traun und den See bekümmern müssen. Da habe ich denn manches gelesen, was mir sonst schwerlich in den Sinn gekommen wäre. Mit vielem Interesse Hackländers Soldatenleben im Frieden; eigentümliche Zustände prägnant und instruktiv dargestellt und offenbar aus reicher Erfahrung geschöpft. Mit Ekel Auerbachs Diethelm von Buchenberg; eine Verruchtheit, wie sie kaum in französischen Kriminalprozessen vorkommt und so spitzfindig unter Bauern gar nicht vorkommen kann, die zuletzt durch einen moralischen salto mortale, der noch unmöglicher ist, wie das übrige, geadelt werden soll. Mit Befriedigung Tiecks Dichterleben, das ich mir seit Jahren fern hielt, weil ich fürchtete, daß es die Probe bei mir nicht wieder bestehen würde, das ich jetzt aber fast noch höher schätze, wie früher. Mit unendlicher Langeweile Otto Müllers Charlotte Ackermann, in der selbst das Anekdotische allen Reiz einbüßt. — — — — — — —

Jetzt liegt Freytags Soll und Haben auf meinem Tisch, ein Buch, wodurch der Verfasser die Theorie seines Freundes und Mitredakteurs Julian Schmidt korrigieren zu wollen scheint, denn wenn dieser mit Eifer dartat, daß die Poesie dort, wo man sie bisher suchte, nicht zu finden sei und sie deshalb der Welt absprach; so beweist jener, daß man sie finden kann, wo man sie noch nie gesucht hat, nämlich im Handel und Wandel, auf der Börse und im Comptoir. Nun, ich wünsche Glück zu diesem Appell vom Schwert an die Elle!

Heute ist das Wetter leidlich, gestern Abend bot der Traunstein bei bedecktem Himmel zur Zeit des Sonnenuntergangs einen Anblick dar, wie ich ihn selbst in Italien niemals hatte. Er war in rotes Feuer getaucht, vom Gipfel bis zum Fuß, und spiegelte sich so im See; es war, als ob sein Eingeweide jahrtausendelang Metalle gekocht hätte, und als ob diese nun plötzlich glühend und sprühend aus allen Ritzen hervorbrächen. Der

Vesuv kann nicht imposanter ausgesehen haben, als er Herkulanum und Pompeji verschlang. — — — — — — — —

Ihr
Fr. Hebbel.

An Emil Kuh.

Gmunden, den 24. August 1855.

Lieber Freund!

Sie entschuldigen sich, daß Sie mir lauter Kleinigkeiten schreiben? Ich will Ihr Gewissen erleichtern und Ihnen mit lauter Kleinigkeiten antworten! Es ist billig, daß der erste Brief, der aus meinem Hause abgeht, an Sie gerichtet ist, wichtige Dinge habe ich Ihnen aber nicht mitzuteilen und so muß ich schon bei den Kleinigkeiten bleiben.

Ja, wir sitzen jetzt bereits in und auf unserem Eigenem; es gibt eine Tür, aus der ich nicht heraus geworfen werden kann und einen Garten, über dessen Planke ich nach Belieben klettern oder springen darf, ohne daß mir irgend ein Mensch etwas darein zu reden hat. Das ist für mich ein höchst possierliches Gefühl, denn ich habe in früheren Jahren so wenig darauf gerechnet, Grundbesitzer zu werden, als ich jetzt darauf zähle, Flügel zu bekommen, und ich könnte mir selbst die Fenster einwerfen, um zu erproben, ob ich wirklich Eigentümer sei.

Lassen Sie sich meinen heutigen Tag schildern! Heute Morgen um sieben Uhr hörte ich mit meiner ganzen Familie in der Pfarrkirche die Messe. Mein Freund Gärtner fungiert hier nämlich während der Dauer seines Aufenthalts als Priester und wir wollten ihn doch auch einmal in pontificalibus sehen. Dann saß ich wohl eine Stunde im Garten unter dem schattigsten meiner Apfelbäume; wir haben deren dreizehn und einer ist noch schwerer beladen, als der andere. Darauf ging ich mit Gärtner in die Traun. Nach dem Essen ruhte ich mich ein Stündchen auf meinem Boden in duftigem Heu und las, wenn ich nicht schlief, wozu die schwüle Hitze es nur wenige Minuten kommen ließ, in Soll und Haben! dabei fand ich, daß dieser Freytag so langweilig ist, wie ein Sonnabend. Nun ging ich mit meiner kleinen Familie zum Baden an den See und selbst Titele mußte mit hinein. Darauf kehrte ich zum Apfelbaum zurück und genoß, den Gyges neben mir im Grase, die göttliche Abendbeleuchtung

des Traunsteins, der mir gerade ins Fenster sieht. Dann wurde gegessen und währenddem kam der Vollmond über die Gebirge herauf. Diesen Anblick hätte ich Ihnen gegönnt; er hielt uns bis tief in die Nacht hinein fest, und wenn wir uns gar zu sehr in die Betrachtung des himmlischen Gestirns verloren, so rief uns der dumpfe Fall eines Apfels oder einer Birne wieder auf die Erde zurück und versetzte namentlich mich wieder in die Zeit, wo ich als kleiner Knabe oft stundenlang auf solch eine Begebenheit wartete, um dann mit meinem Bruder, der auch hinter irgend einem Busch gekauert hatte und nun zu meinem Entsetzen plötzlich hervorsprang, um die wurmstichige Beute zu raufen.

Den 25. August.

So weit schrieb ich gestern, heut Morgen hab ich mir meinen Tisch in den Garten stellen lassen und fahre fort. Es ist wieder ein Göttertag, der Traunstein schält sich langsam aus dem blauen Nebel heraus, der See dampft und über dem Bassin in meinem Gärtchen flattern die Libellen, die meine täglichen Gäste sind. Leider sind nur noch vier solcher Tage unser, denn am Mittwoch treten wir die Rückreise an und am Donnerstag sind wir in Wien. Nun, wir freuen uns, daß wir wenigstens so lange bleiben durften und zur Entschädigung für das, was uns hier entgeht, sehen wir Sie und uns're übrigen Freunde wieder. Ich rechne darauf, Sie bei der Ankunft des Dampfboots in Nußdorf zu treffen, aber Sie allein; für die paar Stunden können Sie sich schon frei machen, und wenn Sie kommen, so will ich es Ihnen dafür verzeihen, daß Sie Ihrer jungen Geliebten statt eines Gebetbuchs als erste Lektüre meine Maria Magdalena in die Hände gegeben haben. Der Anna melden Sie wohl den Tag unserer Ankunft; wir lassen sie bestens grüßen. Auf Ihren Brief über Gyges bin ich begierig, das Stück ist zwischen mir und Gärtner Gegenstand vielfacher Gespräche gewesen und er hat mir einige vortreffliche Winke gegeben, die ich benutzen werde. Ihn zieht vor allem Rhodope an, die er für mein schönstes Weib erklärt, wie den Gyges für mein bestes Stück; meine Frau bezeichnete Rhodope neulich außerordentlich gut, Sie sagte, sie sei aus lauter Schleiern gewebt. Apropos, wenn Sie mein Haus besingen wollen, so werden Sie jedenfalls nicht mehr der erste sein; Pastor Kolbenheyer in Oedenburg hat es schon getan. Gärtner hat es malen lassen, und so haben sich beide Konfessionen schon darum verdient gemacht. Es ist acht Uhr morgens, eben fällt mir eine Birne fast auf den Fuß, ich schließe, um meiner Frau auf den längst angetretenen Spaziergang zu folgen. — —

Ihr

Fr. Hebbel.

An Heinrich Heine in Paris.

Hochverehrter Freund!

Sie haben mir öffentlich das Recht eingeräumt, Sie so zu nennen, ich nehme daher keinen Anstand, mich dieses Rechts zu bedienen, nun ich mich Ihnen nach so vielen Jahren zum erstenmal persönlich wieder nähere. Dies geschah eigentlich, ohne daß Sie es wissen konnten, schon im Anfang Mai d. J., denn Sie hatten mir eine Auszeichnung erwiesen, die ich viel zu hoch anschlug, um Ihnen nicht auf der Stelle dafür zu danken. Ich gab meinen Brief aber unserem Abgeordneten zur Pariser Industrie-Ausstellung, dem Herrn Professor Eitelberger von Edelberg, mit auf den Weg, weil ich ihm so Ihre Tür zu öffnen hoffte. Nun stellen Sie sich meine heillose Überraschung vor, als ich meinen Brief vor etwa acht Tagen von dem Überbringer, der seinen Rückweg über Italien genommen hatte, mit dem Bemerken zurück erhielt, daß er trotz mehrmaliger Versuche nicht zu Ihnen habe gelangen können. Glücklicherweise sind Sie kein Fürst, der eine Metallkrone auf dem Kopfe trägt, sonst liefe ich Gefahr, daß mir mein Orden wieder abgerissen würde, denn diese Herren sollen eine verlorene Schlacht eher verzeihen, als einen vergessenen oder verschobenen Bückling. Lassen Sie sich denn jetzt einen Dank wiederholen, der sich freilich von selbst versteht.

Ich weiß nicht, ob Ihnen ein Aufsatz zugekommen ist, worin ich mich Ihrer gegen die Mittelmäßigkeit unserer Tage annahm. Abgesandt hab' ich ihn für Sie, so viel ist gewiß, und wenn Sie ihn gelesen haben, so hat er Ihnen auch bewiesen, daß die Zeit mein Urteil über Sie nicht verändert hat. Wie sehr habe ich bei jener Gelegenheit die schon so oft in Aussicht gestellte Gesamtausgabe Ihrer Werke vermißt, und wie ungemein würde ich mich freuen, wenn unser Hamburger Fabius Cunctator endlich einmal damit herausrückte. Sie müssen durchaus im ganzen und großen aufgefaßt werden, wenn Sie nicht bald zu spitzig erscheinen, bald in Nebel und Dunst zerfließen sollen, und obgleich die Kritik nie meine Sache war, noch sein wird, so würde ich mich doch trotz der Schwierigkeit der Aufgabe an Ihrer Charakteristik versuchen. Warum treiben Sie den vielbedächtigen Campe nicht besser an? Die Zeit ist längst da, sowohl für ihn, wie für Sie!

Über Ihre körperlichen Zustände hörte ich neulich von einem hiesigen Arzt, der Sie im letzten Sommer mehrmals sah und sprach, das Traurigste. Um so bewunderungswürdiger ist freilich

das Schauspiel, das Ihre ungeschwächte Geisteskraft den Mitlebenden gibt. Doch, das ist für Sie ein schlechter Trost. Vielleicht sollen Sie den Theologen, die Sie so oft geärgert haben, einen neuen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele liefern. Das würde Sie eher ergötzen, denn es wäre eine Übereinstimmung mehr zwischen dem Ihnen eigenen und dem Welthumor.

Ich höre, daß Sie noch lesen und sich vorlesen lassen. Damit entschuldigen Sie's, wenn ich Ihnen mein neuestes Stück übersende. Ich bin damit sonst sehr sparsam, denn ich weiß wohl, daß ich für die eigentümlichen Wege meines Geistes einer größeren Hingabe bedarf, als man im allgemeinen verlangen kann. Diese Zurückhaltung, die doch nur in der Bescheidenheit wurzelt, ist mir nicht selten für Sprödigkeit ausgelegt worden; hoffentlich von Ihnen nicht! Ich höre ebenfalls, daß Sie noch manches Lebenszeichen nach Deutschland flattern lassen; sollte sich davon nicht auch einmal eins zu mir verirren? Ein Wort über meinen Gyges wäre ein schönes Neujahrsgeschenk; Sie haben mir in Paris über die Judith einmal in einer halben Stunde mehr Tiefes gesagt, als alle deutsche Kritiker zusammen.

Mit der alten Anhänglichkeit

Ihr wahrhaft ergebener

Wien, d. 18. Dez. 1855. Fr. Hebbel.

P. S. Kommt wirklich noch etwas contra Dessauer von Ihnen? Eine furchtbare Wahrheit, die Sie irgendwo aussprachen, daß das Terzinengefängnis des Dichters mehr zu scheuen ist, als alle Bleitürme und Mäusekammern der Fürsten. Um so furchtbarer, als er nur einsperren, nicht wieder auslassen kann!

An Ludwig August Frankl.

Verehrtester Freund!

Was soll ich Ihnen auf Ihre gütige Zuschrift antworten? Wie soll ich Ihnen meinen Dank für Ihr köstliches Geschenk ausdrücken? Ich will mich mit Rührung daran erinnern, wie die Zeit im Menschenleben alles ausgleicht. In meiner Jugend wurde mein Geburtstag dadurch gefeiert, daß ich am 18. März von meinem Vater keine Schläge erhielt; wenn ich sie verdiente,

bekam ich sie am nächsten Morgen. Jetzt wenden mir die Götter Wein vom Olymp zu, und doch dürften noch die Prügel eher am Platze sein! Die Situation Ihrer Frau Gemahlin, der ich mich aufs herzlichste zu empfehlen bitte, hat uns abgehalten, sie zu ersuchen, den heutigen Abend bei uns zuzubringen. Dürften wir es wagen, so würden Sie uns die größte Freude machen, wenn Sie auch nur auf eine Stunde kämen; Titi tritt in einem von mir — zu meiner Überraschung! — gedichteten Drama*) als Schauspielerin auf; Anfang präzise halb acht Uhr.

Von Herzen

Ihr

18. März 1856. Fr. Hebbel.

An Karl Werner.

Wien, 16. Mai 1856.

In welchem Lichte, lieber Werner! mag ich vor Ihnen dastehen! Sie haben mir so freundlich geschrieben, Sie haben meine neuesten Bücher angezeigt und erhielten bis jetzt so wenig Antwort, als Dank von mir.

Im Anfange freilich war ich entschuldigt, denn ich geriet im Februar in eine Arbeit hinein, die mich ausschließlich in Anspruch nahm, und die auch Ihnen später Freude machen wird. Aber ich mußte sie zuletzt doch liegen lassen und kann mich also zu meiner Rechtfertigung nicht einmal auf eine volle poetische Tat berufen. Nun, Sie werden nicht mit mir hadern.

Für Ihre herzlichen Worte über meinen Gyges bin ich Ihnen vorzugsweise verpflichtet. Dies Stück wird einen schweren Stand haben und ich wußte es voraus. Es ist nicht leicht, sich aus der modernen Welt heraus in eine Anschauung zu versetzen, wonach das Weib bloß Sache war, und das wird nun einmal verlangt, wenn Kandaules nicht geradezu abscheulich erscheinen soll. Der alte Homer wäre zwar eine gute Vorbereitung, denn seine Griechen und Trojaner schlagen sich doch buchstäblich um die Helena, wie um ein Möbel, welches dadurch nichts an seinem Wert verliert, daß es von Hand zu Hand geht. Aber Homer wird nicht viel mehr gelesen, sonst würde man Herodots Kandaules in seiner Eitelkeit so natürlich finden, wie irgend einen

*) „Verkleidungen." Ein Lustspiel in zwei Aufzügen von Friedrich Hebbel.

Menschen unserer Zeit, der seine Schätze zeigt, weil er nicht gewiß weiß, ob er wirklich den reinsten Diamant besitzt, weil er einen kleinen Hang zum Prahlen hat. Von dieser Basis aber ausgegangen, die nur historisch gegeben ist und nicht bloß das Absonderliche, sondern sogar das Besondere ausschließt, dürfte mein Drama keine Schwierigkeiten mehr darbieten, denn Kandaules kann den Adel seiner Natur doch nicht besser beweisen, als dadurch, daß er sich selbst, so wie sich Rhodope vor seinen Augen aus einer Sache in eine Person verwandelt, zum Opfer darbringt, um den halb unbewußt verübten Frevel zu sühnen und dieser Adel kann ihr gegenüber doch auch nicht früher hervortreten; doch, wie gesagt, der Sprung aus der modernen Welt bis dahin ist weit und wird von Wenigen gemacht. Noch gestern erhielt ich aus Mannheim von einem meiner größten Verehrer einen Brief, worin er mich um Erlaubnis bat, das Stück angreifen zu dürfen. Sie können sich denken, daß ich sie umgehend erteilte, denn ich war auf dergleichen gefaßt, ehe ich den ersten Vers schrieb.

Was Sie mir über Ihre Lektüre und Ihre Studien mitteilen, interessiert mich sehr. Ich würde jedoch Leute, wie Z., nicht lesen und mir überhaupt alle Philosophen zweiten Ranges vom Halse halten, wenn sie nicht, wie z. B. Rötscher in seinem Briefe, Detailarbeiten liefern. Ein sekundärer Dichter kann immer noch, so lange er sich innerhalb seiner Grenzen hält, Genuß darbieten, denn er vertieft sich ins einzelne, wenn er das Ganze nicht zu umfassen vermag, aber ein sekundärer Philosoph, der das Objekt mit dem primitiven gemein hat, schwerlich Erkenntnis. Hierbei fällt mir ein, daß ich Mommsens Römische Geschichte auf meine persönliche Bekanntschaft mit dem Verfasser hin im mündlichen Gespräch mit Ihnen zu voreilig beurteilt habe: es ist ein ganz vortreffliches Buch und das gerade Gegenteil dessen, was ich erwartete. Ich hielt den Mann für einen Mikrologienkenner, als ich ihn in Rom und Neapel sah, und war dazu berechtigt, denn sein Denken bewegte sich in der allerengsten Sphäre; als er z. B. in einem meiner Bekannten den Juden entdeckte, sprach er davon, als ob er herausgebracht habe, daß er ein Mörder sei. Aber freilich war er damals auch jung und ich muß ihm das Zeugnis geben daß er reif geworden ist.

An Emil Kuh.

Wien, den 5. Juni 1856.

Mein lieber Kuh!

Moralische Erschütterungen haben das mit Erdbeben und ähnlichen Elementarereignissen gemein, daß sie zeigen, was im Menschen wirklich unwandelbar feststeht und was in Ermangelung der Probe nur festzustehen schien. Je mehr der Mensch in solchen Fällen auf sich selbst gestellt wird, um so leichter und um so reiner ergibt sich das Resultat; wenn ich Sie also, nachdem ich Ihnen meine wohl erwogene Meinung über Ihre Rechte, wie über Ihre Pflichten mit auf den Weg gegeben hatte, eine Weile sich selbst überließ, so hätten Sie das, ich möchte sagen, mit Dank anerkennen, aus meiner Selbstbescheidung aber nicht einen Schluß ableiten sollen, zu dem nicht der kleinste Grund vorhanden war. Ich bin Ihnen nicht mehr entfremdet, als Sie sich selbst entfremdet sind; seien Sie nur der Alte, so werde ich es gewiß sein. Wenn Ihr vorletzter Brief nicht das flüchtige Produkt einer erregten Stimmung gewesen ist, sondern das Bleibende Ihrer jetzigen Gemütszustände in treuem Ausdruck fixiert hat, so ist alles, wie es sein soll. Ich war es aber wohl Ihnen, wie mir selbst schuldig, Sie nicht augenblicklich dabei zu fassen, denn dem ersten Irrtum, wenn Ihre siebenjährige Jüngerschaft im Verhältnis zu mir einer gewesen wäre, was ich nicht glaube, dürfte unter keiner Bedingung ein zweiter folgen. Prüfen Sie sich also und schreiben Sie mir dasselbe, wenn Sie können, noch einmal.

So viel zur Verständigung und, wie ich denke, zugleich zur Ausgleichung und Beschwichtigung. Von anderem bei anderer Gelegenheit; nur dies noch, daß ich Sonntag mit meiner Frau bei Ihrer Familie war. Wir hatten diesen Besuch längst beabsichtigt, aber Ihr Bruder, der uns hinauszuführen versprach, als er mir Ihre ersten Zeilen aus Troppau brachte, hat sich bei mir nicht wieder sehen lassen und ich mußte mir daher erst von Ihrem Vater die Adresse verschaffen. Mir war, ich darf Ihnen das nicht vorenthalten, als ob ich in ein Totengewölbe trete, in dem nur noch Leben gespielt würde. Der Zustand Ihrer Mutter besonders hatte etwas Erschreckendes für mich; nie habe ich ein menschliches Wesen erblickt, das innerlich so kochte. Verhält es sich denn wirklich so, daß Sie bei Ihrer Abreise nicht Abschied von ihr genommen haben? Meine ernste Mahnung; seien Sie nicht zu rasch fertig mit Menschen und Dingen und vergessen

Sie nicht, daß das größte Recht (Ihr Recht habe ich gegen Ihre Mutter verteidigt) durch die Art der Ausführung in das größte Unrecht verwandelt werden kann! —

An Emil Kuh.

Orth bei Gmunden, den 18. Juli 1856.

Gestern Abend, mein sehr lieber Freund, erhielt ich Ihren Brief, und gleich heute Morgen setze ich mich hin, ihn zu beantworten. Mir gegenüber an demselben Tisch sitzt mein Töchterlein und übt sich mit glühenden Wangen und blitzenden Augen im Schönschreiben, und eine Rose, die ich eben in meinem Garten pflückte, steht zwischen uns, während meine Frau sich, wie wir durch die Tür hören, draußen mit den Vögeln zu schaffen macht. Hieraus werden Sie auf gutes Wetter schließen; dessen erfreuen wir uns jedoch keineswegs, vielmehr gießt der Regen schon die ganze Nacht durch in Strömen und vom Traunstein, der uns sonst gerade ins Fenster schaut, sehen wir kaum in schwachem Umriß das Untergestell. Ein seltsamer Eindruck, wenn man sich mitten im Gebirg einbilden kann, in der Ebene zu sein.

Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre Freundlichkeit, mir ein Lebenszeichen zu geben, es hat uns alle sehr erfreut. Es wäre an mir gewesen, den Anfang zu machen, und ich weiß das sehr wohl; aber ich bedarf im Sommer zu allem der Anregung und ich vergesse es meinen Freunden gewiß nicht, wenn sie mit dieser fatalen Eigenheit meiner Natur Nachsicht haben. Ihr Brief hat mich ganz in Ihre Zustände hinein versetzt; Sie tun sich aber erstaunlich unrecht, wenn Sie glauben, daß Sie jemals im Gespräch, um Ihre eigenen Ausdrücke beizubehalten, unbedeutende und geringfügige Dinge auskramten. Ich habe, seit Sie durch den Zwang der Studien nicht mehr auf das mitunter unerquickliche Detail Ihrer Wissenschaft angewiesen sind, aus Ihrem Munde nie etwas vernommen, was nicht im unmittelbarsten Zusammenhang mit jenen Grundideen stände, ohne die das menschliche Gehirn, sei es auch noch so vollgepfropft von Wissen und noch so reich an abgerissenen Einfällen allerdings immer und ewig ein Kaleidoskop bleibt, das nur Vexierbilder produziert. Nichtsdestoweniger gebe ich Ihnen recht, wenn Sie meinen, daß man manches nicht schreiben kann, was man keinen Anstand

nimmt auszusprechen und Sie werden im Lauf des Lebens, wie ich selbst die Erfahrung machen, daß die Summe dessen, was einem schreibbar erscheint, sich mit jedem Jahre mehr verringert. Das rührt aber, von ganz Flüchtigem und Nichtigem abgesehen, wozu Sie Schillers Schnupfen und Goethes Jenenser Ausflüge mit vollkommenstem Recht rechnen, hauptsächlich daher, weil man sich immer fester davon überzeugt, daß Gegenseitigkeit die Seele aller Mitteilungen ist, und daß die Zunge, wenn es sich nicht um das widerspruchslose Allerallgemeinste handelt, ebensowenig einen Stellvertreter hat, wie der Arm, von dem es sich von selbst versteht, daß er überall zur Stelle sein muß, wo er etwas ausrichten soll. Dies kann auffallend klingen, wird aber sehr einleuchtend, wenn man gründlich erwägt, wie unzulänglich die sprachlichen Darstellungsmittel an sich selbst da sind, wo sie in voller Kraft und von der ganzen Persönlichkeit unterstützt, wirken können, und wenn man sich recht deutlich macht, daß der ganze Prozeß auf ein Bestimmensollen des Unbestimmten durchs Unbestimmte hinausläuft und deshalb eher mit dem Bleigießen, als mit dem Zeichnen verwandt ist. Doch, Sie kennen meine Ansichten.

Wir freuen uns außerordentlich, Sie bald zu sehen und glauben Ihnen sogar, da wir bisher viel schlechtes Wetter hatten, gutes prophezeien zu dürfen. In meinem Gärtchen wird soeben unter der Direktion meiner Frau ein Pavillon errichtet; in dem wollen wir oft zusammensitzen. Kommt Debrois mit? Er hat mir einen sonderbaren Brief geschrieben, der meinen vorhin entwickelten Gedanken bestätigt, als ob er nur dazu da wäre, der aber Kuh durch die Mitteilung eines mir unbekannten Faktums so bei mir genützt hat, daß ich vollkommen mit ihm ausgesöhnt bin, weil er ganz in der alten Gestalt wieder vor mir steht. Über den Kant freue ich mich sehr, will ihn mir aber bis Wien aufsparen, um dort gleich angenehm begrüßt zu werden. An Grailich und Flesch sowie an Ihren Onkel das Herzlichste von uns allen! Also bis zum ersten, höchstens dritten!

An Friedrich von Uechtritz.

Orth bei Gmunden, den 23. Juli 1856.

Mein teuerster Freund!

Ihren lieben Brief vom 1. d. M. habe ich hier erst vor einigen Tagen empfangen; man hat ihn mir von Wien nachge-

schickt, sich aber Zeit dazu genommen. Ich beantworte ihn sogleich, weil ich Ihnen gern noch ein Lebenszeichen geben möchte, bevor Sie Ihre Badereise antreten. — — — — — — — —

Ich beklage es sehr, daß Sie in einem Moment, wo der Mensch der unbedingten Freiheit am meisten bedarf, gerade mit doppelten und dreifachen Bürden belastet sein müssen, und nehme Ihren Glückwunsch zu meiner Unabhängigkeit an. Allerdings kommt es mir vor, wenigstens in unproduktiven Zeiten, als ob ich sie bezahlen müßte und als ob eine ganze Summe von Kräften in mir unverwendet bliebe, die unbeschadet meiner höheren Lebenstätigkeit dazu dienen könnten, irgend einer praktischen Stellung genug zu tun. Doch mag dies ein Irrtum sein und aus der Unbehaglichkeit entspringen, die mit dem bewußten Schlaf, wie ich die stillen Rezeptionspausen des künstlerischen Geistes nennen möchte, nun einmal untrennbar zusammenhängt. Denn für mich gibt es keinen Genuß, als den, der aus der Arbeit hervorgeht, und da ich im Sommer in meinem Sinne absolut nicht arbeiten kann, so bilde ich mir zuweilen ein, mir würde wohler sein, wenn ich Rezepte zu schreiben, Akten zu revidieren oder gar Steine zu klopfen hätte. Das Studium, wie ernst auch immer betrieben, füllt diese Lücke in mir nicht aus; man fühlt nicht, daß man wächst, man erfährt höchstens gelegentlich, daß man gewachsen ist.

Auf Ihr neues Werk, dessen Thema ich vollständig aus dem Titel entnehmen zu können glaube, bin ich außerordentlich gespannt; wer wäre so berufen, eine solche Frage zu stellen und zu lösen, wie Sie! Auch auf den Heiden werde ich immer begieriger. Ich bedaure es alle Tage, daß ich Ihren Holm nicht, wie ich beabsichtigte, mit nach Gmunden herunter genommen habe; er hätte mir hier vortreffliche Dienste geleistet. Gesprochen habe ich schon oft von ihm, denn es sind viele gebildete Menschen hier und mit einigen kann man sich schon etwas näher einlassen. Ich selbst schreibe aber keinen Roman, sondern das Werk, wovon ich Ihnen sprach, wird ein kleines Epos in Hexametern. Vier Gesänge sind fertig und der letzte entstand im Prater morgens beim Veilchenpflücken; wenn der Strauß, den ich meiner Frau im Frühling regelmäßig zu bringen pflege, voll war, hatte ich auch meine fünfzig bis sechszig Verse im Kopf beisammen, und wenn die Erinnerung mich nicht schmählich trügt (zum Wiederlesen finde ich erst im Herbst den Mut, da ein gewisser schadenfroher Teufel, der während der heißen Monate in mir wohnt, alles verlachen und verhöhnen würde!) so muß etwas von dem Duft und dem Glanz, der mich umgab, in sie übergegangen sein. Sie sehen, ich würde jetzt ein so vermessenes Bild, wie das „von

dem helleren Stern", das Ihr Brief mir ins Gedächtnis zurückruft, nicht zu brauchen wagen; doch hoffe ich, Sie nicht gänzlich zu täuschen, wenn ich zu Markt komme. — — — — — — —

Also Solgers Witwe lebt noch! Freilich, warum sollte sie nicht! sah ich doch vor vier Jahren sogar Jean Pauls Witwe noch in München und fand sie rüstig und mitteilend! Ich würde sie gern kennen lernen, denn das Buch, dessen Sie erwähnen, habe ich gewiß schon zehnmal gelesen und Solger gehört mit zu den Lehrern meiner Jugend. Nicht ohne Andacht habe ich in Berlin sein Grab besucht und Ihrem Wort über ihn stimme ich vollkommen bei. Ohne Zweifel wäre aus der deutschen Philosophie und namentlich aus der deutschen Ästhetik etwas anderes geworden, wenn er statt Hegels oder wenigstens neben Hegel gewirkt hätte. Er war ein ganzer Mensch, nicht ein bloßer Dialektiker, er nahm die Welt, wie der Dichter, in sich auf und produzierte sie von neuem, anstatt sie in hohler etymologischer Becherspielerei auf eine dürftige Formel zurückzuführen! Auch Perthes Leben habe ich, und zwar direkt auf Ihre Empfehlung, längst gelesen und zum Teil mit großer Erbauung; es sollte mich sogar wundern, wenn ich Ihnen noch nicht darüber geschrieben hätte. Der Patriot, der unermüdliche, an immer neuen Hilfsmitteln reiche Geschäftsmann, der nie verzweifelt, selbst dann nicht, wenn er nicht mehr hofft, hat meinen ganzen Beifall. In dem Religiosen stört mich eine gewisse Selbstüberhebung, die sich nicht bloß Niebuhr gegenüber, sondern sogar vis-à-vis von Schiller und Goethe geltend macht. Mir däucht doch, wenn man die seltensten Kräfte und den heiligsten Ernst, wie bei diesen Beiden, beisammen sieht, ohne daß sich das Wunder hinzugesellt, was der Christ die Gnaden-Erleuchtung nennt, so sollte man davor in Ehrfurcht, wie vor einem göttlichen Mysterium, stehen bleiben, anstatt von „Lücken" und „Mängeln" zu sprechen, wie es im dritten Band geschieht, von „Lücken" und „Mängeln" bei solchen Normalerscheinungen! Doch, ich muß schließen. — — —

An Emil Kuh.

Wien, den 19. August 1856.

Mein sehr werter Freund!

Seit dem 15. sind wir wieder in Wien und nur eine Wetterrose, die wir von einer hohen Alp mit herunterbrachten und die durch das Öffnen oder Schließen ihrer stachlichten Strohblätter

besser, wie ein Barometer, Regen und Sonnenschein verkündigen soll, erinnert uns noch an die verflossenen schönen Tage; sie hängt dürr und vertrocknet an einem Faden in meinem Fenster. Zum ersten Male überzeuge ich mich gründlich, daß der Fürst Schwarzenberg recht hat, von Cloakendampf zu sprechen, wenn er aus dem frischen Gebirg in die staubige Metropole zurückkehrt; die Atmosphäre ist gegen die uns gewohnt gewordene wirklich tötend, und ich gehe, wie auf dem Kopf. Da ist denn an kein Arbeiten zu denken und ich muß es als ein wahres Glück betrachten, daß ich bei meiner Rückkunft Kants sämtliche Werke vorfand, die Glaser auf einer Leipziger Auktion für mich gekauft hat und die mir eine ebenso angenehme, als ernste Beschäftigung darbieten.

Von Ihnen liegen jetzt drei Briefe vor mir und ich weiß es zu würdigen, daß Sie mir in Ihrer gegenwärtigen Krisis so oft schreiben. Ihr erster Brief hatte sich mit dem meinigen gekreuzt, den zweiten erhielt ich bei meiner Abreise auf dem Gmundener Bahnhof und der dritte lief den Sonntag nach meiner Ankunft ein, es ist daher nicht ganz meine Schuld, wenn ich mit der Antwort so lange gegen Sie in Rückstand blieb. Es wird auch heute schwerlich viel werden, denn zu dem gänzlich eingenommenen Kopf kommt ein sehr fatales Zittern der Hand, das von dem etwas starken Gebrauch der kalten Bäder herrühren mag, aber Sie werden vorlieb nehmen. Lassen Sie mich denn vorläufig herausheben, was mir das Wichtigste scheint und alles übrige auf ein anderes Mal verschieben.

Es freut mich, daß Sie entschlossen sind, meinen Rat zu befolgen und Ihrer Familie gegenüber zu lavieren. Glauben Sie mir, die Menschen fügen sich viel leichter in die Tat, wie in das Wort, und das gilt nicht bloß von Staatsstreichen. Aber was wollen Sie damit sagen, daß ich Ihre Geliebte „mit Silberbleistift" gezeichnet hätte? Ich weiß durchaus nicht, worauf sich dies bezieht. Seien Sie versichert, daß ich kein Wort über sie vernahm, das nicht aus Ihrem eigenen Munde kam, wenn ich die sich selbst widersprechenden Reden Ihres Vaters ausnehme, und diese fielen wahrlich nicht bei mir ins Gewicht. Ist sie schon aufgetreten? Ich bin sehr gespannt, den Erfolg zu vernehmen. Die neue Folge Ihrer Gedichte schließt sich, etwa mit Ausnahme der Glosse, in der mich die „Glut-Zisternen" stören und des Nachrufs an Schumann, in dem mich die versuchte Glorifikation des Wahnsinns peinlich berührt, den früheren organisch an. Ihr Individuum kommt darin rein und rund zum Ausdruck und wenn ich die eigentlichen lyrischen Kristalle auch noch vermisse, so nimmt Ihre Poesie doch schon eine schöne Stufe ein und ist wohl berechtigt. Auch in Ihren Briefen zeigt sich

der erfreulichste Fortschritt; leid tut es mir, daß ich von Ihrer ungrischen Novelle gar nichts weiter höre. Daß Sie sich mit Robert Prutz einmal auseinandersetzen wollen, kann ich nur billigen; machen Sie dem Mann dann auch deutlich, wie wir Wissenschaft und Kunst dienen und wie wenig wir darauf aus sind, uns mit irgend einer „Macht“, die der Wahrheit ausgenommen, zu verständigen. — — — — — — — — — — — —

Ihr

Fr. Hebbel.

An Emil Kuh.

Wien, den 13. Oktober 1856.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe in der letzten Zeit eine ungeheure Freude erlebt, die noch vorhält und noch lange vorhalten wird. Mein Freund Rahl hat nämlich die Arbeit am Arsenal bekommen, und so haben sich denn endlich doch auch auf unserem Boden der rechte Mann und die rechte Aufgabe einmal zusammen gefunden. Diese Nachricht wäre für mich und mein Haus immer ein Fest gewesen; jetzt war sie es doppelt und dreifach, weil ich den Tag zuvor mit meiner Frau seinen Manfred gesehen hatte. Denn dies ist ein Bild, welches man nach Konzeption und Ausführung ruhig neben den besten Titian hängen kann, und welches mein oft ausgesprochenes Urteil, daß Rahl innerhalb eines goldenen Rahmens wie ein gebundener Herkules dastehe, glänzend bestätigt. Ich konnte also zugleich der Welt und meinem Freunde Glück wünschen und wenn es für den Mann ein Gefühl gibt, das ans Entzücken streift, so hat er es in einem solchen Moment. Übrigens machte ich auf dem Wege zu Rahl einen Freudensprung, fiel dabei, verrenkte die Hüfte und mußte humpelnd zu Hause hinken. Dies wird hoffentlich von seinem Haupt den Neid der Götter ablenken, wenn auch nicht die Mißgunst der Menschen.

Ich selbst stecke tief in den Nibelungen und habe den ersten Akt jetzt geschlossen; in der nächsten Woche denk' ich ihn zu lesen. Sie werden sich wundern und mich viel weiter glauben; ich habe aber eine neue Einteilung gemacht, und hoffe jetzt, mit fünf großen Akten ebenso leicht fertig werden zu können, als mit zehn kleinen. Dabei ist viel gewonnen, denn ein Theaterdirektor, der sich zur rechten Zeit in einen unerschrockenen Metzgerknecht verwandelt und meine Recken behackt, findet sich leichter, als einer,

der mir zwei Abende hintereinander einräumt. Jedenfalls sehe ich jetzt durch das Dickicht hindurch und kenne den Weg, was bei einem so desperaten Gegenstand denn schon etwas heißt. So bin ich innerlich abermals in gespanntester Tätigkeit und habe den Herbst zu segnen, äußerlich betrachte ich mich, wie ich neulich an jemanden schrieb, der mich zu einer Unternehmung einlud, als einen Toten, dem zwar neben Nägeln und Haaren höchst wahrscheinlich auch die Zähne im Grabe nachwachsen, der sich aber sehr hüten wird, an den Sargdeckel zu klopfen.

Sie wollen Ihre Gedichte herausgeben und sie mir widmen. Daß ich Ihre Arbeiten schätze, wissen Sie; ich brauche Ihnen also nicht zu sagen, daß ich die mir zugedachte Ehre zu würdigen weiß. Aber ich halte es für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie sich dadurch alle meine Feinde auf den Hals ziehen, schwerlich aber alle meine Freunde gewinnen würden. Überlegen Sie das und fassen Sie darnach Ihren Entschluß. Sonst werden Sie Ihr Ich wohl ziemlich nach allen Seiten ausgesprochen haben und mit der Sammlung nicht zu früh kommen.

An Emil Kuh.

Wien, den 29. März 1857.

Lieber Kuh!

Vor einer halben Stunde aus dem Prater zurückgekehrt, wo ich mich umsonst nach dem ersten Veilchen umsah, um meine Frau bei ihrer Rückkunft aus dem Theater damit zu überraschen, nutze ich die einsame Abendmuße, um Ihnen zu antworten. Ich lese jetzt einen außerordentlich merkwürdigen Schriftsteller, den Philosophen Schopenhauer, und schäme mich, ihn nicht früher kennen gelernt zu haben, ja, ich würde es kaum begreifen, wenn nicht seine eigenen bitteren Beschwerden über absichtliches und gänzliches Ignoriertwerden abseiten der Sekten und Parteien des Tags das Faktum einigermaßen erklärten und zugleich entschuldigten. Er kam mir auch diesmal rein zufällig in die Hand, indem ich, weil ich nach so angestrengter Arbeit einer Zerstreuung bedurfte, auf gut Glück um Bücher auf die Hofbibliothek schickte, und ich war nicht wenig erstaunt, einen der vornehmsten Geister unserer Literatur in ihm begrüßen zu müssen. Wenn die erste Stelle, die man bei einem unbekannten Autor liest, nachstehendermaßen lautet: „ich habe die Menschheit manches gelehrt, was sie nie vergessen darf, darum werden meine Schriften nicht untergehen“

und wenn man, trotz des momentanen Stutzens, noch vor Abend ausruft: der Mann hat ganz recht! so will das gewiß etwas heißen. Er ist über siebzig Jahre alt und berührt sich vielfach mit mir, nur mit dem Unterschied, daß er, als Philosoph, Ideen zu Trägern der Welt macht, die ich als Dichter nicht ohne Zagen zu Trägern einzelner Individuen gemacht habe; so z. B. das Wort des Holofernes: „Oft ist mir zumut, als hätt' ich einmal zu mir selbst gesagt: nun will ich leben usw." oder die furchtbare Resignation der Mariamne, mit der sie sogar ihren Staub dem Wechselspiel der Elemente entziehen möchte. Besonders tiefsinnig ist er über das Verhältnis der Geschlechter zueinander und einen Gedanken, den ich, an seine Entwicklung anknüpfend, vom Spaziergang mit nach Hause brachte, will ich gleich hier niederschreiben, um mein Tagebuch nicht erst hervorsuchen zu müssen. Edle Weiber, wie gemeine, quälen den Mann auf gleiche Weise durch Eifersucht, aber jene, zu denen die Medeen so gut gehören, wie Gretchen und Käthchen, durch Eifersucht, die sie empfinden, diese dagegen durch Eifersucht, die sie erregen, und auf dem Gipfelpunkt herzloser Koketterie sogar zu erregen streben. Doch, einstweilen genug vom Schopenhauer, an dem nur sein Name fatal ist.

Ich will jetzt nicht länger hinter dem Berge halten; allerdings habe ich ein episches Gedicht geschrieben, dessen Titel sogar (Mutter und Kind ein Gedicht in sieben Gesängen von Hebbel) unter dem unmittelbaren Einfluß der Musen entstanden zu sein scheint, weil er einen ganz regelrechten Hexameter abgibt, wenn ich nach dem Vorgang von Goethe, Schiller und Deinhardstein den Vornamen über Bord werfe. Aber ich teile es nur Ihren und den Vertrautesten mit und es muß für andere, wie bisher, strenges Geheimnis bleiben; denn es soll erst zu Weihnachten kommen. Wie es entstanden ist, wüßte ich selbst nicht zu sagen; der Wunsch, endlich auch einmal ein Werk mit Anerkennung edieren zu können, hat keinen Anteil daran gehabt, obgleich ich jetzt allerdings zu mir selbst, wie zu einem alten Autor, Anmerkungen abfassen muß, denn was werden die Hottentotten und Karaiben nach tausend Jahren von der Hamburger Torsperre, von Peter Ahrens, von den Wesselburner Fäusten, vom Schneider Weitling usw. wissen und doch werden sie dies humanste aller deutschen Gedichte sicher lesen, sobald sie aufhören, Blut zu trinken und Menschenfleisch zu fressen, was unsere Missionäre doch gewiß durch Predigt und Bibelverteilung nach und nach zustande bringen werden. Die Idee ist Ihnen längst bekannt, sie ist eine meiner allerältesten und fällt noch vor die Maria Magdalena; sie wollte sich aber früher nie runden, bis ich's auf diese

Weise versuchte, wo es im Galopp ging, denn ich habe manchen Tag über hundert Hexameter gemacht. Sie schreiben von Kommen; es wäre hübsch, wenn Sie das möglich machen könnten, dann wollten wir das Ding lesen. Und warum sollte es nicht gehen, da Ihrem Onkel Ihre Dedikation unbekannt geblieben ist?

An Friedrich von Uechtritz.

Wien, den 23. Mai 1857.

Ihr letzter Brief, mein teurer Freund, ist allerdings sehr ernster Natur und ohne Zweifel sind Sie auf eine ebenso ernste Erwiderung von meiner Seite gefaßt. Nicht, als ob ich glaubte, daß zwischen Ihrem absolut christlichen und meinem Standpunkt eine Vermittlung möglich wäre, wenn die ethische nicht ausreicht, die Christus selbst zu genügen schien, als er das Wort aussprach: „an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen!" Das ist mir nie in den Sinn gekommen und kann mir jetzt am allerwenigsten einfallen. Wenn ich die Differenz, die uns trennt, noch einmal berührte, so geschah es, weil Sie nach Ihren Ausstellungen gegen gewisse Produktionen von mir einen Respekt für die christliche Mythologie (stoßen Sie sich nicht an diesem Ausdruck, den ich nur wiederhole, um mich über ihn zu erklären) bei mir vorauszusetzen schienen, den ich nicht haben konnte und nicht zu haben brauchte. Was hätte Sie in ethisch-reinen, die Selbstkorrektur der Welt abspiegelnden Gedichten, wie Vater unser, Virgo et mater usw. verletzen können, wenn nicht der Gebrauch, den ich in dem einen vom Vaterunser und in dem andern von der Madonna machte? Und wenn es mir vor einer Reihe von Jahren nicht gelang, Arnold Ruge darüber zu beruhigen, daß ich, wie er sich ausdrückte, meine tiefsten Ideen an diese „weltgeschichtlichen Fratzen" anknüpfte, so glaubte ich doch, mich mit Ihnen leichter darüber zu verständigen, daß ich diese tiefsinnigen Symbole in meinen Kreis hinein zöge. Religiös-unnahbar können sie mir ja nicht sein, wie dem Offenbarungsgläubigen, der sich ihrer freilich so wenig in meinem Sinn bedienen darf, wie des Abendmahlkelchs zum Trinken, und Willkür und Vorwitz liegt doch auch nicht darin, wenn ich sie vorzugsweise anwende, da sie aufs untrennbarste mit der jetzigen Weltanschauung verbunden und darum jedermann, dem letzten, wie dem ersten, zu jeder Zeit klar und gegenwärtig sind. Ich dachte, der kleinste Fingerzeig von meiner Seite würde Ihnen diese ganze Gedankenreihe erleuchten und Sie überzeugen, daß Ihrem Tadel eine Forderung zugrunde

läge, die ich ablehnen dürfe. Statt dessen rücken Sie die Differenz selbst in voller Schneide wieder in den Vorgrund, und nun ich nachgewiesen habe, daß dies ohne meine Schuld geschehen ist und daß ich unserem Kompromiß nicht untreu geworden bin, muß ich antworten. Die Wahrheit wollen wir alle beide; Sie glauben, sie zu besitzen, ich suche sie und bitte nur, überzeugt zu sein, daß nicht die Herren Strauß usw. aus mir reden, sondern daß ich so unabhängig von diesen, wie von den Kirchenvätern, die Sie mir zitieren, mein ureigenstes Denken ausspreche. Das Resultat, das mir aus allen Sphären entgegen trat, ist allerdings, daß der Mensch das Herz der Welt so wenig zu sehen bekommen wird, als sein eigenes und daß es sein heiligstes Recht ist, sich den allmächtigen Pulsschlag, den er fühlt, auf seine Weise auszulegen. Wo man dies bestreitet, da ist der Papst und mit dem Papst auch der Großinquisitor, fertig; wo man es einräumt, da ist das Individuum gegen einen Zwang, der nur zur Zerknickung oder zur Heuchelei führen kann, geschützt und die sittliche Ordnung der Dinge nicht im Mindesten gefährdet. Dies hätte ich zu beweisen.

Wer sich nicht einspinnt in unbestimmte Gefühle, der muß sich sagen, daß es sich bei den unberechenbaren historischen Enthüllungen auf der einen Seite und den Schwindel erregenden Fortschritten der Naturwissenschaften auf der anderen in unserer Zeit gar nicht mehr um das Verhältnis der Religionen untereinander handelt, sondern um den gemeinschaftlichen Urgrund, aus dem sie alle im Laufe der Jahrhunderte hervorgegangen sind, um das Verhältnis des Menschen zur Natur und um seine Abhängigkeit oder Unabhängigkeit von ihren unerbittlichen Gesetzen. Ob der Christ oder der Jude oder der Buddhist recht haben, muß so lange unentschieden bleiben, bis ausgemacht ist, ob der Mensch die vornehme Ausnahme wirklich bildet, für die er sich hält. Die Wage und das Messer haben nun zu höchst bedenklichen, ja furchtbaren Resultaten geführt und mit dem obligaten: „Der Herr sprach“, aus Büchern entlehnt, die man seit Entdeckung der Keilschrift weit über den Berg Sinai hinaus bis zu ihren letzten Quellen verfolgen kann, wird keiner die Männer, die sie handhaben, noch zum Schweigen bringen wollen. Wenden Sie mir ja nicht ein, der Materialismus sei alt und in den Herren Helvetius, Holbach usw. längst zurück geschlagen; er ist neu in den Gründen, und wer sich mit diesen, nicht etwa durch Moleschott und Vogt, sondern durch die ernstesten und parteilosesten Forscher bekannt und vertraut macht, der wird es sich nicht verhehlen können, daß von allen Faktoren der Menschennatur nur das Gewissen als unzerstörte und, wie ich glaube, un-

zerstörbare Burg des Spiritualismus übrig geblieben ist. Denn das Gewissen steht mit den sämtlichen Zwecken, die sich auf dem Standpunkt des Materialismus für den Menschen ergeben, in schneidendem Widerspruch und wenn man auch versuchen mag, ihm den Geschlechtserhaltungstrieb im Sinn eines Regulators und Korrektivs des individuellen zugrunde zu legen, was gewiß früher oder später geschieht, falls es noch nicht geschehen sein sollte, so wird man es dadurch so wenig erklären, als aufheben, oder steht es nicht fest, daß die Faktoren sich im Produkt nur steigern, nicht verändern? Das Gewissen weiß aber nur von Gut und Böse, von Recht und Unrecht, es stellt keine einzige Glaubensforderung, nicht einmal die allgemeine, geschweige eine positive, es gewährt seinen Frieden um den Preis sittlichen Handelns und verlangt nicht, daß dies im Namen irgend einer Religion geschehe. Ich kann nicht so mißverstanden werden, als ob ich leugnete, daß das Gewissen den Menschen, dem eine bestimmte Religion anerzogen worden ist, nicht auch wegen Abweichungen von dieser zu Rede stellte; kein Türke wird Wein trinken, kein Jude Speck essen, kein Katholik die österliche Beichte versäumen. Ich gehe von der ursprünglichen Tatsache aus, die auch der Offenbarungsgläubige als solche gelten lassen muß, wenn er nicht mit Natur und Geschichte zugleich in Widerspruch treten will, und frage: warum ruft das Gewissen, das allen Völkern ohne Ausnahme und ohne Unterschied gebietet, das Gute zu tun und das Böse zu lassen, ihnen nicht ebenso laut und vernehmlich zu, sich ihren Gott so und nicht anders zu denken und ihn so und nicht anders zu verehren? Das tut das Gewissen aber nicht und darum hat man nie blutige Kriege geführt, weil man Mord, Raub, Diebstahl usw. in dem einen Land für Tugenden, in dem anderen für Laster hielt, wohl aber haben die Kämpfe um Bundeslade, Kreuz und Halbmond die Erde dezimiert, ohne daß ein Einverständnis zu erreichen gewesen wäre; ja, diese haben das sittliche Gesetz selbst zuweilen auf lange verfälscht und verdunkelt, indem man sich in majorem Dei gloriam gegen Andersgläubige alles erlaubte, und Mahomed nebst seinen Kalifen gewiß in ebenso fester Überzeugung, wie Moses und Josua, oder wie die Ritter der Kreuzzüge. Dies ist entscheidend. Einen Ort gibt's, wo der unnahbare Urgrund der Welt, den man nach meinem Gefühl durch jeden Namen und jede Bezeichnung an etwas Endliches anknüpft und also beschränkt und begrenzt, sich deutlich vernehmen läßt, und das ist die menschliche Brust. Und hier sollte die Offenbarung unvollständig sein? Hier sollte sie nur auf die Pflicht, nicht auf den Glauben gehen, wenn von diesem für den Menschen nicht bloß so viel, sondern unendlich viel mehr

abhinge, wie von jener? Unbegreiflich, unbegreiflich bis auf den Grad, daß selbst die Ahnung, die doch nie ganz verstummt, keinen Anhaltspunkt mehr findet, wenn sie ihn nicht darin ersetzen will, daß dem Menschen alle Vermögen, die ihn vom Tier unterscheiden, nur zur Vexation gegeben seien. Im Ernst kann die Frage gar nicht aufgeworfen werden, so lange man den Boden, auf dem man mit den uns allen gemeinsamen Mitteln nach Wahrheit forscht, nicht verläßt und eben jene Unbegreiflichkeit zu ihrem eigensten Kennzeichen macht. Dann aber ist das Resultat: strengste Gebundenheit des Menschen im Handeln und vollkommenste Freiheit im Glauben, denn auf der einen beruht die sittliche Welt und auf der andern die intellektuelle. Dafür, daß die Tugend, die man vorzugsweise, obgleich ohne Not, die christliche zu nennen pflegt, nämlich die Demut, nicht leidet, ist auch gesorgt; wie käme der tiefere Mensch, eingeklemmt zwischen eine unendliche Aufgabe und den ebenso ungewissen, als unerbittlichen Tod, wie er es ist, zur Selbstüberhebung? Der Flache aber ist stolz auf seine Art, das Kreuz zu schlagen oder seinen Vers aus der Thora abzulesen; er spielt als Christ, Jude, Türke oder Heide die Pharisäerrolle, denn er ist überall der Auserwählte und hat das eine, was not tut und er findet eben jetzt im Mormonentum seinen letzten karikierenden Ausläufer.

Diesen meinen Standpunkt, mein teurer Freund, lernen Sie nicht erst heute kennen, wie Sie sich selbst sagen werden, da Sie so gütig sind, sich meines Anteils an den in Marienbad zwischen uns geführten Gesprächen zu erinnern. Ich kenne den Weg sehr wohl, auf dem die Phantasie dazu gelangt, in Tertullians: Credo, quia absurdum est! einzustimmen und weiß, daß es reizend ist, ihn zu wandeln, aber ich werde mich von meinem sicheren Markstein nie entfernen. Die sittliche Welt wollen wir alle gemeinsam bauen, darum erging an uns alle mit gleicher Eindringlichkeit der gleiche Ruf; das spekulative Bedürfnis soll sich jeder auf seine Weise befriedigen, daher sind hier keine Schranken gesetzt. Wenn der absolute Christ mir die Versicherung gibt, daß ihm die großen Fragen nach dem Woher und Wohin, die uns andere vom ersten bis zum letzten Odemzug beschäftigen, ein für allemal gelöst sind, so bin ich weit entfernt, ihn zu bestreiten. Nur muß er mir einräumen, daß ihm gleich bei seiner Geburt ein besonderer Sinn zuteil geworden ist, welcher ihn der Aufnahme einer Offenbarung fähig machte, die wir vergebens mit unserem Schweiß und Blut zu erkaufen suchen. Das ist dann Gnadenwahl und als solche der konsequente Abschluß eines erst durch sie vollkommen gerundeten Mysteriums. Wenn er mir aber statt dessen zuruft: mit nichten, Sünder; Komponisten

Dichter und Künstler mögen sich auf einen besonderen Sinn berufen, aber ich bin Dir in der Zerknirschung voran usw., so wende ich ihm den Rücken und sage: weiche von mir, Du Heuchler, Deine Demut ist verkappter Hochmut! Denn dann habe ich den Papst vor mir, der, mit göttlicher Allwissenheit und Unfehlbarkeit bekleidet, in die Herzen schaut und sich in den Großinquisitor verwandelt, sobald es ihm gefällt. Wäre ich selbst Christ, so würde ich mich jedes Streits über den Kelch begeben, damit der edle Wein, den er enthält, nicht verschüttet werde. Denn diese Gefahr ist näher, als die Abschließer der Konkordate und die Beförderer der Gustav-Adolf-Vereine denken, und da ich den ethischen Kern des Christentums hoch über den aller anderen Religionen stelle, so würde ich es unendlich beklagen, wenn sie wirklich herein bräche.

Den 3. Juni.

Ich habe, wie mein Brief gewiß beweist, Ihren Ernst nicht verkannt; den meinigen werden Sie auch nicht verkennen. Und nun frage ich Sie, ob mir die dogmatische Seite des Christentums mehr sein kann, als eine Mythologie neben anderen Mythologien? Wenn Ihnen der Ausdruck hart klang, so müssen Sie einen Begriff damit verbinden, der dem meinigen entgegengesetzt ist und das konnte ich nicht ahnen. Mir ist die Mythologie des Volks der Inbegriff aller seiner religiösen Anschauungen, soweit sie nicht im Allgemein-Menschlichen aufgehen, und als gemeinschaftliches Ergebnis seiner historischen, philosophischen und poetischen Prozesse das Höchste, was es überhaupt in seinem ersten Entwicklungsstadium liefert. Der Schwan der Leda, dessen Sie gedenken, gehört freilich auch mit dazu, aber doch nicht anders, wie z. B. die Tierfratzen über dem Portal zum Gotischen Dom. Wollen Sie mir die altnordische und die griechische nicht gelten lassen, deren jede wenigstens als großartige Natursymbolik in schwindelerregender Majestät über alles Individuelle hinausragt, so können Sie die indische mit ihrem unergründlichen Tiefsinn gewiß nicht zurückweisen. Ich darf daher meine Frage wiederholen, denn ich kann doch nicht der christlichen Offenbarung gegenüber zugleich frei und ungebunden sein. Um nun auf die beiden Gedichte zurück zu kommen, von denen unsere ganze Diskussion ausging, so scheint mir der Schlußvers in Virgo et mater noch immer völlig ausreichend, um die Auffassung fern zu halten, als ob die Sünderin auf einen Platz gestellt werden sollte, der ihr nicht gebührt; sie will dafür, daß sie der höheren Mutter im

übernehmen aller Leiden und Qualen zu gleichen strebt, ja nur Vergebung, und die etwaige Einwendung, daß die Leiden ihres Kindes unter den Leiden des Christkindes bleiben, würde uns zunächst in das Gebiet der Prosa hineinziehen, dann aber auch damit abzulehnen sein, daß jene jedenfalls eine unbekannte Größe sind, was für die Phantasie hinreicht. Auch auf das Vaterunser muß ich bestehen, obgleich ich es Ihnen gern einräume, daß unter allen anderen Umständen, als den hier gegebenen, der Mörder entweder gar nicht beten oder ein anderes Gebet wählen würde; hier jedoch kann es absolut nur das Vaterunser sein, welches zu beten der Alte dem Jüngling verboten hat und welches ihm darum am nächsten liegen muß. Dies ist geradezu das punctum saliens der Erfindung, der erste Gedanke, ohne den sie gar nicht existierte. Noch weniger kann ich mein Urteil über die Perthessche Äußerung zurücknehmen oder modifizieren und ich begreife gar nicht, wie Sie einen solchen **Weltrichterspruch**, der **Herz und Nieren** prüft und sie **zu leicht** findet, mit meinen bescheidenen **kritischen Bemerkungen** über die **ästhetischen Leistungen** Goethes und Schillers zusammenknüpfen konnten. Ich bediente mich in Marienbad eines Rechts, das noch der letzte Leser hat; Perthes erlaubte sich einen Eingriff, der dem ersten Menschen nicht zusteht, und leugnen will ich nicht, daß er mir hierin nach meinen vielfachen Erfahrungen sogar symbolisch ist. Dagegen beweist Ihre Kritik meiner Nibelungen-Szene mir nur, daß es noch bedenklicher war, dies Fragment drucken zu lassen, als ich dachte. Denn ich will sehr zufrieden sein, wenn man die ganze Tragödie nur nicht **zu** christlich findet. Sie vergaßen wohl in der ersten Hälfte des Liedes den Kaplan und in der zweiten den Rüdeger, als Sie sich umsonst nach einem Gegenstück für Hagen umsahen, dessen Schwören bei'm „Christ" mich freilich nicht kümmern kann, da er den Priester Christi in den Rhein wirft, um ihn zu ersäufen. Ich lege Ihnen eine Stelle aus der Schlußszene bei, um Sie zu überzeugen, daß ich nicht Ihren, wohl aber den entgegengesetzten Vorwurf zu besorgen habe. Das Geibelsche Machwerk übersandte ich Ihnen bloß zum Spaß. So weit darf ich mich doch hoffentlich nicht herablassen, in diesem Phrasendrechsler einen Konkurrenten anzuerkennen und ich darf dies ohne Umstände aussprechen, da Sie von Marienbad her wissen, wie ich über ihn denke. Lesen Sie es nur noch einmal und Sie werden lachen, wie ich und seine eigenen Freunde.

Hier, mein teurer Freund, haben Sie Buch gegen Buch. Während ich schrieb, war ich dem Tode nah; ich hatte die Cholera zu überstehen. Eiswasser, instinktiv in den heftigsten

Qualen massenweise getrunken, rettete mich; jetzt bin ich völlig wieder hergestellt. Immerhin war es ein wunderliches Intermezzo bei Abfassung eines Glaubensbekenntnisses. Im Frühling machte ich die Reise, von der ich Ihnen schon im vorigen Herbste schrieb; sie führte mich sogar in Ihre Nähe, aber leider mußte ich fliegen. Ja freilich ist alles Schreiben ein trauriger Notbehelf! Ihre Aufsätze werden nächstens auf meinem Tisch liegen; ich freue mich sehr darauf. Mein Epos ist fertig und kommt zu Weihnacht, meine Gedicht-Sammlung ist schon gedruckt, wird jedoch erst im Oktober ausgegeben. Ich hoffe, Sie sollen das kleine Denkmal, das ich auch Ihnen durch Zueignung eines Gedichtes darin stiftete, trotz der Unausgleichbarkeit unserer Differenz mit Liebe aufnehmen, denn Sie kennen meine Verehrung für Ihr ganzes Wesen und können sich diese gar nicht groß genug vorstellen. Mit den treuesten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr

Fr. Hebbel.

An Ludwig Uhland.

Hochverehrter Herr!

Vor einem vollen Viertel-Jahrhundert, im September 1832 wandte sich ein junger Mensch aus dem fernen Holstein brieflich an Sie und trug Ihnen vor, was er auf dem Herzen hatte; Sie waren auch wohlwollend genug, ihm beschwichtigend und tröstend zu antworten. Dieser junge Mensch war ich. Sie haben seitdem viel erlebt; Sie haben, nachdem Sie schon in Ihrer Jugend Zeuge der Auflösung des alten deutschen Reichs und des Untergangs Napoleons gewesen waren, abermals Throne stürzen und Könige flüchten, ja Parlamente zusammenrufen und wieder auseinanderjagen sehen, und nicht, ohne selbst durch Rat und Tat mit einzugreifen. In diesem Wechsel der Dinge, der die Menschen in der Regel auch noch wankelmütiger zu machen pflegt, als sie an sich schon sind, ist es ein wohltuendes Gefühl, auf etwas Beharrendes zu stoßen und sich zu überzeugen, daß nicht alles im Wirbel untergeht. Vielleicht spüren Sie etwas davon, wenn Sie die Widmung des beifolgenden Buches lesen.*) Sie wird Ihnen beweisen, daß die Verehrung, die der Jüngling Ihnen zollte, auch noch die Brust des Mannes erfüllt, und dieser mußte bereits unendlich viel von dem fallen lassen, was er ehe-

*) Die Gesamtausgabe der bei Cotta erschienenen „Gedichte“ mit der Widmung: „Dem ersten Dichter der Gegenwart Ludwig Uhland.“

mals festhielt, und hat sich selbst in Wissenschaft und Kunst redlich bemüht. Nehmen Sie die Gabe in dem Sinne an, in welchem ich sie biete, uud erfreuen Sie sich noch lange eines heitern Greisenalters.

In unwandelbarer Hochachtung

Wien, 21. September 1857. Friedrich Hebbel.

An Klaus Groth.

Wien, den 27. Sept. 1857.

Lieber Groth!

Jawohl wiegt im Norden das einfache Wort schwerer, wie im Süden Schwur und Beteuerung. Darum hat mich Ihr Brief sehr erfreut, und indem ich ihn beantworte, setze ich mich, wie Sie sehen, gleich über all die Formalitäten weg, von welchen die gesunde alte Welt nichts wußte und welche in die neue ungefähr so hineingekommen sind, wie die Handschuhe, die bekanntlich der Pest wegen erfunden wurden. Ein Orden ist eine Batterie und ein Titel eine ganze Festung; wir brauchen aber alle beide keine Deckung und können auf gut Dithmarsische Manier ohne Umstände ins Freie treten, wie es vor der Zeit der Ritter ohne Roß und der Räte ohne Stuhl ein jeder tun mußte. Wenn Sie mir für „geistige Wohltat“ Dank schuldig zu sein glaubten, so befand ich mich, Ihnen gegenüber, längst in demselben Fall; selten oder nie hat mich eine dichterische Erscheinung der modernen Literatur so angeregt und überrascht, wie Ihr Quickborn und Ihre Tat fällt für mich um so schwerer ins Gewicht, als Sie Ihr Instrument erst zu bauen hatten, bevor Sie Ihre Melodie spielen konnten. Ich bin in ganz Deutschland als stolz und unzugänglich verschrien, weil ich über die Hunderte von Trauerspielen 2c., die im Laufe des Jahres gedruckt oder ungedrukt bei mir eingehen, meine Meinung immer aufrichtig abgebe; davon erhielt ich im letzten Frühling noch in Stuttgart einen schlagenden Beweis, und zwar durch den von mir sehr geschätzten Pastor Mörike, der sich Anfangs gar nicht darein finden konnte, daß ich ihn aufsuchte. Aber ich habe noch nie vernommen, daß Offiziere, die vor der Schlacht zu Generälen erhoben wurden, viel leisteten, und ich will den sehen, der das wirklich Vortreffliche bereitwilliger anerkennt und mehr dafür tut, wie ich! Ich

bin nicht müde geworden, für Sie „Propaganda“ zu machen, mein Töchterlein weiß Ihren „Matten Has'“ auswendig, den ich übrigens, es nebenbei zu sagen, für eine der köstlichsten Spitzen deutschen Humors halte, und ich selbst kann jederzeit mit dem „Orgeldreier“ und ganzen Stellen aus „Hans Schander“ aufwarten. Noch vor zwei Abenden müßten Ihnen die Ohren stark geklungen haben; der alte Geheimrat Löbell aus Bonn brachte den Mittwoch im Kreise meiner Freunde bei uns zu, das Gespräch kam auf Sie, und in welchem Sinn, können Sie daraus entnehmen, daß der alte Herr immer nur das eine antwortete: ich bin erstaunt, aus Ihrem Munde so etwas zu hören! Das wird mich wohl entschuldigen, wenn ich manches andere Produkt aus Holstein ruhig zum „übrigen“ legte, denn aus dem engeren Vaterlande ist nicht selten ein Kommentar zu Schillers tiefsinnigem Distichon „Weil ein Vers Dir gelingt usw.“ bei mir eingetroffen. Doch, Sie haben Gurlitt gesprochen und wissen das alles. Dagegen sind Sie mir für die Rezension im Wanderer nicht verpflichtet; die Wiener Blätter, (ich könnte auch sagen: die deutschen) lese ich nicht einmal und das ganze Zeitungswesen verachte ich, es steht noch unter der malhonettesten Advokatie. Mein Votum werde ich in meinen vermischten Schriften abgeben. Was Sie mir über meine Gedichtsammlung schreiben, sollte mich eigentlich nicht freuen, denn gerade das Männliche in mir trennt mich von der Masse meiner Zeitgenossen, und bei der Beschaffenheit unserer öffentlichen Zustände darf ich es ihnen kaum übelnehmen. Aber es freut mich doch, und ich werde den ernsten Musen, die Sie mir nennen und die ich, bis auf die Grübelei, als die meinigen anerkenne, nicht untreu werden, obgleich sie mich nicht mit Süßholz und Lakritzensaft versehen. Mit dem Verzuckern ist ebensowenig getan, wie mit der bengalischen Flamme, und Gervinus hat ganz recht, wenn er vom Dichter der Gegenwart vor allem Charakter fordert. Überhaupt ist seine Literaturgeschichte kein Speisehaus, aber eine gute Apotheke, in der man zuweilen seinen „Bittern“ nehmen muß. Holstein war ich oft nah, ohne den Mut zu finden, hinein zu gehen, wie Sie gewiß begreifen; noch diesen Frühling. Doch werde ich's einbringen, wenn ich das nächste Mal nach Hamburg komme, ich weiß ja: „in Kiel ist's am schönsten im ganzen Holstein“ und auch: „Herr Schmidt, Herr Schmidt, was kriegt Rosalje mit“ ist nicht vergessen. Mein Persönliches anlangend, so lebe ich zunächst in einer unendlich glücklichen Ehe und dann halten wir Norddeutschen, Brücke, Bonitz usw. wacker zusammen; dazu nimmt fast die ganze österreichische Jugend, die sehr tüchtig ist, wie es der ungebrochene Boden mit sich bringt, den Weg durch mein Haus,

sei es nun zur akademischen Kanzel oder ins Bureau. Das ist denn ganz behaglich! — Wenn Landsleute in Kiel sind, die meiner mit Teilnahme gedenken, so grüßen Sie sie herzlich; wir selbst aber wollen dafür sorgen, daß wir einander nicht wieder fremd werden, darum habe ich geschrieben, wie ich zu sprechen pflege.

Ganz der Ihrige

Friedrich Hebbel.

Den Zwerg, dessen mein Gedicht an den Kaiser von Österreich gedenkt, wird man in Holstein nicht verkennen?

An Emil Kuh.

Wien, den 29. Dezember 1857.

Lieber Freund!

Fast war es mir angenehm, als Weihnachtsabend kein Brief von Ihnen bei mir eintraf, denn ich war noch in Ihrer Schuld. Nun kam den folgenden Tag aber doch einer und ich mußte meine Portion glühender Kohlen aufs Haupt nehmen. Freilich kann ich mich besser rechtfertigen, als Ihnen lieb sein wird: wir hatten wieder vierzehn Tage ein Lazarett im Hause. Erst legte meine Frau sich, dann kam ich an die Reihe und nur das Kind hielt sich bis jetzt tapfer. Doch war es diesmal nichts Apartes, was wir zu tragen hatten, sondern etwas allgemeines, was wir mit der halben Welt teilten, und darüber ereifre ich mich nicht, wie Sie wissen. Auch wurde das Fest uns nicht gestört, sondern ging „in altem Glanz und alter Pracht" vor sich, soweit es ohne Ihre Gegenwart möglich war.

Daß Ihre Literatenwirtschaft ihren regelmäßigen Gang geht, freut mich; als ein Übergang zu irgend einer festen Position hat auch das seine volle Berechtigung und diese behalten Sie gewiß im Auge. Für Ihre Mühwaltung hinsichtlich meiner Gedichte empfangen Sie meinen herzlichen Dank; es ist das erstemal, daß ich für eine meiner Produktionen mehr tue, als daß ich sie schrieb und wird auch höchst wahrscheinlich das letztemal sein, da die innere Möglichkeit mit der äußeren Notwendigkeit schwerlich jemals wieder so zusammen fällt. Aber, was seit zwanzig Jahren existiert, kann auch der Verfasser selbst beur-

teilen, und für ein Buch, das so viele Keime der Bildung enthält, darf man sich rühren. Jetzt jedoch keinen Schritt weiter! Die Herren Kossak und Klein überlassen Sie ganz sich selbst; Annoncen hatten nur Wert bis Weihnacht. Nur Ulrich und Rötscher lassen Sie nicht aus dem Auge, weil ein persönliches Engagement besteht; ersterem danken Sie für die vorläufige Notiz, die sehr zu rechter Zeit kam. Auch das Eggerssche Literaturblatt überwachen Sie; ich weiß sehr wohl, daß es nichts bedeutet, aber es handelt sich hier um die Leute, nicht um ihre Wirkung aufs Publikum. Übrigens scheint es mit diesen Gedichten nicht übel zu gehen.

Hammer in Dresden hat sein Wort gelöst; Mutter und Kind haben den Preis davon getragen. Gestern erhielt ich die Anzeige und bin noch vor Verwunderung außer mir! Ich war so sehr vom Gegenteil überzeugt, daß meine jetzige Freude eigentlich nur darin besteht, einen Ärger los zu sein. Denken Sie aber auch, was das heißt: in der literarischen Welt einmal eine gerade Linie! Freilich muß ich einige Haare lassen; ein paar Stellen sind beanstandet, aus ästhetischen Gründen, wie die Herren sagen, aus politischen, wie ich sehr wohl weiß. Namentlich muß ich die Huldigung opfern, durch die ich den „edeln" Hans von Rochow, den würdigen preußischen Junker, eben so unsterblich zu machen dachte, als ich selbst bin. Aber ich füge mich, denn der Grundgedanke des Gedichts leidet nicht unter dem Wegfall und ich kann das Ursprüngliche in späterer Zeit ja immer wieder herstellen. Ihnen wird bei dieser Nachricht ein Stein vom Herzen fallen, wie mir.

Das Urteil über die Maria Magdalena hat mich interessiert, ist aber schief. Meister Anton und Leonhard sind Gegensätze, wie Gut und Bös; der eine opfert den ganzen Wohlstand seines Hauses, um seinen Wohltäter zu retten, und der andere tritt ein Mädchen mit Füßen, weil ihre Armbänder vielleicht noch nicht bezahlt sind. Im allgemeinen kann mir nur die Teilnahme erfreulich sein, die meine Tätigkeit im ganzen und großen auffaßt; wer mir folgt, muß sich nicht auf einer der Stufen, die ich längst hinter mir zurück ließ, häuslich einrichten und mich zur Umkehr einladen. Wenn es aber doch etwas einzelnes und Herausgerissenes sein soll, so muß es wenigstens mit den großen Problemen zusammen hängen, die mich jetzt beschäftigen, und da bieten Agnes Bernauer und Gyges, von welcher Seite man sich ihnen auch nähern mag, Stoff zu unendlichen Betrachtungen dar, indem sie alles frühere mit enthalten, aber freilich aufgelöst und aufs gehörige Maß zurückgeführt, weil die höheren Faktoren hinzu kommen.

Das Buch von Lewes über Goethe ist das bis jetzt vollständigste; ich könnte aber doch Lücken nachweisen, namentlich in bezug auf das Verhältnis von Vater und Sohn. Seinem Urteil über die Bettina stimme ich vollkommen bei, und als Sie mir neulich den Ausruf des Kindes: „Goethe war der edelste Mensch" mitteilten, ergänzte ich ihn unwillkürlich mit einem „Und Du — 2c." Glaser hat mir das Werk geschenkt, Debrois dagegen eines über Rob. Schumann, worin die infamsten Dinge gegen mich selbst stehen. — — — — — — — — — — — — — — — — —

An Emil Kuh.

Wien, den 11. März 1858.

Lieber Kuh!

„Ihr habt mich schwach gesehen!" sagt Schillers Elisabeth. Daran will ich mich vis-à-vis Ihres letzten Briefes erinnern, denn sonst wüßte ich nicht, wie ich ihn beantworten könnte. Das geistige Bild, das Sie sich von mir machen zu müssen glaubten, um sich den Umstand zu erklären, daß ich nicht näher auf Ihre Legende einging, ist mir so ähnlich, wie ein leibliches Porträt, was in dem Moment aufgenommen würde, wo ich gerade wegen eines Tritts auf meine Hühneraugen zusammenführe. Es mag einmal auf mich gepaßt haben, in einer jener Stunden, wo der Mensch unter der ihm aufgelegten Last zu erliegen anfängt, und Sie hatten sich mir nahe genug gestellt, um in den Kampf zwischen der Selbstbeherrschung und den Schmerz mit hineingezogen zu werden, ohne daß ich mir deshalb Vorwürfe zu machen brauchte. Jetzt aber verhält es sich zu mir und meinen Zuständen, wie das ecce-homo-Antlitz zu dem Jubelgesicht des Heilands auf der Hochzeit zu Kana, denn ich gehöre zu den glücklichsten Menschen, die auf der Erde leben, mein innerer Friede wächst von Tage zu Tage, und da mein Glück nicht darauf beruht, daß mein kleiner Acker mir tausendfältige Frucht trägt, sondern darauf, daß ein Körnlein mir mehr ist, wie anderen eine ganze Ähre, was ich freilich einer Jugend verdanke, die mich früh den bescheidensten Maßstab an die Dinge zu legen lehrte, so brauche ich nicht einmal stark vor der Nemesis zu zittern. Wenn ich des Morgens erwache und den ersten Laut meiner Frau und meines Kindes vernehme, so kann ich mich freuen, daß mir die Tränen ins Auge treten; wenn ich meine Schale Kaffee trinke, so habe ich

einen großen Genuß, wenn ich meinen Spaziergang mache, so hab' ich ein Gefühl, als ob ich allein Beine hätte, ja, wenn ich des Mittags nach dem Essen das kleine Hündchen nach der Küche herüberhole und es mit fröhlichem Gebell um mich herumspringt, weil es nun auch seinen Teil erwartet, so ergötze ich mich so, daß ich mich jedesmal ärgere, wenn das Tierchen von selbst kommt, weil eine der Mägde die Tür offen gelassen hat. Dabei komm' ich mir gar nicht genügsam und demütig vor, sondern ich fühle mich überschwenglich mit allem, was ich als Mensch verlangen kann, gesegnet, und ich habe auch alle Ursache dazu, denn ich habe eine Frau, in der Gemüt und Seele fast verleiblicht sind, ich habe ein Kind, das sich aufs liebenswürdigste entwickelt, ich habe Freunde in allen Kreisen und ich brauche nicht ängstlich mehr für die Zukunft zu sorgen. Wenden Sie mir ja nicht ein: das alles hattest Du früher auch und empfandest den Fußtritt, den „schweigendes Verdienst vom Unwert hinnimmt" desungeachtet stark genug; zum Teil besaß ich diese Güter in einem viel beschränkteren Maß und dann kommt eben erst im reiferen Alter der Sinn für das wahre Glück, auch mußte ich meine Frau unter den miserablen Theaterverhältnissen nicht mehr leiden sehen und sie brauchte Zeit, um sich an das Unabänderliche zu gewöhnen.

Da nun „Verstimmungen", wie Sie sie supponieren, bei mir gar nicht mehr vorkommen, so kann mein letzter Brief an Sie aus einer solchen auch nicht hervorgegangen sein; selbst wenn ich ihnen noch unterläge, würde die Voraussetzung nicht Stich halten, denn ich schicke nie etwas Unangenehmes in die Ferne und schreibe lieber gar nicht, wenn ich meiner selbst nicht sicher bin. Was in aller Welt hätte mich aber auch gegen Sie verstimmen sollen? Daß Sie mit meiner Beurteilung Ihrer Erzählungen nicht zufrieden waren? Allerdings betrachte ich die Sache in jeder Beziehung anders, wie Sie, doch über die Richtigkeit meiner Ansicht kann Sie nur die Erfahrung belehren; einstweilen daher nur das eine, daß ich mit der Gutzkowschen Kritik meiner Gedichte, die Sie so aufbrachte, ganz gut zufrieden bin und dies nicht bloß aus psychologischen Gründen, die mich von niemand fordern lassen, was nicht in seiner Natur liegt. Das konnte ich vernünftigerweise in jedem Fall nur bedauern, wie man es bedauert, jemand Verdruß bereitet zu haben, dem man eine Freude zugedacht hatte, womit jedoch durchaus nicht gesagt sein soll, daß ich nach einer solchen Aufnahme meines guten Willens nicht durch Vernunft und Verstand bestimmt worden sein kann, da zu schweigen, wo ich sonst vielleicht gesprochen hätte. Vernunft und Verstand haben aber mit Verstimmungen nichts zu schaffen, und wenn ich

auch nicht mit Ihnen ausrufen will: „ist es nun in Ordnung?“ so muß ich doch wünschen, die Resultate meiner Menschen- und Mannesbildung nicht mit Launen und Grillen verwechselt zu sehen. Eben so gewaltsam und überhin eilend, wie in diesem einen Punkt, interpretieren Sie aber meinen ganzen Brief, z. B. mein harmloses Wort über Ihre Dialektik und noch ärger meine Freude über die Mitteilung Ihres Onkels; könnten Sie denn nicht einen kleinen Übersetzerposten bei irgend einem Journal haben, zu bescheiden, um in die Ferne darüber zu schreiben, aber hinreichend, um ein Zehntel der Bedürfnisse zu decken? Wer schreibt denn über alles, wer kann's und wer verlangt's? Ich am allerwenigsten!

Ich hoffe, daß Sie das Gewicht dieses Briefes zu würdigen wissen und über sich selbst lächeln, indem Sie ihn lesen; wäre es nicht der Fall, so würden wir uns nicht mehr verstehen und bessere Zeiten abwarten müssen. Mir fällt es nicht ein, in Ihre treue Teilnahme einen Zweifel zu setzen; es darf Ihnen aber ebensowenig einfallen, die meinige zu bezweifeln. Ich bin fest und unveränderlich, denn ich bin alt, Sie sind beweglich, denn Sie sind jung; das erwägen Sie, so sind Ihnen alle Rätsel, wenn nicht gelöst, so doch in ihrer Möglichkeit und Notwendigkeit motiviert. Gern hätt' ich Ihnen das alles umgehend geschrieben, aber wie sollte ich? Schon steht mein dritter Aufsatz in der Wiener Zeitung, denn ich habe Eitelberger zur Übernahme der Redaktion geraten und darf ihn nicht im Stich lassen; jede Woche geht ein Literaturbrief nach Leipzig (der letzte über Leitner, Gottschall, Banck und Sie) und noch heute hoffe ich, den dritten und letzten Akt meines Operndramas zu schließen, in dem denn jetzt auch mehr steckt, als ich hineinzulegen dachte. Da fehlte die physische Zeit. Mit dem Wunsch des Besten, was Sie jetzt brauchen und einem herzlichen Gruß meiner Frau . . .

An Friedrich von Uechtritz.

Wien, den 4. Mai 1858.

Teuerster Freund!

Kaum im Geist wage ich die Augen zu Ihnen aufzuschlagen, daß ich Ihren reichen und liebenswürdigen Brief vom 7. Januar bis heute unbeantwortet lassen konnte. Selten hat mir einer von Ihnen größere Freude gemacht und dennoch mußte ich meinen

Dank vier ganze Monate verschieben! Zu meiner Entschuldigung kann ich auch nicht einmal größere Arbeiten anführen; meine Nibelungen sind um keinen Vers weiter gerückt, als sie im Herbst waren, und noch weniger ist etwas anders zustande gekommen. Der ganze Winter ist mir, wie Sand, durch die Finger gelaufen, weil ich eine Menge Kleinigkeiten abzutun hatte. Einer meiner Freunde übernahm nämlich, vom Ministerium dazu aufgefordert, die Redaktion des literarischen Teils an der Wiener Zeitung, mit der gegen Ende des Jahrs eine große Umgestaltung vorgenommen wurde. Er fragte mich jedoch vorher um Rat und ging nicht eher auf den Antrag ein, als bis ich ihm meine Unterstützung zugesagt hatte. Das konnte er auch nicht füglich, denn er ist Professor der Kunstgeschichte*) und hat neben seinen Vorlesungen eine Menge amtlicher Referate zu liefern, ja Reisen in alle Kronländer zu machen. Mir schien es wichtig, in dem offiziellen Organ der Monarchie ein wissenschaftliches und ästhetisches Tribunal hervortreten zu sehen, das im Gegensatz zu so vielen anderen immer auf Anstand hält und so weit es einer aus verschiedenen Mitgliedern bestehenden Korporation gegeben ist, nach Billigkeit und Gerechtigkeit strebt. Darum trat ich bei und habe, außer weniger erheblichen, ein paar Aufsätze über den alten Holberg und über die Zeitgenossen des Shakespeare bei Gelegenheit der beiden Werke von Prutz und Bodenstedt beigesteuert, welche geschrieben zu haben ich zwar nicht bereue, welche mir aber mehr Zeit und Mühe kosteten, als man ihnen bei oberflächlicher Betrachtung abmerken dürfte. Ich lese Bücher, die ich beurteilen soll, an und für sich schon so gewissenhaft, wie ein Richter seine Akten, selbst wenn ich mich bereits auf der ersten Seite überzeuge, daß sie schlecht sind. Dann aber kann ich auch nur selten widerstehen, die Arbeit, die der Verfasser unverrichtet ließ, weil er ihr entweder nicht gewachsen war, oder weil er sie nicht mit zur Hauptaufgabe rechnete, meinerseits nachzutragen und das hält ungemein auf. So habe ich denn, nach einer Pause von wenigstens sechs Jahren einmal wieder einen Kritiker vorgestellt und nichts produziert, als ein paar Balladen und — einen Operntext. Zu letzterem verstand ich mich im Anfang allerdings, wie der alte Goethe sich in ähnlichem Fall einmal ausdrückt, nur des schnöden Mammons wegen, denn ich erhielt ein Honorar von 100 Friedrichsdor. Ich machte jedoch sehr bald die Erfahrung, daß das Pfuschen ein Talent ist, was nicht jeder besitzt und habe, natürlich den musikalischen Forderungen unbeschadet, ein Drama zustande gebracht, das an Bühnenwirkung die meisten meiner

*) Professor Eitelberger

früheren übertreffen und nach der psychologischen Seite hinter wenigen zurück stehen dürfte. Mein Komponist, ein Russe, Namens Rubinstein, ist zwar keineswegs zufrieden, wahrscheinlich, weil Glucks oder Beethovens Genius sich noch nicht bei ihm eingestellt hat und Mons. Verdi mir keinen Augenblick vorschwebte; andere Musiker sind es um so mehr. Ich selbst habe auf diesem scheinbaren Umwege manches gelernt, was mir zustatten kommen wird, während ich zuerst glaubte, meine Aufgabe bestehe darin, zwei Leberreime, denn das Thema war mir aufgegeben und strotzte von Unsinn, miteinander zu kopulieren. Nichtsdestoweniger bleibt eine solche Produktion immer etwas Halbes, das auf dem Übergang zum Leben in der Mitte zwischen Schatten und Gestalt stecken bleibt und sich darum zur Mitteilung ohne Begleitung der Musik nicht eignet; ja, dies Unfertige gehört zur Sache, da der Dichter, wenn er mehr tun wollte, als die Linien vorzeichnen, dem Musiker sein Geschäft unmöglich machen würde. Wie schwer es aber ist, dort einzuhalten, wo der eigentliche Reiz der Arbeit erst beginnt, läßt man sich so leicht nicht träumen, wenn man es nicht selbst versuchte; einem Taucher mag so zumute sein, der gerade in dem Augenblick wieder herauf gewunden wird, wo er die besten Schätze des Meeres, die reinsten Perlen und Korallen, erst erblickt. Für solche Selbstkasteiung ist das Honorar nicht zu groß, ich zweifle wenigstens, ob ich mich auf etwas Ähnliches wieder einließe, wenn die Bedingungen auch noch lockender wären. Aber ich bereue d i e s e n Versuch nicht, denn ich habe einen schönen Gewinn an Einsicht in das Verhältnis der Poesie zur Musik davongetragen, und glaube jetzt sogar, die griechische Tragödie mit ihren lyrischen Ausläufen im Chor besser zu verstehen, wie früher. Rechnen Sie nun noch hinzu, daß auch mein episches Gedicht, dem ich den mir erreichbaren Grad von Vollendung um so lieber zu geben wünsche, als ihm günstige Sterne zu lächeln scheinen, mich fortwährend beschäftigt hat, so werden Sie es begreifen, daß ich angestrengt tätig war, obgleich ich keine erheblichen Früchte aufzeigen kann.

Ihr Wort über die Gesamtausgabe meiner Gedichte ist für mich der schönste Lohn der großen Arbeit gewesen, die ich im vorvorigen Herbst auf die Revision derselben verwendete. Daß ich bei der Widmung des Goetheprologs nicht den entferntesten, wenn auch noch so freundschaftlichen Hintergedanken gehabt habe, brauche ich Ihnen gewiß nicht erst zu beteuern. Ich selbst bin zu weit davon entfernt, den Goetheschen Nachlaß anders, als cum beneficio invent. anzutreten, als daß ich irgend jemanden, geschweige Ihnen, dies Recht irgend verkürzen wollen könnte. An Perthes störte mich etwas ganz anderes. Was sagen Sie

übrigens dazu, daß Goethe jetzt in der Augsburger Allg. Zeitung gegen den Verdacht verteidigt wird, er habe seine „Kampagne in Frankreich“ geschrieben, weil er mit Geld bestochen worden sei, Wind und Wetter schlecht zu machen und den Herzog von Braunschweig mit den Elementen zu entschuldigen? Daß es einen Lump gibt, der eine solche Anklage vorbringt, wundert mich keineswegs, aber daß sich ein Esel findet, der sie aufnimmt, setzt mich in Erstaunen. Dagegen ergötzt und erquickt mich recht innig die Sektion, der in demselben Journal das „Kind“ und sein „Briefwechsel mit Goethe“ unterzogen wird, weil es sich durch seine übereifrigen Trabanten gar zu hitzig gegen die nüchterne Kritik des braven Engländers Lewes verteidigen ließ. Mir war dies wunderliche Gemisch von erkünstelter Naivetät und überall durchschlagender wohl berechneten Reflexion von jeher widerwärtig, und wenn ich einen Flecken an Goethe kannte, so sah ich ihn darin, daß er sich diesen Trank aus seiner eigenen Hexenküche jahrelang hatte auftischen lassen; Herrn Düntzers Ermittelungen, auf Zahlen gestützt und so unwiderleglich, wie das Einmaleins, zeigen aber, daß Frau von Arnim ganz einfach einen Roman geliefert hat, den ein jeder nach seinem Geschmack hoch oder niedrig stellen kann, wenn er ihn nur nicht als Geschichte geltend machen will. Freilich hätte ich es lieber gesehen, wenn das Gericht erst über ihrem Grabe gehalten wäre, denn sie ist alt und vielleicht gar leidend, aber sie hat es selbst heraufbeschworen. Doch, von Possen zum Ernst.

Wenn ein Gedicht, wie „das abgeschiedene Kind an seine Mutter“ Sie nicht stört, so kann das höchst vortreffliche alte Kirchenlied, das Sie mir mitteilen und dessen Dichter ich wohl kennen möchte, auch mir nur zur Erbauung und ernsten Anregung gereichen. Ich habe mir die Menschen im Verhältnis zu der höchsten Angelegenheit des Geschlechts von jeher gern so gedacht, wie sie an Sonn- und Feiertagen um die Dämmerungszeit in einem alten Dom vor und hintereinander sitzen, der durch die Rose sein letztes Licht erhält. Jeder schaut hinein, jeder glaubt am meisten zu sehen und am schönsten zu träumen und jeder ist mir recht, so lange er nicht allein Augen zu haben behauptet.

Mit Ihrem Urteil über Häusser, Pertz und Haym stimme ich vollkommen überein; auch Biedermanns „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert“, habe ich mit großem Interesse gelesen. Überhaupt entwickelt sich unsere Geschichtsschreibung in einem Maße, daß für unsere Geschichte selbst Gutes davon zu hoffen ist, da Selbsterkenntnis doch in der Regel zur Besserung führt. Dagegen hat mich meine Vorliebe für Autobiographien in eine

Kloake geführt, wie ich sie nicht für möglich gehalten hätte; mir sind nämlich Carl Friedrich Bahrdts Leben und Meinungen in die Hände gefallen und ich muß das Buch nach der Gemeinheit der Gesinnung, der Seichtigkeit der Auffassung und der Armseligkeit der Darstellung moralisch, intellektuell und ästhetisch für ein unicum erklären.

Vor acht Tagen hatten wir die große Freude, ganz unerwartet den treuen biedern Putlitz in unsere Tür treten zu sehen· werden Sie sich niemals nach Wien wenden? Mein Haus hüpft und springt schon wieder bei dem Gedanken an Gmunden; ich selbst werde jedoch vorher nach Weimar gehen. Dort soll nämlich am 24. Juni zum Geburtstag des Großherzogs meine Genoveva aufgeführt werden und ich bin eingeladen worden, der Vorstellung beizuwohnen. Das ist um so freundlicher, als ich dort im vorigen Jahr bei meiner Durchreise keine sterbliche Seele besucht habe; um so weniger kann ich es aber auch ablehnen, obgleich es immer riskant ist, der ersten Aufführung eines eigenen Stücks in einer fremden Stadt beizuwohnen, und obgleich ich meine Jugendarbeiten eigentlich hasse, wenn ich auch die Elemente, woraus sie aufgebaut sind, nicht verwerfen kann. Wie schön wär's, wenn Sie auch in die Gegend kämen! Doch wie selten geht ein Traum in Erfüllung! — Mit den herzlichsten Grüßen von uns dreien (denn die jüngere Christine nimmt sich jetzt auch schon etwas heraus) an Sie beide.

An Friedrich Vischer.

Hochverehrter Herr!

Erlauben Sie mir, daß ich die mir durch die Reise meines Freundes Kolatschek gebotene Gelegenheit ergreife, mich Ihnen auch einmal persönlich zu nähern, nachdem ein geistiger Verband und Verkehr, wenigstens von einer Seite, schon lange stattgefunden hat. Ich fühle mich um so mehr dazu gedrängt, als ich mich in der letzten Zeit viel mit Ihrer Ästhetik beschäftigt und dadurch die Erfahrung gemacht habe, daß die Wissenschaft der Kunst, wenn auch nicht populär, so doch verständlich werden kann. Wundern Sie sich nicht darüber, daß ich, der ich Ihre kritischen Gänge und Ihre sonstigen Abhandlungen längst und zu wiederholten Malen las und studierte, erst jetzt an Ihr Hauptwerk gegangen bin. Die Furcht hielt mich ab, denn ich bin

leider ein höchst unphilosophischer Kopf und Solgers Erwin, an dem ich mich vor Jahren einmal versuchte, war mir so verschlossen, wie die Offenbarung Johannis und versetzte mein Gehirn in einen Zustand, der mit der Drehkrankheit der Schafe die bedauerlichste Ähnlichkeit hatte. Mit Ihrem ersten Bande, nach dem ich natürlich gleich nach dem Erscheinen griff, ging es mir zwar etwas besser, doch mußte ich mir zuletzt auch bekennen, daß ich vor einer ägyptischen Pyramide stand, ohne der Schrift Meister zu sein. Viel glücklicher geht es mir jetzt, wo ich von dem Besonderen zum Allgemeinen, von den einzelnen Künsten zur Kunst und von der Kunst zum Kunstvermögen aufsteigen kann, und so sehr Sie auch über diesen umgekehrten, ja verkehrten Weg lächeln mögen, so bin ich überzeugt, daß ich durch ihn nach und nach, freilich nicht ohne schwere Arbeit und erst in langer Zeit zu einem freien Überblick gelangen werde, was ich für den größten Gewinn halte, den ich bei meinen fünfundvierzig Jahren noch erwarten darf. Nach diesem aufrichtigen Geständnis kann ich mir nicht heraus nehmen, irgend etwas über Ihre kolossale Leistung zu sagen, das auch nur von fern einem Urteil gliche; wohl aber darf ich Ihnen mein Erstaunen über Einzelheiten ausdrücken, die in meinen eigenen Kreis hineinreichen und die mich auf das Ganze zurückschließen lassen. So hätte ich z. B. nicht geglaubt, daß ein anderer, als der Künstler selbst, den Darstellungsprozeß in allen seinen, fast unter das Bewußtsein hinab gerückten Momenten so erfassen und veranschaulichen könne, wie Sie es in den Anmerkungen zum § 487 tun, und was hätte ich nicht noch weiter heraus zu heben, wenn ich nicht zu ermüden fürchten müßte. Jedenfalls ist das Abstraktionsvermögen noch nie mit so frischen Sinnen bei uns in den Bund getreten, und schon darum mußten Sie im ganzen leisten, was Schiller in seinen Abhandlungen im einzelnen gelang. Welch ein Vorteil wäre es für die Literatur, die ja selbst dann noch nicht unwichtig ist, wenn sie unbedeutend wird, und welch ein Glück für die wenigen Produzierenden unter der Masse der Macher, wenn Sie, nachdem Sie die Gesetze aufgestellt haben, nun auch die Exekutierung derselben überwachen möchten! Sie haben einmal meine Maria Magdalena einer eingehenden Beurteilung gewürdigt und die Gesamtausgabe meiner Arbeiten wird Ihnen beweisen, daß ich die Stimme echter Kritik eben so unbedingt verehre und ihr folge, als in Gemäßheit Ihres § 507 dem „Chor der hunderttausend Narren", die sich aus Auerbachs Keller in die deutschen Journale übersiedelten, behutsam aus dem Wege gehe. Ich würde eine Entschädigung für viele Bitterkeiten, die ich, der nach Österreich verwehte Schleswig-Holsteiner hier erdulden mußte,

darin erblicken, wenn Sie meine Gedichte einer ähnlichen Auszeichnung würdigen möchten. Ihr Landsmann Uhland und Ihr persönlicher Freund Mörike haben das Buch so warm aufgenommen, daß ich hoffen darf, nicht zu kühn zu erscheinen, wenn ich Ihnen hiebei ein Exemplar überreiche.

Wien, den 1. Juni 1858.

An Franz Dingelstedt.

Lieber Freund!

Diesmal haben unsere Briefe sich gekreuzt; Du hast meine Fragen an demselben Morgen gelesen, wo Deine Antwort bei mir eintraf. Den Dank für Deine nochmalige herzliche Einladung werde ich Dir dadurch abstatten, daß ich komme, so sehr ich es auch beklage, daß ich Deine liebe Frau nicht finden soll, die ich außerordentlich gern einmal wieder gesehen hätte. Dein gnädigster Herr tut wohl daran, das schöne Italien nicht zu rasch zu verlassen, da er die nicht gering anzuschlagenden Strapazen der Reise einmal daran gesetzt hat. Ich hätte freilich sehr gewünscht, mich ihm in seiner eigenen Residenz noch einmal vorstellen zu dürfen, denn hier geschah es so im Husch, daß ich zwar wohl von ihm, er aber schwerlich von mir einen Eindruck entgegen nahm. Vielleicht ist mir das Schicksal später noch einmal günstig. Meine Frau und mein Töchterchen, welches letztere sich an „Ihrer Majestät" nicht wenig ergötzt hat, danken Dir bestens für die Erlaubnis, auch mitkommen zu dürfen, aber das Burgtheater schließt erst am 1. Juli und die Pensionsprüfung findet erst am 28. August statt. Sie sind also beiderseits an die Scholle gebunden und werden, so gern sie sich auch das deutsche Bethlehem mit mir ansähen, wieder nach Gmunden gehen, wo ich sie wieder abholen werde. Ich selbst aber mache mich auf den Weg, so bald ich kann, und bin sicher am 22. bei Dir, nicht, um den Proben beizuwohnen — die sind in guter Hand, und ich dispensiere mich im voraus — aber um mit Dir zu plaudern und ein Glas Bier zu trinken, was ziemlich lange nicht mehr geschah. Hoffentlich hast Du Dich nicht geniert, meiner Pfalzgräfin all den Putz vom Leibe zu reißen, der Dich aus besonderen oder allgemeinen Gründen inkommodierte; jedenfalls hattest Du carte blanche. Mein Gott, wie recht hat Goethe mit seinem Ausspruch, daß die Jugend ihre schönsten Kräfte in unnötigem Auf-

wand verpufft! Diese Genoveva ist nun auch solch ein Stück, worin das Pulver bloß deswegen verschossen wird, weil es vorhanden ist. Es stehen Dinge darin, die ich malgré moi noch jetzt achten muß und dicht dabei andere, wegen deren ich mir zur Beschwichtigung meiner Gewissensbisse von Menzel und Julian Schmidt zugleich eine Bastonade ausbitten möchte. „Du bist, wie eine Ader, die zerspringt", hätte man dem Verfasser mit seinen eig'nen Worten zurufen können; viel Blut und sogar Lymphe! Gut scheint mir auch jetzt noch, wo ich das Ganze mit nüchternen Augen, wie auf die verworrenen Bilder eines erlöschenden Traums zurück blicke, das Gemälde der entstehenden Leidenschaft in den ersten zwei Akten. Erschütternd hat auf mich selbst, wie aufs Publikum, bei der Darstellung der Schluß gewirkt, sowohl der fünfte Akt, als der Epilog; namentlich das Verhältnis der beiden Männer zueinander. In Akt 3 und 4 ist die Gesindestube nicht zu verachten, und den tollen Claus, der dort angelegt wird, halte ich mit seinem zur Zeit der gänzlichen Verlassenheit aufflammenden Gottesbewußtsein für die höchste Spitze des Werks. Aber sonst geht es so labyrinthisch darin her, daß ich selbst mich verirre, wenn ich keine Brille aufsetze. Genoveva selbst, an sich nicht eben ärmlich ausgestattet, hat man doch mit Recht zu bildmäßig-passiv gefunden. Das konnte freilich bei meiner Absicht nicht anders sein, aber es fragt sich, ob ich diese Absicht haben durfte, worüber ich nicht zu entscheiden wage. Denn das Stück ist eigentlich ein zweiter Teil der Judith, er führt das leidende Opfer, die Heilige vor, wie diese das handelnde, die Heroine, die tötend stirbt, und beide zusammen schließen so den Kreis der jüdisch-christlichen Weltanschauung ab. Aus derselben Wurzel erwuchs auch Golo, der seine Dialektik, sein Belauschen der Zwiespältigkeit unserer Natur allerdings viel zu weit treibt, der aber doch am Schluß sittlich höher steht, trotz Blut und Schuld, als am Anfang, und das furchtbare Wort zu Ehren bringt, daß das Böse nicht im Keim erstickt, sondern nur in der Frucht abgeschüttelt werden kann. Sogar Margaretha, an und für sich scheußlich verzeichnet, weil individuell motiviert, statt aus dem mittelalterlichen Volksglauben einfach abgeleitet, ist darauf zurück zu führen, weil das hellste Licht (in Genoveva) den tiefsten Schatten (in ihr) bedingt. Ebenso Jude und Türkin, obgleich in gut-altdeutscher Manier à la Cranach vedettenmäßig hingestellt. Der Hauptfehler war, daß ich zu früh an diese Riesenaufgabe kam. Sie verlangte die höchste Reife des Geistes und ich hatte noch zu viel mit dem lieben Herzen zu tun. Denn warum leugnen, was schon mancher Kritiker herausgefühlt hat: ich selbst steckte in einer gar heißen Situation, als Golo entstand.

Und wenn ich auch, ohne darum mit einer hohen Ästhetik oder gar mit Schiller anbinden zu wollen, von dem Prinzip, daß man das erste Liebeslied erst schreiben soll, wenn man sich versucht fühlt, dem Idol die erste Ohrfeige zu versetzen, nicht viel halte: hier geht der Puls noch zu stark, aber freilich, er geht wirklich und das ist denn doch immer auch schon etwas. Ich durfte daher mit Recht lachen, als ich die „christliche Tragödie“ des Herrn von Redwitz las und dabei an meine eigene dachte, in der Himmel und Hölle zwar wunderlich durcheinander schießen, aber doch auch durch innere Bezüge nach den Grundbedingungen des Christentums miteinander verknüpft sind und sich nicht dumm und abstrakt, wie Heiß und Kalt im russischen Bade gegenüber stehen. Übrigens war Genoveva mein erster dramatischer Gedanke; schon in Wesselburen (so heißt ein Ort in einem Ländchen, welches Dithmarschen heißt und welches früher nur Pferde ausführte, jetzt aber auch Poeten liefert, z. B. mich und Klaus Groth) habe ich damit gespielt.

Du wolltest „Konfession's“, hier hast Du einen ganzen Bogen voll; das Verdienst der Aufrichtigkeit möge ihre Verworrenheit entschuldigen, nun aber auch kein Wort mehr, bis auf das eine: Auf baldiges fröhliches Wiedersehen!

In alter Anhänglichkeit

Wien, den 14. Juni 1858. Dein

Fr. Hebbel.

An Christine Hebbel.

Weimar, den 22. Juni 1858.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich eilte gleich in den Reisekleidern zu Dingelstedt, der sich aber nicht zu Hause, sondern im Theater befand. Ich ging dahin und merkte, als ich durch die Kulissen kuckte, auf den ersten Blick an einem Grabscheit, das rüstig gehandhabt wurde, so wie an den Gebärden des alten Genast, daß ich den fünften Akt meiner Genoveva vor mir hatte. Stillschweigen gebietend, als man auf den ungebetenen Gast aufmerksam wurde und ihn ins Lampenlicht hineinschieben wollte, schlüpfte ich in die an der Seite befindliche vergitterte Intendantenloge hinein, um eine Weile zuzusehen und dann irgend einen Spaß zu machen. Kaum aber hatte ich mich gesetzt, als einer der Schauspieler die Be-

merkung machte, das bis Hundert zählen scheine ihm unpassend; da fuhr mein alter Freund, dessen hohes blondbraunes, noch reichlich mit Haaren bedecktes Haupt aus dem heiligen Dunkel in Rembrandt-artiger Beleuchtung hervorragte, energisch mit den Worten: „Nichts da, das ist gerade sehr schön!“ dazwischen und ich klatschte in die Hände und rief: „ich danke!“ Das Weitere kannst Du Dir denken; Titi sage, daß ein kleines Mädchen von zehn Jahren den Schmerzenreich spielt und ihn sehr artig spricht. Nach der Probe gingen wir ein Stündchen im Park spazieren, darauf führte mich Dingelstedt in einen Klub ein, wo ich Liszt traf. Dieser war mittlerweile schon im Erbprinzen gewesen, weil er gehört hatte, daß ich da sei, und kam mir äußerst herzlich entgegen; heute esse ich bei ihm und eben jetzt — es ist halb elf — will ich ihm und seiner Fürstin meinen Besuch machen. Hier mein Reisebericht. — — —

Weimar, den 23. Juni 1858.

Gestern speiste ich also, wie Du schon weißt, bei Liszt oder vielmehr bei der Fürstin Wittgenstein auf ihrer an einem Berg gelegenen Altenburg. Sie selbst ist eine ältliche Frau, aber voll Feuer und Lebhaftigkeit, ihre Tochter, die „Prinzessin“ ein außerordentlich feines Mädchen mit vornehmen Zügen und Augen, wie sie hier und da auf den Bildern des Pietro Perugino vorkommen und wie ich sie im Kopf einer Russin, denn die Familie ist eine russische, am wenigsten erwartet hätte. Die Konversation war anfangs französisch, was für einen Schleswig-Holsteiner, der die neueren Sprachen in seiner Jugend nicht lernt, immer fatal bleibt, doch schwenkte ich sie nach Tisch sehr bald ins Deutsche herum und nun ergab sich ein so animiertes Gespräch, wie ich in Wien, unser eigenes Haus ausgenommen, selten eins geführt habe. Du weißt, wie entschieden ich jeder Unterhaltung über meine eigenen Arbeiten aus dem Wege gehe und wie rasch ich abbreche, sobald mir nur eine vorüberfliegende Mücke oder ein bellender Hund Gelegenheit gibt, wenn sich trotz meines Lavierens dennoch eine entspinnt. Ich kann nun einmal keine Komplimente vertragen, welche die Angst der Leute eben so auspreßt, wie gewisse schwüle Schweißtropfen, weil sie nur herausgequält werden, um sich selbst, wo möglich, gegen den Verdacht ästhetischen Stumpfsinnes sicher zu stellen; ich empfinde auch jedesmal ein mephistophelisches Behagen, wenn ich sehe, wie sie aufatmen, wenn sie um die scharfe Ecke des Schöneren glücklich herum sind

und sich nun ungestört in das vertrauliche Element des Zeitungsklatsches oder der Anekdoten hinein stürzen können. Denn daß die Welt auf physikalischen Gesetzen beruht, lehrt sie jeder Stein, der vom Dach fällt und daß sie ethischen Gesetzen unterworfen ist, erfahren sie als Kinder aus dem Katechismus und als Erwachsene von der Polizei; daß sie aber auch von ästhetischen Gesetzen beherrscht wird, ahnen sie nicht, und darum lernen sie Mathematik und Moral, bleiben der Kunst gegenüber aber Hottentotten, nennen den Shakespeare groß in Kleinigkeiten und machen dem Künstler, der sich „durchgesetzt“ hat, ihre Reverenz, wie dem Kandidaten, der wirklich angestellt ist, weil sie die „Position“ selbst am Bajazzo zu schätzen wissen. Das alles hatte ich gestern natürlich nicht vergessen und so oft Genoveva, Judith, Maria Magdalena usw. auch aufs Tapet gebracht wurden, so hartnäckig widerstand ich; ja selbst eine Äußerung, wie die, daß im Kandaules der letzte Funke eines Heroen erlöschte, indem man den Herkules im Enkel sterben sehe, daß im Gyges aber der erste Funke eines Heroen sich entzünde, tat ich noch mit der Bemerkung ab, es sei nur bedauerlich, daß ein gebildetes Theaterpublikum gewöhnlich an irgend einen Hund denke, wenn es von Herkules reden höre. Endlich mußte ich mich jedoch ergeben, weil ich auf eine so gediegene allgemeine Bildung und eine so gründliche, bis ins allereinzelste gehende Kenntnis meiner eigenen Sachen traf, daß das Gegenteil absurd gewesen wäre. Leider überzeugte ich mich bald, daß meine lyrischen Gedichte von dieser Kenntnis nicht ausgeschlossen waren, und wenn ich mir vergegenwärtigte, daß es russische Damen seien, die mir so viel Teilnahme bezeigten und mich dabei eines gewissen, für ihre Nation äußerst schmeichelhaften Epigramms erinnerte, so verlor die Situation einiges von dem Erfreulichen, das sie sonst hatte. Ich erfuhr auch manches neue, was mich persönlich betraf, aus ihrem Munde. Eine Oper „Judith“, ganz nach meinem Stück, kommt nächstens zur Aufführung; ein Bild von Stilke (wenn ich den Namen richtig hörte) welches den Moment darstellt, wie die Judith aus dem Tor geht, wurde mir sehr gelobt; die Maria Magdalena ist in der Revue germanique französisch erschienen rc. Ich blieb bis zum Theater, dann sah ich Narziß. Nun, ich begreife, daß ein Virtuos, wie Dawison, nach dieser scheußlichen Ausgeburt des Berlinertums mit Begierde gegriffen hat, um sich im „Radschlagen“ hervor zu tun, aber wenn H. Th. Rötscher das wirklich anpreisen konnte, so bleibt nur die Wahl, ob man den Mann für einen moralischen oder einen intellektuellen Wicht erklären soll. — — — — — — — — — —

Weimar, 26. Juni 1858.

— — — — — — — — — — — — — —

Beim Frühstück erzählte mir Widmann, selbst ein Schwabe, ein höchst gebildeter Mann, aber leider zugleich Verfasser von vier unaufgeführten Stücken, eine vortreffliche Geschichte von Uhland, in dessen Hause er früher aus- und eingegangen ist. Uhland zankt sich einmal mit seiner lieben Frau (der zarte Lyriker tut es auch, was dem wilden Dramatiker als Entschuldigung zugute kommen muß!) und beschließt, sie dadurch zu bestrafen, daß er drei Tage lang kein Wort mit ihr spricht. Das hält er auch redlich und als beide nach abgelaufener Pönalfrist bei Tische sitzen, fragt er sie: Nun? Sie blickt verwundert auf und er fragt weiter: Merkst du nichts? Sie erwidert ganz naiv: Nein! und es ergibt sich, daß sie, an das ewige Schweigen ihres Stummen, dem nur ein Erdbeben die Lippen aufsprengt, längst gewöhnt, in den drei Tagen des Grimms gar keine Veränderung gespürt hat. Ist das nicht allerliebst? Nach dem Frühstück Hofvisiten, sieben oder acht. Inzwischen war bei Dingelstedt aus Luzern vom Großherzog nachstehende telegraphische Depesche eingelaufen: „Genoveva, am 30. wiederholen; Hebbel festhalten!“ Da hast Du mein und Dein Schicksal für die nächsten Tage! Abends auf der Altenburg große Gesellschaft, wo Liszt spielte, was er nur sehr selten tun soll; Zigeuner-Rhapsodien, durch die er mich allerdings auch elektrisierte. Am Klavier ist er ein Heros; hinter ihm in polnisch-russischer Nationaltracht mit Halbdiadem und goldenen Troddeln die junge Fürstin, die ihm die Blätter umschlug und ihm dabei zuweilen durch die langen, in der Hitze des Spiels wild flatternden Haare fuhr. Traumhaft-phantastisch! Neben mir ein junger Dichter, Adolph Stern, Verfasser eines epischen Gedichtes, Jerusalem, das ich schon in der Illustrierten Zeitung besprochen und gelobt habe; er flog an allen Gliedern und wurde totenbleich, als er mir vorgestellt wurde, ist aber ein gar herziger Junge und vertraute mir, als ich ihm durch einige Scherze wieder zu Atem verhalf, daß er in Zittau, wo er lebt, im letzten Winter Vorlesungen über mich gehalten hat. Ein ewiger Kreislauf! Wie ich einst vor Uhland, steh'n sie jetzt vor mir und die noch in der Wiege liegen, werden wieder vor ihnen stehen und sie entschädigen! — — — —

Weimar, den 1. Juli 1858.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Großherzog kam vorgestern zurück und ließ sich gestern die Genoveva wiederholen. Er bezeigte Dingelstedt schon nach dem dritten Akt seine hohe Zufriedenheit und ließ mich zwischen dem fünften und sechsten in seine Loge heraufrufen. Hier sagte er mir, indem er meine Verbeugung dadurch abschnitt, daß er mir freundlichst die Hand reichte, viel Verbindliches und wirklich Einsichtiges über das Stück, meinte, meine Lebensschicksale hätten daran wohl mit gearbeitet und überreichte mir sodann den Orden seines Hauses, den Wunsch hinzufügend, daß ich der Devise treu bleiben möge. Das alles geschah auf eine so schöne und liebenswürdige Weise, daß es mich innerlich rührte und daß ich ihm, obgleich ich die Orden wahrlich nicht darum mit gleichgültigen Augen betrachtet habe, weil sie mir zu hoch zu hangen schienen, wie dem Fuchs die Trauben, von Herzen danken konnte. Darauf sagte er, er müßte leider den nächsten Tag (heutigen) verreisen, wünsche aber doch, mich noch einmal bequemer, als es in der Loge geschehen könne, zu sehen und gab mir noch einmal die Hand.

— — — — — — — — — — — — — —

In aller Kürze (denn je näher ich dem Wiedersehen bin, um so mehr verläßt mich die Schreibluft) noch das Wichtigste aus den letzten Tagen. Zuerst das Goethesche Haus. Ich sah es vorgestern in der Frühe, der Kammerherr von Goethe begrüßte mich schon auf der Treppe mit einem Salve! und führte mich dann in Gemeinschaft mit dem Professor Schuchardt, dem eigentlichen Kustoden herum. Die Sammlungen interessierten mich wenig, das alles haben wir in Wien unendlich viel großartiger, auch fehlte mir zur Vertiefung die Zeit. Aber auch die Wohngemächer wurden mir aufgeschlossen, was nur äußerst selten noch geschieht, das Arbeitszimmer und die kleine Schlafkammer, und hier überkam's mich. Ich sagte: dies ist das einzige Schlachtfeld, auf das die Deutschen stolz sein dürfen, und es war keine Redensart. Als ich noch im Arbeitszimmer stand, ging in der Schlafkammer das geöffnete Fenster zu, und wie sich infolgedessen das bis dahin vom Sonnenstrahl beleuchtete Bett allmählich verfinsterte, war es, als ob ein Schatten durchs Gemach schwebte und sich darauf niederlegte. Ein wunderliches Gefühl! Nachmittags aß ich bei Frau von Goethe; es war die dritte Einladung und ich konnte sie nicht wieder ablehnen, obgleich ich bei der Fürstin Wittgenstein schon versprochen war. Glücklicherweise fielen die Eßstunden nicht zusammen; ich fand mich daher bei der Fürstin, wo man früher zu Tisch geht, als Geist des Banquo ein und sah zu, um

nachher bei der Goethe wirklich zu speisen. Gestern aß ich bei Dingelstedt im Kreise seiner Kinder, von denen namentlich ein kleiner blonder Knabe ganz allerliebst ist, es war sein Geburtstag und wir stellten eigentümliche Betrachtungen an. „Bist Du mein Balg?“ fragte er sein lebhaftes, kläräugiges kleines Mädchen. „Ich bin nicht Dein Balg,“ versetzte das Ding ganz pikiert, „ich bin Dein dickes, kleines Weibchen!“ Auch dieser Mittag hatte für mich etwas von einem Märchen; Vergangenheit und Gegenwart laufen mir jetzt immer so durcheinander, als ob sie zugleich da wären! — Jetzt muß ich noch ein paar Blicke in ein Buch tun, das mir eine russische Geheime Staatsrätin Schulz geschickt hat, es sind Volkslieder aus Esthland. Ich merke wohl, sie will mich durchaus kennen lernen, denn sie hat's mir schon auf andere Weise nah gelegt; nun, warum nicht, ich finde wohl ein Viertelstündchen. Gestern Morgen habe ich mir an Albumblättern den Arm lahm geschrieben; es ist wirklich, wie Du's nennst, eine Hetze!

An Julius Glaser.

Weimar, den 4. Juli 1858.

Lieber Glaser!

Erschrecken Sie — ich komme in größter Eil noch einmal mit einer Bitte. Die Fürstin Wittgenstein überschüttet mich mit Freundlichkeiten; ich stehe unter dem Rheinfall von Schaffhausen. So sendet Sie mir jetzt bei meiner Abreise noch die Büste von Liszt und von ihrer Prinzessin Tochter, beides Meisterwerke von Rietschel. Mitnehmen kann ich sie nicht; ich schicke sie also unter Ihrer Adresse nach Wien. Haben Sie die Güte, sie auf der Mauth durch einen achtsamen Mann abholen zu lassen und sich Ihre Auslagen zu notieren. Besonders beim Öffnen ist Vorsicht nötig. Mein Haus wird offen sein; lassen Sie die Büsten dahin schaffen. Morgen in aller Frühe geht's fort; der Großherzog hat mich heute verabschiedet, mich aber dringend eingeladen, bald wieder zu kommen, und sich die Nibelungen zum Lesen ausgebeten.

Auf Wiedersehen!

An Julius Glaser.

Orth, den 26. Juli 1858.

Lieber Freund.

Sie werden nicht zu hart mit mir ins Gericht gehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich acht Tage lang anhaltend habe arbeiten müssen. Sie wissen, was das im Sommer bei mir heißt! Es ging aber diesmal durchaus nicht anders und wenn ich auch wenig Ursache haben mag, mit meiner Quäl- und Fehlgeburt zufrieden zu sein, so habe ich meinem Gewissen doch Genüge geleistet und kann jetzt mit Ruhe in den See gehen und das Alpenglühen mit Joh. Nep. Voglscher Gemütlichkeit betrachten.

Ich danke Ihnen herzlich für die gütige Entgegennahme und das sichere Unterbringen meiner Büsten. Nichts ist erklärlicher, als daß sie bis zu unserer Zurückkunft bei Ihrem Herrn Onkel, den ich wärmstens von mir zu grüßen bitte, stehen bleiben und daß ich sie dann abholen lasse. Ich war nur besorgt wegen der Grenzvisitation, wo nicht immer zu säuberlich verfahren zu werden pflegt. Jetzt kann ich auch die Fürstin beruhigen, von der ich gestern einen großen Brief hatte. Die Nummer der Augsb. Allg. Zeitung, die mich für eine „ungewöhnliche" Erscheinung erklärt und mir vor ganz Europa meine Anspruchslosigkeit bestätigt, habe ich gleichfalls erhalten. Das war die „Bähung für mein Gliederweh", denn einen großen, von Dingelstedt, dem Generalintendanten, selbst ausgearbeiteten Bericht über die Weimarer Aufführung der Genoveva hat die unparteiische Redaktion unterdrückt. Vive la conséquence! Ich irre mich wohl nicht, wenn ich meinen Tröster in unserem Freund Grailich erblicke. Drücken Sie ihm die Hand für seinen Artikel; es ist von der Augsburger Kamarilla schon immer viel, daß sie ihn brachte.

Daß die Brückesche Angelegenheit die natürlichste Wendung genommen hat, freut mich der Universität wegen, aber auch seinetwegen. Mein Gefühl söhnt sich schwer damit aus, daß Prediger ihre Gemeinden und Lehrer ihre Kanzeln ohne die allertriftigsten Gründe verlassen, und ich setzte die gleiche Denkungsweise bei jedermann voraus, was dann zuweilen wunderliche Mißverständnisse und moralische Verwicklungen herbeiführt.

An Saphirs Schicksal nehme ich, wie Sie mit Recht voraussetzen, den lebhaftesten Anteil. Er ist freilich ein Mensch, dem der Instinkt für seine Freunde fehlt, aber er bleibt trotzdem ein's der eigentümlichsten Konglomerate interessanter und einander zum Teil widersprechender Kräfte, die jemals im Weltlaufe her-

vorgetreten sind, und ich dachte schon oft: die Natur hat ihn geschaffen, weil Shakespeare ihn im Falstaff vorzeichnete. Doch, das sind Phantastereien.

An Prinzessin Marie von Wittgenstein.

Für Ihren schönen Brief habe ich Ihnen den Dank schon dadurch ausgedrückt, daß ich mir so lange versagte, ihn abzustatten. Als ich ihn empfing, fühlte ich mich, wie von Ihrer unmittelbaren Gegenwart berührt, und wenn ich es über mich gewann, Ihnen nicht sogleich zu antworten, so war das nicht weniger, als persönlich vor Ihnen zu stehen und den Stummen zu spielen. Ich habe die schwere Probe bestanden und jetzt, seit ein paar Tagen nach Wien zurückgekehrt und gegen den Verdacht der insatiabilité durch die Ausrichtung Ihrer kleinen Wünsche geschützt, nehme ich mir heraus, mich dafür zu belohnen.

Wie unendlich freute ich mich, Ihre Büste wohlbehalten bis auf eine unbedeutende, leicht wieder hergestellte Beschädigung des Piedestales in der Kiste vorzufinden! Dennoch überkam mich ein ganz eigenes Gefühl, als ich sie herausnahm, was ich natürlich keinem meiner Leute überließ. Dieser leichenblasse Gips und das blühende Leben, an das er erinnern will und auch wirklich erinnert. Es war ein Moment, den ich mich nur mit Mühe enthielt, poetisch zu gestalten. Ihrem Urteil über Liszts schriftstellerische Tätigkeit stimme ich vollkommen bei. Ich habe jetzt alles gelesen, was ich durch Ihre Güte von ihm besitze, namentlich auch, obgleich des schlechten Wetters wegen nicht am Fuß des Traunstein, wie ich hoffte, die Abhandlungen über Lohengrin und Tannhäuser. Er gebietet über glänzende Darstellungsmittel und schöpft, wie das ja auch nicht anders sein kann, da alle Künste nur verschiedene Ausläufer einer und derselben Urkraft sind und ich selbst z. B. immer Musik höre, wenn ich an einer bedeutenden Szene arbeite, aus einem unergründlichen Born. Ich kann ihm zwar nicht beistimmen, wenn er glaubt, die Wagnerschen Operntakte könnten auch an sich schon mit dem Drama wetteifern, denn sie verhalten sich meines Erachtens zu diesem, wie das allgemeine zu dem Besonderen, und sie würden, wenn es anders stände, auch wohl die Musik nicht mehr vertragen. Aber mich kümmert überhaupt nur selten noch das Was, ich frage in den meisten Fällen nach dem Wie und darum stört mich die kleine Differenz über die Materie durchaus nicht im reinen Genuß der Form die sich freilich im Original noch ganz anders aus-

nehmen mag, als in der Übersetzung. Erinnern Sie sich ja Ihres Versprechens, mir sein Werk über die Zigeuner zu schicken; ich bin äußerst begierig darauf.

Daß der „Steinwurf" in Ihre Hände gekommen ist, wundert mich zwar, freut mich aber auch, da ich diesem Umstand Ihre ebenso feinen, als wohlwollenden Bemerkungen verdanke. Wohl haben Sie recht, wenn Sie die Liebe des Rabbi für eine fast undenkbare erklären! Aber dies war das Seil, das für meinen Tanz gespannt wurde und ich konnte mich nur noch durch die Handhabung der Balancierstange auszeichnen. Meine Aufgabe war, nicht herabzustürzen und Sie geben mir das Zeugnis, daß ich oben geblieben bin. Mit demselben göttlichen Instinkt, der Ihnen Ihre wunderbare Analyse des Egmont eingab, haben Sie übrigens erraten, daß ich in dieser Arbeit nicht etwa einen Rebus gelöst, sondern eine tragische Idee geopfert habe. Nehmen Sie auf der einen Seite der Anna und auf der anderen dem Rabbi die miserable Leidenschaft; lassen Sie das Mädchen die Schuld übernehmen, weil sie ihren Bruder nicht anklagen kann, den Rabbi aber, weil er darauf zählen darf, daß selbst der schlechteste Jude sich als Täter melden wird, sobald er ihn, den Hochverehrten und Gefürchteten in Gefahr sieht; steigern Sie diese unendlich fruchtbaren, rein menschlichen Verhältnisse zur höchsten Spitze, und rechnen Sie den gewaltigen Hintergrund einer mittelalterlichen Judenverfolgung mit dem sich von selbst ergebenden Gewimmel der barockſten und doch natürlichen Gestalten hinzu, so haben Sie gewiß alle Elemente eines lebendigen, ja historischen Dramas beisammen. Ob ich wohl daran tat, ein solches Opfer zu bringen, weiß ich nicht; mich reizte der Versuch, es einmal selbst zu erproben, wie Musik und Poesie zueinander stehen und ich glaube ihm auch einige Belehrung über diesen wichtigen Punkt schuldig geworden zu sein.

Sie wissen, wie es kam, daß ich der Altenburg meine Nibelungen verleugnete. Hier sind sie jetzt in dem einzigen Exemplar, das ich besitze. Nicht ohne einen gewissen inneren Kampf sende ich sie ab, denn man behauptet, daß ich das Stück erträglich lesen kann, da selbst die Frauencharaktere sich bald zur höchsten Spitze des Pathos steigern, und ich begebe mich dadurch des Rechtes, sie Ihnen vorzulesen, das Sie mir sonst vielleicht einräumen würden. Aber wer weiß, ob das Leben so gefällig ist, mich sobald wieder mit Ihnen zusammen zu führen; im Traum, Sie werden lächeln, hatte ich schon in Gmunden die Ehre, Ihnen einen Adler mit grüngoldblauem Gefieder vorzustellen, den ich gefangen hatte und der sich sehr anständig benahm, indem er sich an einem seiner Flügel, wie ein Mensch

an der Hand, von mir zu Ihnen führen ließ! Wer weiß überhaupt, was geschieht? Darum leiste ich auf die schönste aller Kritiken, auf die unmittelbare, oft sogar unausgesprochene, Verzicht und lege Ihnen mein Manuskript zu Füßen. Ich bitte nur, daß es in Ihrem engsten Kreise bleibe.

Dann lassen Sie sich auf der einen Seite durch die urgermanischen, auf der anderen durch die christlichen Elemente nicht stören, die hie und da, namentlich in der Ordalienszene, auftauchen. Ich will eben darstellen, wie sich beide nach und nach durchdringen und eine neue Welt schaffen, aber das wird erst im zweiten Teil klarer hervortreten.

Ich vergaß, Ihnen für das Volkslied von Cornelius zu danken; die einfache Weise hat mir sehr gefallen, wollen Sie den Verfasser recht herzlich von mir grüßen! Von der Dame, die so liebenswürdig war, meine Maria Magdalena ins Französische zu übersetzen, darf ich nichts wissen, als daß sie Ihre Freundin ist, aber berechtigt das nicht, Sie zu bitten, ihr meinen besten Dank darzubringen? Und nun! O! auch Ihnen noch einmal meinen innigsten Dank für alles, für Ihren Brief, für jedes tiefe Wort aus Ihrem Munde, deren keines vergessen ist, für den Namen der Linde und für das rührende Zitat aus meiner Genoveva, durch das ich mich als Mensch und Dichter geehrt fühlte, wie selten in meinem Leben. Vielleicht, ja wahrscheinlich erinnere ich Sie da an Dinge, die Sie selbst nicht mehr wissen; der Paradiesvogel sieht die Federn nicht, die er fallen läßt, wenn er sich auch noch so leise schüttelt, aber unten hebt man sie sorgfältig auf.

Mit unbegrenzter Verehrung

Wien, am 24. August 1858. **Friedrich Hebbel.**

An Adolf Stern.

Verehrtester Herr!

Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihren Brief, den ich am Tage meiner Abreise von Gmunden empfing, erst jetzt beantworte. Ich bin überhaupt zum Schreiben so langsam wie zum Sprechen rasch und passe schon deshalb in ein Säkulum nicht hinein, das eher ohne die Zunge als ohne die Feder fertig werden könnte. Wenn Sie nun die unendliche Menge von Zerstreuungen

und Störungen, die eine von Reisenden wimmelnde Stadt selbst im Sommer mit sich bringt, sowie eine Reihe von mehr oder minder drückenden Arbeiten in Erwägung ziehen und dabei berücksichtigen, daß eine Reise nach Krakau und eine schwere Unpäßlichkeit, die ich von dieser heimbrachte, mir fast einen ganzen Monat wegnahmen, so werden Sie gewiß begreifen, daß meine Korrespondenz mehr wie jemals ins Stocken geraten mußte.

Die Bekanntschaft mit dem Süden ist für jedes poetische Gemüt epochemachend; ich kann Ihren Rausch daher sehr wohl nachempfinden, denn ich brauche mich bloß meines eigenen zu erinnern. Freilich sind Sie nur noch bis zur Pforte gekommen; erst in Italien tritt die Natur ganz neu in Blüte, aber in unserer Zeit der Eisenbahnen und Dampfschiffe, die selbst das ehrwürdige Memphis mit seinen Sphinxen schon zu einer Touristenstation degradierte, werden Sie sehr bald auch nach Rom und Neapel gelangen.

Sie fragen mich nach dem Demetrius. Ihr Zweifel, ob die Vollendung des Schillerschen Fragments möglich sei ist sehr gegründet; auch gedenke ich keineswegs zu unternehmen, was Goethe, mit dem Schiller sein ganzes Stück im Detail durchgesprochen hatte, nach manchem vergeblichen Versuch liegen ließ. Wer könnte fortsetzen wollen, was der subjektivste aller Dichter, den eine spaßhaft verrückte Kritik der Abwechselung wegen einmal wieder für das Gegenteil erklärt, angefangen hat? Schiller wußte sehr wohl, warum er in einem Brief an Körner von einem „ganz aparten Drama“ sprach, das er sich im Einklang mit seiner Individualität zurecht gemacht habe und man könnte ebenso gut für ihn atmen, als für ihn dichten. Dann ist aber durchaus nicht gesagt, daß man seinen großen dramatischen Grundgedanken nicht adoptieren und selbständig durchführen dürfe und das ist mein Vorsatz. Wenn ich noch hinzufüge, daß ich diesen Vorsatz schon *vor* meiner Judith hegte, so werden Sie gewiß nicht im Schillerjubiläum den Grund erblicken, warum ich ihn endlich realisiere, obgleich es mir vollkommen recht ist, daß er mit demselben zusammenfällt.

Von mir erscheint zu Weihnacht das in Dresden gekrönte Gedicht „Mutter und Kind“. Es will allerdings ein Epos, ein die ganze moderne Welt umfassendes Totalbild sein, wenn es auch Scheu trägt sich so zu nennen. Ich möchte Sie und Ihre Freunde aufmerksam darauf machen; vielleicht regt es Sie zu einem Urteil in den „Anregungen“ an, in welchem ich mit vielem Vergnügen einen Artikel von Ihnen „Die Kunst und die Männer“

(leider nur den ersten, in dem Heft, das mir die Prinzessin Wittgenstein mitgab) gelesen habe.

Zu ihrer Winterarbeit wünsche ich Ihnen nur Glück, da Sie die Muße und Stille schon haben. Jedenfalls lassen Sie mich wieder von sich hören; ich antworte immer, wenn auch spät.

Wien, den 31. Oktober 1858.

An Prinzessin Marie von Wittgenstein.

Ihr Brief ist so schön, daß ich wünschen könnte, er wäre weniger schmeichelhaft für mich, um ihn ganz so, wie er es verdient, loben zu dürfen. Was Sie gleich zu Anfang über das alte Gedicht sagen, ist nicht bloß tief und wahr, sondern auch echt poetisch; um diesen wunderbaren Vergleich der Nibelungen mit dem versteinerten Hochzeitszug Hanns Heilings dürften Sie viele Poeten beneiden und darunter einige, die mutig genug sind, Ihnen Ihre Verse zu widmen. Es gibt kein treffenderes Symbol und es beweist mir, daß sich auf der Erde noch immer, wenn auch äußerst selten, eine geweihte Hand findet, der ein Engel mit Freuden die schönste Goldfeder seines Fittichs darreichen würde, wenn sie schreiben wollte, die aber vorzieht, für fremde Häupter Lorbeeren zu pflücken und die vielleicht auch recht tut. Ihre liebevolle Aufnahme meines dramatischen Wagestücks, das ich in nüchternen Stunden wohl selbst mit Siegfrieds Zug nach Isenland verglichen habe, wird die Beklommenheit bedeutend verringern, mit der ich dem Spruch der Welt, trotz des Beifalles meines hiesigen, nicht eben leicht zu gewinnenden Freundeskreises, noch immer entgegensah, denn was Sie bewegt, kann nicht schlecht sein. Ich bin eher zurückhaltend mit meinen Arbeiten als mitteilend, nicht wie der literarische Pöbel es mir wohl auslegt aus stolzer Selbstgenügsamkeit, die mir wahrlich ferner liegt, wie meinem letzten Rezensenten, sondern weil mir ein unmotivierter Enthusiasmus unerträglich ist, indem er mich auf der einen Seite, des guten Willens wegen, zu Dank verpflichtet und mir doch auf der anderen Mißtrauen, ja Widerwillen einflößt. Welch eine Belohnung ist ein Urteil, wie das Ihrige und das Ihrer durchlauchtigsten Mutter, der ich meine Erkenntlichkeit abstatten werde, sobald ich ihr ein Exemplar von „Mutter und Kind“ zu Füßen legen kann! Sie sehen mein Drama in allen seinen Adern phosphoreszieren und Ihre ‚Re-

produktion ist selbst ein Meisterstück. Ganz besonders freut es mich, daß Sie die Wirkung des letzten Aktes noch größer finden, wie die aller frühern; es ist mein eigenes Gefühl. Ihre Bemerkung zu dem Vers: „So steht ein Roland da, wie ich hier stand usw.“ zeigt mir nicht, wie Sie anmutig scherzen, das Maß Ihrer „Unwissenheit“ sondern den Grad Ihrer Teilnahme; sie ist auch vollkommen richtig. Nur schwebte mir bei dieser Anspielung nicht sowohl der Held von Ronceval selbst vor, als die Rolandssäulen, die ihm zu Ehren in allen großen deutschen Städten errichtet wurden und die sich noch später in Rolandsfiguren, von plumper Steinmetzerhand ausgehauen, und also ungelenk genug, verwandelten. Den deutschen Jüngling charakterisierte von jeher auf seiner Entwickelungsstufe ein gewisses linkisches Wesen, namentlich den Frauen gegenüber; er schrak nie im Felde vor einer Gefahr zurück und nie in Wissenschaft und Kunst vor einer großen Aufgabe, aber er zittert vor einem blauen oder schwarzen Auge und ihn packte ein Schauder, wenn es sich um die Aufhebung eines Tuches handelte. Dies wollte ich meinem Siegfried bei der Begegnung mit Kriemhild geben; daher seine trockenen, unter jedem anderen Gesichtspunkte unverantwortlich dürren Reden, daher im Monolog aber auch das Kompliment, das er sich selbst macht. „Damit, werden Sie mir erwidern, ist das Hereinziehen des Roland in eine Zeit, auf die er erst folgte, keineswegs entschuldigt.“ Gewiß nicht, aber Sie treffen auch die Glocke, ja sogar den Löwen im Odenwald. Ich zähle diese Anachronismen usw. zu den kleinen Mysterien der Kranzwinderinnen, von denen behauptet wird, daß sie ganz zuletzt noch mit unbarmherzig rauher Hand über ihre sorgfältig zustande gebrachte bunte Schöpfung fahren, um ihr durch den Anschein der Nachlässigkeit größere Natürlichkeit zu geben. Vielleicht habe ich aber unrecht.

Sie fragen mich nach dem Plan zum zweiten Teil. Da muß ich Ihnen ein Geständnis machen, das ich nur auf dem Markt zu wiederholen brauchte, um meines Scheiterhaufens bei dem nächsten kritischen Autodafé sicher zu sein. Ich habe keinen, ja ich habe nie einen, auch zum Demetrius nicht. Wenn Dingelstedt die Freundlichkeit gehabt hat, von diesem Stück mit Liebe zu sprechen, so ist es infolge einer mündlichen Rhapsodie geschehen, die ich wahrscheinlich noch früher vergaß, als er. Mir ist ein Drama im buchstäblichen Sinne dasselbe, was einem Jäger eine Jagd ist; ich bereite mich so wenig darauf vor, wie auf einen Traum und begreife nicht einmal, wie man das kann. Ich sehe Gestalten, mehr oder weniger hell beleuchtet, sei es nun im Dämmerlicht meiner Phantasie oder der Geschichte, und es

reizt mich, sie fest zu halten, wie der Maler; Kopf nach Kopf tritt hervor und alles übrige findet sich hinzu, wenn ich's brauche. Nur mit den Volkszuständen suche ich mich recht vertraut zu machen, bevor ich ans Werk gehe, denn aus diesen zieht das Drama nach meiner Überzeugung seine ganze Kraft; man glaubt so wenig an Menschen, die man nicht in ihrer Nationalität wurzeln sieht, wie an Weintrauben, mit denen ein Pflock behängt ist. Wie ich in der „Genoveva", der „Maria Magdalena", der „Agnes Bernauer" und den „Nibelungen" die germanische Welt in ihren verschiedenen Entwickelungsstufen zugrunde legte, so möchte ich im Demetrius die slavische Welt fixieren. Aber diese muß ich erst gründlich studieren, darum rückt meine Arbeit, die freilich auch mehrfach durch physische Indispositionen unterbrochen wurde, nicht so rasch vor, als ich es wünschte. Doch hoffe ich auf den Januar und seinen Frost, der sich mir noch immer wohltätig zeigte. Mit der Bitte, mich Ihrem verehrten Hause zu geneigtem Andenken zu empfehlen, bin ich in unbegrenzter Hochachtung und Ergebenheit

Ihr dankbarer

Wien, den 2. Dezember 1858. Friedrich Hebbel.

An Julius Glaser.

Orth, den 25. Juli 1859.

Lieber Freund!

„Der Herr hat nicht Gefallen an der Stärke des Rosses, noch an jemandes Beinen!" Kennen Sie diesen Spruch? Wie oft habe ich ihn in der Jugend aufgesagt, ich muß ihn aber nie gehörig beherzigt haben, sonst würde es mir jetzt wahrscheinlich nicht so übel ergangen sein. Über vierzehn Tage habe ich liegen müssen, bald auf dem Sofa, bald auf den Holzbänken meines kleinen Pavillons, bald unter'm Apfelbaum und Christus ging nicht vorüber und sprach: nimm dein Bett auf und gehe heim! Das war die Strafe meiner früheren Sünden, die ich jetzt aber auch ohne Hinterhalt bekenne und aufrichtig bereue; ich war, obgleich in allem übrigen so bescheiden, wie man es von einem Menschen verlangen kann, der fortfahren soll, Essen und Trinken zu sich zu nehmen, auf meine langen Beine etwas stolz, ich forderte, wie Sie wohl leider selbst wissen, zuweilen die ganze österreichische Armee

im Marschieren heraus und dafür habe ich endlich die gebührende Züchtigung empfangen. Da ist meine Beichte; möge sie ein gnädiges Ohr finden, denn dessen bedarf ich noch gar sehr, da ich, wenn mein Zustand sich auch gebessert hat, doch noch weit von der Herstellung entfernt bin! Ja, ich will äußerst zufrieden sein, wenn mein Übel nur überhaupt zu den vorübergehenden gehört.

Ich danke Ihnen für Ihren Brief. Was hätte ich hinzuzusetzen? Wenn Preußen in der entscheidenden Stunde bei den geborenen Reichsfeinden, bei Russen und Engländern, wirklich absurde Verständigungs- und Vermittlungsversuche gemacht hat, so folgte Österreich der unabwendbaren Notwendigkeit, als es der Erholung wegen einen Frieden schloß, der zehn neue Kriege in seinem Schoß verbirgt. „Nicht rühmen will ich's, noch verdammen!" sagt Uhland, und wenn er hinzufügt: „Untröstlich ist's noch allerwärts" so stimmen wir gewiß alle mit ein. Es ist aber eine Tragödie; möge die Idee nicht in einer neuen Völkermischung zu suchen sein.

Die Bücher, die Sie so freundlich waren, mir zu schicken, kommen mir ausnehmend zustatten; ich war schon ganz nahe daran, den Eugen Sue wieder für einen lesbaren Schriftsteller zu erklären und den Vidocq, der sich gleichfalls in der hiesigen Leihbibliothek befindet, zur Bildung meines Geistes und Gemüts in die Hand zu nehmen. Davon haben Sie mich gerettet.

Daß Sie nicht auf ein paar Tage herüberkommen, beklagen wir sehr, aber nichts ist erklärlicher, wenn Ihr Mitredakteur krank ist. Nach Grailich mag ich gar nicht fragen; ich habe auf meinem Schmerzenslager viel an ihn gedacht. Was ist der Mensch!

An Debrois van Bruyk.

Orth, den 2. August 1859.

Lieber Debrois!

Ehe ich Ihren letzten dritten Brief empfing dachte ich schon, Sie hätten sich unter die großen Herren gereiht, die keine Zeile verschenken. Ich konnte Ihnen das freilich nicht verargen, denn obgleich man ein mündliches Gespräch nicht auf der Stelle einschlafen läßt, wenn auf die Rede nicht rasch die Gegenrede folgt, so werden doch die meisten Korrespondenzen nur unter dieser

Bedingung geführt. Es freut mich aber, daß Sie es nicht so genau nehmen und es ist einem Kranken gegenüber vielleicht sogar billig.

Mein Zustand ist noch immer ein äußerst zweifelhafter, über dessen eigentliche Beschaffenheit nur die Zeit entscheiden kann; wir wollen ihn daher auf sich beruhen lassen, wenigstens so lange, bis ich wieder bei meinem Arzt bin. Jedenfalls habe ich es nicht mit einem neuen, sondern mit meinem alten Kopenhag'ner Übel zu tun, wie Brücke gleich mit seinem Adlerauge erkannte; von Schmerzen ist längst keine Rede mehr und ich kann mit dem Stock gut, ohne Stock leidlich wieder gehen, aber der Feind sitzt noch immer wohlverschanzt in den Knochen und regt sich an jedem kälteren Tage, was für Herbst und Winter wenig Gutes bedeutet. Dabei bin ich, Sie mögen es ruhig glauben, geistig herunter, wie noch nie, das bloße Schreiben, z. B. dieses Blattes, greift mich an, das Lesen ist mir eine Arbeit, und vor jedem tieferen Gespräch muß ich mich hüten.

Trotz dieses meines Zustandes habe ich, eines unvorsichtigerweise gegebenen Worts halber, vor acht Tagen einen Ausflug nach Hallstatt machen müssen, um einem Engländer, den ich nie gesehen hatte, als Trauzeuge zu dienen. Das ist eine hübsche Charade, nicht wahr? Ich darf sie aber nicht lösen, wenigstens noch nicht. In der Kirche ereignete sich ein Wunder, das erste, dem ich beiwohnte, seit ich in Neapel das Blut des heiligen Januarius flüssig werden sah; der Pfarrer geriet nämlich in Verwirrung, obgleich er nur die gewohnten Phrasen von Glaube, Liebe, Hoffnung zum Jungfernkranz zusammendrehen wollte, und würde den Faden zuletzt völlig verloren haben, wenn er sich nicht des Vaterunsers als einer Strickleiter bedient hätte, um sich in den Segen hinein zu schwingen. Wissen Sie, warum? In tausend Jahren erraten Sie es nicht und ich sag' es Ihnen auch nicht, obgleich er mich bei Tisch mit anerkennungswürdiger Aufrichtigkeit über den Grund aufgeklärt hat. Übrigens ist der arme Mann in der bedauernswerten Lage, daß er selbst im höchsten Pathos nicht auf die Kanzel schlagen darf; die Kirche ist nämlich vor zwei Dezennien bereits von einer Baukommission lebensgefährlich befunden, sie kann alle Tage einstürzen und ich selbst war recht zufrieden, als ich wieder hinaushumpeln durfte. Jetzt wird eine neue errichtet und es wurde mir nicht erspart, die Risse einzusehn, wozu ich mich freilich ohne zu großes Widerstreben verstand, da Hallstatt bei dem scheußlich-schlechten Wetter im Nebel vergraben lag und einem Traume glich, den ein anderer verschluckt

Zu Ihrer frischen Tätigkeit wünsche ich Ihnen Glück; besonders begierig bin ich auf den jungen Schiffer. Daß Sie dem

„schönsten" Mädchen von Graz als Autograph ein elendes Kuvert von mir schenkten, ist kaum verzeihlich; stand Ihnen denn kein „Kirschenstrauß" zu Diensten? Was die Biographie betrifft, so hatte ich gedacht, daß Sie das Analytische und Kuh das Charakteristische übernehmen könnten; doch darüber mündlich. Vielleicht sind Sie jetzt bei Ihren Eltern und erhalten diesen Brief erst kurz vor meiner Ankunft, die wahrscheinlich am 14., sicher am 15. stattfinden wird. — — — — — — — —

An Friedrich von Uechtritz.

Orth bei Gmunden, den 25. Juli 1859.

Verehrtester Freund!

Der erste Akt des furchtbaren Dramas, welches Deutschland durch den Napoleoniden bevorsteht, ist geschlossen. Alles ist gegangen, wie es ging, als der große Soldatenkaiser die tausendjährige Schöpfung Karls des Großen über den Haufen zu werfen begann und alles wird wohl so fort gehen. Früher glaubte ich, wenn ich die Geschichte jener Zeit las, z. B. bei Pertz oder bei Häusser, die Kurzsichtigkeit oder die sittliche Verkommenheit der handelnden Personen habe die Katastrophe herbeigeführt. Jetzt bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß ein Gesetz gewaltet hat, denn sonst könnten Gegenwart und Vergangenheit nicht so ganz zusammenfallen, und das entschuldigt die Menschen, macht die Tatsachen aber freilich auch nur um so schneidender.

Doch, bevor ich fortfahre, muß ich über meinen Standpunkt ein Wort sagen, da Sie diesen nicht ganz richtig aufgefaßt zu haben scheinen. Es ist so wenig der österreichische, als der preußische, sondern der allgemeine deutsche und ich befinde mich, wie es sich für den geborenen Schleswig-Holsteiner ja auch wohl vor allem ziemt, immer auf der Seite derjenigen unserer beiden Hauptmächte, die das deutsche Interesse am besten vertritt. Ich habe mit der Wiener Politik als solcher nicht das Mindeste zu schaffen und wüßte auch nicht, bei der Behandlung, die mir von jeher in Österreich zuteil geworden ist, wie mich nur der entfernteste Verdacht einer bewußten oder unbewußten Vorliebe treffen könnte. Aber ich bestrebe mich, gerecht gegen sie zu sein und ich kann nicht vergessen, daß Österreich von Napoleon, dem Dritten, nichts zu fürchten gehabt hätte, wenn es nicht vier Jahre

früher gegen Nikolaus den Ersten aufgetreten wäre. Das geschah aber im deutschen Interesse, gleichgültig, ob dieses in erster oder in zweiter Linie stand, und nur, weil es sich in der letzten Stunde (sie ist vorüber und ich unterdrücke die ernste Betrachtung, die sich hier von selbst ergiebt) dem russischen Koloß entgegenstellte, statt ihm die Bahn zu ebnen, hat es jetzt die Lombardei verloren, statt die Donau-Fürstentümer zu gewinnen, als sie zu haben waren. Dies alles steht für mich, der ich Österreich mit sehr kühlen Augen betrachte, unwidersprechlich fest und die Geschichte wird es bestätigen.

Was nun noch meine ganz persönlichen Verhältnisse anlangt, so habe ich sicher noch viel triftigere Gründe, wie Sie, mich des raschen Friedensschlusses zu freuen. Mein eigener Sohn hätte bei'm nächsten Aufgebot, das vor der Tür stand, ins Feld rücken müssen, ohne sich loskaufen oder durch einen Ersatzmann vertreten lassen zu dürfen. Und mein kleines Vermögen, die einzige Aussicht meiner alten Tage und nicht ohne Schweiß zusammengebracht, wäre bei unseren zerrütteten Finanzzuständen höchst wahrscheinlich darauf gegangen; wenigstens hielt ich die in meinen Händen befindlichen Papiere nach den Kursen für nicht viel besser, als Fidibusse. Nichtsdestoweniger gehörte der Tag, der mir die Nachricht von dem Friedensschluß brachte, zu den traurigsten meines Lebens; ich kann Österreich den Schritt aber nicht im Mindesten verargen, sondern muß Preußen die volle Verantwortlichkeit dafür zuwälzen, wenn es anders wahr ist, daß es nur mit der Diplomatenfeder, nicht aber auch mit dem Schwert für die von ihm selbst im Jahre 1815 mit festgesetzte Magna Charta von Europa hat kämpfen wollen. Österreich folgte der gebieterischen Notwendigkeit, als es die seit den Hohenstaufen mit dem edelsten deutschen Blut gedüngte und nur durch dies deutsche Blut der gänzlichen Versumpfung entgangene Lombardei hingab; Preußen hielt aber nicht bloß die eigene Hilfe zurück, sondern legte auch das übrige Deutschland an die Kette und schadete der Zukunft unseres Volks dadurch unendlich viel mehr, als es seiner Vergangenheit je genützt hat. Darum wünsche ich ihm jedoch, und ich brauche es wohl nicht hinzuzufügen, keineswegs eine Strafe, wie sie die Nemesis zu verhängen pflegt, obgleich sie nicht ausbleiben wird, wenn Napoleon im nächsten Jahre nach dem linken Rheinufer greift und die einzig-schöne Begeisterung, die jetzt resultatlos ins Leere verflog, nicht wieder emporflammen will. Ich weiß nur zu gut, daß die deutsche Geschichte eine reine Verkörperung des tragischen Grundgesetzes ist, wie das beste Drama von Sophokles oder von Shakespeare, und ich gehöre zum Chor, der nicht schilt oder verdammt, aber

zusieht und prophezeit. Man glaubt eben auf beiden Seiten recht zu haben und hat leider auch alle die Gründe anzuführen, die so lange stichhaltig sind, bis der höchste Gesichtspunkt sie auflöst.

Doch, ich muß motivieren und werde am besten tun, hierbei einfach Ihrem Briefe zu folgen. Sie haben Sympathie für die Italiener und trauen ihnen nationale Lebensfähigkeit zu; ich halte sie, auf Anschauungen gestützt, die ich in ihrer Mitte gewann, in dieser Beziehung für viel verkommener, wie Juden und Polen, und zwar durch eigene Schuld, durch den Mangel des staatenbildenden Faktors, nicht durch die Schuld des Regiments. Wo sie stehen, das zeigen sie auch durch die Art der Kriegsführung und durch die Waffen, deren sie sich bedienen; sie reißen im Frieden armen Soldaten, die durch strenge Befehle zur Passivität verdammt sind, die Zigarre aus dem Mund, und mißhandeln, wenn sie obenauf schwimmen, wie jetzt, jeden Deutschen, der sich erlaubt, seine Muttersprache zu reden, während in Wien die italienische Oper ruhig fortsingt und jeder italienische Kaufmann ungestört sein Geschäft betreibt. Ich glaube nicht, daß ein Volk, dessen Freiheitsdrang sich in Zügen von so maßloser Gemeinheit manifestiert, durch etwas anderes, als durch jenen lächerlichen Ahnendünkel, in Bewegung gesetzt wird, der mir schon vor fünfzehn Jahren ein Epigramm abdrang. Doch Sympathie und Antipathie würden hier höchstens dann etwas entscheiden, wenn Österreich seine italienischen Provinzen durch das Recht der Eroberung, statt durch Verträge besessen hätte; das ist aber so wenig der Fall, daß ihm das Lombardisch-Venetianische Königreich ja fast mit Gewalt von den Mächten aufgedrungen wurde, die ihm jetzt den Besitz desselben bestreiten. Die Herren Russen, Engländer und Franzosen wußten freilich wohl warum; die Niederlande, die Österreich zurückverlangte, wären bald wieder fest mit ihm zusammen gewachsen und die italienische Schlinge war jederzeit leicht geknüpft. Daß man mit dem italienisch-österreichischen Regiment vom Grafen an bis zum Facchino herunter (der Unterschied bedeutet dort freilich nicht viel) höchst unzufrieden war, ist gewiß; man würde aber mit jedem Regiment unzufrieden gewesen sein und das österreichische hatte nur den einen Fehler der zu großen Milde, die überall besser am Platze ist, wie in Italien, wo man sie für Schwäche und Feigheit hält. Doch wohin gerieten die Staaten, wenn man auf solche Unzufriedenheitsäußerungen hin den Vertragsbuch sanktionieren wollte? Nun, wir werden es schon sehen, wenn der Befreier Italiens im zweiten Akt als Befreier Polens auftritt und für seinen Laguéronnière und sein Manifest die Zeugen abhört, zunächst

ohne Zweifel in Posen. Über den Befreier selbst brauche ich, nun sein Meisterstück vorliegt, gewiß kein Wort zu verlieren; der Mann war für mich immer von Glas, schon 1852, und wird es jetzt wohl für jedermann sein, denn ich kenne gar keinen öffentlichen Charakter, der offenherziger in seinen Zwecken wäre, wenn er auch die Mittel, durch die er sie zu erreichen sucht, sorgfältig verbirgt. Den einen hat er jetzt durchgesetzt, die österreichische Herrschaft ist in Italien der französischen gewichen und damit eins der letzten Bollwerke Deutschlands gefallen, ohne daß Preußen sich regte; wenn Österreich sich an Preußen ein Beispiel nimmt und, sein Partikulärinteresse dem allgemeinen voranstellend, in der entscheidenden Stunde diplomatisiert, statt zu handeln, was ich für mehr als wahrscheinlich halte, so wird er auch den zweiten nicht verfehlen und Deutschland den Rhein nehmen. Dann schließt Rußland ganz einfach die Donau und die Grundbedingungen unserer nationalen Existenz, der alle modernen Konkordate nichts anhaben können, sind für immer abgeschnitten. Hier, mein teurer Freund, haben Sie meine Auffassung der Dinge. Ich bin mir keiner Vorliebe für Österreich, keiner Abneigung gegen Preußen bewußt, weit eher findet das Gegenteil statt, dennoch steht sie mir unwandelbar fest. Sollten wir uns nicht verständigen können, so wollen wir uns in dies Schicksal finden und einen neuen Beweis darin erblicken, daß das politische Deutschland im kleinen, wie im großen dem tragischen Gesetz verfallen ist.

Ihr Wort über mein Epos hat mir höchlich wohlgetan; ich hätte es kaum so freundlich erwartet. Wo ist der schöne Frühling, in dem ich Veilchen pflückte und Dutzende von Hexametern schrieb! Der jetzige Frühling hat mich anders behandelt! Ich bin in den Orden der Gichtbrüchigen eingetreten, habe drei Wochen liegen müssen, wie ein krumm geschlossener Soldat und genieße noch jetzt Kinderfreuden, indem ich Milch trinke und gehen lerne. Dies ist seit zwei Monaten mein erster ausführlicher Brief, wenn ich einen einzigen an die Prinzessin Wittgenstein in Weimar ausnehme, der ich für eine große Freundlichkeit Dank schuldig war. Möge es Ihnen um so viel besser ergehen!

An Franz Dingelstedt.

Wien, den 31. März 1860.

Hochmut kommt vor dem Fall!

Nicht anders, mein sehr teurer Freund, kann ich dieses Blatt beginnen, als mit dem obigen mene tekel, das Du vielleicht in jüngeren Jahren aus dem Munde Deines Papas oder Deiner Mama auch schon das eine oder das andere Mal vernommen hast, wenn Du nach einem wohl bestandenen Examen das Haupt ein wenig zu kühn in den Nacken warfst. Wenn ich ganz unbefangen meinem Herzen gefolgt wäre, so hätte ich Dir auf Deinen lieben Brief sogleich geantwortet und dem General-Intendanten Sr. Königlichen Hoheit meinen submissesten Dank, dem Ästhetiker und Bühnenkenner aber meine herzliche Freude über sein ermunterndes und einstimmendes Wort ausgedrückt. Mich plagte jedoch der Teufel; weil ich in drittehalb Monaten mit drei Riesenakten fertig geworden war, so dachte ich, die letzten beiden würden auch nicht viel mehr, als vier bis fünf Wochen wegnehmen und nun konnte ich dem Kitzel nicht widerstehen, alles aufzuschieben, bis ich zugleich die glückliche Entbindung zu melden hatte. Dafür bin ich denn bestraft worden, und das gehörig. Zu Weihnacht brach ich meine Arbeit ab, gewissermaßen freiwillig, denn die Stimmung war noch keineswegs erschöpft oder schien es wenigstens noch nicht zu sein; mit Eintritt des neuen Jahres wurde ich aber von einer solchen Ermattung befallen und daneben von einer solchen Migräne ergriffen, daß ich bis Mitte Februar nur noch vegetierte und mich auf eine furchtbare Krankheit gefaßt machen zu müssen glaubte. Zustände dieser Art, die jede Tätigkeit ausschließen, selbst das Briefschreiben, pflegen sich nun zwar gewöhnlich bei mir einzustellen, wenn ich ein großes Drama wirklich zum Abschluß gebracht habe; es war mir aber völlig neu, durch sie unterbrochen zu werden und ich habe mich mehr gequält, als ich sagen kann. Plötzlich wurde der Kopf mir wieder frei, und so wenig ich es noch hoffen durfte, so habe ich dennoch an meinem Geburtstag, dem 18. d. M. den letzten Vers von Kriemhilds Rache niedergeschrieben und also in Wahrheit ein Monstrum von elf Akten zustande gebracht. Immerhin ist das etwas, wenn auch nur in dem Sinn, daß ich nun eine Last vom Halse los bin, die mich fünf Jahre lang drückte, wenn auch inzwischen manches entstand, was nicht unmittelbar damit zusammenhing. Ob es mir gelungen ist, die Basreliefs des alten Liedes von der Wand abzulösen, ohne ihnen ihren Charakter

zu nehmen und ihnen genug, aber nicht zu viel Eingeweide zu geben, muß sich nun zeigen. Mit der größten Selbstaufopferung habe ich mich an diesem Hauptpunkte der Aufgabe abgemüht und oft das beste Detail über Bord geworfen, um den alles bedingenden Grundlinien nicht zu nah zu treten. Dies Zeugnis kann ich mir geben, und es ist keine Kleinigkeit, denn was man im Drama wegwirft, das ist für immer verloren, da es eben nur an dieser und an gar keiner anderen Stelle Wert und Bedeutung hat, wenn es überhaupt etwas taugt. Ich bekenne aufrichtig, daß ich hier sogar an Shakespeare hie und da zu tadeln finde, und selbst an seinem Meisterstück, am Lear. Man stößt auf Ausführungen, die bewunderungswürdig an sich, aber dabei so zarter Natur sind, daß sie sich mit dem Hintergrund, mit einer Welt, in der man blockt und die Augen ausreißt, nicht vertragen. Dies wird Dir ungefähr zeigen, was ich meine; ob man es mir aber dankt, daß ich auf alle Farben der Kultur Verzicht leiste und meinen Siegfried in der ersten Liebesszene z. B. wie einen steinernen Roland hinstelle, ist abzuwarten. Wahrscheinlich wird man daraus schließen, mir sei nichts eingefallen.

Weise meinen Dank nur nicht deshalb zurück, weil er zu spät kommt; es hat mich ganz außerordentlich gefreut, daß Du zufrieden bist und dem Stück auch ein gutes Theaterprognostikon stellst. Wenn ich nach Deinem Zeugnis im ersten Teil das Brautnachtmysterium diskret genug behandelt habe, um gegen Anfechtungen der Prüderie gedeckt zu sein, so habe ich im zweiten, wie ich glaube, das Grauenvolle und Ungeheuerliche ebenfalls auf das Allgemein-menschliche zurückgeführt, ohne den Kern anzutasten und Kriemhild so hingestellt, daß das Mitleid nie zurücktritt, wie sehr Furcht und Entsetzen sich auch steigern mögen. Dann sind beide Abteilungen, wie eng sie in der Wurzel auch zusammenhängen, doch so ausgefallen, daß sie selbständig für sich existieren und getrennt werden können. Das ist gewiß sehr gut, da die Bühnen sich mit seltenen Ausnahmen kaum bei Schiller auf eine Trilogie einlassen. Du willst nun eine solche selt'ne Ausnahme machen: lieber Freund, anfangs hat mich Dein Gedanke begeistert, aber später, als ich von der Migräne verdüstert auf dem Sofa lag, sind mir allerlei Bedenken aufgestiegen. Zunächst: bist Du des Großherzogs sicher? Er hat mir über das Stück zwar ein paar von ihm unterzeichnete Zeilen zukommen lassen, aber diese waren, obgleich artig und verbindlich, doch zu offiziöser Natur, daß ich kaum annehmen darf, Freund Geibel bei ihm aus dem Felde geschlagen zn haben. Dies muß ich Dir ehrlich vermelden, denn ich darf Dich der Gefahr nicht bloß stellen, Deinem Herrn und Gebieter zwei Abende hintereinander ein widerwärtiges

Gericht vorzusetzen. Dann ist durch den zweiten Teil die Aufgabe der Schauspieler noch gestiegen. Denn statt des einen weggefallenen Siegfried sind drei neue Haupt-Charaktere, Dietrich, Etzel und Rüdeger hinzu getreten, deren jeder seinen Mann verlangt. Es war nämlich ein großer Fehler meiner Vorgänger, diese ungeheure Gruppe so nebenbei abzutun, den gewaltigen Dietrich z. E. wie einen Strohmann hinzustellen, für den einige Kreidestriche genügten, und ihm zuletzt doch das Schwert des Schicksals anzuvertrauen. Was konnte dabei herauskommen, als das bekannte homerische Gelächter? Ich habe es umgekehrt gemacht und schmeichle mir, daß mein elfter Akt alles Frühere nicht bloß an Rührung und Erschütterung, sondern auch an theatralischer Spannung übertrifft, aber dadurch sind freilich auch die Schwierigkeiten der Darstellung um ein Unendliches gewachsen. Überlege Dir dies und frage Dich, ob der Versuch, wenn Du ihn des Großherzogs wegen überhaupt wagen darfst, ohne Dir zu schaden, doch nicht besser auf einen Abend beschränkt wird. Da stände Dir denn zwischen Teil 1 und 2 die Wahl frei; vor allem aber schicke mir das Manuskript zurück, damit ich es ergänzen lassen, nebenbei auch einmal wieder durchlesen kann, denn ich bin ohne Exemplar.

Du gratulierst mir und meiner Frau, daß wir „auf dem rechten Wege" geblieben sind. Lieber Freund, hätte ich geahnt, was mir in Wien bevorstand, hätte ich die Winke des damaligen dänischen Gesandten, des wohlwollenden Generals Löwenstern, nicht unterschätzt, so säße ich seit 1846 als Professor in Kiel, denn ich hatte ein Versprechen von Christian dem Achten und er war ein Gentleman, der Humbolds Mißhandlung in dem famosen Briefwechsel wahrlich nicht verdiente. Das war mein rechter Weg! Jetzt heißt es: Durch!

An Debrois van Bruyk.

Herrn Debrois van Bruyk.

Allerdings, mein lieber Debrois, steht Ihr Brief im schneidendsten Widerspruch mit allem, was Sie im letzten Vierteljahr gesagt und getan haben. Glauben Sie jedoch nicht, daß ich angemessen finde, mit Ihnen darüber zu rechten. In Erinnerung rufen will ich Ihnen nur, daß ich Ihnen mein Haus auf Ihren gegen meine Frau dringend ausgesprochenen Wunsch wieder öffnet und bemerken muß ich Ihnen, da Sie mir die Wiederaufnahm

der persönlichen Beziehungen in Aussicht zu stellen scheinen, daß ich fortan für Sie ein Mann bin, der schon jenseits des Styx wandelt, an dem ich ja auch wahrscheinlich um ein beträchtliches früher anlangen werde, wie Sie. Das schließt natürlich ein anständiges Benehmen bei zufälliger Begegnung und einen literarischen Gefälligkeitenwechsel nicht aus, indem wenigstens ich mich nicht bewogen fühle, der Schadenfreude des Pöbels, der immer jubelt, wenn menschliche Verhältnisse höherer Art auseinander gehen, ein Schauspiel aufzuführen.

Sie und Ihr Freund, in dessen Namen Sie teilweise mit reden, haben die fetten zehn Jahre der Produktion, der nie stockenden Lebensfülle, der Gesundheit und des Glücks, mit mir geteilt. Nun die magern vor der Thür stehen, nun Alter, Krankheit, Lebensüberdruß usw. sich melden, wenden Sie mir den Rücken und beziehen sich dabei auf eine Charaktereigenschaft, die Sie am ersten Tage entdecken mußten und die mich, je nachdem man den hohen oder den niedern Stil liebt, den unschädlichen Dämonen oder den gutmütigen Polterern anreiht, da ich in meinen nordischen Berserkeranfällen, die ich keineswegs zu leugnen oder zu beschönigen gedenke, noch nie zum letzten Wort gekommen bin, ohne, wie Sie beide recht gut wissen, mir selbst zu sagen: Das ist ja alles nicht wahr! und jede mögliche Genugtuung zu geben. Sie wählen für Ihren Rückzug den Moment, wo ich mich Ihres Freundes wegen, in Zeugengegenwart, auf Tod und Leben mit dem mächtigsten Schriftsteller des Tags*) entzweit, ja den Krieg mit ihm begonnen habe und wo ich mich Ihretwegen mit dem Dritten in unserem früheren Bunde, mit Glaser fast überworfen hätte, weil ich mir in meiner Teilnahme für Sie einbildete, er habe sich bei Gelegenheit Ihres Konzertunternehmens nicht tätig genug gezeigt. Das sind Tatsachen, die durch keine Dialektik der Welt beseitigt oder alteriert werden können, und die ich bloß fixieren will. Aus Achtung vor Ihnen und Ihrem Freund, sowie vor mir selbst, möchte ich nicht annehmen, daß auch der Klatsch sein schmutziges Gewicht mit in die Wagschale gelegt hat; doch habe ich Grund, der Sache zu erwähnen und jede mir etwa beigemessene Äußerung usw. ausdrücklich für niederträchtige Verleumdung zu erklären, die mit dem im Widerspruch steht, was von mir zu erwarten war.

Dies zur Erwiderung, sowie zum Abschluß eines Verhältnisses, das ich nicht suchte, das die letzten zehn Jahre, in denen man überhaupt noch engere Verbindungen anknüpft, bei mir ausfüllte, und das manchem, der sich möglicherweise auch mit in den Winter des Lebens hineingewagt hätte, von mir fern hielt.

*) Gutzkow.

Gern füge ich jedoch das Zeugnis hinzu, daß Sie anständig von mir Abschied genommen haben; auch will ich nach allem, was Sie mir jetzt mitteilten und was Sie mir freilich mündlich nicht hätten vorenthalten sollen, gern glauben, daß Ihr Freund es nur aus verzeihlicher Unsicherheit anders gemacht hat. Ich scheide daher in Frieden und ohne Groll von Ihnen beiden und beklage nur mein Kind, das bei dieser Gelegenheit etwas früher als mir lieb ist, den Unbestand alles Menschlichen kennen lernt. Der Versicherung, daß ich Sie in Kunst und Poesie immer auf meiner Seite erblicken werde, bedurfte es nicht, da ich das Gegenteil bei Ihrem vorgerückten Alter für unmöglich halte; Ihren Dank gebe ich Ihnen aber von Herzen zurück, denn auch ich habe die Anregungen, die mir der um mich versammelte jugendliche Kreis so oft gewährte, nicht vergessen, und ich werde sie nicht ohne Schmerz entbehren.

Und so leben Sie wohl!

Ihr ergebener

Wien, den 7. Juni 1860. Fr. Hebbel.

NB. Daß unsere Korrespondenz hiemit geschlossen ist, wie unser Verkehr, brauche ich nicht erst zu bemerken.

An Friedrich von Uechtritz.

Orth bei Gmunden, den 20. Juli 1860.

Gewiß, mein verehrtester Freund, brauche ich Ihnen nicht erst zu beteuern, daß es mich herzlich freute, nach so langer Pause wieder einen Brief von Ihnen zu erhalten. Wenn meine Antwort nicht rascher erfolgte, so schreiben Sie es dem Umstande zu, daß ich für das Leben eines teuren Kindes zu zittern hatte und, nachdem die Gefahr vorüber war, meinerseits in eine Abspannung verfiel, die mir jede, auch die kleinste, geistige Anstrengung unmöglich machte. Ihr Brief traf gerade an meinem Geburtstage ein und war mir die liebste Gabe, die ich auf meinem Tisch vorfand; wenige Wochen darauf wurde mein Töchterchen vom Scharlach befallen, und so furchtbar, daß ich fast noch mehr über meinen Arzt erschrak, der zugleich mein Hausfreund ist, wie über das arme Opfer selbst. Sie wissen, was es bedeutet, wenn der mitteilendste Mann plötzlich ganz verstummt, wenn er jede Frage überhört und jeden Blick vermeidet; rechnen Sie 150 Pulsschläge in der Minute hinzu, so können Sie denken, wie es in meinem Hause aussah! Nun, es ist gnädig vorübergegangen; mein Töchterchen springt seit lange fröhlich wieder

herum und ist um einige Zoll gewachsen, ich komme aber erst hier in der stärkenden Bergluft einigermaßen wieder zu mir selbst. Dabei habe ich denn auch das Glück, daß der Rheumatismus- oder Gichtanfall, der mir den vorigen Sommer bis tief in den Herbst hinein verbitterte, nicht wiederkehrt, obgleich die nasse Witterung den Organismus hart auf die Probe stellt.

Lassen Sie mich das Unangenehme zuerst abtun. Daß wir die politischen Ereignisse des vorigen Jahres verschieden beurteilen würden, mußte ich erwarten; wenn Sie aber „Zorn“ in meinen Worten bemerkt haben wollen, Zorn über die Verkehrtheit und Schwäche der von Ihnen vertretenen Ansicht, so kann ich Sie versichern, daß ich von der Stimmung weit entfernt war, die es einer solchen Empfindung verstattet hätte, mir auch nur unwillkürlich durch die Feder zu fließen. Mich erfüllte nichts als der tiefste Schmerz, gerade Deutschland dem tragischen Gesetz, das alle Verständigung der Parteien ausschließt und die Lösung an den Kampf knüpft, verfallen sehen zu müssen; ich war so weit davon entfernt, zu verurteilen und zu verdammen, wenn ich mich auch, wie sich wohl jeder in der Bedrängnis des Moments einbildet, zum Chor rechnen zu dürfen glaubte, daß ich die Politik der Vergangenheit mit der der Gegenwart entschuldigte, und umgekehrt; wie hätte in dem alten Tragiker wohl der Zorn aufflammen können? Auch jetzt schaue ich dem weiteren Verlauf der Dinge nur mit der bittersten Wehmut zu, obgleich alles, was geschehen ist und was bevor zu stehen scheint, mich in meiner Überzeugung nur befestigt hat; es fällt mir nicht ein, den Charakter und die Ehrenhaftigkeit der Männer in Zweifel zu ziehen, die dem modernen Punier trauen; ich verkenne nicht einmal, daß Napoleon der Dritte in die Region der historischen Größen hinein zu wachsen anfängt; es tut mir nur weh, daß in uns Deutschen die alten Thraker, die Herodot vor so vielen Jahrtausenden schilderte, wieder auferstanden sind. Wenn also dennoch meine Worte wider Wissen und Willen scharf klangen und wenn sie auch in Zukunft noch einmal scharf klingen sollten, so suchen Sie nichts dahinter, sondern schreiben Sie es auf Rechnung meiner vermaledeiten, leider durchaus dramatischen Natur, für die der markanteste Ausdruck immer auch der nächste ist. Übrigens begreife ich sehr wohl, daß die Preußische Landwehr im vorigen Jahr nicht mit dem Enthusiasmus von 1813 unters Gewehr trat; es ist freilich etwas anderes, ob man beim feindlichen Nachbar löscht, nicht um ihm zu helfen, sondern um das Feuer selbst aus der Welt zu treiben, oder ob man die Flamme auf dem eigenen Dach bekämpft.

Daß mein Gedicht „Mutter und Kind“ sich nicht bloß

momentan bei Ihnen eingeschmeichelt hat, sondern sich auch bei Ihnen behauptet, freut mich außerordentlich. Wenn ich aussprach, daß ich dies kaum erwartet hätte, so hatte das darin seinen Grund, weil ich besorgte, daß mein Gedicht Sie oder doch Ihre Frau Gemahlin stofflich auf unangenehme, wo nicht gar auf schmerzliche Weise berühren könne, was ich übersah, als ich Ihnen in meiner ersten Begeisterung darüber schrieb. Im letzten Winter sind nun meine Nibelungen fertig geworden; drei Stücke in vollen elf Akten. Wann ich aber damit herausrücken werde, weiß ich noch nicht; vielleicht wird es noch lange dauern, denn auf der einen Seite scheint mir der Zeitmoment äußerst ungünstig, auf der anderen fehlt es mir auch an dem rechten Verleger, da ich schon der mißlichen Geldverhältnisse wegen keinen hiesigen mag. Es wird Sie interessieren, zu hören, wie die letzten Verse der „Rache" lauten, da Sie sich noch der ersten aus „Siegfrieds Tod" erinnern werden.

Etzel

(nach dem Niederhauen Kriemhilds durch Hildebrant).

Nun sollt' ich richten — rächen — neue Bäche
Ins Blutmeer leiten — ich vermag es nicht —
Ich kann nicht mehr — mir wird die Last zu schwer!
Herr Dietrich, nehmt mir meine Kronen ab
Und schleppt die Welt auf Eurem Rücken weiter. —

Dietrich von Bern.

Im Namen dessen, der am Kreuz erblich!

Sie sehen, Christentum-feindlich ist der Geist nicht, der aus diesem Zyklus von Trauerspielen spricht. In Weimar will die Intendanz sich an die Darstellung wagen und zwei aufeinander folgende Abende daran setzen. Ich werde die Ehre aber bei der Unzulänglichkeit der Schauspielerkräfte wohl ablehnen müssen. In Wien ist nicht daran zu denken, daß man etwas Neues von mir auf die Bühne bringt; auch kann ich es jetzt bei der gründlich gelungenen gänzlichen Korruption des Publikums kaum noch wünschen. Im letzten Winter wurde meine Judith, seit vier Jahren willkürlich beiseite geworfen, wieder ausgegraben; ich hätte gern protestiert, wenn ich nicht zweifelhaft über mein Recht gewesen wäre. Glauben Sie mir, teurer Freund, ich bin der unverdächtigste Zeuge, der für Österreich eintreten kann, denn sowohl ich, wie meine Frau müssen wünschen, es nie gesehen zu haben.

Ihre Indignation über den Briefwechsel zwischen Alex. von Humboldt und Varnhagen von Ense teile ich im höchsten Grade. Ich hätte die Mamsell Assing öffentlich für diesen sogenannten Beitrag zur Zeitgeschichte durch Erörterung des ethischen Gesichtspunktes gezüchtigt, wenn ihr Vater mich nicht vor zwanzig Jahren in schwerer Krankheit ärztlich behandelt und mir vielleicht sogar das Leben gerettet hätte. Der Nutzen dieser Veröffentlichung ist für mich mit dem vollkommen identisch, daß ein Brandstifter, der einen Tempel in Asche legt, möglicherweise zugleich einige Ratten und Mäuse vertilgt. Dennoch denken viele, und darunter Männer von Geist und Bildung, ganz anders, was mir freilich nur beweist, wie sehr die Parteileidenschaften selbst die Besten verblenden können. Nach meiner Meinung kann auf ein Buch, wie dies, nur noch das stenographierte und augenblicklich dem Druck übergebene vertrauliche Gespräch folgen; wer weiß, wie bald wir Taschenstenographen haben werden! Mit Humboldt selbst bin ich aber auch nicht ganz zufrieden; wie konnte er Dinge dieser Art an einen Varnhagen von Ense schreiben! War denn über die Natur dieses geborenen Protokollführers, der sich immer von außen vollstopfen mußte, weil innerlich gar nichts in ihm vorging, eine Täuschung möglich? Ich bin fest überzeugt, das ganze skandalöse Spiel war zwischen Oheim und Nichte bei Lebzeiten des ersteren abgekartet und darauf hätte Humboldt gefaßt sein müssen.

Auch ich habe in meiner schlimmen Zeit wieder sehr viel von Tieck gelesen; fast alles bis auf die Dramen. Daß zu seinen Gunsten eine Reaktion des öffentlichen Urteils eintreten muß, steht mir so fest, als daß die Bäume wieder ausschlagen müssen sobald es Frühling wird. Aber Frühling muß es erst wieder werden und bis dahin haben wir es noch weit! Das vortreffliche Buch von R. Köpke habe ich schon zweimal gelesen und besitze es jetzt selbst; meine Frau schenkte es mir zu meinem letzten Geburtstag. Es gehört zu unseren vorzüglichsten biographischen Arbeiten. Merkwürdig ist mir bei der letzten Lektüre desselben das Verhältnis gewesen, worin bei Tieck Schriftsteller und Dichter zueinander standen. Im Anfang war er doch eigentlich nur Schriftsteller, dann wurde er ganz Dichter und später gingen beide Hand in Hand, was namentlich in seine Novellen manches Fremdartige, stofflich Rohe hinein brachte, was allerdings vorhanden ist, was man aber nicht neben den anderen höheren Elementen so unbillig hervorheben sollte, wie man tut. Eine ganz eigentümliche Erscheinung!

Auf Ihren „Bruder der Braut“ freue ich mich ausnehmend; vielleicht ist er bei meiner Zurückkunft schon in unseren Buch-

handlungen eingetroffen. Wir sind hier mit dem Ausbau unseres kleinen Hauses beschäftigt; was wir dahinein stecken, kann doch bei einem Staatsbankerott nicht verloren gehen! Kennen Sie dies Donnerwort? Ich höre es alle Tage und es ist eine reizende Aussicht, die Frucht seines Fleißes und Schweißes in Rauch aufgehen und vielleicht an einem und demselben Tage mit zitternder Hand die Feder weglegen und den Bettelstab ergreifen zu müssen! — — — — — — — — — — — — — —

An Franz Dingelstedt.

Lieber Freund!

Die Zeit rückt heran, wo die Theater sich wieder öffnen, und wenn das bei Euch in Weimar auch noch länger dauert, wie bei uns in Wien, wo es leider schon ganz nah bevorsteht, so wirst auch Du Dich doch bereits mit Deinem Herbst- und Winterprogramm beschäftigen, wär's auch vorläufig nur noch in mitternächtlichen Träumen. Da will es sich denn geziemen, daß ich Dir eine Last abnehme, von der ich selbst nicht mehr weiß, ob ich Dich damit beladen habe oder ob Du sie freiwillig trägst, die Dich aber in dem einen, wie in dem anderen Fall in der freien Bewegung hindern muß. Ich ziehe hiermittels mein elfaktiges Nibelungenungeheuer feierlichst und förmlichst von der mir in Aussicht stehenden Darstellung auf dem Großherzoglich-Sachsen-Weimarischen Hoftheater zurück, leiste Verzicht auf die zwanzig Friedrichs'dore, die mir nicht entgehen könnten, wenn die Sache auch noch so schief ginge, und schenke sogar der Augsburger Allgemeinen Zeitung ihre Didaskalie, obgleich sie in ihrer hohen Unparteilichkeit vielleicht so weit ginge, den großen Kunstkenner Kertbeny, der mich zum Dank dafür, daß ich ihn einmal aus der Tür warf, in ihren Wiener Berichten seit Jahren großmütig in die Schule nimmt, zu diesem wichtigen Literaturakt auf Diäten nach Ilm-Athen zu deputieren. Du wirst über diesen Leichtsinn staunen, ich habe aber gute Gründe für meinen Rückzug und bessere, als unser Windischgrätz, als er von Kapolna abmarschierte. Ein ordentlicher Mensch muß eine eintägige Hinrichtung überdauern können; ob aber auch eine zweitägige, ist die Frage, und da die Weimaraner, Habitués, wie Herder, und Gäste, wie Jean Paul eingeschlossen, sich schon bei der ersten Aufführung von Schillers Wallenstein zu Tode langweilten, so dürften meine Nibelungen sie noch weniger munter halten. Was

wäre aber mein Schicksal, wenn ich sie nicht bloß um einen Rost-, sondern auch um einen Genastabend brächte, und ein Biedermann die Rache dafür übernähme?

Nach dem Spaß der Ernst. Nimm meinen herzlichsten Dank für Dein wohlerwogenes Wort, dem ich durchaus beistimme. Die Aufgabe ist für eine Bühne ersten Ranges nicht leicht, für jede andere aber zu schwer; der Kraftaufwand würde zum Resultat in keinem Verhältnis stehen und ein halber Erfolg wird unbedingt schaden, ein ganzer kaum nützen. Also kein Wort mehr darüber.

Neulich las ich im Familienkreise Deinen „Hymnus auf meinen Reisesack“ vor. Was war die Wirkung? Mein Töchterchen fing gegen den Schluß heftig zu weinen an. Du siehst, sie klebt noch am Stoff und spürt noch nichts von der Form. Es war aber ein possierlich-herziger Anblick, der Dich ergötzt und gerührt haben würde.

Laß einmal wieder ein Wörtlein von Dir hören!

Mit den besten Grüßen von Haus zu Haus

Dein

Gmunden, den 5. August 1860. Fr. Hebbel.

An Franz Dingelstedt.

Lieber Freund!

Vous l'avez voulu, und so hat sich der Drachentöter wieder eingeschifft und trifft nächstens auf der Ilm ein, um sich einer hohen Generalintendantur pflichtschuldigst vorzustellen. Die Rächerin Kriemhild wird folgen.

Wenn Du mich jetzt schreiben sähest, würdest Du Deinen Spaß daran haben. Mein kleines Eichkätzchen will den Brief durchaus nicht zustande kommen lassen; bald zupft es an der Feder, bald hüpft es über das Papier und wenn ich das Tintenfaß nicht immer zudeckte, würde es gewiß sein Pfötchen hineintauchen und Dir ein Autograph mitschicken. Hast Du je ein solches Tierchen in der Nähe gehabt? Ich kenne nichts Anmutig-possierlicheres; wir haben das uns'rige schon zwei Jahre und es macht uns sehr viel Vergnügen, denn es ist so zahm, daß es die Hand leckt und hinterher läuft, wie ein Hündchen. Einiger Aufheiterung bedarf der Mensch aber auch in Wien; ich verkaufte vorgestern einen Teil meiner Staatspapiere und hatte einen Barverlust von 2300 fl., was denn, wenn es so fortgeht, die ange-

nehmste und sicherste Aussicht auf den Bettelstab eröffnet! Wohl dem, der nicht in Wien zu leben braucht; es ist nicht mehr zum Aushalten und ich nehme vielleicht noch diesen Herbst ein Sturzbad in Paris, um zu erfahren, ob meine Nerven sich noch von Bindfaden unterscheiden.

Wenn die Mädchen erklären, daß sie ins Kloster wollen, finden sie zuweilen noch zwischen Tür und Angel einen Liebhaber. So ergeht es auch meinen Nibelungendramen, denn kaum war Dein Werbebrief eingetroffen, als ich auch einen aus München erhielt, den ich dahin beantworten werde, daß ich nichts dagegen habe, wenn sie Dir nachfolgen wollen. Einer getrennten, nicht unmittelbar aufeinander folgenden Darstellung der drei Stücke unter Deiner liebevollen Leitung sehe ich mit erträglichem Herzklopfen entgegen, da wir, wenn der erste Schuß nicht trifft, den zweiten ja ruhig in der Büchse behalten können. Gott aber soll mich vor der Münchner Initiative bewahren!

Ist es denn wirklich nichts mit Berlin und Dir? Platz und Mann könnten doch gar nicht besser zusammenpassen, Konkurrenten hast Du nicht, denn Gutzkows Bewerbung ist geradezu lächerlich in den Augen jedes Vernünftigen, und der Nachtwächter konnte doch kaum unter Friedrich Wilhelm IV. ein Hindernis sein. Ich würde mich darüber freuen, wie über ein persönliches Glück. Neulich habe ich mich Deinetwegen recht geärgert. Der Zufall führte mir einen Artikel der A. A. Z. über das Münchner Theater in die Hand, der so gut anfing, daß ich glaubte, er könne nur mit einem Rückblick aus Deiner Verwaltung endigen, Du wurdest aber gar nicht genannt, und auch die Redaktion fand sich nicht zu einer ergänzenden Note bewogen.

Dein

Wien, den 24. September 1860. Fr. Hebbel.

An Franz Dingelstedt.

Lieber Freund!

Ich sollte Dir billig nicht eher schreiben, als bis ich wieder ordentlich zusammengeflickt bin, denn zwanzig Stunden Eisenbahn mitten im Winter könnten ganz füglich die dreizehnte Tat des Herkules abgeben, und ich habe noch nicht einmal ein Dampfbad genommen. Aber ich habe in Dresden Dein Wintermärchen gesehen und ich muß Dir den Eindruck mitteilen, ehe er sich verwischt und abschwächt. Die Vorstellung fiel mir geradezu vor

die Füße, ich war abends spät angekommen, und wollte mittags um zwölf gleich wieder fort, nachdem ich bei Lüttichau meine Karte angebracht und Hofrat Pabst nach Deinem Rat meinen Besuch gemacht hatte. Da fiel mein Blick — eben im Vorzimmer der Exzellenz — auf den Theaterzettel und natürlich entschloß ich mich zu bleiben. Die Vorstellung gehört zu den interessantesten, die mir im Lauf des Lebens vorkamen; Dawison, dessen Organ jetzt unendlich weicher ausgeschliffen ist, fand sich vortrefflich mit seiner verzwickten Aufgabe ab, Räder war köstlich, obgleich derb und drastisch und die Inszenierung konnte nicht besser sein. Vor allem aber beschäftigte mich das Stück in seiner neuen Gestalt, denn hier ist nicht bloß von einem neuen Rock die Rede, sondern fast auch von einem neuen Nervensystem. Du hast für das Theater, so manches sich auch vom kritisch-ästhetischen oder richtiger historisch-antiquarischen Standpunkt einwenden lassen mag, einen köstlichen Griff getan; die Wirkung ist nicht bloß mächtig, sondern auch höchst eigentümlich, worunter ich immer eine solche verstehe, die nur auf dem einen bestimmten Wege, nur durch diese ganz besondere Mischung der Elemente zustande kommen konnte, und der Musik muß man es ganz entschieden zum Verdienst anrechnen, daß sie sich nicht selbständig hervordrängt. Genug, ich gratuliere von ganzem Herzen; das Stück muß überall packen und würde in Wien den ganzen Winter das Haus füllen. Muß es denn gerade das Burgtheater sein?

Für alles, was Du und Deine liebe Frau für mich getan, nochmals meinen wärmsten Dank, auch von meinem teuren Weibe, die es betrachtet, als ob es ihr selbst geschehen wäre. Hoffentlich sind die Masern jetzt bei Dir im Abschiednehmen begriffen; wie schade, daß sie sich gerade im Fasching einlogieren mußten! Willst Du mir Siegfried und Hagen, Kriemhild und Brunhild freundlichst grüßen; da ich mein eigener Abschreiber war, fand ich nicht Zeit, mich bei ihnen zu beurlauben, nicht einmal meinen Duzbruder Genelli habe ich noch gesehen. Meine Christine zittert noch ein wenig bei dem Gedanken, zur Kriemhild umgetauft zu werden, und obendrein mit Blut; doch wird die Angst sich wohl legen, falls es, was ja einzig und allein bei den Göttern steht, notwendig werden sollte. Ist Wünzer wieder stimmfähig, d. h. nicht im Deutschen Parlament, sondern auf Deiner Bühne?

Die herzlichsten Grüße von Haus zu Haus!

Dein

Wien, den 13. Februar 1861. Fr. Hebbel.

An Hermann Hettner.

Wien, den 8. Dezember 1861.

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen herzlich für Ihren liebenswürdigen Brief, den ich gestern erhielt und dem heute ein bedeutend weniger angenehmer Ihres Theaterdirektors folgte. Des Spaßes halber lege ich Ihnen die beiden Zuschriften, die ich über einen und denselben Gegenstand, allerdings nicht in einem Monat, aber doch in einem Jahr, von dem Hofrat Pabst erhielt, zur Vergleichung bei; wenn Sie nun noch hinzurechnen, daß ich ihn vor fünf Wochen auf der Durchreise mündlich um Zurückgabe meines Stücks ersuchte, falls er der günstigen Entscheidung seines Chefs nicht so gut, wie sicher sei, so dürfen wir vielleicht nicht ohne Grund von „geheimnisvollen Zwischenmächten" reden, die in die Sache hinein gespielt haben. Ich möchte glauben, daß der Hofrat Pabst es ernst gemeint hat, daß ihm aber Herr Bogumil Dawison in den Weg getreten ist. Es ist an und für sich begreiflich, daß der Tragöde sich seit seiner Hamburger Affäre nicht stark mehr für Stücke interessiert, in denen er den Degen fast nicht aus der Hand legen darf. Dann aber habe ich es natürlich, obgleich es an einem zarten Wink nicht fehlte, nicht mit der Ehre vereinbar gefunden, eine Karte bei ihm abzugeben, und da ich dies früher nie unterließ, weil ich ihn von Wien her kenne, so hat dies seine Begeisterung für den Hagen schwerlich gesteigert. Im vollen Ernst gesprochen; der negative Ausfall ist mir nur darum nicht ganz gleichgültig, weil ich gern einmal wieder mit Ihnen acht bis zehn Tage in dem schönen Dresden zugebracht hätte, denn seit ich Dawison als Wallenstein gesehen habe, verzichte ich mit Freuden auf seine Randzeichnungen zu den Nibelungen, die keusch und mit Selbstenthaltsamkeit behandelt sein wollen und den Witz noch weniger vertragen, wie Schiller. Ich habe bei der Arbeit neun Zehntel meiner besten Gedanken über Bord werfen müssen, und das ist nicht ganz leicht, da der dramatische Gedanke sich von jedem anderen, auch dem allgemein poetischen, darin unterscheidet, daß er, einmal abgelehnt, nie wieder gebraucht werden kann, und daß der blinkende Goldfisch, den man aus dem Netz läßt, für immer in den Abgrund zurückkehrt. Ich bin ordentlich stolz auf manches Steife und Ungelenke, z. B. auf Siegfrieds hölzerne Werbung bei Kriemhild, was unleidlich und fehlerhaft sein würde, wenn es nicht durch den Stil des Ganzen bedingt wäre; aber es war ja eben das Alpha und Omega der Aufgabe, die ungeheueren Gestalten mit Eingeweide

zu versehen, ohne ihnen die großartigen Umrisse zu nehmen, und das konnte, wenn überall, nur durch eine herbe und strenge Behandlung glücken. Wie hätte sich damit die Effekthascherei eines Komödianten vertragen, der nächstens, wenn die Kritik ihn nicht wieder zur Besinnung bringt, eine Champagnerflasche mit einem Schraubengewinde öffnen wird!

Das Straußsche Buch soll mir nicht entgehn, Ihre Literaturgeschichte noch weniger, denn die steht schon auf meinem Weihnachts-Wunschzettel und wird mir die Feiertage würzen. Meine gesammelten Schriften? Campe drängt und ich ringe die Hände! Was ist an den früheren Sachen nicht alles zu tun, wenn ich auch nur halbwegs mit gutem Gewissen auf dem Markt erscheinen will. Was ich arbeite? Tausenderlei, und also nichts. Doch steht der Demetrius mir wohl am nächsten, wenn das Produktionsfieber noch einmal wiederkehren soll. Auch ich denke oft an Neapel, aber nicht als Ihr Gläubiger, sondern als Ihr Schuldner; ich war krank, Sie waren gesund und richteten mich auf! Jetzt bin ich begierig, von Ihnen zu erfahren, ob ich die alte stolze Nibelungenuhr einigermaßen vom Staub gereinigt und wieder zum Schlagen gebracht habe. —

An Adolf Stern.

Wien, den 30. Dezember 1861.

Ein dankbares Gemüt, nicht wahr? Sie setzen sich auf der Stelle hin, mir meine Wünsche zu erfüllen und ich lasse Sie bis zum letzten Tag des Jahres warten. Aber verurteilen Sie mich nicht! Ich habe bis zur Stunde gedacht, aus Weimar irgend etwas zu vernehmen, und war dazu berechtigt, denn an mehr, als einem Ort hätte der bloße Anstand das erfordert. Nun werden Sie es natürlich finden, daß ich Ihnen erst antworten wollte, wenn ich wußte, wie sich die Angelegenheit schließlich für mich gestellt habe. Aber alles schweigt, sogar diejenigen Leute, deren Rat ich gefolgt bin, und die mir Auskunft schuldig sind. Da will ich denn nicht länger zögern.

Aller Wahrscheinlichkeit nach muß ich dafür büßen, daß ich wie ein ordentlicher Mensch handelte. Der Großherzog mag es mir verübeln, daß ich in Berlin mit meiner letzten Erklärung gegen ihn zurückhielt. Aber ich konnte sie ihm nicht geben; erstlich nicht, weil ich selbst erst nach meiner Audienz bei ihm aus einem Briefe meiner Frau erfuhr, welche Entscheidung auf unser drittes Entlassungsgesuch in Wien erfolgt sei; zweitens und haupt-

sächlich nicht, weil ich mein Nein mit einer Anklage desjenigen meiner Freunde hätte motivieren müssen, dem ich es allein verdanke, daß ich je an seinem Hoflager erscheinen durfte. Daß wir Dingelstedt nicht willkommen waren, stand fest;*) daß ich unter solchen Umständen meine Frau nicht von ihm abhängig machen konnte, stand noch fester; daß ich darüber schweigen mußte, stand am allerfestesten. — Einstweilen will ich mich lieber mißdeuten lassen, als mich gegen Treu und Glauben versündigen; Ihr Brief, und was mir Hettner aus freien Stücken über die Sache schrieb, deckt mich vollkommen. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie wundern sich, daß Ihr Roman meinen vollen Beifall hat? Es ist doch sehr einfach. Sie haben einen vortrefflichen Griff, sowohl in das Menschenherz, wie in das moderne Weltwesen hinein getan. Ihre Handlung ist, zwar nicht prickelnd, aber spannend von Anfang bis Ende, Ihre Charaktere sind bis auf einen, den Sie jedoch weniger fallen lassen, als aus dem Gesicht verlieren, gut und reich durchgeführt und Ihre Peripetie ist geradezu meisterhaft und läßt nichts zu wünschen übrig. Dies rein objektiv über Ihr Buch; für Sie, als Menschen, freut es mich noch ganz besonders, daß Sie die Eindrücke, aus denen Ihr Roman zum Teil hervorgegangen ist, so rasch in sich verarbeitet und unter die Füße gebracht haben. Fahren Sie ja auf diesem Wege fort; er dürfte Sie am schnellsten zu allen Ihren Zielen führen.

Was Sie Ihr Entschluß, Dresden mit Jena zu vertauschen, gekostet haben muß, begreife ich vollkommen. Dennoch haben Sie wohl getan, denn Sie können sich dort für alle Fälle rüsten. Es gab eine Zeit, wo selbst die Königskinder ein Handwerk lernen mußten, wo die Prinzessinnen in die Küche gingen und die Prinzen in die Tischler- oder Schlosser-Werkstatt. Ob ihnen das während der franz. Revolution genützt hat, weiß ich nicht; daß aber dem Dichter ein guter Vorrat von Realien förderlich ist, und liefe es in der praktischen Anwendung auch nur auf's wissenschaftliche Linsenwerfen hinaus, steht fest, denn man kann leichter mit Christus auf den Wellen wandeln, als mit einem Buchhändler durchs Leben. Doch brauchen Sie nicht allzulange sitzen zu bleiben, und wenn sich z. B. hier in Wien eine kleine lit. Situation für Sie ergäbe, würde ich keinen Augenblick Anstand nehmen, Sie zu rufen.

Meine Nibelungen sind nun doch in Dresden abgelehnt;

*) Dingelstedt leugnet das. Siehe dessen Aufsatz über Hebbel in seinem „Literarischen Bilderbuch".

seit drei Wochen ist das Mspt. bei Hettner und Tag für Tag sehe ich der Rücksendung entgegen. Der Druck hat begonnen; eine Druckprobe lege ich spaßeshalber bei.

An Adolf Stern.

Wien, den 31. Januar 1862.

Der erste Band meiner Nibelungen ist schon gedruckt und ich werde Ihnen die Aushängebogen nächstens schicken; bereiten Sie sich also immer auf Ihre Rezension vor. Es wäre mir am liebsten, wenn sie in der Leipziger Ill. Zeitung erschiene und ich möchte Ihnen raten, deshalb bei dem Redakteur, dem Herrn Händel, anzufragen. Tun Sie es sogleich und unter ausdrücklicher Bezugnahme auf diesen meinen Wunsch; ermangeln Sie aber nicht, auf Ihren früheren Artikel in den „Anregungen“ über mich zu verweisen, in welchem Sie doch gewiß nicht als einer der „Unbedingten“ erscheinen, mit denen so wenig einer anständigen Zeitung, als einem vernünftigen Autor gedient sein kann. Kürzlich wurde mir aus Weimar eine gründliche und teilweise vortreffliche Kritik meiner Trilogie, an die dortige Aufführung anknüpfend, unter Kreuzband übersandt. Sie ist schon im November in Nr. 249 und 250 der „Allgemeinen Preuß. Zeitung“ veröffentlicht worden, mir aber, wie so manches, ich könnte fast sagen: alles, entgangen, und rührt wahrscheinlich von Schöll her, da sie mit einem S unterzeichnet ist und er, wie er mir brieflich bei Remittierung des Manuskripts erklärte, die Absicht hatte, eine zu liefern, freilich an einem andern Ort. Ich mache Sie zunächst Ihrer eigenen Arbeit wegen aufmerksam darauf; Sie werden sich die Nummern leicht verschaffen können und sie wird Ihnen in manchem Betracht nützlich sein. Dann aber geschieht es auch, weil ich Sie bitten möchte, über die Autorschaft Schölls Erkundigungen einzuziehen; ich darf ihm für einen solchen Liebesdienst den Dank nicht schuldig bleiben und kann mich kaum täuschen, da ich, von seinem positiven Versprechen abgesehen, auch in ganz Weimar den Mann nicht anzugeben wüßte, der so etwas schreiben könnte, wenn der Verfasser der Tetralogie des Attischen Theaters es nicht wäre. Sie können sich äußersten Falls ruhig an ihn selbst wenden.

Daß Sie sich in Jena vorzugsweise an Schleicher halten, finde ich sehr wohl getan. Sie werden nächstens in der Ill. Zeitung eine Beurteilung seines Buchs „Die deutsche Sprache“ von mir lesen, welche Ihnen am besten sagen wird, was ich von

ihm denke. Seine gelehrten Forschungen kann ich zwar nicht kontrollieren, aber sein Weg ist ohne Frage der richtige, und wird zu einer ganz neuen Basis der Geschichtschreibung führen. Er war früher in Prag; die edlen Tschechen haben ihn jedoch durch Denunziation weggeräuchert, denn er konnte sich leider nicht an nächtliche Haussuchungen und ähnliche altösterreichische Polizeifreuden gewöhnen. Den Physiologen Bezold kenne ich persönlich und bitte Sie, ihn gelegentlich von mir zu grüßen. Die Schule, der er angehört, beurteilen Sie übrigens ganz wie ich; die Herren taufen das Problem um und glauben, es gelöst zu haben, weil sie nicht wissen, daß alle Taufen der Sprache Nottaufen sind und daß fast jedes Objekt der Welt so zu seinem Namen kommt, wie der Mensch zu seinem Adolf, Friedrich oder Christoph. Dann fehlt es ihnen ganz und gar an Maß und Gewicht für ihre allerdings ruhmwürdigen Detaileroberungen. Sie werden noch Unendliches leisten, aber doch mit allen ihren Triumphen nicht über den Begriff des Zweckmäßigen hinauskommen, und zwar des Zweckmäßigen im einzelnen. Die Natur verbirgt es durchaus nicht, wie sie die Erscheinungen aufbaut und sie im Gange erhält; darum wird z. B. die Tätigkeit des Gehirns früher oder später eben so gut ihren Harvey finden, wie der Umlauf des Bluts ihn gefunden hat. Aber was ist damit in bezug auf den eigentlichen Knoten gewonnen, daß man den Menschen in diesem Sinne vollständig begreift und die ganze Erscheinungsreihe, der er angehört, mit ihm? Man steht im letzten Akt wieder, wo man im ersten stand, nur daß man nicht mehr von einem allmächtigen Schöpfer, sondern von unerbittlichen Gesetzen redet, was denn doch nur eine Kinderklapper mit der andern vertauschen heißt. Dem Urgrund, aus dem die Erscheinungsreihen selbst aufsteigen, um sich dann in notwendiger Organisation auseinander zu breiten, hat man sich seit der Zeit, wo Moses den Mann aus geknetetem Ton, und das Weib aus der Rippe ihres Gebieters entstehen ließ, um keinen Hahnenschritt genähert. Darauf aber kommt es an, und die wunderliche Wissenschaft des Mittelalters wußte sehr wohl, warum sie den Homunkulus suchte, denn erst, wenn man Menschen machen kann, hat man den Menschen begriffen.

Antworten Sie mir rasch!

An Klaus Groth.

Wien, den 2. März 1862.

Lieber Groth!

Sie werden, da persönliche Angelegenheiten in unserer porösen Zeit ja immer Gegenstand des Literaturgeträtsches sind, schon wissen, daß ich nicht nach Weimar gegangen bin, obgleich ich dort lebhaft gewünscht und fast mit Sicherheit erwartet wurde. Was mich bewog, noch im letzten Augenblick zurückzutreten, war so wenig Wankelmut, wie ich wohl kaum zu sagen brauche, als der Widerstand, den ich in Wien fand, wie es sich um die Entlassung meiner Frau aus dem Theaterverband handelte, denn dieser wäre leicht zu brechen gewesen, da der Großherzog entschlossen war, sich unmittelbar an den Kaiser zu wenden. Es war vielmehr die Übersiedlung Jung-Deutschlands von der Elbe an die Ilm, die ohne Wissen und Zutun des Großherzogs und ohne daß er den geheimen Sinn des Schachzugs ahnte, rasch von Weimar aus improvisiert wurde, um mich abzuschrecken, denn ich wäre manchen Leuten etwas unbequem gewesen und es ward namentlich absurderweise von einigen Seiten gefährliche Beeinträchtigung des Hofeinflusses besorgt. Ich fürchte nun den „öffentlichen" Gang mit Don Karlos durchaus nicht, und habe es gelegentlich bewiesen, wohl aber die heimlichen Giftmischereien, denen der durstbegabte Mensch doch nicht das Gelübde, niemals mehr zu trinken, entgegensetzen kann, und ganz besonders sein Kreationsvermögen im Hervorzaubern von gewissen Insekten, die schon in Ägypten unangenehm gefunden wurden. In Deutschland ist er mir nicht im Wege, in Wien würde er es auch nicht sein, wohl aber in Weimar, denn das ist klein. Sie kann an dem ganzen Handel, dessen Detail etwas weitläufig auseinander zu setzen wäre, nur interessieren, daß er an meinem persönlichen Verhältnis zum Großherzog nicht das Geringste verändert hat, ich werde ihn jetzt zwar nicht so bald, als es sonst geschehen sein würde, wieder sehen, aber doch im Frühling oder Sommer, und Ihnen dann in Gemäßheit Ihrer Andeutungen und Fingerzeige reinen Wein einschenken, wie man in Dithmarschen, wo keiner wächst, zu sagen pflegt. Im Herbst war ich in Ihrer nächsten Nähe, sogar einen halben Tag in Rendsburg bei meinem Bruder, aber mit der Zeit so beschränkt, daß ich nicht nach Kiel kommen konnte, da ich lieber ganz wegbleiben, als nur durchfliegen wollte. Doch werde ich höchstwahrscheinlich sehr bald wieder nach Hamburg gehen, indem Campe gleich nach Abschluß der Heineschen Schriften eine vollständige Sammlung der meinigen zu bringen gedenkt,

was sich, obgleich die Präliminarien geschlossen sind, schwerlich ohne vielfache mündliche Verhandlungen realisieren lassen wird. Jetzt erscheinen bei ihm meine Nibelungen, durch die ich endlich in die ehrwürdige Zunft der mehrbändigen Autoren eingehe. Auf dieses Werk habe ich die besten Stunden meiner letzten sieben Jahre verwandt und die Vorstudien reichen noch nach Wesselburen hinüber; wer mir, als ich, mehr zum Spaß, wie im Ernst, die erste Szene niederschrieb, gesagt hätte, daß es je fertig werden, ja daß ich nur fortfahren würde, den hätte ich für toll erklärt, und nun ist es doch da. Doch, dergleichen kann auch nur im Mondschein wachsen, die Sonne hat nichts damit zu tun; die „Widmung" erzählt eine buchstäbliche Geschichte, so poetisch sie klingt. Ich lege Ihnen, zum Dank für Ihren Schillerprolog, einen Prolog bei, der von mir zur Verfassungsfeier der Kaiserstadt geschrieben wurde, und zwar in drei Tagen, ohne daß ich vorher die geringste Ahnung von der Sache gehabt hatte; Sie müssen aber, besonders im ersten Abschnitt, vor allem lesen, was zwischen den Zeilen steht. Wenn der Lärm zu Ihnen gedrungen ist, den ein von mir an den König von Preußen (den ewigen natürlich) gerichtetes Gedicht vor drei Monaten unter den Tschechen und Polacken, den „Bedientenvölkern", erregte, so werden Sie sich eben so sehr wundern, wie ich selbst, daß ich vom Magistrat der Residenzstadt ersehen wurde, Kaiser und Parlament an der feierlichsten Stelle zu begrüßen; Hunderte von Artikeln wurden in allen Sprachen auf „tschi" und „witsch" gegen mich geschleudert, und dennoch!

An Adolf Stern.

Wien, den 22. März 1862.

Sie hatten sehr unrecht, sich wegen Ihres Nichtschreibens an mich Vorwürfe zu machen, da Sie doch für mein Werk tätig waren. Das war der beste Dank, wenn es eines solchen überall bedurfte. Von dem Widmungsgedicht sende ich Ihnen hiebei den gewünschten Reindruck; mit den zwei Zeilen, die Sie gleichfalls wünschten, ist er versehen. Ihnen bin ich aber für die rasche Lieferung Ihrer Anzeige sehr verpflichtet, und ich will nur hoffen, daß Hettner gleichfalls Wort hält. Vielleicht halten Sie sich auf Ihrer Rückreise einen Tag in Dresden auf und sprechen ihn; dann fragen Sie ihn. Ich bin ehemals in diesem Punkt nicht bloß nachlässig, sondern völlig gleichgültig gewesen, und habe

meine paar Freiexemplare immer an gute Freunde verschenkt, die ganz außerhalb der Literatur standen. Das ist in den Zeiten der Neutralität auch ganz richtig und man wird dafür durch die ungetrübte Freude über jedes wohlwollende Urteil belohnt, weil es ja wirklich, wie Regen und Tau, unmittelbar vom Himmel fällt. Wenn man es aber mit einem wohl organisierten Heerlager grimmiger Gegner zu tun hat, die sogar die Visitenkarten, die man abgibt, der Kritik unterziehen, geht man dabei zugrunde.

Sie legen mir eine sehr ernste Frage vor. Nach meiner Erfahrung und Überzeugung hält der Mensch auf die Länge alles eher aus, als Not und Sorge um die Existenz. Das wußten unsere Großväter und darum waren sie gegen die freien Künste so eingenommen und von der Begeisterung für die Brotstudien so erfüllt. Die Welt ist für die Enkel nicht freundlicher geworden, aber die Kunst hat seitdem ihren goldenen Boden erhalten, dessen sich ehemals das Handwerk allein berühmte, und so wenig der Maler noch in der Dorfschenke die Bauern dutzendweise zu porträtieren braucht, um mit ihnen Dünnbier trinken zu können, so wenig braucht der Dichter noch auf ihre Hochzeits- und Leichenschmäuse zu warten, um für sein Karmen einmal etwas Warmes in den Leib zu bekommen. Genauer untersucht ist das jedoch eine Täuschung, denn nur selten für den Maler usw., fast nie aber für den Dichter ist dieser goldene Boden ergiebig, immer nur für den Schriftsteller, der sich den Zwecken der Buchhändler, Redakteure, Theaterdirektoren anbequemt und die höchsten Forderungen entweder beiseite setzt, oder ihnen, was wohl das richtigere sein wird, obgleich Tieck mit seiner Zwitternatur zu widersprechen scheint, überall nicht gewachsen ist. Nehmen wir nun aber auch den besten Fall, nämlich die Selbstverleugnung bei der vollkommenen Befähigung an, so verlangt doch der Staat und die bürgerliche Gesellschaft offenbar kein schwereres, sondern vielmehr ein leichteres Opfer, wie die Literatenrepublik, da eine gewisse geistige Simonie immer ausgeschlossen bleibt und das momentane Schwimmen im fremden Elemente immer erträglicher sein dürfte, als die Besudelung des eigenen. Hier haben Sie meine allgemeinen Gedanken; zuletzt rufe ich Ihnen zu, was ich der Prinzessin Wittgenstein sagte: prüfen Sie sich, was Ihnen innerste Lebensbedingung ist, und daran halten Sie fest!

Am 18. d. M. feierte ich meinen 49. Geburtstag. Dabei erhielt ich zwei schlagende, aber wundersam miteinander kontrastierende Beweise, daß ich doch wirklich in der Welt bin. Den Tag zuvor will meine Frau zu einem Spaß ein paar Lorbeerblätter kaufen. Der Besitzer des Treibhauses, ein alter Baron

von 80 Jahren, ist nicht all zu geneigt, welche abzulassen, wie er aber ihren Namen erfährt, bietet er ihr den schönsten Baum an und ruht nicht, bis sie wenigstens den besten Zweig nimmt. Am Morgen selbst meldet sich ein junger Dichter, Kassierer in einem Bankierhause, mit einem Trauerspiel bei mir. Der teilt mir mit, daß er seinen Prinzipal vor Jahren durch Nachlässigkeit um eine große Summe Geldes gebracht hat; er studiert nämlich neben der Buchführung die Vorrede zur Maria Magdalena und bezahlt einem andern, der sich seine Zerstreutheit merkt und jetzt im Zuchthause büßt, monatelang die Rechnungen doppelt. — Gute Ostern!

An Christine Hebbel.

Wilhelmsthal, den 18. August 1862.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war meine Absicht, den ganzen Abend unter den freilich etwas dürftigen Fittichen des Auerhahns*) sitzen zu bleiben und mich erst am nächsten Morgen zu melden, da ich mich sehr abgespannt fühlte und der Ruhe wirklich bedurfte. Aber ich war noch nicht bei der siebenten Zeile, als der Hoffourier bei mir anklopfte und mir sagte, der Großherzog habe erfahren, daß ich angekommen sei, und er wünsche, daß ich die für mich eingerichtete Wohnung im Schloß sogleich beziehen möchte. Diesem auf den Fuß folgten zwei stämmige Bediente, die meine Sachen aufpacken sollten; da blieb denn nichts übrig, als das für Dich bestimmte Blatt beiseite zu legen und die kaum geleerte Reisetasche wieder voll zu stopfen. Ich bin hier also förmlicher Gast, der Großherzog empfing mich als solchen persönlich an der Tür, wo er mit mir zusammen traf, und lud mich zum Tee ein. Abends um neun Uhr stellte die Großherzogin mich ihrem Bruder, dem Prinzen der Niederlande vor; dann gab es ein interessantes Gespräch, worin der Großherzog, der eine Schilderung von London und namentlich von Shakespeares Heinrich dem Achten auf der englischen Bühne machte, sich mir abermals als einen Mann von seltener Empfänglichkeit und scharfem Blick für das Eigentümliche aller Erscheinungen zeigte. Ich wohne Parterre und sehe auf eine Mooshütte, worin ein allerliebstes Reh herumläuft; in aller Frühe brachte ich ihm schon ein Stück Zucker, was es aber verschmähte, später machte eine der jungen Prinzessinnen ihm

*) Gasthof.

ihren Morgenbesuch. Weiter für diesmal nichts; die Herrschaften haben sich gleich freundlich nach Dir erkundigt! Morgen ausführlich! Adressiere immer nach Weimar! Eure Verse haben mich außerordentlich ergötzt.

Wilhelmsthal, den 23. August 1862.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Großherzogin tut alles mögliche, mir den Aufenthalt angenehm zu machen, und ladet sogar bloß meinetwegen Freunde von Weimar herüber; zuerst Marshall, dann Schöll, die aber gestern wieder gegangen sind, weil ihre Geschäfte keine längere Abwesenheit gestatteten. Sie selbst hat mich auf die Wartburg geführt und mir alles expliziert, das Schloß, die Bilder und die Natur; ein Neues Testament, das sie mir im Lutherzimmer zum Andenken schenkte, trete ich Dir ab. Sie ist nicht bloß eine edle, sondern auch eine tiefe Frau; ich hatte vor einigen Tagen ein Gespräch mit ihr, das an drei Stunden dauerte und sich über alles verbreitete, was den Menschen auf Erden interessiert, und ich brauchte mir nicht den geringsten Zwang aufzulegen, ich konnte sogar meinen Humor walten lassen. Dabei saßen wir in der Tannenhütte, in der das Reh herumspringt. Die Kinder spielten mit dem Tierchen, sie stickte, auch der Pudel Asmodeus fand Zutritt und wir ließen uns nicht einmal durch ein Gewitter vertreiben. Der Großherzog jagt viel, doch habe ich auch ihn schon oft gesehen; mir wird von ihm, wie von ihr, ein unschätzbares Vertrauen bewiesen. Er führte mich, als er von seiner ersten Jagd zurückkam, auf eine wunderschöne Aussicht, das Schwalbennest genannt, wo wir lange über Deutschland und deutsche Politik sprachen; das hatte aber üble Folgen für mich. Wir verweilten uns nämlich so lange, daß wir erst fünf Minuten vor dem Diner in Wilhelmsthal waren; nun mußte ich rasch, triefend von Schweiß, Toilette machen und trug einen starken Rheumatismus auf der Brust davon, er ist aber schon wieder gewichen. Heute, Sonntag, den 24., speisen wir auf der Wartburg, die eine Stunde von hier liegt, und wenn ein Brief von Dir in Weimar ist, werde ich ihn sicher am Abend bei der Rückfahrt vorfinden, denn Marshall fragt persönlich nach. Wie freue ich mich darauf! Wenn es nach mir geht, beurlaube ich mich Mittwoch oder Donnerstag. — — — — — — — — —

Wilhelmsthal, den 25. August 1862.

— — — — — — — — — — — — — —

Um zwei Uhr nachmittags fuhren wir bei herrlichem Sonnenschein, den jedoch dunkle aufgerollte Wolken von fern bedrohten, in vier Wagen von Wilhelmsthal ab. Von hohen Personen waren anwesend: Ego et Dux meus, wie Kardinal Wolsey zu sagen pflegte, der Prinz Heinrich von Holland, der Gouverneur von Luxemburg ist, und die Damen. Unterwegs die prächtigsten Tannen und Föhren; schlank und kerzengrade wie aus der Pistole geschossen. Der Graf Beust erzählte die furchtbare Zeremonie mit der die Fürsten des Weimarischen Hauses bestattet werden; der Sarg schwebt über der offenen Gruft, zu seinem Haupt steht der Hofmarschall, zu seinen Füßen der kommandierende General, und wenn er heruntergelassen wird, versinken beide mit. Das Wetter war in beständigem Kampf mit sich selbst begriffen, der Himmel verdüsterte sich alle Augenblick, doch gelangten wir zur Stelle, ohne daß ein Regentropfen fiel. Die Wartburg selbst liegt wunderbar über einem wahren Kranz von üppigen Wäldern und macht dem Blick des ersten Landgrafen, der ausrief, als er die felsigte Höhe bei einer plötzlichen Wendung vor sich aufsteigen sah: „Warte Berg, du sollst eine Burg werden!" durch ihre imposante Erscheinung alle Ehre. Sie lag fast in Trümmern, der Großherzog hat sie mit Sinn und Geschmack so glücklich wieder hergestellt, daß man alles für alt halten sollte. Ein alter Kommandant, der jeden Stein liebt und über jeden Rechenschaft zu geben weiß, hinkt darin herum. Gesehen hatte ich sie schon zweimal, einmal mit der Großherzogin, wie Du weißt, das zweite Mal mit Schöll und Marshall, jetzt dinierten wir dort, und zwar in demselben Saal, worin nach der Sage einst der Sängerkrieg stattgefunden hat. Alles war mittelalterlich; eine niedere Tafel, kleine rote Feldstühle, Ritter in Harnischen zu Fuß und zu Pferde um uns herum. Für mich ein seltsames Gefühl, dort dem gemeinen Geschäft des Essens und Trinkens obzuliegen, wo Dr. Martin Luther, wenn auch in einem anderen Gemach, das Tintenfaß nach dem Teufel geworfen und ihn dadurch wirklich an die Wand gemalt hat. Der Kommandant teilte mir eine sehr hübsche, wirklich poetische Geschichte mit. Es geht auf der Burg zur Herbstzeit einmal ein kostbarer Ring verloren, den man trotz aller Mühe nicht wiederfinden kann; im Frühling trägt ihn eine Blume um den Hals, die durch ihn hindurch gekrochen ist, wie sie aus der Erde kam, und ihn mit in die Höhe gehoben hat. Zum Schluß gab es eine wunderliche Szene; die Großherzogin verlangte im Garten eine Feder, um ein Billet zu schreiben,

die Kastellanin brachte sie ihr, aber heulend mit verweinten Augen, und warf dann die Küchentür hinter sich zu, als ob sie mit Köhlern und Bauern zu tun hätte. Der Großherzog sprach: „Ich darf doch wohl sagen, was wahr ist!“ und schickte ihr den Grafen Beust nach, um sie zu begütigen, der Kommandant und Fräulein von Könneritz schlossen sich an. Was war's gewesen? Der Großherzog hatte sich erlaubt, sie auf einige Spinnwebe aufmerksam zu machen und sie zu ersuchen, sie weg zu schaffen, und dieser „Schimpf vor allen Leuten“ hatte sie so aufgebracht. Ruf mir das ins Gedächtnis, wenn ich einmal gegen die Mägde auffahren will; der Großherzog soll fortan mein Heiliger in der Geduld sein! Er hat mir heut morgen einen Besuch in meinem Zimmer gemacht, traf mich aber nicht.

Weimar, den 27. August 1862.

— — — — — — — — — — — — — —

Um zehn Uhr kam der Großherzog zu mir und blieb über eine Stunde; dann war ich bis zum Frühstück bei der Großherzogin. Sie ist eine höchst bedeutende Frau; ich glaubte schon ein Maß von ihr zu haben, habe es aber erst gestern erhalten. Man kann geradezu alles mit ihr sprechen; die verschämtesten Träume und die kühnsten Phantasien wagen sich ans Licht und werden verstanden. Sie sagte, sie habe viel von ihrer Erzieherin gelernt, aber in negativem Sinn, nämlich, was man nicht tun und wie man Dinge und Menschen nicht behandeln dürfe. — —

An Friedrich von Uechtritz.

Wien, den 25. Oktober 1862.

Leider, mein verehrtester Freund, muß ich meinen Brief anfangen, wie Sie den Ihrigen; ich bedarf in hohem Grade Ihrer Nachsicht, denn fast ein halbes Jahr ließ ich Sie ohne Antwort. Freilich habe ich der Entschuldigungen viele für mich anzuführen; weite Reisen, zwar nicht im Stil Marco Polos, aber doch von größerer Ausdehnung, wie bisher, ein Hofaufenthalt und zuletzt noch jene Abspannung, die sich nach übermäßigen geistigen Genüssen ebenso gut einzustellen pflegt, wie nach physischen. Ich war, um Ihnen zunächst eine treue Relation zu geben, im Juni

in London, und kam dazu, wie man zu so manchem kommt, was man nicht braucht und doch kauft oder mitmacht: es war billig, denn die Fahrpreise waren, der großen Industrieausstellung wegen, um ein Bedeutendes herabgesetzt. Zu suchen hatte ich dort aber eigentlich nichts, und gefunden habe ich auch nichts; mein Aufenthalt war bei der Fülle der Gegenstände viel zu kurz, obgleich er doch zirka drei Wochen dauerte, als daß ich mehr, als den Totaleindruck hätte davontragen können. Dieser war nun allerdings gewaltig und ich glaube jetzt zu wissen, wie es in der Schmiede der Zyklopen her geht; im übrigen aber erging es mir, wie dem Mann im Märchen, der in der Zauberhöhle zwischen allen möglichen Edelsteinen wählen sollte, und keinen mit heraus brachte, weil er sich nicht entschließen konnte. Dennoch darf ich es als einen Gewinn von bleibendem Wert betrachten, daß ich die Engländer als Maler kennen gelernt habe, wozu man auf dem Kontinent keine Gelegenheit hat, da selten etwas Ausgezeichnetes den Weg über den Kanal findet. Im Industriepalast, der mich sonst wenig kümmerte, war nämlich eine Ausstellung alter Gemälde von Hogarth, Reynold's usw. veranstaltet und diese haben mich zum Teil doch sehr überrascht. Am 1. Juli traf ich wieder in Gmunden mit meiner Familie zusammen und verlebte dort bei köstlichem Wetter meine gewöhnlichen sechs Wochen, die unendliche Fruchtbarkeit des Jahres in meinem eigenen kleinen Garten vor Augen, denn fast jeder Baum mußte gestützt werden und Äpfel und Birnen hingen in ganzen Sträußen, wie kolossale Trauben, von den ächzenden Ästen herunter. Mich rührt und erhebt ein solches Übersprudeln der Natur; es ist, als ob ein neuer Liebes- und Lebensblitz durchs Weltall zuckte. Dann folgte ich einer Einladung der Großherzogin nach Wilhelmsthal bei Eisenach im Thüringer Walde, wo ich herrliche Stunden genoß, namentlich mit der hohen Dame selbst, die von einer Tiefe und Feinheit des Empfindens und von einem Umfang des Geistes ist, daß sie unmittelbar in den Tasso hinein versetzt werden könnte. Mein Weg hat mich oft genug mit fürstlichen Personen zusammengeführt, um imstande zu sein, zwischen dem frischen Grün, das lebendig im Moment aufschießt und dem für alle Fälle aufgespeicherten trockenen enzyklopädischen Heu zu unterscheiden. Doch genug von meiner Odyssee, die für Sie kein besonderes Interesse haben kann; lassen Sie mich aber auch wissen, wie Ihnen Ihre Reisepläne geglückt sind, denn man hängt doch immer sehr vom Zufall ab und die fatale Fliege kann einem überall in den Weinbecher fallen, wenn einem auch der Inhalt nicht alle Tage durch ein Erdbeben verschüttet wird.

Ich danke Ihnen für Ihr mildes Urteil über mein Nibelungen-

abenteuer, oder Ungeheuer; ich scheine überall mit einem blauen Auge wegzukommen, und das ist schon viel in einem solchen Fall, denn auf das oft zitierte: in magnis voluisse etc. gebe ich nichts, da ein Heuschreckensprung nach meinem Gefühl um nichts ehrwürdiger dadurch wird, daß er dem Monde gilt. Über dreißig Kritiken liegen bereits vor mir, darunter einige sehr große und ausführliche Abhandlungen, und alle, wie verschieden auch sonst, stimmen darin überein, daß sie die Sache ernst nehmen, ein Lob, das sich ehemals von selbst verstand, um das sich aber heutzutage ein Rezensent nur noch selten bewirbt. Im allgemeinen überwiegt die Anerkennung bei weitem, doch sind auch wunderliche Dinge zum Vorschein gekommen, so vermißt z. B. Kühne in der Europa im Charakter der Brunhild die Liebe zu Siegfried, während die ganze Brunhild bei mir nur aus Liebe zu Siegfried besteht und es auch gleich durch ihr erstes Wort beim Eintritt der Werber verrät. Aber nirgends hat man sich über Dunkelheiten im Detail beklagt und daraus möchte ich den Schluß ziehen, daß Ihre Einwendungen dieser Art doch großenteils mehr subjektiven, als objektiven Ursprungs sein dürften. Sie stimmen gewiß mit mir darin überein, daß ein gewisses Rembrandtsches Helldunkel wesentlich zur Natur des Dramas gehört und daß es kein Fehler ist, wenn das Macbethsche: „Er hat keine Kinder" oder das Hamletsche „Sein oder Nichtsein" noch nach Jahrhunderten die verschiedensten Auslegungen gestatten. Aber über den Grad, den erlaubten oder notwendigen, werden wir wohl entgegengesetzt denken, und da befinden wir uns unmittelbar an der individuellen Schranke. So fehlt zwischen pag. 16 und 17 kein Wort, geschweige eine ganze Rede; wie wäre es auch möglich bei einem Buch, das unter meinen Augen gedruckt wurde? Ich kann hier auch bei sorgfältigster Prüfung keine Undeutlichkeit gewahr werden; Hagen erinnert höhnend an den Raub des Horts und Ute versetzt einfach: „Das hätte nicht mehr geschehen sollen!" Dagegen ist mir der Ausdruck: „bespei'n" auch von anderer Seite vorgeworfen worden; ich glaube mich aber durch Lessing und Shakespeare decken zu können. Daß dieses Wort, ohne Not angewandt, d. h. in einem Fall, wo die Farbe auch durch ein anderes herausgebracht werden könnte, ekelhaft wirken muß, versteht sich von selbst. Aber Lessing meint, das Ekelhafte werde ein sehr erlaubtes und unter Umständen unumgängliches Darstellungsmittel, wenn man es zum Furchtbaren steigere, das ist z. B. bei Shakespeare geschehen, wenn Othello seine Desdemona „Whore" nennt, was doch niemand auf die sogenannte Roheit des Zeitalters schieben wird, oder wenn der geistliche Liederdichter im protestantischen Gesangbuch den Gekreuzigten apostrophiert:

„O Haupt voll Blut und Wunden, wie bist Du so bespeit.“ Ich weiß wohl, daß die Theaterdirektoren und die Pastoren diese Verse waschen, aber nach meinem Gefühl löschen sie mit ihrem Purifikationswasser auch das ganze Bild aus, und in gleicher Lage glaube ich bei Siegfrieds Tod zu sein. Doch, das sind Kleinigkeiten, deren ich nur des ästhetischen Prinzips wegen erwähne, aus denen sie bei mir hervorgegangen sind. Wichtiger ist ein anderer Punkt, den ich gern überginge, sehr gern, wenn die Wahrheit und der Ernst der Sache es irgend gestatteten. Das Christentum ist mir, was es war, eine Mythologie neben anderen, und wie ich jetzt, nach abermaliger jahrelanger Beschäftigung mit den Akten, leider hinzufügen muß, nicht einmal die tiefste. Wenn es mir daher gelungen sein sollte, es in seiner innersten Wesenheit darzustellen, wie Sie mich hoffen lassen, so hat es dazu keiner anderen Kraft bedurft, als derjenigen, die das Valkyrentum auf Isenland darstellte, welches gleichfalls als gelungen bezeichnet worden ist. Ich weiß, daß Sie dies nicht gern hören werden und es tut mir leid, daß ich es aussprechen muß, aber es handelt sich ja auch um meine Götter, die ich so wenig verleugnen darf, wie Sie die Ihrigen. Ich habe, da ich von meinem Jesus Christus nach Abschluß der Nibelungen lebhaft zu träumen anfange, und die Hoffnung, auch diese längst projektierte Tragödie trotz meiner bald erreichten fünfzig Jahre noch zu bewältigen nicht fahren lasse, meine theologischen Studien rekapituliert, als ob ich noch examiniert werden sollte, und das Resultat war negativer, wie je. Ja, von dem neuesten Verteidiger, Neander, muß ich sagen, daß, wenn ein weltlicher Advokat sich solche Subreptionen gestatten wollte, er vor jedem Tribunal nicht bloß seinen Prozeß verlieren, sondern auch sein Sachwalterdiplom verwirken würde; es ist ja doch ein förmlicher Hohn, wenn er die übernatürliche Zeugung und den übernatürlichen Tod Christi ganz einfach für Tatsachen des christlichen Bewußtseins erklärt und ruhig daran vorbei geht, um dann der Vernunft durch das Aufgeben irgend eines irrelevanten Zehntelwunders eine scheinbare Konzession zu machen. Seien Sie mir wegen meiner Aufrichtigkeit nicht böse; hier stehe ich, ich kann nicht anders, rief Luther aus. — — — — — — —

An Adolf Stern.

Wien, den 31. Dezember 1862.

Lieber Freund!

Es ist Neujahrsabend, ich soll noch auf einen Ball gehen, aber erst um 9 Uhr und eben schlägt es sieben. Meine Frau und meine Tochter („Auch ich habe in einigen Tagen das Recht, zu sagen, daß ich ins sechzehnte Jahr gehe“ meinte sie neulich, als sie sich von einer älteren Gespielin vernachlässigt glaubte) werden frisiert und ich will noch ein Stündchen mit Ihnen plaudern. Aber wo sind Sie? In Jena oder in Chemnitz? Hoffentlich wird der Brief Sie finden.

Strodtmanns „Orion“ wird Ihnen bereits aufgegangen sein. Das erste Heft ist so schwach, wie Dresdner Kaffee. Alles ist übereilt; nicht ein Aufsatz, bei dem die Leute aufsehen müßten. Dabei so ungeschickt, ja charakterlos. Ein plumper Angriff auf den König von Bayern und ehrenvolle Erwähnung der „Schöpfungen“ Emanuel Geibels. Goethe kein voller Lyriker, aber Heinrich Heine! Klaus Groth heruntergerissen, fast hämisch, und Subjekte dafür erhoben, die ohne ihn so wenig da sein würden, wie z. B. Otto Ludwig und Elise Schmidt ohne mich. Sie erkundigen sich nach dem „Günstling eines Fürsten“ von Goldhann. Ich muß wohl gut von dem Werk denken, denn ich habe es selbst zum Druck befördert. Aber von allem, was Strodtmann daran rühmt, findet sich nichts darin. Der Verfasser hat ein entschiedenes poetisches Talent, ein sehr schwaches dramatisches und gar kein theatralisches. Von der Taktlosigkeit in bezug auf mich will ich gar nicht reden. Aber die Theaterdirektoren werden über den kritischen Don Quichotte lachen, und mit Recht, der ihnen die Inszenierung solcher Unmöglichkeiten zumutet. Vielleicht soll das in meinem Sinne sein! Man muß jede seiner Äußerungen überwachen, und leider hab' ich keine Wagschale im Munde. Wie ging es mir neulich! Ich wurde in einer Gesellschaft gefragt, wer denn der „Hermann Stein“ sei, den ich so protegiere. Als ich erstaune, verweis't man mich auf Hackländers „Über Land und Meer“ worin zu lesen sei, daß besagter Stein eine Agnes Bernauer geschrieben habe, die von mir viel höher gestellt werde, wie jede and're, meine eigene mit eingeschlossen. Nun hören Sie den Zusammenhang. Ein Herr Stein, seines Zeichens Buchhändlerkommis, schickt mir aus Prag eine Agnes Bernauer, die ich ungelesen mit einer Entschuldigung zurückschicke. Bevor er meinen Brief noch empfängt, läßt er sich persönlich bei mir melden; ich hatte mir eben, merken Sie das wohl, ein Senfpflaster gegen

einen hartnäckigen Rheumatismus auf die Schulter gelegt. Der Dichter tritt ein und ich erblicke, nicht einen jungen Menschen, wie ich gedacht hatte, sondern einen alten galizischen Juden mit einer Glatze, groß wie Höltys silberner Mond, und einer Schnupftabaksnase. Ich sage ihm, daß ich sein Stück zurückgesandt habe; er zieht statt aller Antwort ein zweites Exemplar aus der Tasche. Ich frage ihn, worin er denn von seinen Vorgängern, und namentlich von mir, in seiner Bearbeitung abweiche; er versetzt, im fünften Akt und zwar im Punkt der Versöhnung, denn diese habe er vollständig zustande gebracht. Ich frage weiter, durch welches Mittel; er erwiedert, durch kleine Kinder. In dem Augenblick fängt mein Pflaster an zu ziehen und mich plagt der Teufel. Ich denke, es soll so lange sitzen bleiben, als der braucht, um dir seinen fünften Akt vorzulesen, damit es ordentlich wirkt, und bitte den Dichter um Mitteilung. Er beginnt und schon bei der zweiten Szene habe ich Höllenschmerzen und diese steigern sich nach der geometrischen Progression. Da man aber sich selbst noch eher Wort halten muß, als anderen, so ergebe ich mich in mein Märtyrertum, schneide jedoch alle erdenklichen Grimassen. Der Dichter hält diese für Zeichen gespanntester Aufmerksamkeit und konnte auch nicht anders, denn Langeweile drückten sie wahrlich nicht aus. Er wird also immer pathetischer, legt immer mehr Gewicht auf die einzelnen Sentenzen und bringt mich zur Verzweiflung. Natürlich suche ich ihn, als er endlich fertig ist, rasch los zu werden, um mich des Pflasters entledigen zu können, und sage: das mit den Kindern ist uns allen nicht eingefallen, darin sind Sie ganz originell! Nun muß ich's in der Zeitung lesen und darf mich nicht einmal beklagen. Daß der Dichter schon alles in der Welt gewesen und von Merkur schnöde im Stich gelassen war, bevor er sich Apoll anschloß, versteht sich von selbst.

Da ist der Bogen voll. Wo bleibt Ihre Tragödie? Ich bin äußerst gespannt. Auf Ihre Zusammenkunft mit Hettner bin ich begierig; unrecht können Sie mir gewiß nicht geben. Die herzlichsten Glückwünsche!

An Klaus Groth.

Wien, den 3. Januar 1863.

Lieber Freund!

Da Sie nicht meinen letzten Brief im alten Jahre bekamen, so sollen Sie wenigstens den ersten im neuen haben. Um nun,

des guten Gewissens wegen, das Geschäftartige zunächst abzutun, so sagen Sie dem Herrn Professor Horn für sein freundliches Geschenk meinen besten Dank. Was seine Fragen anlangt, so habe ich zu erwidern, daß auf dem k. k. Hofburgtheater zu Wien kaum der Kapuziner in Wallensteins Lager, nicht aber der Pater Domingo im Don Karlos auftreten darf, woraus wohl von selbst folgt, daß die Erscheinung des Papstes unmöglich ist. Eine Sophonisbe, ich glaube von einem gewissen Hersch, ist erst vor ein paar Jahren hier durchgefallen; ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht, denn ich war nicht dabei und zur Wiederholung kam es nicht, aber jedenfalls beweist das Faktum, daß der Gegenstand als solcher zu den tolerierten gehört und so wenig religiöse, als politische oder soziale Bedenken darbietet. Diese Anhaltspunkte werden dem Dichter für seine Operationen in Österreich genügen, denn nach der Metropole richtet sich die ganze Monarchie.

Mehr, lieber Groth, wüßte ich aber auch, so gern ich Ihrem Hausfreund etwas Angenehmes sagen möchte, absolut nicht hinzuzufügen und wenn ich mich auf den Kopf stellte. 59 Jahre! Sackerlot! Ich bin 49, habe schon in meinem 4. oder 5. gepfiffen, nämlich Bonaparte und den Teetopf besungen, und frage mich doch bereits sehr ernst, ob ich wohl noch hoffen darf, meinen Demetrius und meinen Jesus Christus unter Dach und Fach zu bringen. Der alte Tithon behielt die Stimme bis zuletzt; unsereins verliert sie zuerst und auch Vater Goethe hatte längst den Stockschnupfen, als er noch mit Lerchen und Nachtigallen um die Wette zu singen glaubte. Übrigens kommen solche Fälle, die viel Ähnlichkeit mit dem zu späten Verlieben haben, gar nicht selten vor. Tieck erzählte mir einmal eine höchst ergötzliche Geschichte von einem seiner Jugendfreunde, der, nachdem er im Staatsdienst ergraut und endlich wegen Altersschwäche pensioniert worden war, ihm den Vorschlag machte, nun gemeinschaftlich die Trauerspiele auszuführen, die sie ein halbes Jahrhundert früher auf dem Gymnasium miteinander entworfen hätten. Die Herren hören von den Ästhetikern, daß die Kunst ein Spiel sei und legen diesem Spiel den erhabenen Begriff unter, den sie vom Blindekuh in ihr sogenanntes ernstes Leben mit hinüber nahmen. Denn es fällt ihnen nicht ein, mitten in die Medizin oder die Theologie hineinzuspringen, wenn sie ihres eigenen Handwerks überdrüssig werden, und dazu müßten sie sich doch auch versucht fühlen, falls sie das Bewußtsein ihrer Kraft, und nicht vielmehr die geringe Meinung von der Aufgabe in die Kunst hinübertriebe. Aber bewahre Gott! Respekt vor jeder Perücke, nur nicht vor dem Sonnenring Apolls. Doch habe ich eine Ausnahme ge-

kannt, und das war der Professor Guyet in Heidelberg, ein guter Jurist. Der war fest überzeugt, daß er den Faust gedichtet haben würde, wenn er sich, statt auf die Pandekten, auf die deutschen Volksbücher gelegt hätte. Aber ich verzieh es ihm, denn er war auch überzeugt, daß er in der Kriegsschule zu Brienne ein zweiter Napoleon geworden wäre. Wenn der Verfasser der Sophonisbe bereit ist, in Amerika ein Kommando zu übernehmen, so sei auch ihm verziehen.

Ich hoffe, daß Sie lachen. Sie sollen aber noch mehr lachen. Wissen Sie, warum Ihr guter Rat, vorsichtig zu sein, diesmal so gute Früchte trägt? Weil ich mir erst ganz kürzlich die Zunge verbrannt habe, und zwar sehr stark. Es ist eine ganz köstliche Geschichte, aber kaum zum Schreiben. Ein Dichter meldet sich bei mir mit einer neuen Agnes Bernauer; es ist ein glatzköpfiger alter Jude. Ich hatte mir aber vorher gegen Rheumatismus ein Senfpflaster gelegt und fordre, um gezwungen zu sein, dies lange genug liegen zu lassen, den Mann auf, mir den letzten Akt vorzulesen. Aber ich hatte mich verrechnet, das Pflaster biß furchtbar, eh ich's dachte und ich warf dem Dichter natürlich, als er fertig war, einen ordentlichen Brocken hin, um ihn nur rasch los und meiner Leibesqual ledig zu werden. Was folgte darauf? Etwa vierzehn Tage später werde ich in einer Gesellschaft bei Tisch inquiriert, wer denn der Hermann Stein sei, den ich so protegiere, und erfahre auf meine Nachfrage, daß Dinge in allen Zeitungen stehen, die ich zwar in meiner Todesangst gesagt habe, aber doch nur in höchster und zugleich plumpster Ironie! Gestern Abend wollte eine ungrische Gräfin sogar von mir wissen, wo die Werke des neuen Königs David zu bekommen seien. Könnte ich Ihnen den Sohn Israels und Polens nur malen!

Ihre Bilder haben uns außerordentlich erfreut, und meine Frau hat ihnen natürlich auch den Platz im Allerheiligsten angewiesen. Was Sie über das Ihrige bemerken, habe ich auch noch über das meinige zu sagen; ich sehe keineswegs so bärbeißig aus, und kann es wohl auch nicht füglich, denn ein guter Spaß geht mir noch jetzt, wie in Wesselburen, über alles. Über die Augen meiner Tochter liegen Blau und Grau miteinander im Streit; die meinigen leisten noch immer gute Dienste, doch hat mir Brücke zu Weihnacht fürs Lesen bei der Lampe bereits eine Brille geschenkt, die auf mich wirkte, wie das Mene Tekel auf Se. Majestät, den König Belsazar. Meine Schriften zähle ich Ihnen jetzt nicht auf, da Campe sie zu sammeln gedenkt. Dies wird mich, der höchsten Wahrscheinlichkeit nach, im Frühling nach Hamburg führen. Dann komm' ich sicher nach Kiel und sehr

hübsch würde es sein, wenn wir unser kleines Dithmarschen gemeinschaftlich in seiner Rappsaatpracht bewundern könnten. Ich bin von Herzen dabei; was mag aus all den alten Krebsen, mit denen man vor mehr als einem Vierteljahrhundert herumkroch, geworden sein. „Von Gerichtswegen gebiete Ich A. C. F. Griebel usw. usw. (den Würmern?).

Meine Frau grüßt Sie und die liebe Ihrige aufs Herzlichste; sie ist eine geborne Braunschweigerin, obgleich mein alter Freund Cornelius sie, wie wir ihn in Berlin besuchten, als Römerin ansprach, kann also Plattdeutsch und ist eine große Verehrerin des Quickborn. — — — — — — — — — — —

An Adolf Stern.

Wien, den 9. März 1863.

Lieber Freund!

Diesmal habe ich Ihnen etwas Erfreuliches mitzuteilen. Die Nibelungen sind hier am 19. v. M. über die Bühne gegangen und machen volle Häuser. Die Direktion selbst erklärt sie für ein Zugstück und wundert sich, daß sie sich so geirrt hat, denn sie hatte natürlich höchstens einen Succès d'estime erwartet und sie würde nicht einmal unglücklich gewesen sein, wenn auch dieser ausgeblieben wäre. Um alles Persönliche beiseite zu setzen, was hier bewußt oder unbewußt mit spricht, so ist die Begriffsverwirrung, aus welcher diese Art Vor- und Mißurteile hervorgehen, auf einen einzigen Punkt zurückzuführen, und der ist mir gerade jetzt sehr klar geworden. Das gemeine Theaterstück, wie es bei uns die Bühnen überschwemmt, hat es mit den allergewöhnlichsten Zuständen und Menschen zu tun. Es braucht sich nicht erst Glauben zu erkämpfen, denn er versteht sich von selbst; auf jeder Straße trifft man den Helden, und sein Schicksal obendrein. Das poetische Drama kann gar nicht existieren, ohne mit dieser Welt zu brechen und eine andere dafür aufzubauen, ganz gleichgültig, ob es sich in einer Bürgerstube oder in einem Königssaal abspinnt. Das Publikum, man sage, was man wolle, läßt sich noch ebenso gern beim Schopf nehmen und über alle Erbsenfelder und Düngerhaufen weg durch die Lüfte führen, wie der Prophet des alten Bundes, der die Speise aufs Feld trug. Aber es muß der Engel des Herrn sein, kein eitler Narr, der die Hand ausstreckt. Nun gibt es jedoch eine Menge Gesellen,

die sich berufen fühlen, seine Rolle zu spielen, ohne seinen starken Arm zu haben; da ist es denn kein Wunder, daß Habakuk sich wehrt, denn was hätte er davon, wenn er sich willig zeigte? Ausgerissene Haare, Schmerz im Nacken und einen zerbrochenen Grütztopf. Nun aber die Herren Intendanten und Direktoren! Sie wirtschaften das ganze Jahr hindurch mit den Industriellen, wie ich die jedesmaligen Kotzebues und Ifflands nennen möchte, und befinden sich wohl dabei, denn die Schauspieler haben Beschäftigung und die Kasse füllt sich. Nun kommt ein Schalttag und an dem soll den Musen geopfert werden. Da greifen sie denn nach irgend einer Stelzentragödie, einem Perseus von Mazedonien, einem Demetrius und ähnlichen verregneten Feuerwerken. Das Publikum merkt, daß die Herren Verfasser, die für den großen Mazedonierkönig oder den russischen Zaren das Wort ergreifen, kaum für ihre Kammerdiener sprechen können, es lacht oder schläft ein, die Intendanz und Direktion haben einen neuen Beweis in Händen, daß es mit dem „höheren" Drama nicht geht. Geraten sie dann einmal an das Rechte, so sind sie über ihren eigenen Erfolg so erstaunt, wie der Phönizier, der Linsen zu kochen glaubte und das Glas erfand. Doch, genug der Kritik, wir haben ihn, wie man ihn nur haben kann; bei jeder Vorstellung ist das Haus ausverkauft und die Fremden schicken aus den Gasthöfen um Billete zu mir. Ob man mir ihn nicht nachträglich verkümmern wird, steht freilich dahin; Störungen, Schauspielererkrankungen und rasch herangebrachte Novitäten sind schon lustig im Gange. Aber man regt sich auch für mich, die Studenten geben mir zum 18. einen Kommers usw.

Der zweite Teil Ihres Artikels hat mir ganz so gut gefallen, wie der erste, Für Ihren Protest in bezug auf Grabbe danke ich Ihnen herzlichst. Glauben Sie mir, nur die Perfidie stellt mich mit dieser ebenso hohlen, als grotesken Unnatur zusammen; selbst im Holofernes ist die Ähnlichkeit nur äußerlich, denn auch dieser hat Wurzeln, mögen sie nun so tief sitzen, wie sie wollen, und was stände bei Grabbe nicht in der Luft? Er hat auch nie auf mich gewirkt, wohl aber, leider, Shakespeares Titus Andronicus.

Sind Sie in Jena? Dann gehen Sie ja zu Marshall; ich habe ihm heute wieder von Ihnen geschrieben. Ich adressiere aber für alle Fälle nach Chemnitz.

An Ludwig August Frankl.

Verehrtester Freund!

Für welch einen undankbaren Menschen müssen Sie mich halten! Sie müssen glauben, daß ich, wie ein katholischer Klingelbeutel oder ein protestantisches Kirchenbecken, ein echtes Goldstück einstecke, wie einen Kupferkreuzer. Nein, so steht es nicht mit mir. Erst gestern hörte ich von Ihrem schönen Wort über meinen fünfzigsten Geburtstag; erst heute, in dieser Stunde, habe ich es, durch meinen jungen Freund Viktor Stern, zu Gesicht bekommen. Ich bin nämlich noch immer krank, gehe mit einem steifen Rücken und Seitenstichen herum und habe einen Kopf, wie ein Vogelnest, das bereits von der letzten Brut verlassen ist und das der nächste Windstoß herunterfegt. Da sehe und erfahre ich nichts, und habe auch nicht das Recht, etwas von mir sehen zu lassen. Hoffentlich ist dieser Zustand nur das Angebinde einer äußerst hartnäckigen Grippe, und nicht des zurückgelegten halben Jahrhunderts, wird also einem besseren wieder Platz machen. Dann werde ich Ihnen mündlich sagen, wie tief mich Ihre freundschaftliche Teilnahme gerührt hat; bis dahin nehmen Sie mit einem schriftlichen Ausdruck herzlichsten Dankes vorlieb.

Montag, den 7. April 1863.

An Marshall.

Wien, den 23. April 1863.

Teuerster Freund!

Du wirst längst nach einem zweiten Briefe von mir aufgesehen haben, denn ich versprach ihn ausdrücklich, als ich Dir den ersten schrieb. Entschuldige mich, ich war arg herunter. In der Brust braucht man keinen anderen Feind, als das eigene Herz, welches einem schon genug zu schaffen macht; bei mir hatte sich aber auch noch ein verkappter äußerer Widersacher eingeschlichen, der so viele Namen hatte, als mich Ärzte besuchten und mich durch Stiche, Atembeschwerden usw. weidlich tribulierte, ohne sich an das ihm reichlich dargebotene Jod im geringsten zu kehren. Seit acht Tagen geht es mir besser, denn seit acht Tagen behandle ich mich selbst, indem ich abwechselnd Dampfbäder und Seidlitzpulver brauche; die lokalen Schmerzen mindern sich und fangen an zu wandern, der Kopf wird freier und die

allgemeine Stimmung, die der eines Lichtes glich, in das hinein geblasen wird, man weiß nicht recht, von wem, erheitert sich. Da der Mai nun obendrein vor der Tür steht, so werde ich wohl noch einmal: Hosiannah! mit rufen.

Nun also zunächst und zuerst Dir aus vollem Herzen den ganzen, ganzen Dank für alles Schöne, Liebe und Gute, das mir aus Weimar gekommen ist. Ich weiß genau, wie alles zusammenhängt, wenn es mir auch keiner erzählt hat; dessen sei gewiß! Das Dekret, das mich zum Privatbibliothekar Sr. K. H. des Großherzogs macht, vom 14. März datiert, ist am 9. d M. auch richtig eingetroffen, und Schöll hat mich schon höchst ironisch als seinen neuen Kollegen apostrophiert. Wehe ihm, wenn ich einmal in seinem Studierzimmer Folianten neben Oktavbänden erblicke. Da will ich ihm zeigen, daß ich auch vom Handwerk etwas verstehe. Er hat mir nämlich in diesen Tagen seinen Aufsatz: „Goethe als Staatsmann“ geschickt, der mir sehr gediegen scheint.

In meiner betrübten Zeit ist mir noch manches zuteil geworden, das dem Menschen nicht täglich vom Himmel fällt. Die alte Geschichte: entweder fehlt der Becher oder der Wein oder gar der Mund. In Mannheim sind die Nibelungen mit Eurem Lehfeld als Hagen in Szene gegangen und nach dem Bericht des Oberregisseurs an mich mit größerem Erfolg, wie „seit einem Dezennium“ irgend ein Stück. Da Heidelberg in der Nähe liegt und die Studierenden, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, hinüber ziehen, so freut mich das. In Berlin und Wien halten sie sich tapfer, wie die untrüglichen Tantième-Verrechnungen beweisen; in Hannover stehen sie bevor. Hier gaben mir die Technikerverbindungen am letzten Sonnabend einen großen Festkommers, bei dem zu erscheinen ich nicht ablehnen konnte, obwohl ich nur ein halber Mann war; die Universität wird in noch größerem Stil folgen. Napoleon sagt: es ist einerlei, wofür die Jugend sich begeistert, wenn sie sich nur begeistert. Damit tröste ich mich und lasse den Rheinfall über mich ergehen.

Hast Du von Neuberg über unseren Aufsatz etwas gehört? Ich glaube, es sieht bei der Sache nicht viel heraus, und jedenfalls müssen wir nach den zwei gelieferten Proben doch jetzt über Honorar, Modus usw. das Nähere abwarten. Das Blatt will aber wahrscheinlich einen bloßen Novitätenreferenten und ich kann nur als Ästhetiker dienen.

Adolf Stern hat sich Dir vorgestellt; ich hoffe, Du wirst mit ihm zufrieden sein, sobald er seine natürliche Schüchternheit überwunden hat.

Kato schloß immer mit Karthago, welches er zerstören

wollte; ich schließe mit Gmunden, welches Deinetwegen jetzt ausgebaut wird.

Ewig
Dein
Fr. Hebbel.

An den Großherzog Carl Alexander von Sachsen.

Ew. Königl. Hoheit

haben geruht, mich zu Höchst-Ihrem Privatbibliothekar zu ernennen. Damit haben Ew. Königl. Hoheit mir das Recht eingeräumt, mich an dem heutigen festlichen Tage unter die Schar Höchst-Ihrer Diener zu mischen und Empfindungen Worte zu leihen, die sonst, nachdem sie einmal ausgesprochen wurden, in gebührender Selbstbescheidung stumm geblieben wären. Wenn Ew. Königl. Hoheit hiebei vielleicht mit Lächeln des vieldeutigen Evangelienspruchs: „Die letzen werden die ersten sein" gedenken sollten, so kann ich nichts dagegen einwenden, als dies, daß es den letzten wirklich vergönnt ist, in Treue und Anhänglichkeit mit den ersten zu wetteifern. Genehmigen Ew. Königl. Hoheit dann die innigen Glückwünsche eines von Dank und Ergebung tief erregten Herzens und erhalten Höchstdieselben mir eine Huld und Gnade, die mir allein den Mut einflößen kann, sie zu äußern.

In tiefster Ehrfurcht
Ew. Königl. Hoheit
untertänigster
Gmunden, den 19. Juni 1863. Friedrich Hebbel.

An Ludwig August Frankl.

Lieber Freund!

Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen meinen Dank für die Mitteilung Ihres jüngsten Gedichts später ausspreche, als es mein Wunsch und Wille war. Ich bedarf zum Lesen der Stimmung, wie zum Schreiben, und bei dem schlechten Wetter, das hier lange herrschte, war ich höchstens der Beschreibung des

Salzkammergutes von Matthias Koch gewachsen, die mich diesmal nach Gmunden begleitet hat. Erst am Ostersonntag, der mir endlich die Spitzen des Höllengebirges vergoldet zeigte, habe ich mich frühmorgens mit Ihrem „Primator" unter einen meiner Apfelbäume setzen und ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen können.

Sie erinnern sich vielleicht noch, wie sehr der Stoff, den Sie diesmal behandelt haben, mich gleich ergriff, als Sie ihn mir vor Jahren erzählten. Das seltsame Ineinanderspielen des phantastischen und realen Elementes mußte den Künstler herausfordern, und die durch die Natur des Gegenstandes deutlich verzeichnete Aufgabe bestand darin, das eine durch das andere zu zügeln. Es wäre ebenso verfehlt gewesen, die Fabel in die Nebelregion des Traumes, mit dem sie, wie das meiste Altjüdische, nahe verwandt ist, ganz hinaufzurücken, als sie in die hell- und grellbeleuchtete historische Sphäre, der sie in ihrer letzten Wurzel doch auch angehört, hinab zu drücken. Das schließt sie auch vom Drama aus, dem ich anfangs sehr geneigt war, sie zuzureihen, denn dieses bedarf strenger Gegensätze, die hier durchaus nicht hervortreten dürfen, wenn der Eindruck ein ästhetischer bleiben soll. Die von Ihnen gewählte Form der poetischen Erzählung war daher die rechte, ja die einzige; höchstens könnte auch noch die Novelle ihrerseits eine Lösung versuchen. Wenn ich mich nun über die Grundbedingung der Behandlung nicht irre, so haben Sie Ihrem Stoff im Hauptpunkte vollkommen genügt, und das ist Ihnen dadurch gelungen, daß Sie sich im „Banket" zur Herbeiführung der Taufszene ausschließlich der psychologischen, rein menschlichen Motive bedienten und mit großer, künstlerischer Weisheit die streng religiösen, die Ihnen die Entscheidung für eine der beiden Arten des Anthropomorphismus abgedrängt hätten, ausschlossen. Ihr Gedicht ist so wenig jüdisch als christlich, der Leser bleibt frei und braucht keine der fixen Ideen, die den Helden und seine Widersacher bewegen, zu teilen, um es zu genießen, was er z. B. bei der Divina commedia muß, ich möchte es darum an die Spitze aller Ihrer Arbeiten stellen, und gratuliere Ihnen von Herzen zu dieser schönen Objektivität. Bei so vollständiger Übereinstimmung im ganzen und großen widerstrebt es mir, zum Detail hinabzusteigen, weil man hiebei immer Gefahr läuft, individuelle Neigungen und Nötigungen der eigenen Natur mit allgemeinen Forderungen und begründeten Kunstgesetzen zu verwechseln. Doch muß ich es noch für einen äußerst glücklichen Gedanken erklären, daß Sie Ihren Verräter zum Renegaten erhoben haben, der die Tat nicht um Gold und Goldeswert begeht, wie Sie anfangs beabsichtigten, wenn mein

Gedächtnis mich nicht täuscht, sondern weil er es nicht erträgt, daß ein anderer im leichten Spiel gewinnen soll, was ihn die ungeheuersten Opfer gekostet hat. Ob es dagegen nicht besser wäre, wenn der Vater die Rache mit eigener Hand vollzöge und sich des Feuers nur später als eines Deckmantels bediente, gebe ich Ihnen zu erwägen. Der Vers stört mich zuweilen, namentlich durch ein gewisses Ausrutschen in die Kürze oder Abgleiten ins Kurze ohne ersichtlichen Gewinn für den Wohllaut. Dasselbe ist bei einigen Bildern der Fall, z. B. wo Sie den Schläfer mit einer murmelnden Quelle, einem summenden Bienenkorb vergleichen, während ich in der Anfangsstrophe kurz vorher die Schilderung der Uhr mit dem vorspringenden Tod, der die Sense schwingt, höchst vortrefflich finde.

Meine Frau hat Ihr Gedicht mit gleichem Interesse gelesen, wie ich.

Gmunden (ohne Datum).

An Adolf Stern.

Wien, den 25. September 1863.

Lieber Freund!

Sie haben sich gewiß schon selbst gedacht, daß meine Krankheit eine Wahrheit ist, meine Genesung aber eine Fabel. Vor drei Tagen kam ich aus dem zweiten Bade zurück, das mir schon in diesem Sommer verordnet wurde; auf die Soole ließ mein Arzt den Schwefel folgen. Auch spüre ich einige Erleichterung des Zustandes; von einer Hebung des Grundübels ist aber nicht die Rede und an eine Reise im unsichern Herbst darf ich gar nicht mehr denken. Dieser hartnäckige Rheumatismus, der sich in alle Systeme meines Organismus verbissen hat und leider, leider nicht einmal vor dem Winter Abschied nehmen zu wollen scheint, ist die Frucht einer einzigen Erkältung, die ich mir in Wilhelmsthal zuzog. Ich hatte einen großen Spaziergang mit dem Großherzog gemacht, wir kamen erst unmittelbar vor Tafel zu Hause, ich mußte mich, erhitzt wie ich war, sogleich vom Kopf bis zu den Füßen umkleiden und fühlte die Folgen schon während des Speisens. Hätte ich nun bedacht, daß die schönen Jahre vorüber seien, in denen man, wenn man ins Wasser fällt, den eigenen Körper ungestraft als den besten Ofen betrachten darf, um die Kleider daran zu trocknen und in Dresden ein paar Dampfbäder genommen, so wäre gewiß alles gut gegangen.

Ich tat es nicht, ich schleppte mich den ganzen Winter mit Seitenstichen und Rippenschmerzen herum und muß nun büßen. Die Zeit, die seit meinem Geburtstage verstrich, kann ich gar nicht mit zu meinem Leben rechnen und wer weiß, wie lang sie sich noch ausdehnen wird. Vor einer Woche wäre ich noch außerstande gewesen, Ihnen diesen Brief zu schreiben, denn ich gehöre zu den Menschen, die von unten auf am besten geköpft werden können; wer mir die Beine bindet, der kann mir die Gehirnkugel ruhig lassen.

Ich danke Ihnen für Ihre offene Beantwortung meiner offenen Frage und freue mich, daß Sie nur noch für die Anmut und Annehmlichkeit des Lebens, nicht für die Notdurft zu sorgen haben. Wie leid es mir tut, daß ich Ihre liebe Frau nicht sehen soll; das Geld, was ich zu einer erfrischenden und auch aus anderen Gründen notwendigen Reise bestimmt hatte, ist den Ärzten verfallen. Hoffentlich kommen noch wieder bessere Tage für mich und dann will ich's einbringen. Auf Ihre Erzählungen freue ich mich und zur Wiederaufnahme des Gutenberg gratuliere ich, aber wo bleibt Ihre Tragödie? Das Epigramm gegen Geibel habe ich endlich losgelassen, weil die Niederträchtigkeit, womit dieser zarte Backfischlyriker den „Sängerkrieg" gegen mich führt, gar keine Grenzen findet. Geschrieben wurde es vor vier Jahren und befand sich einmal schon für die „Unterhaltungen" in Gutzkows Händen; ich zog es wieder zurück, weil es mir zu grausam schien. Demnächst ersuchte mich der Intendanzrat Schmitt, der jetzige Direktor des Münchner Hoftheaters, ein sehr braver Mann, um Siegfrieds Tod, weil er ihn zur Aufführung bringen wollte. Kaum hört Geibel davon, als er zu Schmitt aufs Bureau kommt und ihm erklärt, er wolle seine Brunhild gespielt sehen und zwar sogleich. Die Brunhild war lange da und es war ihm gar nicht eingefallen, sich um das Theater zu bekümmern; Schmitt war keinen Augenblick im Zweifel, daß er sie bloß mir, wie einen Stein in den Weg warf und gedachte sich keineswegs zu fügen. Aber der Zufall führte mich auf einer Reise nach Paris über München und ich ließ mir mein Mspt. auf der Stelle wieder aushändigen, zeigte Geibel das auch brieflich mit den Worten an, daß ich die Rechte der einheimischen Talente zu ehren pflegte, wenn sie auch an mir nicht geehrt würden. Ich denke das war anständig. Nun kam die Darstellung meiner Trilogie in Weimar, Schöll, früher eher mein Gegner als mein Freund, schrieb eine vortreffliche Kritik darüber für die Augsburger Allgemeine Zeitung, die nach vielen Winkelzügen abgelehnt wurde und der Baron von Cotta entschuldigte sich deshalb, als ich im vorigen Jahre von London kam, mit

der ausdrücklichen Erklärung, daß es nur geschehen sei, um Herrn von Geibel nicht noch mehr zu reizen. — Dies sind lauter Tatsachen, die juristisch bewiesen werden können, viele andere, die ebenso wahr sind, denen die Evidenz für den bürgerlichen Richter aber mangelt, übergehe ich. — — — — — —

Über Strodtmann und seinen Orion denke ich ganz wie Sie; auch deshalb wäre ich gern nach Hamburg gegangen und hätte mit Campe gesprochen. Hauptsächlich hätte es sich freilich um die Gesamtausgabe meiner Schriften gehandelt, wegen deren wir in Unterhandlung stehen. Das Polengedicht hat auch mich erschreckt, obgleich es zu den besten Arbeiten des Verfassers gehört. Dies ist nun einmal sein Pathos. Ich schrieb ihm in meinen Augen sei der Frankfurter Fürstentag das wichtigste Ereignis der deutschen Geschichte seit dem Westfälischen Friedensschluß; was er insofern gewiß ist, als er durch feierliche Sanktion der Nationalbedürfnisse an die Stelle der bis dahin bestandenen durch keine Revolution auszufüllenden Kluft zwischen der Nation und ihren Regierungen eine ganz andere, bei weitem weniger schreckliche Kluft zwischen den Regierungen selbst gesetzt hat. Ob es ihm gefällt, hierüber nachzudenken oder ob er mich ganz einfach in die Liste der Unverbesserlichen einträgt, weiß ich nicht. — —

Haben Sie Wilbrandts „Heinrich von Kleist“ gelesen? Ein vortreffliches Buch, was mich wohl um so tiefer berühren mußte, als ich ganze Stellen verzweiflungsvollsten Inhalts darin finde, wie ich sie selbst, fast mit den nämlichen Worten, aus der Seele ins Tagebuch oder in Briefe hinübertrug. Aber, Gottlob, vor zwanzig Jahren! Auch Schreckliches schlimmerer Art ist mir aufgestoßen; so z. B. der Wunsch Goethe den Lorbeer von der Stirne zu reißen, Goethe! So tief sank ich nie, daß ich mich so weit erhob.

Oppermanns Biographie hat mich gleichfalls innig angesprochen und Ihre Kritik unterschreibe ich von Wort zu Wort.

Dies ist mein erster langer Brief seit Monaten. Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin aufs Herzlichste. Wie immer

Ihr

Fr. Hebbel.

An Edmund Reitlinger.

Verehrtester Herr!

Aus der freien Luft ins Zimmer und aus dem Zimmer nach langem Widerstreben von meiner Seite seit acht Tagen ins

Bett hinein gedrängt, kann ich Ihnen für Ihren mir zugedachten Besuch einstweilen nur herzlich danken und auf Ihren freundlichen Brief nur das Notwendigste erwidern. Durch die beiden Dramen Ihres Freundes*) schreitet ein ernster, mannhaft gewappneter Geist, der die wahre Geschichte auf Kosten der nur zu lange respektierten konventionellen in ihre Rechte einzusetzen sucht, und wenn Herr Doktor Königsberg mir seinen Manlius widmen will, so wird es mir eine Ehre und eine Freude sein. Nur müßte es in einer anderen, möglichst einfachen Form geschehen, denn neben dem Namen Shakespeares kann ich überhaupt keinen zweiten sehen, den meinigen aber, wie ich wohl nicht erst hinzuzufügen brauche, am allerallerwenigsten. Indem ich Ihnen daher die mir gütigst anvertrauten Aushängebogen remittiere, bitte ich Sie, dem Verfasser meinen herzlichsten Dank für die Mitteilung, die mir auf dem Krankenlager doppelt zustatten kam, ausdrücken zu wollen.

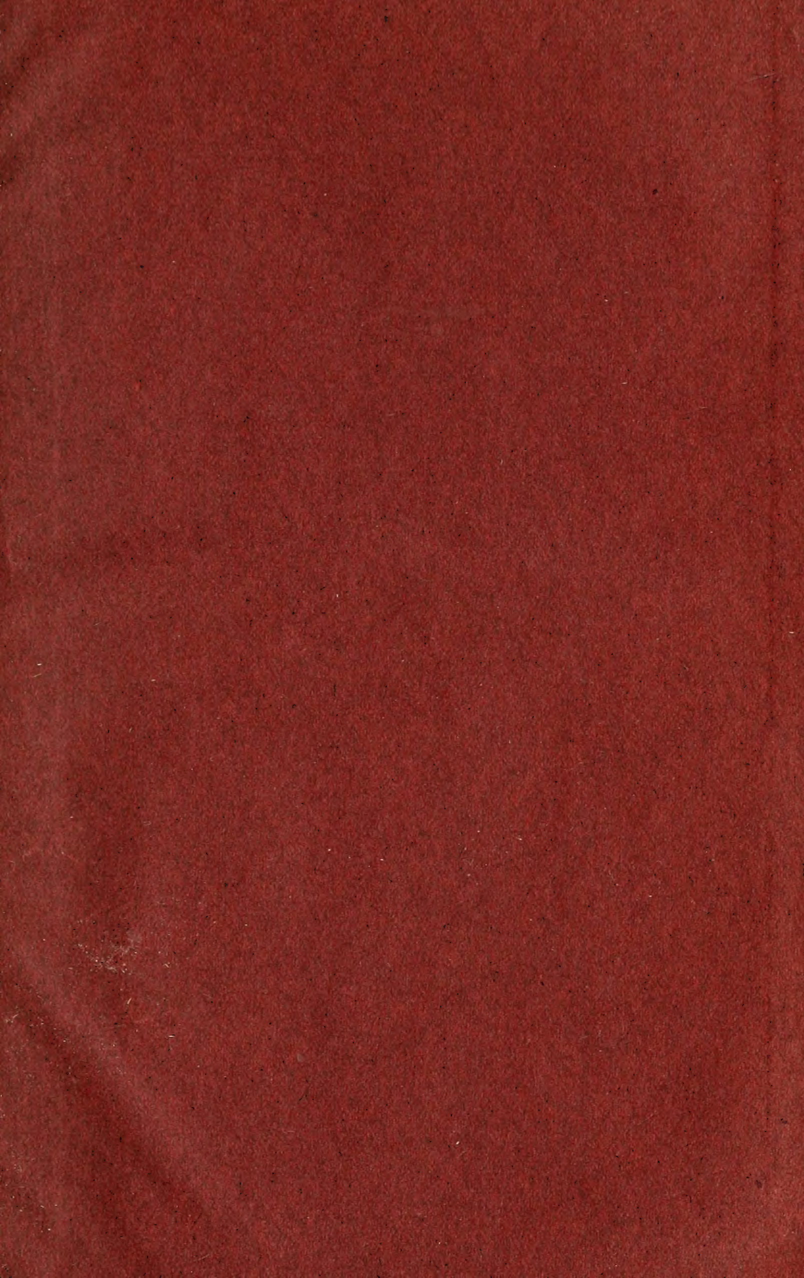
Mit der vollkommensten Hochachtung

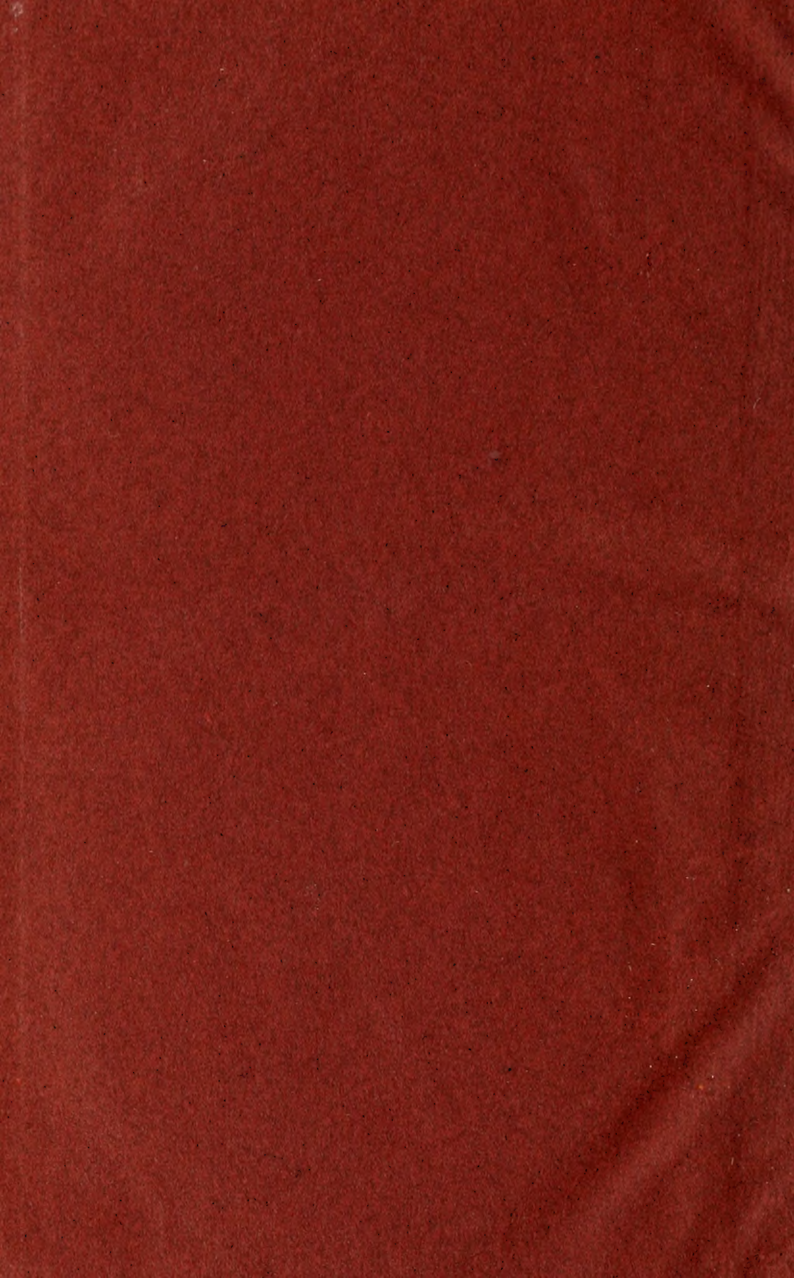
Ihr
aufrichtig ergebener
Wien, den 6. November 1863. Friedrich Hebbel.

*) Deutsche Kämpfe, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Alfred Königsberg. Berlin, Julius Springer 1862 und **Manlius**, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Alfred Königsberg. Ebenda 1863.

[illegible] - 4 Vols. - 10 Marks

[illegible], p. 30





Hebbel, Friedrich
Sämtliche Werke in zwölf Bänden
Bd.10-12

